This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

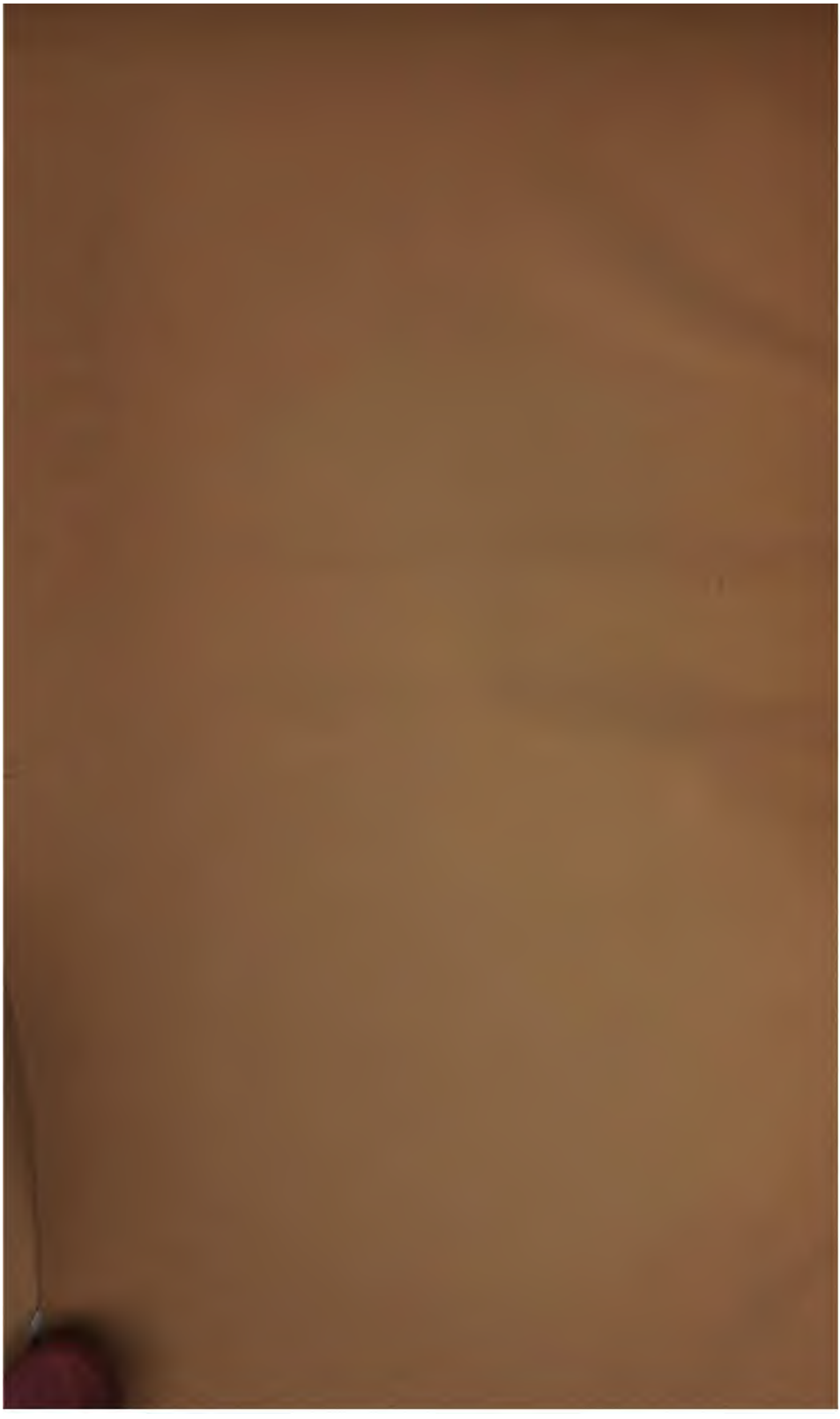
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

BR
301
.L44
V.10



Leben und ausgewählte Schriften

der

Väter und Begründer

der

reformirten Kirche.

Herausgegeben von

Dr. J. W. Baum, Professor in Straßburg, **R. Christoffel**, Pfarrer in Wintersingen, **Dr. K. R. Hagenbach**, Professor in Basel, **Dr. H. Heppe**, Professor in Marburg, **C. Pestalozzi**, Pfarrer in Zürich, **Dr. C. Schmidt**, Professor in Straßburg, **Lic. E. Stähelin**, Pfarrer in Basel, **Lic. K. Sudhoff**, Pfarrer in Frankfurt a. M., u. A.

Eingeleitet von

Dr. K. R. Hagenbach.

X. (2. Supplement-) Theil:

John Knox.

Elberfeld.
Verlag von R. L. Friderichs.
1862.

John Knox,

der Reformator Schottlands.

Von

Friedrich Brandes,
reformirtem Pfarrer zu Göttingen.

Elberfeld.
Verlag von R. L. Friderichs.
1862.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Vorrede.

Der Reformator Schottlands durfte in der Reihe der Väter und Begründer der reformirten Kirche nicht fehlen, und der Herr Verleger hat sich deßhalb gern bereit finden lassen, ein Lebensbild dieses Mannes dem Gesammtwerke noch hinzuzufügen. Möge dasselbe denn eine günstige Aufnahme finden.

Die Schwierigkeiten, ein Leben Knox' zu zeichnen, waren nicht gering, nicht sowohl wegen Mangel an Material und Vorarbeiten, als vielmehr was die Verarbeitung des Materials anbetrifft. Namentlich ist die Darstellung der politischen Verhältnisse Schottlands in jener Zeit schwierig gewesen. Das Leben des Reformators ist so sehr in diese Händel mit verflochten, daß sie mit Nothwendigkeit in die Erzählung hineingezogen werden mußten, und doch war es auch nothwendig, ihnen nicht einen allzubreiten Raum zu verstatten, sondern sie nur so weit zu berühren, als es zum Verständniß für deutsche Leser nothwendig war.

Die gebrauchten Quellen sind, so weit es thunlich schien, unter dem Texte angegeben. Es sei nur bemerkt, daß der Verf. neben dem Werke von Mignet auch die im 29. Bande von Meyers Geschichtsbibliothek enthaltene Uebersetzung desselben mit angeführt hat.

Möge das Buch dazu mithelfen, der reformirten Kirche ihre große Vergangenheit vor Augen zu stellen zur Kräftigung für die Zukunft.

Br.

373431

Inhaltsverzeichniß.

		Seite
1. Kapitel.	Schottland vor der Reformation	1
2. =	Die ersten reformatorischen Bewegungen in Schottland	14
3. =	Johann Knox' Jugendjahre	27
4. =	Georg Wishart	35
5. =	Knox in St. Andrews	49
6. =	Knox auf den Galeeren	64
7. =	Knox in England	74
8. =	Die blutige Maria	90
9. =	Knox' erster Aufenthalt auf dem Festlande	104
10. =	Fortgang der Reformation in Schottland	115
11. =	Knox in Genf	132
12. =	Ereignisse in Schottland während Knox' Abwesenheit	148
13. =	Knox' Rückkehr nach Schottland	166
14. =	Erste Erfolge der Evangelischen	178
15. =	Knox als Diplomat	197
16. =	Absetzung und Tod der Regentin	215
17. =	Sieg der Reformation	236
18. =	Erste General-Versammlung	256
19. =	Maria's erster Zusammenstoß mit Knox	272
20. =	Weitere Kämpfe mit dem Hofe und mit den Römischen	295
21. =	Das Parlament vom Jahre 1563	320
22. =	Knox angeklagt	330
23. =	Neue Versuche gegen den Reformator	339
24. =	König Darnley	357
25. =	David Riccio	373
26. =	Entthronung Maria's	387
27. =	Murray als Regent	404
28. =	Neue Verwirrungen	419
29. =	Die Tulchan-Bischöfe	429
30. =	Die letzten Tage in Edinburg	440
31. =	Des Reformators Tod	447
32. =	Des Reformators Charakter	459
	Anhang.	
I.	Das Glaubensbekenntniß der schottischen Kirche	476
II.	Knox an seine geliebten Brüder, das Volk von Schottland	493

Erstes Kapitel.

Schottland vor der Reformation.

Die Kunde von der auf dem Festlande begonnenen Kirchenverbesserung, namentlich von dem kühnen Auftreten Luthers gegen die Mißbräuche und Verirrungen der Papstkirche, scheint schon frühzeitig auch nach Schottland gedrungen zu sein. Denn schon im Sommer des Jahres 1525 sah sich das Parlament von Edinburg, in welchem damals die hohe römische Geistlichkeit den größten Einfluß hatte, veranlaßt, einen strengen Befehl gegen die sogenannte lutherische Ketzerei[1]) zu erlassen und überhaupt das Reden von ihr zu verbieten[2]) — nur den Geistlichen sollte gestattet sein, davon zu sprechen, sobald sie es thäten der Widerlegung halber. Es ist diese schnelle Verbreitung der reformatorischen Bewegung bis in den nördlichen Theil der britischen Insel hinauf doch auch keineswegs zu verwundern. Aller Herzen in Deutschland waren ja von diesem Ereignisse voll, das für alle kommenden Zeiten von der höchsten Bedeutung sein sollte, und — Schottland stand durch seinen Handelsverkehr mit den Seestädten unseres Vaterlandes schon damals in fortwährender, unmittelbarer Verbindung. So waren durch Seefahrer und Kaufleute sowohl Nachrichten von dem, was da im Herzen von Deutschland geschah, als auch namentlich mancherlei Schriften Luthers und seiner

1) Es würde natürlich eine Thorheit sein, wollten wir annehmen, weil der Name Luthers in den ersten Zeiten in Schottland genannt wird, so habe die dortige Reformation auch Anfangs einen specifisch lutherischen Charakter gehabt. Das specifische Lutherthum schied sich ja selbst erst viel später von der allgemeinen evangelisch-reformirten Kirche ab. Vgl. unter Anderem Heppe's Schrift über den Namen der reformirten Kirche. Dasselbe ist auch gegen Polenz zu sagen, der in seiner Geschichte des französischen Calvinismus Bd. I. der reformirten Kirche Frankreichs in ihren Anfängen einen specifisch lutherischen Charakter vindicirt. Luther galt damals lediglich als Repräsentant evangelischer Richtungen, und der Name „Lutherien" ist gleichbedeutend mit „evangelisch."

2) Parlamentsakte vom 17. Juli 1525. Vgl. M'Crie, life of J. Knox, I, pag. 37.

Freunde nach Schottland gekommen, weßhalb denn auch der eben erwähnte Parlamentsbeschluß vor Allem das Einbringen solcher Bücher verboten hat[1]).

Auch ist es ebenfalls leicht erklärlich, daß solche Nachrichten nach Schottland nicht kommen konnten, ohne auch sofort die Gemüther zu ergreifen und eine ähnliche Bewegung gegen die dortige Geistlichkeit zu erregen, da ja der kirchlichen Mißbräuche und Verkehrtheiten in jenem Lande nicht weniger waren, als anderwärts. Ueberhaupt war Schottland in mehr als einer Weise darauf vorbereitet, das römische Joch abzuschütteln, und sowohl die politischen Verhältnisse des Volkes trieben dazu an, als auch ein längst schon erwachtes Bedürfniß nach einer reineren Verkündigung des Evangeliums, als wie dieselbe von der damaligen Geistlichkeit geboten wurde. Der Same des durch die Reformation wieder auf den Leuchter gestellten göttlichen Wortes fiel auch in Schottland auf einen längst zubereiteten Boden, und es konnte deßhalb nicht fehlen, daß er auch aufging und Früchte trug, wenn auch die Schotten, wie kaum ein anderes Volk, darum haben leiden und kämpfen müssen[2]). Zunächst die politischen Verhältnisse Schottlands waren in der That eigenthümlicher Art und recht geeignet, eine Veränderung in den kirchlichen Dingen erwünscht erscheinen zu lassen, wenn damit auch keineswegs gesagt werden soll, daß, wie es die Römischen freilich stets behauptet haben, diese Triebfedern die einzigen oder auch nur die hauptsächlichsten gewesen seien. Schottland nämlich stand damals zwar unter einem Könige, der als das Oberhaupt des ganzen Staatswesens galt, aber gleichwohl war die Gewalt dieses Königs doch eine im höchsten Grade beschränkte[3]). Die eigentliche Macht besaß nicht er, sondern vielmehr die großen Barone des Reiches, die als die Landesherren über weite Territorien zu gebieten hatten, und auf deren guten Willen es daher ankam, ob sie dem Könige Hilfe leisten und sich seinen Befehlen unterwerfen wollten. In Zeiten des Kriegs waren sie es, die das Heer aus den ihnen unterthänigen Leuten zu gestellen hatten, oft genug kam es daher vor, daß sie den Kriegsdienst verweigerten, und die Angelegenheiten des Friedens hingen auch von ihren Beschlüssen im Parlamente ab, sodaß dem Könige oft nichts Anderes übrig blieb, als der Name und höchstens der Glanz, den dieser Name verleiht. Zwar hatten die Könige, und namentlich die aus dem Hause der Stuarts, welche damals

1) Es heißt dort ausdrücklich: „na maner of persoun, Strangear; that happinis to arrive with thare schip within ony part of this realme, bring with thame ony bukis or workis of the said Luther, his discipulis or servandis, disputis or rehersis his hereseis etc., underthe pane of escheting of thare schipis or guidis, and putting of thaire personis in presoun.“ (cf. l. c.)

2) Nicht weniger, als fast 200 Jahre lang (1525 — 1689), und oft auf das Allerheftigste.

3) Vgl. Rudloff, Gesch. der Reformation in Schottland, I, 25 ff.

den Thron inne hatten, wiederholt versucht, ob ihnen nicht auch gelingen wollte, was die Monarchen von England und Frankreich allmälig durchgesetzt hatten, nämlich die Selbstständigkeit der Barone unter den einen Willen des Staatsoberhauptes zu beugen; aber das war in diesem Lande vergeblich gewesen. Sie hatten Nichts davon gehabt, als lange und blutige Kriege mit den Großen ihres Reiches, in denen sie meistens die Unterliegenden waren, und ihr Streben nach Alleinherrschaft wohl gar mit dem Leben bezahlen mußten [1]). Die Barone, welche oft über viel größere Bezirke zu gebieten hatten, als diejenigen, welche den Inhabern der Krone unmittelbar unterworfen waren, waren den Königen mit einem Worte zu mächtig und zeigten sich auch stets so eifersüchtig auf ihre Unabhängigkeit, daß sie Alles thaten, um die Macht des Reichsoberhauptes in jeder Weise zu beschränken und zu brechen. Die Könige waren ja selbst vor dem Nichts, als Barone gewesen, welche dann, durch diesen oder jenen Umstand begünstigt, sich zu Oberherren gemacht hatten — die Stuarts durch eine Heirath mit der Enkelin des Robert Bruce — was Wunder, daß die Barone sie immer nur noch als Ihresgleichen betrachteten und sich weigerten, denen zu dienen, die vordem nichts mehr gewesen waren, als sie selbst? So zeigt uns die ganze Geschichte Schottlands, welche der Reformationszeit vorherging, denn auch immerfort diesen Widerstreit zwischen dem Königthum und der Baronie, der bald im Parlamente, bald aber auch auf dem Schlachtfelde ausgefochten wurde.

In solcher Lage war es nun aber natürlich, daß die Könige sich nach Bundesgenossen umsahen, welche im Stande waren, sie den Baronen gegenüber zu unterstützen. Sie selbst und besonders die Könige aus dem Hause der Stuarts hatten verhältnißmäßig nur über eine geringe Hausmacht zu gebieten, welche noch dazu durch die stets zu führenden Kriege gar bedeutend vermindert und mit Schulden belastet war, sodaß sie in der That oft dem einzelnen Barone nicht die Spitze zu bieten vermochten. Daher wandten sie ihre Gunst denn der hohen Geistlichkeit zu und suchten diese an das Interesse der Krone zu fesseln. Durch alle ihnen zu Gebote stehenden Mittel förderten die Könige den Glanz, das Ansehn und den Einfluß der Prälaten auf die Staatsangelegenheiten, durch Schenkungen und Vorrechte, die sie den Geistlichen ertheilten, machten sie dieselben reich, während sie selbst dann freilich nur ärmer dadurch wurden, und ebenso wußten sie die Prälaten in das Par-

1) Fast sämmtliche Könige aus dem Hause Stuart starben eines gewaltsamen Todes: Jakob I. wurde zu Perth von seinen Baronen getödtet (1437), Jakob II. verlor vor Roxburgh das Leben, durch das Zerspringen einer Kanone erschlagen, im Kampfe mit seinen Baronen (1460), Jakob III. kam durch die Hand der Barone um, als er aus der Schlacht bei Sanchie floh (1488), und Jakob IV. fiel bei Flodden gegen die Engländer (1513), diesmal freilich von den Baronen unterstützt. Mignet, hist. de Mar. Stuart, I, 7 ff.

lament und in die übrigen hohen Staatsbehörden zu bringen, wie sie denn namentlich auch das Amt des Reichskanzlers, des obersten Staatsbeamten, am liebsten in die Hände eines Erzbischofs zu legen suchten[1]). So geschah es denn, daß die Prälaten immer mehr an Reichthum zunahmen und daß sie am Ende ihre Hand nicht blos in allen weltlichen Händeln des Volkes hatten, sondern sogar diejenigen waren, deren Einfluß auch den der Barone weit übertraf. Sie aber standen nun auch auf Seiten der Könige den Baronen gegenüber, und für den Augenblick hatten die Könige also bei der großen Gunst, die sie den Geistlichen erwiesen, ihre Rechnung gefunden.

Doch mußte auf diese Weise nun auch ein Gegenstreit zwischen Baronie und Prälatenthum entstehen, der nicht nur diesem, sondern auch der Krone selbst unter Umständen gefährlich werden konnte. Die Barone sahen sich von den Geistlichen in Allem überflügelt. Während sie selbst durch die fortwährenden Kriege, die sie theils mit den Königen, theils auch unter sich führten, doch auch ärmer geworden waren, sahen sie die Besitzthümer des hohen Klerus im Laufe der Zeiten immermehr herangewachsen, so daß wenigstens die Hälfte des gesammten Nationalvermögens zuletzt in den Händen der Kirche war[2]), und während sie selbst auch alle Mühe hatten, um das Umsichgreifen der königlichen Macht zu verhindern, mußten sie sehen, wie die Geschäfte des Staates und damit auch die eigentliche Macht den Priestern zufielen, die am Ende gar Miene machten, sie selbst, wie die Könige, zu beherrschen. Dazu kam dann eben das offenkundige Bündniß zwischen Krone und Geistlichkeit, sowie auch, daß die Prälaten auf alle Weise die Barone fühlen ließen, welchen Vorrang sie vor denselben gewonnen hätten. Nicht nur in der Pracht und Ueppigkeit des Lebens thaten sie es ihnen zuvor, auch mit einem Hochmuthe, den sie kaum zu verhüllen für nöthig fanden, betrugen sie sich als die Herren des Landes den Baronen gegenüber. Die Priester waren reich und mächtig geworden, und wie es in solchem Falle immer geschieht, wo nicht der Herr ist und zur Demuth beugt, so zeigten sie sich auch trotzigen Herzens und hochmüthigen Sinnes bei jeder Gelegenheit. Da fehlte es denn auch nicht an Neid und Mißgunst, sowie auch an tiefer Erbitterung gegen die Vertreter der römischen Kirche auf der andern Seite. Waren die Barone auch unter sich uneinig genug, um gegen die in der festen Einheit des kirchlichen Wesens ihnen gegenüberstehende Geistlichkeit Nichts ausrichten zu können, und sorgten die Prälaten durch mancherlei Mittel auch selbst dafür, daß ein ihnen heilsam dünkender Zwiespalt unter den weltlichen Großen erhalten blieb, ein geheimer Groll nagte doch an den Herzen des Adels gegen diejenigen, welche ihnen in allen weltlichen Dingen so weit zuvor gekommen waren und eine Macht ausübten, auf welche sie selbst Anspruch

1) Vgl. Robertson, hist. of Scotland, I, 123.
2) M'Crie, life of J. Knox, I, 15.

erhoben. Daß die Barone deßhalb ſchon aus politiſchen Gründen der Reformation günſtig ſein mußten, liegt auf der Hand.

Aber es kamen nun auch noch andre Gründe hinzu, und der politiſche Beweggrund war noch nicht einmal der hauptſächlichſte. Am meiſten zu dem innerlichen Widerſtreben gegen die römiſche Prieſterſchaft, wie es in Adel und Volk ſich bald nach dem Empfange jener Nachrichten von den Thaten Luthers kund gab, trug ohne Zweifel die innerliche Verſunkenheit und das ganze ungeiſtliche Weſen derer ſelbſt bei, die ſich Geiſtliche nannten. Stand es in dieſer Beziehung überall um die Vertreter und Diener der Kirche ſchlimm, ſo in Schottland nicht weniger, ja, hier vielleicht noch viel ſchlimmer, als irgendwo. Ein Zeitgenoſſe rühmt der ſchottiſchen Geiſtlichkeit mancherlei Kenntniſſe und Geſchicklichkeiten nach[1]), doch bezogen ſich dieſe eben nur auf die weltlichen Dinge, mit denen ſie ſich meiſtens befaßten. Klugheit und Gewandtheit in der Behandlung der Staatsgeſchäfte fehlten ihnen allerdings nicht, und weil ſie es gerade darin dem in ſeinen fortwährenden Kriegen roh gebliebenen oder verwilderten Adel zuvor thaten, deßhalb konnte es ihnen auch nur gelingen, dieſem das Heft aus den Händen zu winden und ſich in der hohen Stellung zu erhalten, die ſie den Baronen gegenüber einnahmen, deßhalb waren alle Anſtrengungen der Barone in den Parlamenten, wo es denn doch auf das kluge Wort mehr, als auf das tapfere Schwert ankam, vergeblich, die Prieſter um ihren Einfluß zu bringen, und deßhalb waren ſie, wie man doch auch ſagen muß, den Königen als Berather und Helfer in gewiſſem Sinne unentbehrlich. Aber auf dieſe Dinge beſchränkte ſich denn auch ihr Wiſſen und Können, wie alle ihre Gedanken von denſelben in Anſpruch genommen wurden — ihr Leben überhaupt ging auf in Staatsgeſchäften und Staatsintriguen, wobei ſie ſich ſelten ſcheuten, ſowohl unehrenhafte Liſt, als auch grauſame Gewaltthat anzuwenden, ſobald es ein Erreichen ihres Vortheils galt — dagegen mit alle dem, was ihr eigentliches Geſchäft und ihre ganze Sorge hätte ſein ſollen, mit der geiſtlichen Pflege der ihnen anvertrauten Kirche ſtand es eben ſo kläglich, wie mit ihrem eigenen chriſtlichen oder vielmehr unchriſtlichen Leben und ſelbſt mit ihrer Kenntniß des Chriſtenthums. Sie waren eben Weltleute geworden und ſie dienten nun auch dem Herrn, dem ſie ſich ergeben hatten, dem, den der Apoſtel den Fürſten dieſer Welt nennt und von welchem er ſagt, daß er in der Finſterniß dieſer Welt ſein Weſen treibe. „Habſucht, Ehrgeiz und Liebe zu weltlicher Pracht," ſagt ein Geſchichtſchreiber über dieſe Zeit[2]), „herrſchten unter den höheren Klaſſen der Geiſtlichkeit, Biſchöfe und Aebte wetteiferten mit dem erſten Adel in Pracht und übertrafen ihn an allerlei

1) Ralph Sadler, State Papers I, 47 f. nennt die Prälaten the only men of learning about the court of James V.

2) M'Crie, I, 15 f.

weltlichen Ehren. Sie waren Geheimräthe, Mitglieder des obersten Gerichtshofes und des Parlamentes, und hatten längst die höchsten Staatsämter in Beschlag genommen. Ein erledigter Bischofssitz oder eine vakante Abtei rief die mächtigsten Bewerber herbei, welche darum stritten, wie um ein Fürstenthum oder ein Königreich, und nicht selten wurden dabei die Schwerter angewandt[1]). Dagegen wurden unbedeutendere Pfründen offen verkauft oder an die unwissenden und unwürdigen Creaturen der Hofleute, an Würfelspieler, fahrende Sänger und an die unehelichen Söhne der Bischöfe vergeben." In der That, ein entsetzliches Bild von einer Geistlichkeit, die sich eine Stellvertreterin Jesu Christi nannte, desjenigen, dessen Reich nicht von dieser Welt ist.

Von wirklicher Sorge für das Seelenheil der ihnen anvertrauten Gemeinden, von Predigt der Buße und des Glaubens war bei diesen Leuten nicht mehr die Rede. Was sie trieben, war Aberglaube und religiöse Betrügerei mit wunderthätigen Heiligenbildern und dergl., meistens in der allergrassesten Gestalt, und dadurch suchten sie dem unwissenden Volke, das noch für solche Dinge empfänglich war, das Geld aus der Tasche zu locken, um sich dadurch zu bereichern. Von einer ordentlichen Predigt des Gotteswortes war kaum eine Spur, und daß ein Bischof jemals die Kanzel bestiegen habe, war etwas so Seltenes, daß der oben erwähnte Geschichtsschreiber versichern kann, er habe in der Geschichte Schottlands seit Errichtung der ordentlichen Bischofssitze bis zur Zeit der Reformation keinen solchen Fall erwähnt gefunden[2]). Die ganze ordentliche Geistlichkeit war des Predigens durchaus ungewohnt geworden, und nur „verlogene Mönche" gaben sich noch damit ab, in der einzigen Absicht, Geld damit zu verdienen, ja, es war etwas ganz Gewöhnliches, daß Kirchspiele ein oder mehre Menschenalter hindurch ganz ohne Geistliche blieben, weil die Bischöfe es vorzogen, die Einkünfte der Pfarren für sich zu behalten.

Und was hätten sie Alle dem Volke auch verkündigen sollen? Nach einer Kenntniß des Evangeliums suchte man bei ihnen vergebens, und so gewandt und erfahren sie waren in Allem, was den Staat anbetraf, eben so unwissend waren sie in den Sachen des Glaubens. Selbst Bischöfe schämten sich nicht, zu bekennen, daß sie von dem Glaubensbekenntniß Nichts wüßten, und noch viel weniger Etwas von der heiligen Schrift gelesen hätten, mit Ausnahme dessen, was davon in ihren Meßbüchern stände, ja, es ging so weit mit der Unwissenheit der Geistlichen, in den gewöhnlichsten, den christ-

1) Während der Minderjährigkeit Jakobs V. wurde Gawin Douglas zum Erzbischof von St. Andrews ernannt, aber Joh. Hepburn bemächtigte sich des erzbischöflichen Stuhles mit Gewalt. Später belagerte Douglas die Kathedrale von Dunkeld und nahm sie mit Sturm ein. Buchanan, hist., XIII, 44.

2) M'Crie, I, 16.

lichen Glauben betreffenden Dingen, daß einst eine Anzahl von Ordensbrüdern, als von dem Neuen Testamente die Rede war, erklärten: „sie wollten kein neues, sie wollten lieber beim alten bleiben!“ Da kann man sich denn nicht wundern, wenn vom Christenthum kaum Etwas mehr, als der bloße Name übrig geblieben war. Ach! anstatt Gott den Herrn anzubeten, wurde das arme nnd unwissende Volk gelehrt, zu einer Anzahl von sogenannten Heiligen seine Zuflucht zu nehmen, und statt das „einen Mittlers zwischen Gott und den Menschen“ wies man es auf eine große Menge von Mittelspersonen hin, die ja doch alle für sich selbst noch der Vergebung bedurft hatten. Da war Heiligendienst und Mariendienst, aber kein Christenthum mehr. Und die Messe wurde benutzt als eine gute Einnahmequelle für die Geistlichkeit, wie denn auch die Absolutionen, Ablässe u. dergl. in reichlichstem und einträglichstem Maße im Schwange gingen. Statt aber zu einem rechtschaffenen Lebenswandel anzuleiten, lehrte man das Volk, es sei hinreichend, seine Ave's und Credo's zu singen, Messen zu bezahlen, Ohrenbeichte zu thun, Wallfahrten zu machen, am Freitage kein Fleisch zu essen, oder auch mit Kasteiungen seinen Leib zu quälen, ja, wer seine Zehnten und Abgaben an die Priester pünktlich zahlte, wer womöglich Kirchen und Kapellen und Altäre baute und die Priester bedachte, der, verkündigte man, dürfe seiner Seligkeit hinreichend gewiß sein. Legenden der Heiligen und Ordensstifter, ihre wunderbare Heiligkeit, ihre vollbrachten Wunder und Thaten, ihre Kämpfe mit dem Teufel, ihr Wachen, Fasten und Kasteien, ferner die Wirkungen des Weihwassers, des Chrisams, des Kreuzschlagens und Beschwörens, die Schrecken des Fegfeuers, nebst den zahllosen Erlösungen aus demselben durch die Fürbitten der Heiligen — das waren die Dinge, welche die predigenden Mönche vorzutragen pflegten, vermischt mit Possen, Witzen und selbst unflätigen Redensarten[1]). Fürwahr, ein beklagenswerthes Volk, das solche Hirten hatte!

Dazu kam dann das ärgerlichste Leben der Geistlichen selbst; Reichthum ohne Glauben, verbunden sogar noch mit der ärgsten Unwissenheit in religiösen Dingen, mußte ja der faule Baum sein, der auch nur faule Früchte bringen konnte. Ueppigkeit in jeder Weise war unter den Prälaten eingerissen, und mit der Prachtliebe und Schlemmerei wetteiferte die Unzucht[2]). Die Bischöfe gingen darin voran, und es war nicht zu verwundern, wenn auch die untere Geistlichkeit diesem Beispiele folgte. Oeffentlich traten sie mit ihren Dirnen auf, und wenn in andern Ländern wohl auch dergleichen vorkam, so hielt man es doch verborgen, hier aber war alle Scham verschwun-

1) Vgl. Knox, history of the reformation of religion in Scotl., ed. 1732, pag. 14 — 16.

2) Das Concubinat war die Regel und wurde kaum verheimlicht. Erzbischof Beaton verheirathete nicht blos seine Tochter mit dem Grafen Crawford, sondern gab ihr auch im Ehekontrakt seinen Namen. Robertson, I, 126.

den. Ihren natürlichen Söhnen gaben die Bischöfe Pfründen, und ihre Töchter verheiratheten sie mit den Söhnen des Adels und Bürgerstandes, diese anlockend mit der reichlichen Aussteuer, welche sie gaben. Mußte ein solcher Zustand nicht Entrüstung bei allen Besseren hervorrufen, und hatten die Barone nicht Recht, wenn sie solchen Menschen die Güter und Ehren nicht gönnten, die sie doch nur besaßen im Namen einer Religion, welche sie selbst mit Füßen traten und an den Pranger stellten?

Hatte nicht blos der Adel, sondern auch das ganze Land doch schwer genug an dieser Last zu tragen! Nicht blos, daß ein ganz bedeutender Theil des Grundbesitzes in den Händen der Geistlichkeit war, und Zehnten und Abgaben in Menge an sie entrichtet werden mußten, ihr hauptsächlichstes Bestreben ging auch dahin, diesen ihren Besitz noch auf allerlei Art und Weise zu vermehren. Das Einzige, wodurch diese Priester sich ein Ansehen zu geben und zu bewahren vermochten, war ja der Reichthum: so wandten sie denn auch alle Mittel an, um sich neue Güter zuzuwenden. „Die Lager der Sterbenden wurden durch die habsüchtigen Priester umringt und ihre letzten Augenblicke beunruhigt, nur zu dem Zwecke, um ihnen Schenkungen für Kirche und Geistlichkeit abzupressen. Nicht zufrieden mit den bedeutenden Abgaben, die sie von den Lebenden bezogen, setzten sie auch noch die Todten in Contribution. Kaum hatte ein armer Landmann seinen letzten Athem ausgehaucht, so erschien auch schon der räuberische Pfarrer und verlangte seine Gebühr, welche er so oft begehrte, so oft der Tod in einem Hause einkehrte. Kirchliche Bannflüche wurden gegen diejenigen geschleudert, welche mit ihren Zehnten im Rückstande blieben, und um ein Paar Groschen willen wurden die Leute bei der geringfügigsten Veranlassung an den Pranger gestellt“[1]). Dazu kam denn noch diese Menge von Mönchs- und Nonnenklöstern, in denen die Trägheit von dem Schweiße des Volkes lebte und deren Bewohner bettelnd und Almosen fordernd durch das Land zogen[2]), dazu kamen endlich noch die bedeutenden Summen, welche jährlich nach Rom gingen und für die das Volk Nichts zurück bekam, als „hölzerne Bilder, alte Heiligenknochen und andere kostbare Dinge des geheiligten Betruges.“

Und mit welcher Strenge suchten die Priester auch Alles abzuwehren, was ihrem Ansehen hätte schädlich werden können! Ihr eigenes böses Ge-

1) M'Crie, I, 23. Vgl. Knox, hist., 14.

2) M'Crie, I, 18 zählt folgende Arten von Mönchen und Nonnen auf: „Friars, white, black, and grey, canons regular, and of St. Anthony, Carmelites, Carthusians, Cordeliers, Dominicans, Franciscans, Conventuales and Observantines, Jacobines, Praemonstratensians, monks of Tyrone, and of Vallis Caulium, Hospitellers, or Holy Knights of St. John of Jerusalem; nuns of St. Austin, St. Clare, St. Scholastica, and St. Catharine of Sienna, with canonesses of various clans.“

wissen mochte ihnen ja sagen, daß es um sie geschehen sei, sobald das Volk zur Einsicht käme, was eigentlich unter ihren schimmernden Gewändern verborgen sei. Jedes freie Denken suchten sie deßhalb mit Gewalt zu unterdrücken, und wo nur ein Anzeichen kund that, daß Jemand sie durchschaut, wo nur ein Verlangen nach Besserem sich regte, da waren sie sofort auch mit den blutigsten Maßregeln bei der Hand. Ihre eigenen Schulen, die sie zu St. Andrews, Glasgow und an anderen Orten errichtet hatten, waren in einem Zustande, daß kein Lichtstrahl der Wahrheit von da ausgehen konnte — was man dort trieb, war jene mittelalterliche Mönchsgelehrsamkeit, Scholastik genannt, die nur darauf ausging, die Mißbräuche der Kirche als göttliche Gebote zu rechtfertigen, aber vom Worte Gottes hörte man auch dort Nichts, selbst die Sprache, in der das neue Testament geschrieben ist, wurde von Keinem verstanden — und eben so suchte man das ganze Volk in Unwissenheit und Verblendung zu erhalten. Jeder Weg, auf dem die Erkenntniß hätte eindringen können, ward sorgfältig bewacht, und Wissenschaft galt als Ketzerei. Es war keine Marter so grausam, die man nicht denen bereitete, welche dennoch es wagten, ihr Mißfallen mit der herrschenden Versunkenheit an den Tag zu legen, und nur die Flucht konnte Solche vor Kerker und Scheiterhaufen bewahren. Und alle diese Schändlichkeiten wagten diese Priester im Namen Jesu Christi und seiner Kirche auszuüben. Die Schotten hätten müssen nicht Menschen sein, wenn sie solche Zustände auf die Dauer hätten ertragen wollen!

Auch war längst mancherlei Widerstreben gegen das priesterliche Unwesen im Volke lebendig geworden und mancherlei Verlangen nach einer gereinigteren Kirche. Nicht zwar, daß die Barone darauf hinaus gegangen wären. Die hatten zu viel mit ihren Fehden zu thun, als daß sie um das Evangelium und um die von den Priestern vergrabenen Schätze sich hätten bekümmern mögen. Aber im Volke selbst traten solche Regungen hervor, zum Theil vielleicht noch herstammend von der alten Sekte der Culdeer, welche ein freieres Christenthum gehabt hatten und bei der Einführung der römischen Kirche in Schottland unterdrückt worden waren, zum Theil aber auch veranlaßt durch Schüler Wickliffe's, die die Lehren ihres Meisters auch in Schottland verbreiteten.

Die Culdeer, ein Name, der erst während der römischen Zeit aufkam und vermuthlich so viel, wie „Gottesverehrer" bedeutet (colidei)[1]), waren ursprünglich nicht etwa eine besondere Sekte in der schottischen Kirche, wie man wohl früher gemeint hat, sondern vielmehr Niemand anders, als die altschottische Geistlichkeit selbst, bevor das Kirchenwesen des Landes dem sogenannten Stuhle Petri unterworfen wurde. Denn dieß geschah erst in

1) Vgl. den Artikel in Herzog's Real-Encyklopädie, Bd. III.; auch Rudloff, I, 21 f. Cook, hist. of the Reform in Sc., I, 2 ff.

bedeutend ſpäter Zeit, im zwölften Jahrhundert, und vorher war die Kirche von Schottland weder dem römiſchen Stuhle unterworfen, noch auch von den Irrthümern und Mißbräuchen deſſelben verdorben geweſen. Das kann freilich nicht mehr ausgemacht werden, wann die erſten Samenkörner des Evangeliums unter den alten Pikten und Skoten ausgeſtreut worden ſind, und wenn ältere Schriftſteller behaupten, es ſeien ſchon unmittelbare Schüler der Apoſtel nach Schottland gekommen, welche dort die erſten Grundlagen der Kirche gelegt hätten [1]), ſo iſt das wohl unter allen Umſtänden als eine Uebertreibung zu betrachten. Aber das dürfte doch als feſtſtehend angenommen werden, daß das Chriſtenthum ſchon frühzeitig in dieſem Lande verbreitet worden iſt und zwar nicht von Rom, ſondern im Gegentheil von Aſien aus, wie denn ja überhaupt die britiſchen Inſeln ſchon eine chriſtliche Bildung zeigen [2]), noch ehe Rom vermochte, ſeine Schlingen auch ihnen um den Nacken zu legen. Da gab es denn keine Biſchöfe und Prälaten in Schottland, die ſelbſt vom Glauben Nichts wiſſend, ſich doch als die Herren des Glaubens betrugen, und da gab es eben ſo wenig dies Heer von äußerlichen Gebräuchen, unter denen das innerliche Leben im Geiſt und in der Wahrheit des Herrn erſtickt worden wäre, ſondern Alles war mehr einfach und innerlich, mehr dem Charakter der alten apoſtoliſchen Kirche gemäß, und wenn es auch wohl ſein mag, daß, wie überhaupt bei Menſchen, auch damals nicht Alles ganz rein und ungetrübt bei den Schotten war, ſo war es doch immer das Licht des Evangeliums, das damals dort auf dem Leuchter ſtand. Einfacher chriſtlicher Glaube, einfache Gottesdienſte und eben ſo einfache Sitten mögen damals den Charakter der ſchottiſchen Kirche gebildet haben, und daß von jener verkehrten Heiligkeit der Römlinge, die dann immer wieder ſo ſtark in das Fleiſch umſchlug, dort noch nicht die Rede war, das ſehen wir ſchon aus dem Umſtande, daß die Geiſtlichen damals noch nicht gezwungen wurden, dem ehelichen Leben zu entſagen [3]).

---

1) Buchanan, in der Preface zu Knox' hist., pag. 1: In few Years after the Ascension of our Saviour Jesus Christ, the Apostles and Disciples being constrained to leave Jerusalem and Judea, by Reason of the Persecutions raised against them by the Jews, according to the Dispensation of the All wise God, went up and down the World, and speaking to every People in their own Language, declared unto them the glad Tydings of Salvation in Christ Jesus. Those who came into our Northern Parts, to wit, into Scotland, and first made known unto our Fathers the Mysteries of Heaven, were of the disciples of John the Apostle." Vgl. Lingard, hist. of Engl., I, 64 ff.

2) Tertullian, adr. Jud. 7 ſagt freilich, daß zu ſeiner Zeit das Chriſtenthum bereits über die Grenzen der römiſchen Herrſchaft in Britannien hinaus vorgedrungen ſei.

3) Auch in andern Gebräuchen, namentlich auch in der Feier des Oſterfeſtes war die ſchottiſche Kirche urſprünglich von der römiſchen verſchieden.

Aber Rom konnte nun einmal nicht ruhen, bis die Welt ihm als kirchlichem Oberhaupte unterworfen und in die Zwangsjacke seiner gleichförmigen Gebräuche gepreßt wäre, und anstatt, wie der Apostel, sich darüber zu freuen, wenn nur Christus verkündigt würde, es sei nach seiner oder nach einer andern Weise, genug, wenn es nur wirklich der Herr sei, dem man diente, zeigte es sich als den falschen Nachfolger der Apostel auch darin, daß ihm alles Christenthum ein Dorn im Auge war, welches nicht in seinen Regeln einherginge und seinen Befehlen gehorchte. Ueber alle Länder der Christenheit suchte es deßhalb die Netze seiner Herrschaft zu ziehen, und ließ es sich angelegen sein, auch die Schotten zum Gehorsam zu bringen. Lange Zeit hindurch war das jedoch ein vergebliches Bemühen. Die Schotten liebten ihre natürliche und christliche Freiheit zu sehr, als daß sie sich ein fremdes Joch sobald hätten gefallen lassen sollen, und erst nachdem in England während des 7. Jahrhunderts das römische Wesen völlig Eingang gefunden hatte, gelang es den Päpsten allmälig, auch weiter in den Norden der Insel vorzudringen.

Der erste König, der durch seine römisch gesinnte Frau Margarethe, eine Enkelin des Edmund Eisenseite bewogen, dem Papstthum Eingang verstattete, war Malcolm III. (1057), und erst in der Mitte des 12. Jahrhunderts konnten die Römlinge festen Fuß in dem Lande fassen, das so lange Zeit ohne ihre Beihülfe dem Herrn gedient hatte. Die Könige mochten schon damals hoffen, in der römischen Geistlichkeit eine feste Stütze für ihre oft so zweifelhafte Herrschaft zu gewinnen, weßhalb sie dieselbe denn auch auf alle Weise hegten und pflegten, und ihr durch Zuwenden von reichlichen irdischen Besitzthümern Ansehen bei dem Volke zu verschaffen suchten. Aber das Volk war doch nicht, wie seine Könige, gesinnt, und hatte auch nicht dasselbe Interesse, wie sie, an der Einführung der papistischen Herrlichkeiten. Sein einfaches Kirchenwesen nach apostolischer Weise war ihm zu lieb, als daß es ohne Weiteres Willens gewesen wäre, dasselbe den fremden Eindringlingen für den Preis von allerlei äußerlichem Pomp und Tand zu überliefern, und namentlich die Geistlichen zogen es vor, nach bisheriger Art in Freiheit dem Herrn zu dienen, anstatt sich den fremden Tyrannen zu unterwerfen. So gab es denn vielfachen Widerstand gegen die neu eingeführten Bischöfe und Prälaten, sowie gegen die neuen Gottesdienste, die da aufkommen sollten, und es hatte Rom zuerst einen harten Stand unter den Schotten, nur freilich, daß es denn doch für einige Jahrhunderte am Ende den Sieg davon trug[1]).

Rom ging auch hier mit gewohnter Klugheit und List zu Werke. Da es die alte Geistlichkeit, die von nun an unter dem Namen der Culdeer als eine besondere Sekte bezeichnet wurde, nicht sofort zu überwinden vermochte, so duldete es dieselbe Anfangs, so lange ihre gewaltsame Unterdrückung

1) Herzog, l. c. Cook, hist., I, 14 ff. Neander, KG. III, 45 ff. u. A.

für ſeine eigene Herrſchaft gefährlich ſchien, um ſie dann allmälig immer mehr zu verdrängen und ihr zuletzt mit einem Schlage ein Ende zu machen. Anfangs wurden den Culdeern einzelne Kirchen und Kloſterſchulen gelaſſen, aber je länger, je mehr bemächtigten ſich die Römiſchen dieſer Beſitzthümer der Kirche und ſchränkten die Culdeer auf einen immer kleineren Raum ein, bis ſie dann zuletzt im Stande waren, ſie ganz zu beſeitigen. Die anfänglich Geduldeten wurden allmälig gezwungen, ſich römiſche Befehle gefallen zu laſſen, und zuletzt geſtattete man ihnen kein anderes Recht, als das man den „Ketzern" überhaupt geſtattete, nämlich gar keins. Man verfolgte ſie wie eine vom Chriſtenthum abgefallene Sekte, wo ſie noch wagten, ſich hervor zu thun, und ebenſo verfolgte man Alles, was an die früheren Zeiten eines freien chriſtlichen Lebens erinnerte, vor Allem die chriſtliche Wiſſenſchaft[1]).

Die alte Kirche des britiſchen Nordens hatte ſich durch eine ſchöne Blüthe wiſſenſchaftlichen Strebens ausgezeichnet. Es gab dort manche Schulen, namentlich in den Klöſtern, welche ſich ein Studium der Schrift recht angelegen ſein ließen, und vor allen Dingen iſt als eine ſolche Pflegeſtätte chriſtlicher Erkenntniß in jenen frühen Tagen das auf der Inſel Hy oder Jona von Columba gegründete Kloſter zu nennen[2]). Davon wollten nun aber die Römiſchen Nichts mehr wiſſen, denn einmal konnten ſie, die an ihren Meßbüchern genug hatten, ſolche Dinge nicht brauchen und ſchätzen, und das andre Mal mußte ihnen die Wiſſenſchaft der alten Kirche ja auch gefährlich erſcheinen: was da gepflegt wurde, war ja doch der Geiſt, der ihnen im Wege ſtand, der Geiſt einfachen, bibliſchen Chriſtenthums — wie hätten ſie den dulden ſollen? So war es denn auch ihre Sorge, dieſe Pflanzſtätten der Bildung zu zerſtören, und ſtatt deſſen ein Syſtem der Verdummung und Verdunkelung einzuführen, das im Volke auch die letzte Erinnerung an die frühere, beſſere Zeit auslöſchen ſollte. Mit argwöhniſchem Auge blickte man auf jede Regung chriſtlichen Sinnes, und hatte nichts Eiligeres zu thun, als ſie ſofort wieder zu erſticken, wenn eine ſolche einmal ſich zeigte, ja, dieſe ganze Feindſchaft gegen Alles, was auf tiefere Erkenntniß des Chriſtenthums gerichtet war, dieſer ganze Haß gegen alle Wiſſenſchaft und chriſtliche Gelehrſamkeit, wodurch die ſchottiſche Geiſtlichkeit von jenen Zeiten her ſich auszeichnete, er hatte ſeine Wurzel blos in dieſer Furcht, mit welcher ſie ihre Herrſchaft gegen den zwar erdrückten, aber doch noch keineswegs ganz getödteten Geiſt der alten Kirche meinte vertheidigen zu müſſen[3]).

Ganz ſcheinen wenigſtens die Culdeer nie unterdrückt geweſen zu ſein.

1) Vgl. Herzog, Real-Encycl. III. Bd. Art. Culdeer.
2) Vgl. Neander, KGeſch. III, Anf. Hetherington, hist. of the Church of Sc., 9 ff.
3) Vgl. M'Crie, I, 23 f.

Mindeſtens noch im 14. Jahrhundert finden wir dieſelben erwähnt, nämlich in einem Briefe des Papſtes Johann XXII. an den König Robert[1]) (1324), in welchem der ſo genannte Statthalter Chriſti den König auffordert, ſie als Ketzer verfolgen zu laſſen, und wenn auch ſeit jener Zeit die Culdeer nicht mehr genannt werden, ſo möchte doch die Vermuthung nahe liegen, daß jene Lollards, welche in den ſpäteren Zeiten ſo oft die Verfolgung Seitens der Prälaten auf ſich zogen, nur die Nachkommen der alten Culdeer geweſen ſind. Gerade in den Gegenden, wo die Culdeer ihre letzten Zufluchtsörter gefunden hatten, treten auch dieſe Lollards vorzüglich hervor, nämlich in den Grafſchaften Kyle, Carrick und Cunningham, und ebenſo war ein einfach auf die Schrift gegründetes Chriſtenthum ja auch dasjenige, worauf dieſe hinaus gingen, verbunden mit einem Widerſtande gegen eine Geiſtlichkeit, welche der Verachtung in ſo hohem Grade werth war. Die ganze Zeit bis zur Reformation hin ſcheinen die Lollards auch unter den Schotten, wenn auch meiſtens im Verborgenen, ihr Weſen getrieben und ſo das Volk auf die künftige Verbeſſerung der Kirche vorbereitet zu haben, und wenn ſie auch um der Gefahren willen, die ihnen Seitens derer drohten, welche mit Schwert und Scheiterhaufen ſofort bei der Hand waren, nicht wagen durften, ſich öffentlich zu zeigen, ſo finden wir dieſelben doch oft genug erwähnt. Einzelne Anklagen und Hinrichtungen der Lollards kommen zu verſchiedenen Zeiten vor, und ſo ſollen denn auch bei Gelegenheit der Verbrennung des erſten Märtyrers der Reformation, des Patrick Hamilton, von dem wir ſpäter zu berichten haben, zahlreiche Anhänger dieſer Sekte in der Grafſchaft Fife daran gedacht haben, dieſen Mann aus den Händen ſeiner Verfolger zu befreien. Im Jahre 1494 wurden an 30 Perſonen aus der Grafſchaft Kyle unter der Anklage, daß ſie Lollards ſeien, von dem Erzbiſchofe Blackater vor Gericht gezogen, und nur der muthigen Vertheidigung, welche von einem der Angeklagten, einem jungen Manne, Namens David Reid, geführt wurde und welcher der Prälat Nichts zu antworten wußte, gelang es, den König günſtig für ſie zu ſtimmen, ſo daß er ſie mit einem Scherze wieder entließ[2]).

Dazu kamen denn aber auch noch die Einflüſſe, welche John Wickliffe durch einzelne ſeiner Schüler auf das ſchottiſche Volk ausgeübt hat[3]). So kam im Jahre 1406 John Resby, ein Anhänger Wickliffe's, nach Schottland und fand bei den Lollards in Kyle, Carrick und Cunningham freundliche Aufnahme, und ebenſo wird von einem Böhmen (Huſſiten) Namens Paul Craw[4]) erzählt, daß er für die Reinigung des kirchlichen Weſens zu wirken geſucht habe. Freilich trachtete die Geiſtlichkeit ſofort mit allem

1) Vgl. Herzogs Real-Encycl. l. c. p. 200.
2) Knox, hist., 2 ff.
3) Ebendaſ. 1.
4) Knox (l. c.) nennt ihn „a Boheme", doch deutet der Name auf britiſchen Urſprung, Böhme wohl nur ſo viel als Anhänger des Huß.

Eifer danach, ſolche Beſtrebungen im Keime zu unterdrücken, wie denn auch Resby ebenſowohl, wie Craw verbrannt worden ſind, der letztere zu St. Andrews im Jahre 1432. Aber ganz ohne Erfolg werden auch dieſe Beſtrebungen nicht geweſen ſein, und ſo viel iſt gewiß, daß eine Ahnung des Beſſeren und ein Verlangen danach auch in den finſterſten Zeiten noch im Volke von Schottland lebendig war, welches der Reformation dann freudig entgegen kam. Jener ſtrenge Parlamentsbeſchluß vom Jahre 1525, welcher die „lutheriſche Ketzerei" verbietet, iſt ein Beweis, wie begierig das Volk die Kunde von dem, was auf dem Feſtlande geſchah, aufgenommen haben wird, zumal ſich das Parlament bewogen fand, dieſen Beſchluß zwei Jahre darauf in noch ſchärferer Strenge zu wiederholen. War in dem erſten Beſchluß vornehmlich den „Fremden" verboten, jene ſogenannte Ketzerei weiter zu verbreiten, ſo wurde dies Verbot nun mit allem Nachdruck auch auf die Eingebornen ausgedehnt[1]), ein Zeichen, daß der gute Same auch einen bereiten Boden gefunden hatte.

Zweites Kapitel.

Die erſten reformatoriſchen Bewegungen in Schottland.

Ein genaues Bild von der Bewegung zu geben, welche die Nachrichten von Luthers Auftreten im ſchottiſchen Volke hervorriefen, als ſie zuerſt dort eintrafen, iſt nun freilich unmöglich. Dergleichen Anfänge einer neuen Entwickelung der Dinge pflegen ja eben ſo im Verborgenen vor ſich zu gehen, als ihr Fortſchritt ein allmäliger iſt, bis dann endlich der neue Geiſt auch zum offenen Durchbruche kommt und Kunde davon giebt, daß die Flamme bereits längere Zeit unter der Aſche gebrannt hat. Und namentlich hatten diejenigen in Schottland, welche die Thaten des deutſchen Reformators mit Freuden begrüßten, ja auch Urſache, nur im Geheimen ihre Geſinnungen kund zu thun. So erfahren wir von den gleichzeitigen Schriftſtellern denn nur, daß wirklich eine Bewegung zu Gunſten der Reformation vorhanden geweſen iſt, und die erwähnten Parlamentsbeſchlüſſe laſſen auch kaum daran zweifeln.

Doch waren es zuerſt wohl immer nur Einzelne, welche die Sache des Evangeliums mit Eifer ergriffen und an eine Reinigung auch ihrer vaterländiſchen Kirche dachten. Daß ſich ſofort eine reformatoriſche Partei in Schottland gebildet habe, iſt durchaus nicht wahrſcheinlich, vielmehr nur allmälig durchdrang das Bewußtſein von der Nothwendigkeit einer kirch-

1) M'Crie, I, 38. Anm.

lichen Reform das ſchottiſche Volk, und erſt nach Jahrzehenden kam es auch dahin, daß nun wirklich eine Partei ſich zuſammen that, die ſich zur Aufgabe ſtellte, das Wort Gottes und die von dieſem vorgeſchriebenen Ordnungen wieder in der Kirche zur Geltung zu bringen, erſt nachdem ſchon eine ganze Anzahl Einzelner es gewagt hatten, der übermächtigen Geiſtlichkeit den Krieg anzukündigen, und in ſolchem Wagniß meiſtens ihr Leben hatten laſſen oder ihr Heil auf der Flucht ſuchen müſſen.

Das erſte dieſer Opfer, die alſo der Reformation durch die blutige Hand ihrer Gegner gebracht wurden, war ein junger Mann aus königlichem Geblüt, Patrick Hamilton, der ſogar in doppelter Weiſe mit den Stuarts verwandt war[1]). Geboren im Jahre 1504, war er bereits in ſeiner Kindheit zum Abt von Ferne ernannt worden, und gerade ihm ſtand von ſelbſt der Weg zu den höchſten Ehren der Kirche offen. Gleichwohl gab er ſich ſofort mit warmem Eifer an die Sache der Kirchenverbeſſerung hin, und jung und eifrig, wie er war, ließ er es auch nicht fehlen, ſeine Geſinnung öffentlich an den Tag zu legen und die Gebrechen der Kirche mit dem rechten Namen zu bezeichnen, ſo daß er ſchon damals den Verdacht der Prälaten, namentlich des damaligen Primas von Schottland, des Erzbiſchofs Jakob Beaton von St. Andrews auf ſich zog. Ihn kümmerte das nicht, vielmehr, da ihm doch noch die volle Einſicht in dasjenige fehlen mochte, was zum Heile der Kirche nothwendig ſei, ſo entſchloß er ſich, ſelbſt nach Deutſchland zu reiſen, um in perſönlichem Verkehr mit den dortigen Vorkämpfern der kirchlichen Befreiung zu treten. Mit drei Begleitern machte er ſich auf nach Wittenberg, von wo er dann weiter nach der kürzlich vom Landgrafen Philipp von Heſſen geſtifteten Univerſität Marburg zog, um hier unter der Leitung des Lambert von Avignon ſeine Erkenntniß des Chriſtenthums zu fördern. Ueberall legte er den regſten Eifer für die Sache des gereinigten Glaubens an den Tag, ſo daß nicht blos Luther und Melanchthon des jungen Mannes ſich freuten, ſondern auch Lambert mit inniger Liebe ihm zugethan wurde. Sorgfalt von Seiten des Lehrers und Eifer von Seiten des Schülers zuſammen mußten natürlich dazu dienen, daß Hamilton raſch in der Erkenntniß der Wahrheit Fortſchritte machte[2]).

Doch lange ließ es ihn in Marburg nicht. Je mehr ſich ihm die Herrlichkeit des chriſtlichen Glaubens erſchloß und je mehr daher auch die gänzliche Verſunkenheit ſeiner vaterländiſchen Kirche ihm klar werden mußte, deſto mehr trieb es ihn nun auch, in die Heimath zurückzukehren und

1) Sein Vater, Patrick Hamilton von Kincavil, war ein Sohn Lord Hamilton's, der eine Schweſter König Jakobs III. heirathete. Seine Mutter war eine Tochter des Herzogs Johann von Albany, eines Bruders deſſelben Königs. Vgl. Pinkerton, hist. of Scotl., II, 45 f. 289.

2) Vergl. über ihn Franc. Lamberti Avenion. Comment. in Apocalypsin, Praefat., 1528. Beza, Icones Ff. i. Knox, hist., 4 ff.

ſeinem Volke das zu bringen, wovon er ſah, daß es darum auf ſo ſchmähliche Weiſe betrogen worden war. Zwar ſtellte ihm Lambert die Gefahren vor, denen er ſich ausſetzen würde, und auch andere Freunde riethen ihm angelegentlich, noch zu warten[1]) — es war umſonſt. Von nur einem Gefährten begleitet, verließ er Marburg und kehrte nach Schottland zurück, das Evangelium predigend, wohin er kam.

Daß er damit Anklang bei ſeinem Volke fand, war nur natürlich. Sein Eifer auf der einen, ſein friſches, jugendliches Weſen auf der andern Seite — er ſtand im 24. Lebensjahre — mußten ihm von ſelbſt ſchon die Herzen gewinnen, und wenn auch ſeine hohe Geburt ihm nicht wenig zur Empfehlung gereichte, ſo konnten ihm die Leute auch ſchon deßhalb nicht widerſtehen, weil ſie ja täglich fühlten und vor Augen ſahen, daß er Recht hatte mit dem, was er ſagte. Es ſchien wirklich, als ſollte durch ihn dem Evangelium die Bahn gebrochen werden, und Manche mochten deßhalb um aller ſeiner Eigenſchaften willen ſchon den Mann in ihm erkennen, der geeignet ſei, das Werk des Herrn in Schottland zu fördern. Aber gerade dasjenige, was ihm bei dem Volke zur Empfehlung gereichte, machte ihn den Prälaten gefährlich, und Jakob Beaton, der Erzbiſchof von St. Andrews, der ſchon damals unter dem Einfluſſe ſeines zwar talentvollen und klugen, aber eben ſo herrſchſüchtigen und grauſamen Neffen, des ſpäteren Cardinals David Beaton, ſtand, beſchloß ihn zu verderben. Selbſt die hohe königliche Geburt ſchreckte den Kirchenfürſten nicht davon zurück, an Hamilton die Hand zu legen, ja, man darf ſogar vermuthen, daß dieſe ihn noch vielmehr antrieb, den jungen Verkündiger des Evangeliums zu vernichten, weil derſelbe offenbar ſeinem Neffen in Zukunft den Stuhl von St. Andrews ſtreitig zu machen im Stande war. Es liegt ganz in dem Charakter der Beaton, ſo ihr perſönliches Intereſſe zugleich mit dem ihrer Kirche zu verbinden.

Hamilton empfing daher eine Einladung von dem Erzbiſchofe nach St. Andrews. Da es mißlich war, ſich eines ſo hochgeſtellten Mannes mit Gewalt zu bemächtigen, ſo nahm man zur Liſt ſeine Zuflucht, und Beaton verſicherte, er beabſichtige Nichts, als eine freie Unterredung über die ſtreitigen Punkte mit ihm zu halten, nicht aber, ihm Etwas zu Leide zu thun. Hamilton leiſtete der Einladung Folge, ſei es aus Argloſigkeit, weil er den Verſprechungen des Prälaten vertraute und ſich am Ende auch auf den Schutz des Königs verließ, der doch ſein eigenes Blut durch die Prieſter nicht werde vergießen laſſen, ſei es auch, weil er es für ſeine Schuldigkeit hielt, ſich der Verantwortung wegen ſeines Glaubens nicht zu entziehen. Doch ſollte er bald die Treue eines Prieſterwortes kennen lernen. Nach der erſten Unterredung wurde er in's Gefängniß geworfen, und nach kurzem Prozeß zum Tode durch das Feuer verurtheilt, nachdem man ihm durch den Dominicaner-Prior Alex. Campbell,

1) Lambert, l. c.

der sich stellen mußte, als ob er mit Hamilton einer Meinung sei, alle seine Ueberzeugungen entlockt hatte.

Auch wußte der Prälat die Hindernisse zu beseitigen, welche der Ausführung des Urtheils im Wege stehen könnten. Er hatte den König beredet — oder hatte sich der König absichtlich bereden lassen? — eine Wallfahrt nach dem fern gelegenen St. Dothes in der Grafschaft Roß zu unternehmen, und so war derjenige entfernt, den seine Pflicht als Verwandter und als König hätte antreiben sollen, des Priesters Hände von dem Unglücklichen abzuwehren. An demselben Tage, an welchem das Urtheil gesprochen war [1]), wurde es deßhalb auch schon vollstreckt; der Bischof mußte ja eilen, bevor der natürliche Beschützer Hamiltons zurückkehrte. Vor der Stadt war ein Scheiterhaufen errichtet, und Hamilton wurde hinausgeführt mit dem ganzen traurigen Pomp, mit welchem man „Ketzer" auf ihrem letzten Gange zu umgeben pflegte. Eine Anzahl von Mönchen, unter diesen jener Prior Campbell, gaben ihm das Geleit, noch fortwährend Versuche machend, ihn zum Wiederrufe zu bewegen, und ihn auffordernd, die Heiligen, besonders die Maria, anzurufen [2]). Hamilton blieb Dem getreu, in welchem er seinen einigen Trost im Leben und im Sterben gefunden hatte. Seine Kleider schenkte er seinem Diener, der ihn begleitete, und wies den Klagenden auf die Herrlichkeit hin, in die er nun eingehen werde, dagegen den Prior Campbell, der selbst noch, als der Holzstoß schon brannte, nicht nachließ, ihm zuzurufen, daß er wiederrufen solle, lud er vor den Richterstuhl Christi, wo er werde Rechenschaft geben müssen. So fiel das erste Opfer für das neu erwachte Licht des Evangeliums [3]). Es wird erzählt, daß in Fife eine Anzahl von Lollards Willens gewesen sei, den Unglücklichen den Händen des Erzbischofes zu entreißen, doch sei ihnen Beaton durch die Schnelligkeit, mit der er die Hinrichtung vollzog, zuvorgekommen. Wie dem aber auch sei, das Blut Hamiltons sollte nicht verloren sein, und eine andere Saat ging aus demselben auf, als diejenigen gehofft hatten, die es vergossen [4]).

Zwar der König fragte nach der Hinrichtung seines Verwandten nicht,

1) Knox, hist., 5 sagt: „The Artickles for the whiche he sufferit, war bot of Pilgramage, Purgatorie, Prayer to Sancts, and for the Deid, and suche Triffels."

2) Campbell rief ihm unausgesetzt zu: „Convert, Heretyk, call upon our Ladie, say, Salve Regina." (Vgl. Knox, hist., 6.)

3) Hamiltons letzte Worte zu seinem Diener waren, als er ihm seine Kleider übergab: „Diese werden mir im Feuer Nichts nützen; nach diesen wirst du von mir Nichts mehr erhalten, ausgenommen das Beispiel meines Todes, und das, bitte ich dich, behalte im Gedächtniß. Denn obgleich er dem Fleische schmerzlich und dem Menschen schrecklich ist, so ist er doch der Eingang in das ewige Leben, welches Niemand ererben wird, der Christum vor diesem gottlosen Geschlechte verleugnet." Vgl. Knox, hist., 5.

4) Das einfache Glaubensbekenntniß des Märtyrers s. Knox, hist., 6 ff.

und ſo hatte ſich Beaton denn in dieſer Beziehung nicht verrechnet, wenn er erwartet hatte, Jakob V. werde ſein Thun gutheißen, ſobald es geſchehen ſei — vielleicht war er auch ſchon vorher der Billigung des Königs gewiß — aber auf das Volk, ſowohl die Adligen, als den Bürgerſtand, machte dieſer Gewaltſtreich doch einen ganz andern, als den beabſichtigten Eindruck[1]). Dadurch, daß der Prälat die Hand auch an königliches Geblüt zu legen wagte, hatte er zeigen wollen, daß Niemand, er ſei noch ſo hoch geſtellt, vor der Rache der Kirche geſichert ſei, und namentlich auch der König hatte wohl um deßwillen ſeinen Vetter geopfert, weil er gemeint hatte, ein ſolches Warnungszeichen könne dem auf ſeine Selbſtſtändigkeit ſtolzen Adel eben ſo wenig ſchaden, wie dem nach dem reinen Evangelium verlangenden Bürgerthum. Mit einem Schlage hatte man in Hamilton die „Ketzerei" zu vernichten und nebenbei auch noch den Baronen zu zeigen gedacht, was man überhaupt vermöge; aber — die Wirkung war eine ganz entgegengeſetzte. Gerade jetzt wurde die Aufmerkſamkeit des Volkes nur um ſo mehr auf die Sache hingelenkt, für die der kühne Jüngling geſtorben war, und die Sache ſeiner Gegner mußte nur in einem um ſo blutigern und deßhalb auch um ſo abſcheulicheren Lichte erſcheinen. Dazu ſahen ja nun die Lords, wem auch ſie ausgeſetzt wären, wenn es den Prieſtern gefiele, die Hand nach ihrem Leben auszuſtrecken, und der Wunſch, ſich der Herrſchaft dieſer Prieſter entledigt zu ſehen, mußte in ihnen nur um ſo lebendiger werden. Auch trat bald hernach ein Ereigniß ein, das die That des Erzbiſchofs in einem noch ſchrecklicheren Lichte erſcheinen ließ und gleichſam wie ein Gottesgericht die Gemüther der Leute traf.

Jener Dominikaner Campbell nämlich, der erſt Hamilton verrathen hatte und dann von ihm vor den Richterſtuhl Chriſti geladen war, verfiel bald darauf in eine Art Geiſteszerrüttung, als deren Urſache das böſe Gewiſſen ſich unſchwer erkennen läßt. Immerfort klang ihm die Ladung Hamiltons vor den Ohren, immerfort wiederholte er ſelbſt die letzten Worte, die der Verbrannte ihm zugerufen hatte, und nachdem er ſo Wochen lang von den heftigſten inneren Qualen gemartert worden war, gab er endlich unter Verwünſchungen ſeiner ſelbſt und der Prieſter den Geiſt auf. Es war offenbar der Judaslohn, den er davon trug, und ein ſolcher Ausgang des Dominikaners, eine ſo raſche Erfüllung der Weiſſagung des Märtyrers über ihn konnte nicht verfehlen, die Ueberzeugung der Leute noch mehr für das Evangelium zu gewinnen[2]).

So geſchah es denn auch, daß bald eine Anzahl von Stimmen laut wurden, die nicht nur die Grauſamkeit des Erzbiſchofes bitter tadelten, ſondern die auch ihre Zuneigung zu der Sache zu erkennen gaben, für die Hamilton geſtorben war. Wie unter dem Adel und Bürgerſtande, ſo traten auch ſelbſt

1) Knox, hist., 13 f. Knox war damals zu St. Andrews, alſo Augenzeuge.
2) Ebendaſ. 6.

unter den Geiſtlichen und Mönchen Einzelne hervor, die mit mehr oder weniger Entſchiedenheit evangeliſche Grundſätze bekannten, ja ſelbſt anfingen, öffentlich für die Wahrheit zu zeugen. Unter dieſen iſt beſonders zu nennen Gawin Logie, Principal des St. Leonhardskollegs zu St. Andrews[1]), und Johann Winram, Subprior daſelbſt[2]). Beide verbreiteten, ſo gut ſie es ohne Gefahr thun konnten, evangeliſche Ueberzeugungen, der Eine unter ſeinen Zuhörern, der Andere unter ſeinen Mönchen, und wenn Beide auch nicht den Muth hatten, öffentlich mit der römiſchen Kirche zu brechen[3]), ſo ſehen wir doch an ihnen, welchen Eindruck der Tod Hamiltons ſelbſt auf zaghafte Gemüther hervorgebracht hatte. Selbſt der Beichtvater des Königs, Alex. Seaton, vom Orden der Dominikaner, fing an, ganz im Sinne der heiligen Schrift von dem alleinigen Verdienſte Jeſu Chriſti zu zeugen, und würde ohne Zweifel dem Schickſale Hamiltons nicht entgangen ſein, wenn nicht die Gunſt des Königs ihn vor der Verurtheilung, die ihm bevorſtand, gerettet hätte. Da er jedoch ein ernſt geſinnter Mann war und es nicht leicht nahm mit den Leichtfertigkeiten Jakobs, ſondern ihn deßhalb ſtrenge in das Gewiſſen redete, ſo wurde es dem Erzbiſchofe leicht, hernachmals den König gegen ſeinen Beichtvater einzunehmen, und Seaton zog es vor, nach England zu fliehen, wo damals ſchon den Evangeliſchen durch Heinrich XIII. Schutz gewährt wurde[4]). Dahin mußten denn auch noch Andre ihre Zuflucht nehmen, welche ihre beſſere Ueberzeugung zu laut an den Tag zu legen wagten, ſo ein Alex. Aleß, ein John Macbee, John Fife, John Macdowal, John Mackbray, George Buchanan, James Harriſſon und Robert Richardſon, von denen eine Anzahl dem ſchottiſchen Namen als tüchtige Gelehrte im Auslande alle Ehre gemacht haben[5]).

Eben ſo zeigte ſich auch unter den weltlichen Ständen eine große Anzahl von Perſonen der Reformation gewogen, unter denen, weil ſie auch ſpäter thätlich mit in die kirchlichen Veränderungen eingegriffen haben, hauptſächlich die folgenden zu nennen ſind: Wilhelm Graf von Glencairn und ſein Sohn Alexander Lord Kilmaurs, Wilhelm Graf von Errol, Wilhelm Lord Ruthven nebſt ſeiner Tochter, der Frau des Herrn von Drummond, Johann Stewart, der Sohn des Lords Methven, Sir Jakob Sandilands, Sir David Lindſay, Melville von Raith, Balnaves von Hallhill, Straiton von Lauriſton, die

1) Knox, hist., 13.

2) M'Crie, I, 30 f. Winram war ſpäter (nach 1560) ganz dem Evangelium zugethan.

3) „Es wurde ſprüchwörtlich," ſagt M'Crie (l. c.), von Jedem, der des Lutherthums verdächtig war, zu ſagen: „he had drunk of St. Leonard's well."

4) Knox, hist., 16 ff.

5) Vgl. M'Crie, I, p. 355 ff., Note 7, wo Nachrichten über dieſe Männer zu finden ſind.

beiden Advokaten Wilhelm Johnston und Robert Alexander, endlich Erskine von Dun, sämmtlich in den folgenden Jahren sich als Freunde der Reformation bekennend. Namentlich der Letztgenannte zeigte sich sehr thätig für die Ausbreitung des Evangeliums, und wie er zu Montrose eine Schule gegründet hatte, in welcher zum ersten Male wieder in Schottland die griechische Sprache gelehrt wurde[1]), so war er es auch, der an den geheimen Versammlungen, in denen die Bibel und die Schriften der Reformatoren gelesen wurden, einen gar thätigen Antheil nahm.

Ganz öffentlich durfte sich ja noch Niemand zu dem Evangelium bekennen; dazu waren die Augen der Prälaten zu wachsam, und mit aller Strenge sorgten diese dafür, daß die Befehle gegen die „lutherische Ketzerei" auch vollzogen wurden. Wo man eine Bibel oder ein anderes von den verbotenen Büchern fand, da erfolgte bald auch die härteste Strafe[2]). Aber so groß war bereits der Drang nach dem neu wieder aufgegangenen Lichte bei den Schotten, daß man auch durch solche Gefahren sich nicht abschrecken ließ, in die Erkenntniß desselben immermehr einzudringen, und da man bei Tage nicht durfte, so wählte man die Stille der Nacht, um sich um das Wort Gottes zu versammeln. An abgelegenen Orten trafen sich die Bekenner, und da wurde dann das theure Wort, das man bei Tage in einem Baumstamme oder unter einem Felsenstück verborgen gehalten hatte, hervorgeholt, gelesen und erklärt, oder es wurden auch die Schriften der Reformatoren des Festlandes mitgetheilt, welche durch Kaufleute und Seefahrer heimlich in's Land gebracht wurden[3]). So gewann die evangelische Ueberzeugung denn immermehr Anhänger, und aller Eifer der Priester, all' ihr Schelten und Drohen, alle ihre blutigen Thaten konnten nicht verhindern, daß auch diesem Volke das Heil immermehr aufging, zu dem es mit berufen war, aber so groß war auch die Anhänglichkeit dieser Leute an den alten und ihnen nun doch so neuen Glauben unseres Herrn, daß ein Verrathen solcher Zusammenkünfte zu den größten Seltenheiten gehörte.

Was dann aber auch noch dazu beitrug, das Ansehen der Priesterschaft und den Glauben, wie an ihre eigene besondere Heiligkeit, so auch an die Heiligkeit der von ihnen verkündigten Menschenlehren zu untergraben, das waren die mancherlei Spottgedichte auf die römische Geistlichkeit, die unter dem Volke in Umlauf kamen. Es ist bekannt, daß zur Zeit der Reformation auch auf dem Festlande, namentlich auch in Deutschland, die römischen Priester eine Zielscheibe für den Witz der Poeten geworden waren, und so auch in Schottland. Das konnte auch gar nicht ausbleiben. Zu sehr hatten sich die Priester verächtlich

1) M'Crie, I, 6.

2) Knox, hist., 19. Ein gewisser Forres von Linlithgow wurde verbrannt, „wegen keines andren Verbrechens, als weil er ein englisches N. Testament hatte."

3) Ebendas. 22.

gemacht, und da man ſich bei alledem ihrer nicht entledigen konnte, ſo rächte ſich das beleidigte Gefühl für Recht und Sitte im Volke wenigſtens dadurch, daß es ſeinen Spott über ſie ausgoß, ja durch allerlei Spott in Liedern, Balladen und ſelbſt in Dramen wurden die Prieſter dem Gelächter Preis gegeben, und da ſich ſolche Verſe leicht auswendig lernen laſſen, ſo fanden ſie auch leicht eine weite Verbreitung im Volke[1]). Auch durften die Geiſtlichen dagegen nicht einmal einſchreiten, da derjenige, der ſonſt ihr großer Freund war und ſelbſt ſeinen Verwandten ihnen Preis gegeben hatte, dieſen Poeſien ſeine beſondere Gunſt zuwandte. Jakob V. war überhaupt ein leichtfertiger Menſch, und es unterhielt ihn, die Prälaten, die ſich ſonſt ein ſo ehrwürdiges Anſehen zu geben liebten, nun in ihrer wahren Geſtalt dargeſtellt zu ſehen, wie es ihn denn auch freuen mochte, wenn er wahrnahm, daß ſie ſich darüber ärgerten. So geſchah es, während das ernſte Wort der Wahrheit, öffentlich geſprochen, unfehlbar zum Scheiterhaufen führte, dieſe leichtfertigen Lieder frei ausgingen, aber doch auch der Wahrheit dienten nach ihrem Theil. Namentlich war es einer der Gefährten des Königs, David Lindſay, der ſich in ſolchen Spottgedichten hervorthat und darunter den Ernſt verbarg, der doch auch ſeiner Seele nicht fremd war[2]).

---

1) Es iſt bekannt, wie auch in anderen Ländern die ſchöne Literatur vor und gleichzeitig mit der Reformation den Kampf gegen die römiſche Kirche geführt hat. Wir erinnern an Dante, Boccacio, Rabelais u. A. So auch in Schottland, wenn auch den dortigen Erzeugniſſen der Muſe die italieniſche Eleganz fehlen mochte. Graf Glencairn ſchrieb ſo ein ſatiriſches Gedicht gegen die Mönche „the Hermit of Lareit, das Knox, hist., 25 mittheilt. Kyllor, der deshalb verbrannt wurde, hatte das Leiden des Herrn mit untermiſchten Ausfällen gegen die Geiſtlichkeit dramatiſch bearbeitet, Knox hist., 22, und Kennedy, ein junger Mann aus Glasgow, ebenfalls verbrannt, hatte auch Verſe gemacht (ibid.). Am bedeutendſten waren jedoch die Satyren Buchanan's und David Lindſay's, die letzteren geſammelt von Chalmers: „Sir David Lindsay's Works."

2) Die bedeutendſten Satyren Lindſay's ſind: „Satyre on the three Estates" und die „Monarchies". Die erſtere ſtellt die Habſucht, Ueppigkeit und Sittenloſigkeit der Geiſtlichkeit in's Licht, während die letztere darſtellt, wie die Macht des Papſtthums entſtanden ſei. Sie wurden von Jedermann geleſen. — In der Zeit zwiſchen 1550 und 1558, erzählt Row, hist., 3 f., predigte ein Mönch zu Perth, und die Schüler von Andreas Simſon waren zugegen. Im Laufe der Rede, nachdem er verſchiedene Mirakel der Heiligen erzählt hatte, fing er an, heftig gegen die Lutheraner loszuziehen und den römiſchen Glauben zu vertheidigen, aber da entſtand ein lautes Gelächter unter den Schülern und der Mönch mußte die Kanzel verlaſſen. Simſon ſtellte eine Unterſuchung an und fand, daß der Sohn eines Handwerkers der Urheber der Störung ſei, welcher eine Abſchrift der Monarchie Lindſay's beſaß und dieſe ſeinen Mitſchülern vorgeleſen hatte. Simſon las das Buch dann ſelbſt, wurde von der Wahrheit deſſelben überführt und rieth den ſich beklagenden Mönchen, künftig die Wunderlegenden von der Kanzel zu laſſen. Vgl. M'Crie, I, 363.

Zwar gelang es den Prälaten, auch gegen dieſe Angriffe am Ende eine Parlamentsacte zu erwirken, aber einestheils kam dieſe Maßregel viel zu ſpät, und anderen Theils — was halfen ſolche Verbote, wo ſie ſelbſt dem Geſpötte immerfort ſo reichlichen Stoff darboten, und — wo der Feind, gegen den es galt, unſichtbar, wie die Luft, umher ging, verbreitet durch das alle ſolche Dinge begierig auffaſſende Gedächtniß ihrer Gegner!

Doch, wie geſagt, die Prälaten ſchliefen keineswegs und unterſchätzten nicht die Gefahr, die ihnen von ſolchen Bewegungen drohte. Aber anſtatt durch den mißlichen Erfolg ihres erſten Gewaltſtreiches gegen einen offenen Bekenner des Evangeliums ſich belehren und zu vorſichtigem Einlenken treiben zu laſſen, ſchritten ſie vielmehr auf dem einmal eingeſchlagenen Wege fort, theils vielleicht, weil ſie ſich ſelbſt ſagten, daß an keinen Vertrag zwiſchen ihnen und dem Worte Gottes Gottes zu denken ſei, theils aber auch, weil ſie zu ſehr gewohnt waren, durch Intriguen und Gewaltthat, anſtatt durch Milde und Verſöhnlichkeit ihre Sachen zu führen. Daher hatten ſie denn überall ihre Spione, und jede, auch die leiſeſte Aeußerung gegen ihr Regiment, wenn ſie ihnen hinterbracht wurde, entging auch ihrer Ahndung nicht. So wurde z. B. ein Küſter zur Rechenſchaft gezogen, blos weil er im Traum eine unehrerbietige Aeußerung gegen die Prieſter gethan haben ſollte, und ſo wurden Leute ſogar zum Tode gebracht um ähnlicher Geringfügigkeiten willen. Es war eine blutige Zeit, die über Schottland hereingebrochen war, und mehr als einmal wiederholte ſich das Schauſpiel, das in Patrick Hamilton war gegeben worden. Hier nur einzelne Beiſpiele:

An der Küſte von Argus lebte ein Gutsbeſitzer, David Straiton mit Namen, ein durchaus roher nnd unwiſſender Menſch, der damals gewiß wenig daran dachte, um des Evangeliums willen der Kirche entgegen zu treten: er kannte es nicht einmal. Von dieſem verlangte jedoch der Biſchof von Murray den Zehnten von dem Ertrage des Fiſchfanges, den er trieb, und da Straiton ſich deſſen weigerte, vielmehr dem Biſchofe zum Spott jeden zehnten Fiſch wieder in's Meer warf, ſprecheud, der Biſchof möge ſich ſeinen Antheil nun ſelbſt holen, ſo bedrohte ihn dieſer mit der Anklage auf Ketzerei. Das bewog Straiton zu fliehen. Er mochte das Wort wohl ſchon gehört und erfahren haben, daß man deßhalb verbrannt werde, aber — was es bedeute, wußte er nicht. Daher wandte er ſich um Auskunft an Erskine von Dun, und dieſer nahm ihn mit in eine der nächtlichen Verſammlungen, um ihm dort zu zeigen, welches die Ketzerei ſei, die der Biſchof meine. Straiton wurde von da an ein eifriger Beſucher der Zuſammenkünfte, immer mehr ging ihm die Erkenntniß des Heiles in Chriſto auf, und als einmal die Worte des Herrn verleſen werden: „Wer ſich meiner und meiner Worte ſchämt u. ſ. w.", da wird Straiton davon ſo ergriffen, daß er ſich anklagt, mit ſeinem Glauben bisher noch geheim gehalten zu haben, und den Herrn bittet um Treue und Standhaftigkeit im Bekenntniß zu ihm. Aller Orten

ſprach er es nun frei und offen aus, wen er als ſeinen alleinigen Herrn und Heiland erfunden habe, aber — er mußte für ſeinen Muth auch bezahlen. Am 17. Auguſt 1534 brachte das Feuer des Scheiterhaufens ſeine Seele zu dem, dem er angehörte [1]).

Ein Paar andre Blutzeugen der Wahrheit waren Alex. Kennedy und Hieronymus Ruſſel von Glasgow. Der Letztere gehörte dem Orden der Kapuziner an, und der erſte war aus einer angeſehenen Familie des Bürgerſtandes, 18 Jahre alt, und ſoll mit ſchönen dichteriſchen Anlagen begabt geweſen ſein. „Um dem Erzbiſchofe von St. Andrews in der Unterdrückung des Lichtes von Gott nicht nachzuſtehen," ſagt Knox [2]), „ließ ſie der von Glasgow ergreifen" und er erzählt dann ihr Ende in folgender Weiſe: „Kennedy war Anfangs ſchwach und hätte beinahe wiederrufen, aber da dieſe Komödie ihm verweigert wurde, ſo begann der Geiſt Gottes, welcher der Geiſt alles Troſtes iſt, in ihm zu wirken, ja, der inwendige Troſt fing an hervorzubrechen, ſowohl in ſeinen Mienen, als auch in Worten und im Ausdruck der Stimme, denn ſein Ausſehen wurde ſo freundlich, und mit freudigem Tone auf ſeine Knie ſich werfend, ſagte er: „O ewiger Gott, wie wunderbar iſt deine Liebe und Gnade, die du gegen die Menſchenkinder erweiſt, und gegen mich arme und verworfene Creatur vor allen Anderen! Denn eben jetzt, wo ich nahe daran war, dich und deinen Sohn, unſern Herrn Jeſus Chriſtus, meinen alleinigen Seligmacher, zu verleugnen, und ſo mich ſelbſt in ewiges Verderben zu ſtürzen, jetzt haſt du durch deine eigene Hand die wahrhafte Angſt der Hölle von mir genommen und läßt mich den himmliſchen Troſt ſchmecken, der von mir nimmt das ungöttliche Feuer, von dem ich vorhin befallen war. Jetzt verachte ich den Tod! thut, was ihr wollt! Ich lobe meinen Gott, ich bin bereit!" Und der fromme und gelehrte Hieronymus, von den gottloſen Tyrannen aufgerufen, antwortete: „Dieß iſt eure Stunde und die Macht der Finſterniß, jetzt ſeid ihr die Richter und wir ſtehen da, angeklagt und im Begriff, verurtheilt zu werden, aber — der Tag wird kommen, wo unſre Unſchuld an's Licht kommen wird, und wo ihr in eurer eigenen Blindheit in euer ewiges Verderben verſinken werdet. Auf denn und erfüllet das Maß eurer Bosheit." Während deſſen entſtand ein Streit zwiſchen dem Biſchofe und den Beſtien, welche vom Cardinal Beaton geſandt waren, den Biſchof zu unterſtützen, denn der Biſchof ſagte: „Ich halte es für beſſer, dieſe Leute zu verſchonen, als ſie zu tödten!" worauf die einfältigen Doctoren beleidigt erwiderten: „Was wollen Sie thun, Herr? wollen Sie alles das verdammen, was unſer Herr, der Cardinal und die andern Biſchöfe und wir ſelbſt gethan haben? Wenn Sie ſo thun, ſo ſind Sie ſelbſt ein Feind der Kirche und wir werden's Ihnen gedenken, ſeien Sie verſichert!" Der Biſchof gab

1) Knox, hist., 21.
2) Ebendaſ. 22.

nach, und die beiden Opfer wurden zum Tode geführt, wobei Hieronymus seinen Gefährten mit den Worten tröſtete: „Der Tod kann uns nicht überwinden, denn er iſt ſelbſt ſchon überwunden durch den, für deſſen Sache wir leiden!“

Gar ſchrecklich verfuhr man auch mit einer Frau, Helene Stark mit Namen, und mit ihrem Manne, Robert Lamb. Sie hatte während ihrer Entbindung ſich geweigert, den Namen der Jungfrau Maria anzurufen, und ihr Mann ſich unehrerbietige Aeußerungen über die Heiligen erlaubt. Und welche Strafe legte man ihnen dafür auf! Der Mann ſollte erhängt, die Frau aber ſollte den Fluthen übergeben werden. Herzzerreißend war der Jammer der armen Gattin und Mutter, aber das Herz des Erzbiſchofs von St. Andrews kannte kein Erbarmen. Nachdem die Frau der Hinrichtung ihres Mannes hatte zuſehen müſſen, ſchleppte man ſie ſelbſt an das Ufer des Meeres. Da ſchloß ſie ihre Kinder noch einmal in die Arme, legte den kaum gebornen Säugling noch einmal an die Bruſt, dann wurde ſie fortgeriſſen, in einen Sack geſteckt und den Wellen übergeben — unſere Feder eilt mit Entſetzen über dergleichen Scenen hinweg [1])!

Und ſo ging es fort die ganze Zeit von Hamiltons Tode bis in die vierziger Jahre hinein. Von Zeit zu Zeit ließen die Prälaten immer wieder die Scheiterhaufen auflodern zum Warnungszeichen für ihre Gegner. So wurde Norman Gourlay zugleich mit David Straiton zu Edinburg und in demſelben Jahre Heinrich Forreſt zu St. Andrews verbrannt, ſo hatten daſſelbe Schickſal der Gutsbeſitzer Robert Forreſter, der Prieſter Dunkan Simſon, die Kloſterbrüder Kyllor und Beridge, der Vikar Thomas Forreſt und Andre. Kyllor hatte die Leidensgeſchichte des Herrn zu einem Schauſpiele bearbeitet und dieſes zu Stirling öffentlich aufführen laſſen; dafür mußte er ſterben, doch nicht weil die Richter etwa gemeint hätten, es ſei eine Beleidigung Chriſti, ihn zum Gegenſtande eines Schauſpiels zu machen, ſondern weil Kyllor evangeliſche Geſinnungen an den Tag gelegt hatte. Und das war die Schuld aller Andern. Thomas Forreſt wurde vor den Biſchof von Dunkeld geladen, angeklagt, das Evangelium gepredigt zu haben, und als ſich der Vikar für das, was er verkündigt, auf die Bibel berufen wollte, dieſe hervorziehend, ſagte der Biſchof, das ſei ein ketzeriſches Buch und er danke Gott, nie eine Seite in demſelben geleſen zu haben. So hatten denn die evangeliſch Geſinnten Urſache, ſich verborgen zu halten, und für manche war es ein Glück, daß England in der Nähe war. Dorthin flohen nicht Wenige, wenn ſie merkten, daß ſie in Schottland nicht mehr ſicher ſeien. So außer den oben bereits Genannten auch noch der Capitain Heinr. Borthwick, der dann aber abweſend verurtheilt und wenigſtens im Bilde verbrannt wurde, da man ſeine Perſon nicht mehr haben konnte [2]). Andre, welche in die Hände der lauernden

1) Knox, hist., 40. Vgl. Rudloff, I, 43.
2) Ebendaſ. 22.

Prieſter gerathen waren, zeigten dann freilich die Standhaftigkeit der Märtyrer nicht, ſondern ließen ſich bewegen, ihre Meinungen abzuſchwören. So eine Anzahl von Einwohnern von Leith und Andre [1]). Doch konnte dieſer Triumph, den die Prieſter davon trugen, ihrer Sache nicht nützen und der Sache des Evangeliums nicht ſchaden. Im Verborgenen griff die Erkenntniß der Wahrheit immer mehr um ſich, und jeder Scheiterhaufen entzündete auch neue Herzen zu dem Bekenntniß zu dem, der da ſtark macht auch zum Tode.

Derjenige jedoch, der alle dieſe Grauſamkeiten in Ausführung brachte oder doch wenigſtens dazu anfeuerte, war der Erzbiſchof Beaton und ſein Neffe, der ſpätere Cardinal. Jakob V. lebte ſeinem Leichtſinn und fand es bequem, daß derjenige, der während ſeiner Minderjährigkeit bereits die Geſchäfte des Reichs als Vormund und Regent geführt hatte, ſie auch fernerhin führe, ohne daß er ſich ſelbſt dadurch in ſeinem Lebensgenuß ſtören zu laſſen brauchte. So hatte der Prälat in Allem freie Hand. Die Lage der Evangeliſchen ſchien, dieſem Manne und der ihm zu Gebote ſtehenden Macht gegenüber, in der That hoffnungslos.

Doch ſollte er für eine Zeit lang Widerſtand von einer Seite her finden, von der er ihn wohl kaum gefürchtet hatte: von Seiten des Königs ſelbſt; nicht zwar, weil der König doch am Ende des Blutvergießens überdrüſſig geworden wäre, ſondern weil er eine Zeit lang ſchwankend geworden war, ob nicht doch ſein weltlicher Vortheil durch eine Begünſtigung des Evangeliums gefördert werden könne.

Heinrich VIII. von England hatte eine Reformation in ſeinem Lande eingeführt, allerdings auch nicht durch Liebe zu Chriſto und ſeinem Heile bewogen, ſondern vielmehr aus Beweggründen, welche mit dem Evangelium Nichts zu ſchaffen haben. Der Papſt hatte, aus Rückſicht auf den deutſchen Kaiſer, deſſen Tante die Frau Heinrichs war, ſich geweigert, in eine Eheſcheidung des Königs von der Katharine von Arragonien zu willigen, und da Heinrich, von Liebe zu einem Hoffräulein, Anna Bolleyn, entbrannt, unter allen Umſtänden von ſeiner Frau los ſein wollte, ſo trennte er ſich und ſein Land von dem römiſchen Stuhle und machte ſich ſelbſt zu dem oberſten Herrn der Kirche von England, indem er ſich zugleich der Güter der Kirche bemächtigte. Sonſt freilich ließ er das kirchliche Weſen im Ganzen, wie es war, nur daß er ſich ſelbſt an die Stelle des Papſtes ſetzte, und von einer wirklichen Reformation auf dem Grunde des Evangeliums konnte damals in England noch keineswegs die Rede ſein.

Dennoch aber, und wiewohl wir kaum ein Ergriffenſein von der Wahrheit des Evangeliums bei dem engliſchen Könige vorausſetzen dürfen, mußte ihm daran liegen, auch in Schottland eine Aenderung im kirchlichen Weſen nach ſeinem Vorgange und namentlich eine Losſagung von Rom zu bewirken.

1) Knox, hist., 21.

Schon die Nähe des ſtammverwandten Volkes, welches nur durch einen ſchmalen Fluß von ſeinem Lande getrennt war, und mit ſeinen Unterthanen in mannigfaltigſtem Verkehre ſtand, mußte ihm den Wunſch nahe legen, daß auch beide Völker im Betreff der Religion mit einander übereinſtimmten. Dazu kamen dann aber auch noch beſtimmte politiſche Abſichten, die ihn bewogen, dem Könige Jakob in Anſehung der Kirche zu ähnlichen Schritten zu rathen, wie er ſelbſt ſie gethan.

Die Könige von England, vor allen die Plantagenets hatten Jahrhunderte lang dahin geſtrebt, den nördlichen Theil der britiſchen Inſel mit ihrem Königreiche zu vereinigen, und die blutigſten Kriege zwiſchen Schottland und England waren die Folge davon geweſen. Die Schotten — und darin waren die Barone mit den Königen einig — vertheidigten ihre Selbſtſtändigkeit gegen die engliſchen Eroberungsgelüſte mit aller Unerſchütterlichkeit, und da zwiſchen England und Frankreich eine ähnliche Feindſchaft beſtand, ſo war es natürlich, daß ihnen die Franzoſen als ihre Bundesgenoſſen gegen den gemeinſamen Feind erſcheinen mußten. In einem Bundesverhältniß zu Frankreich hat deßhalb Schottland die ganze Zeit der Stuarts hindurch geſtanden, und die Engländer, theils durch die Kriege, die ſie jenſeits des Kanals zu führen hatten, theils auch durch die Kämpfe im eigenen Lande in Anſpruch genommen, erreichten ihren Zweck keineswegs. Heinrich VII., mit welchem die Tudors auf den Thron von England kamen, ſchlug daher Schottland gegenüber eine andere Politik ein. Die Unmöglichkeit einer gewaltſamen Einverleibung erkennend, dachte er vielmehr daran, ein friedliches Verhältniß mit dem Nachbar herzuſtellen und ihn vor allen Dingen von dem franzöſiſchen Bündniſſe abzuziehen, eine Einverleibung ſpäteren Zeiten anheim gebend. Er hatte deßhalb ſeine Tochter Margarethe dem Könige Jakob IV. zur Frau gegeben und ein Schutz- und Trutzbündniß mit ſeinem Schwiegerſohne geſchloſſen.

Dieſer Politik blieb Heinrich VIII. im Ganzen treu. Nicht durch Gewalt der Waffen wollte auch er ſich Schottland erobern, wohl aber war's ihm darum zu thun, in einem Bundesverhältniß zu ſeinem Nachbar zu ſtehen, und zugleich dachte er daran, daß Schottland einmal durch Erbſchaft mit ſeinem Reiche vereinigt werden könnte. Deßhalb aber mußte ihm nun auch Alles daran liegen, eine kirchliche Gleichförmigkeit in beiden Reichen hergeſtellt zu ſehen. In jenen Zeiten übte die Religion noch einen gar bedeutenden Einfluß auf die Politik aus, und es war zu erwarten, daß Schottland dem Reiche ſich anſchließen werde, mit welchem es hinſichtlich ſeines kirchlichen Weſens übereinſtimmte. Blieb es römiſch, ſo war Frankreich, wurde es proteſtantiſch, ſo war England ſein natürlicher Bundesgenoſſe.

Daher ſuchte Heinrich auf ſeinen Neffen, den König Jakob, all ſeinen Einfluß geltend zu machen. Er bot ihm ſeine Tochter Maria zur Frau an,

er forderte ihn auf, in seinem Lande einen gleichem Wechsel des Glaubens vorzunehmen, wie er ihn soeben in dem eigenen Königreiche eingeführt hatte, und — machte ihn namentlich darauf aufmerksam, welche finanzielle Vortheile er davon haben würde, wenn er, gleich ihm, sich der Kirchengüter bemächtige. Jakob V. gerieth dadurch in Ungewißheit, was er thun sollte. Von einer wirklichen Anhänglichkeit an die römische Kirche und ihre verdorbene Priesterschaft war bei ihm nicht die Rede — nur als die unentbehrlichen Stützen seines Thrones hatte er sie betrachtet und die Gewalt ihr deßhalb in den Händen gelassen, die sie auf so grausame Weise gebrauchte — nun bot sich ihm eine andere Aussicht dar, wie er die Macht seines Hauses stützen könnte: durch die Einziehung der Kirchengüter geriethen Reichthümer in seine Hände, die ihn zugleich mächtiger machen würden, als irgend einen seiner Barone und selbst als diese zusammen genommen. Das waren jedenfalls sehr verlockende Aussichten für ihn, und die Prälaten sanken für eine Zeit lang sehr in seiner Gunst[1]). Dazu kam, daß während der mit England über diese Dinge gepflogenen Verhandlungen es offenbar auch den König Heinrich geheißen hätte beleidigen, wenn man in der bisherigen Weise die Anhänger des Evangeliums hätte verfolgen wollen, und so genossen diese denn eine Zeit lang Ruhe, die freilich bald genug wieder gestört werden sollte, die aber doch auch wieder dazu diente, die reformatorischen Grundsätze nur noch weiter im Volke zu verbreiten.

Drittes Kapitel.

Johann Knox' Jugendjahre.

Unter diesen Begebenheiten war nun aber der Mann herangereift, der ersehen war, nicht blos einen bedeutenden Einfluß auf die fernere Entwickelung seines Volkes zu üben, sondern geradezu die reformatorische Bewegung zum Siege zu führen: Johann Knox. Ueber den Gang, den sein eigenes äußerliches, wie innerliches Leben in diesen Zeiten genommen, erfahren wir jedoch nur wenig. Er selbst hat freilich eine Geschichte seiner Zeit geschrieben, aber von seiner eigenen ersten Entwicklung und davon, wie er zum Evangelium gekommen, erzählt er uns Nichts. Denn so groß war dieses Mannes Seele geartet, daß er über den allgemeinen Angelegenheiten seines Herrn und seines Volkes immer sich selber vergaß. —

1) Vgl. Mignet, Gesch. der Maria Stuart, I, 13 ff.; im Auszuge bei Meyer, XXIX, I, 11 ff.

Er war geboren im Jahre 1505, wobei es ungewiß bleibt, welches ſein eigentlicher Geburtsort geweſen iſt. Gewöhnlich nennt man Giſſord, ein Dorf in Oſt-Lothian, einer Gegend, wo die Lollards ihr Weſen hatten, doch Andere meinen, es ſei Haddington, die Hauptſtadt dieſer Grafſchaft, ſelbſt geweſen. Allerdings iſt dies letztere die volksthümliche Ueberlieferung und man zeigt in einer der Vorſtädte von Haddington, das Giffort-Thor genannt, noch das Haus, in welchem der Reformator das Licht der Welt erblickt haben ſoll. Wer Recht hat, läßt ſich nicht mehr entſcheiden. Das eben genannte Haus nebſt einigen daran grenzenden Ländereien hat noch lange Zeit hernach einer Familie Knox gehört, ſo daß dadurch die letztere Tradition beſtätigt werden könnte, und wenn ihn ältere Schriftſteller, z. B. Beza, als in Giſſord geboren bezeichnen, ſo möchte es ja ſein, daß dieſe Angabe nur auf einer Verwechslung des Namens jener Vorſtadt mit dem des Dorfes beruhte. Doch aber haben Andere behauptet, es ſei jenes Haus erſt ſpäter in den Beſitz der gleichnamigen Familie gekommen, und es ſei deßhalb vor Allen den älteſten Nachrichten zu glauben, welche alle das Dorf Giſſord als Knox' Geburtsort bezeichnen. Jedenfalls gehörte er aber der Grafſchaft Oſt-Lothian an, und zu Haddington hat er auch den erſten Unterricht empfangen[1]).

Sein Vater ſtammte aus einer alten und angeſehenen Familie in Renfrew-Shire, welche die Ländereien von Knock, Ranferly und Craigends beſaß, und aus der auch ein Paar Biſchöfe, der eine von Raphoe, der andere von den Inſeln, hervorgegangen waren[2]), doch ſind keine Nachrichten darüber vorhanden, wann ſeine Vorfahren ihren urſprünglichen Wohnſitz verlaſſen haben und nach Lothian übergeſiedelt ſind. Nach einer von Knox ſelbſt gegebenen Andeutung haben ſie in den Dienſten des Grafen Bothwell geſtanden und mehrfach unter deſſen Fahnen gefochten[3]). Die Mutter des Reformators war jedoch eine geborene Sinclair, aus einem Geſchlechte, das ebenfalls angeſehen in Schottland war, und in Zeiten der Verfolgung, wenn Knox verhüten wollte, entdeckt zu werden, nannte er ſich ſelbſt wohl mit dieſem Namen ſeiner Mutter[4]). Glücksgüter ſcheinen den Eltern Knox' in nur beſcheidenem Maße zu Theil geworden zu ſein, doch ſind ſie jedenfalls auch nicht geradezu arm geweſen. So viel beſaßen ſie wenigſtens, daß ſie ihrem Sohne eine wiſſenſchaftliche Bildung geben laſſen konnten, und das war in jenen Zeiten nichts Gewöhnliches. Haddington beſaß eine lateiniſche Schule, und hier empfing der Knabe ſeinen erſten Unterricht, worauf ihn der Vater nach St. Andrews ſandte, der damals berühmteſten Univerſität des Königreiches, etwa gegen das Jahr 1524.

1) Vgl. M'Crie, I, 1 f. u. Note A. I, 337 ff.
2) Knox, hist., das vorgedruckte Life of the Anthor, pag. 2.
3) Ebendaſ. 306.
4) M'Crie, I, 2. Anm.

Die Vorkenntniſſe, welche Knox ſich zu Haddington erworben hatte, mögen nach unſeren Begriffen jedoch gering genug geweſen ſein. Ueberhaupt ſtand es um das Schulweſen ja damals ſchlimm in Schottland. Was etwa von wirklich wiſſenſchaftlicher Bildung gefunden wurde, das hatten diejenigen, die es beſaßen, meiſt aus dem Auslande geholt, aus den Schulen in Italien, Frankreich und Deutſchland, wo die Wiſſenſchaften einen neuen Aufſchwung durch die griechiſchen Philoſophen und Dichter gewonnen hatten, dagegen in Schottland ſelbſt war dergleichen nicht zu erlangen. Während auf den Univerſitäten Nichts getrieben wurde, als die auf den mißverſtandenen Ariſtoteles gegründete ſcholaſtiſche Philoſophie, lagen auch die unteren Schulen gar ſehr darnieder. Latein war Alles, wozu man die Zöglinge anhielt, denn das war ja die Sprache Roms und zum Dienſt der Kirche unentbehrlich, aber auch der Unterricht in dieſer Sprache war meiſt nothdürftig genug. Erſt im Anfang des 16. Jahrhunderts thaten ſich die Schulen von Aberdeen und Perth wieder durch beſſeren Latein-Unterricht hervor, indem auf der einen Johann Vaus und auf der anderen Andreas Simſon, beide tüchtige Lateiner, dieſen Lehrgegenſtand mit Vorliebe pflegten. Dagegen von den Sprachen, in denen der Grund alles Heiles ſelbſt überliefert worden iſt, von der griechiſchen und vollends von der hebräiſchen war durchaus nicht die Rede, ſo daß es denn auch nicht zu verwundern iſt, wenn die Prieſterſchaft ſelbſt nichts Anderes mehr kannte, als ihre römiſchen Liturgieen und Dekretalen. Griechiſch wurde zuerſt wieder gelehrt auf der bereits erwähnten Schule zu Montroſe, welche der Baron Erskine von Dun gegründet hatte, und die erſten Lehrer kamen aus Frankreich dahin; doch wurden diejenigen, die ſich mit dieſer Sprache befaßten, von den Prälaten meiſt mit argwöhniſchen Blicken betrachtet und nicht ſelten geradezu als „Ketzer" verfolgt, was ja auch nicht anders ſein konnte, da das Studium des neuen Teſtamentes in der Urſprache bald zu der Einſicht führen mußte, wie ſehr die gegenwärtige Kirche entartet war. Hebräiſch wurde erſt viel ſpäter noch wieder zu einem Gegenſtande des Unterrichts gemacht. Knox ſelbſt kam erſt im mittleren Lebensalter zu einer Kenntniß der griechiſchen Sprache, und in Betreff des Hebräiſchen bekennt er ſelbſt noch im Jahre 1550, daß er es nicht verſtehe[1]). Doch hat er auch dieſen Mangel während ſeines Aufenthaltes auf dem Feſtlande noch gut zu machen gewußt.

In St. Andrews wurde dem jungen Manne denn auch nicht viel geſunde Geiſtesnahrung geboten. Herrſchend war hier, wie überall auf den römiſchen Univerſitäten, das Syſtem des Duns Scotus, des Vaters der Scholaſtik, der eben die Lehren, Gebräuche und Ordnungen der römiſchen Kirche in ein Syſtem gebracht hatte, ſie mit allerlei ſubtilen und oft lächerlichen Gründen zu beweiſen und zu rechtfertigen ſuchend. Dieſes wurde immer und

1) Vgl. M'Crie, I, 6.

immer wieder den jungen Leuten vorgetragen, und im Grunde beſtand der ganze Unterricht meiſtens darin, daß man ihnen einzulernen ſuchte, was in der Kirche hergebracht war. Die Schrift blieb auch hier ganz aus dem Spiele.

Nur einer von den damaligen Lehrern der Univerſität nahm einen etwas anderen und freieren Standpunkt ein: Johann Mair, gewöhnlich Mayor genannt[1]). Er war Profeſſor der Philoſophie und Theologie zu St. Andrews, und hatte zu Paris ſtudirt, wo er auch eine Zeit lang gelehrt hatte. Dieſer Mann theilte deßhalb auch die Grundſätze, welche in den Zeiten vor der Reformation von der Pariſer Univerſität vertreten wurden, namentlich von dem berühmten Kanzler derſelben, Johann Gerſon, und von Peter d'Ailly, von denen ja bekannt iſt, daß ſie die Autorität der Concilien gegenüber der des Papſtes aufrecht zu erhalten geſucht haben. So lehrte auch Mair, daß ein Concil über dem Papſte ſtehe und das Recht habe, nicht blos die Befehle des Papſtes zu verwerfen, ſondern auch ihn ſelbſt zu richten und abzuſetzen. Er leugnete die weltliche Oberherrſchaft des römiſchen Biſchofs und ſprach ihm das Recht ab, das derſelbe ſich ſo oft angemaßt hatte, die Fürſten einzuſetzen oder zu entthronen. Auch meinte er, die Bannſprüche Seitens der Kirche und des Papſtes könnten keine Giltigkeit haben, wenn ſie nicht auf zureichende Gründe geſtützt wären, und eben ſo hielt er dafür, daß Zehnten und andre der Geiſtlichkeit zu leiſtende Abgaben nicht auf göttlichem Rechte beruhten, ſondern lediglich menſchliche Einrichtungen ſeien, wie er denn namentlich auch den Geiz, die Ehrſucht und den weltlichen Pomp des päpſtlichen Hofes und der Prälaten tadelte und überhaupt ſich keineswegs als einen Freund der Geiſtlichkeit ausſprach. Von den Klöſtern und Heiligentagen meinte er, ſie ſeien auf ein mehr entſprechendes Maß zurückzubringen, vor Allem aber ſolle man ſich hüten, ſie noch zu vermehren. Doch wenn in dieſen Grundſätzen auch ſchon ein freierer Sinn ſich ausſpricht, ſo war Mair doch noch weit entfernt, bis zur vollen Erkenntniß des Evangeliums als des allein rechten Grundes alles kirchlichen Weſens und aller Wahrheit hindurchgedrungen zu ſein. Es ging ihm vielmehr, wie ſeinen franzöſiſchen Vorgängern überhaupt: wenn auch in einzelnen Stücken von den hergebrachten Meinungen abweichend, war er doch im Ganzen noch durchaus in die Schlingen des römiſchen Weſens gefangen, und ſeine freieren Anſichten waren auch keineswegs auf dem Grunde erwachſen, aus dem allein die rechte Freiheit vom prieſterlichen Joche kommen konnte, auf dem Grunde des Wortes Gottes, ſondern ſie gingen lediglich aus der Philoſophie hervor,

1) Knox, hist., 14 ſagt von ihm: „whose Word than was haldin as ane Oracle in Matteris of Religioune," und erzählt, wie er von den Predigten des Freir William Ayrth, der gegen das lockere Leben der Biſchöfe geeifert, geurtheilt habe, es ſei nichts Ketzeriſches darin.

welche damals überhaupt in der Kirche galt und durch die man die kirchlichen Einrichtungen zu rechtfertigen ſuchte. Daher wich er denn wohl im Einzelnen ab, ſtimmte aber doch im Ganzen noch immer bei, und es fehlte ihm die Einſicht in das Verderben, weil ihm die Einſicht in die Wahrheit fehlte. Von denen, welche Mairs Schriften eingeſehen haben, ward geſagt, daß dieſelben doch im Ganzen noch immer den damals herrſchenden Geiſt der kirchlichen Philoſophie verriethen. „Viele von den Fragen, welche er behandelt, waren äußerſt nutzlos und kleinlich, und das Meiſte ward ungenießbar durch die ſklaviſche Anhänglichkeit an die Kleinigkeitskrämerei der ſcholaſtiſchen Methode. Der Leſer ſeiner Werke muß zufrieden ſein, wenn er mühevoll ein Körnchen Wahrheit auf vielen Seiten von Spreu auffinden kann[1]." Die ganze Stellung dieſer Leute, die blos an der Außenſeite des kirchlichen Weſens Etwas beſſern wollten, ohne auf den rechten Grund zu gehen, brachte das ſo mit ſich, und es iſt nicht zu verwundern, wenn denen die Reformation der Kirche nicht gelang, die ſelbſt noch von der Verkehrtheit umſtrickt waren, wenn ihren frommen Wünſchen nach Beſſerung diejenigen ſpotteten, denen auch das Schlimmſte als heilig galt, weil es ihren ſchlimmen Gelüſten Vorſchub leiſtete[2]).

Dieſer Mann übte jedoch auf Knox, ſowie auf einzelne andre junge Leute, unter denen der gelehrte Freund des Reformators, George Buchanan zu nennen iſt, ohne Zweifel einen anregenden Einfluß aus, und gewiß darf angenommen werden, daß er es war, welcher den erſten Anſtoß dazu gab, daß Knox an dem herrſchenden Kirchenweſen irre wurde. Führte er ſeine Schüler auch noch nicht zu der allein lauteren Quelle der Wahrheit und des Heiles, ſo rüttelte er doch an den Grundfeſten des Irrthums und des Verderbens, und ſchärfte ſo den Blick derſelben für eine tiefere Erkenntniß, indem er zuerſt die Decke lüftete, die vor ihren Augen hing. Er brachte ſie zuerſt auf den Gedanken, daß in der beſtehenden Kirche doch nicht Alles ſein möchte, wie es ſollte, und dadurch war ihnen der Weg zu weiteren, eigenen Unterſuchungen geöffnet.

---

1) M'Crie, I, 9.

2) Die politiſchen Grundſätze Mairs waren ſeinen kirchlichen verwandt. Er lehrte, die Autorität der Könige und Fürſten ſtamme urſprünglich vom Volke her, und es ſeien die Monarchen an den Willen der Parlamente gebunden. Wenn Fürſten ihre Macht zu Gewaltthätigkeiten gegen ihre Unterthanen mißbrauchten, ſo ſei es Recht, daß das Parlament dagegen auftrete, auch dürften die Fürſten, wenn ſie ſich als unverbeſſerlich erwieſen, durch die Vertretung des Volkes abgeſetzt und ſelbſt beſtraft werden. M'Crie, I, 8 meint, Knox ſei durch Mairs Einfluß zu ſeinen politiſchen Grundſätzen gekommen. Doch iſt auch zu bemerken, daß Knox ſeine Grundſätze auf das Evangelium ſtützte und — daß er nur dann die Stände aufforderte, gegen Maria einzuſchreiten, wenn es ſich darum handelte, die reformirte Kirche zu ſchützen.

Doch dürfen wir nun nicht meinen, als habe Knox sofort oder auch nur in kurzer Zeit die Wolken des Irrthums durchbrochen, welche damals noch die Gemüther umhüllten. Wie sein Lehrer Mair selbst, so hielt auch er noch eine lange Zeit an dem fest, was die Kirche und ihre Scholastik als Wahrheit verkündigten. Es lag ja auch etwas in dieser „Weisheit," das im Stande war, die ehrgeizigen Gemüther der Jugend zu fesseln. Schon die Masse des so schwerfälligen Stoffes zu überwältigen und sich in all den Windungen und Irrgängen dieser Philosophie zurecht zu finden, erschien als etwas Großes, das des Fleißes und der Ehre würdig wäre, und da die Gewandtheit, in all' den aufgestellten Fragen eine Entscheidung zu treffen und mit Scharfsinn zu vertheidigen, was oft so wenig stichhaltige Gründe für sich hatte, einen Schein von hoher Gelehrsamkeit verlieh, so wurde dadurch der Eitelkeit der jungen Leute nicht wenig geschmeichelt. Jedenfalls war es schwer, sich aus diesem Labyrinthe wieder heraus zu finden, wenn man einmal hineingerathen war, zumal der Leitstern, der allein den Ausweg hätte zeigen können, das Wort Gottes noch immer unzugänglich blieb. Knox ging daher eine Zeitlang auch in diesen Wegen, sowohl mit großem Eifer, als auch mit großem Erfolge. Er wurde bald zum Magister der freieren Künste ernannt und fing an, in einem der Collegien zu St. Andrews die Philosophie mit vielem Beifall zu lehren. Er wurde berühmt als Einer der auch die größten Subtilitäten der Dialektik mit Scharfsinn zu lösen verstände[1]). Auch wurde er bald in den geistlichen Stand aufgenommen und noch ehe er das gesetzliche Alter erreicht hatte, zum Priester geweiht[2]). Es konnte nicht fehlen, daß er zu hohen Würden in der Kirche nach und nach emporsteigen mußte.

Allmälig sollte er jedoch auf andere Wege kommen, und sich andere ewige Aussichten vor ihm eröffnen. Daß ein Geist, wie er, in den Spitzfindigkeiten der hergebrachten Schulweisheit keine dauernde Befriedigung finden konnte, war nur natürlich, und dazu kamen die Anregungen von Seiten Mairs, welche ihn antrieben, weiter nach den Gründen zu suchen. Er ging daher zuvörderst in die kirchliche Vorzeit zurück und studirte die Schriften des Hieronymus und Augustinus, auf welche auch Meister Duns sich ja zu berufen gewohnt war. Hier aber fand er es vielfach anders. Anstatt an den Papst und an kirchliche Satzungen, sah er sich durch Hieronymus an die heilige Schrift als an die allein lautere Quelle der Wahrheit verwiesen, und in den Werken Augustins fand er religiöse Gedanken, welche dem, was

1) Vgl. Verheiden, Effigies et Elogia Praestant. Theolog. p. 69 ed. 1725.

2) S. darüber die Belegstellen bei M'Crie, I, 346 ff. (Note E). Knox hat auf seine papistische Ordination jedoch später nie ein Gewicht gelegt, sondern er datirt sein Amt von seiner Berufung in St. Andrews (s. unten Kap. 5).

die römiſche Kirche lehrte, durchaus entgegengeſetzt waren. Da gab es keine Gerechtigkeit aus den Werken, ſondern die Gnade Gottes in Chriſto war der Grund alles Heiles, und wenn Auguſtin auch der Kirche als der Gemeinſchaft der Heiligen Autorität beilegte, ſo mußte doch klar werden, daß damit die römiſche Kirche in all' ihrem Verderben nicht könne gemeint ſein. Mehr und mehr wurde dem ſuchenden Geiſte des Knox daher die ſcholaſtiſche Weisheit verdächtig und zuwider, mehr und mehr ging ein anderes Licht in ſeiner Seele auf, ſowohl über das eigentliche Weſen Deſſen, was ſich damals die Kirche Chriſti nannte, als auch über den rechten Grund des Heiles ſelbſt, und wenn er auch nicht gleich von allen Irrthümern ſich losmachen konnte, ſo fiel doch eine Schuppe nach der andern von ſeinen Augen. Es war etwa im Jahre 1535, als dieſe Veränderung in ihm vorging, doch bedächtig und gewiſſenhaft, wie er war, kam er zu einem offenen Bekenntniß des Chriſtenthums erſt im Jahre 1542. Man kann daher gewiß nicht ſagen, daß er leichtſinnig und voreilig die Wahrheit, die ihm immer herrlicher aufging, ergriffen habe.

Viel zu ſeiner innerlichen Umwandlung mögen auch die Grauſamkeiten beigetragen haben, deren Zeuge er war. Schon als Hamilton verbrannt wurde, war er in St. Andrews, und ſo hat er gewiß auch noch manchen anderen Märtyrertod mit angeſehen. Er ſagt freilich Nichts darüber, aber die Genauigkeit, mit welcher er in ſeiner Geſchichte dieſe Begebenheiten uns erzählt, läßt ſchließen, daß er ein Augenzeuge geweſen iſt, und die Entrüſtung, mit welcher er die Thaten der Prälaten ſchildert, bekundet, wie ſehr auch ſeine Seele davon ergriffen geweſen iſt. Da ſah er die blinde Wuth der Feinde des Evangeliums, wie ſie auch vor dem Härteſten und Unmenſchlichſten nicht zurückbebten, da ſah er aber auch den freudigen Todesmuth der Märtyer, wie ſie zu Chriſto allein ſich bekannten und ſo voll ſeines Troſtes waren auch mitten unter den grauſamſten Qualen, und — da kam er denn am Ende auch dahin, lieber in ihren Reihen ſterben, als mit den Feinden Gottes herrſchen zu wollen. Lange Zeit mochte auch da Verzagen ſeine Seele gefeſſelt halten, lange mochte er um ſolcher Verzagtheit willen ſich vielleicht gar bemühen, noch vor ſich zu rechtfertigen, was er doch bereits von dem Worte Gottes gerichtet ſah — er war ja ein Menſch, und das Menſchenherz iſt ja ſo leicht verzagt, wenn es gilt, um des Herrn willen die Straße der Trübſale zu ziehen — aber am Ende ſiegte auch darin der Herr in ſeiner Seele. Sein offenes Bekenntniß zu Chriſto trieb ihn am Ende von St. Andrews hinweg, aber jedenfalls ſteht er deßhalb von nun an als dieſer feſte, unerſchütterlich in Chriſto gegründete Charakter da, der Alles, was nicht aus dem Herrn iſt, mit aller Entſchiedenheit und Klarheit durchſchaut und von ſich ſtößt, weil er dieſen langen und bedächtigen Weg von der Finſterniß zum Lichte hatte gehen müſſen, gleichſam ein Bollwerk des Lügengeiſtes nach dem andren hinweg zu räumen gezwungen, bevor das

volle Licht ihm ſcheinen konnte. Knox iſt mit eiſerner Unerbittlichkeit von da an gegangen den einen ebenen Weg des Herrn, von keiner Verlockung, aber auch von keinen Drohungen mehr beirrt, und gerade das machte ihn fähig, zu ſein, wozu ihn der Herr erwählt hatte: der Wiederherſteller der Kirche von Schottland.

Zu St. Andrews war von nun an ſein Bleiben nicht mehr. Seit langer Zeit hatten ſeine philoſophiſchen Vorträge bereits die Veränderungen, die in ſeiner Ueberzeugung vorgingen, zu erkennen gegeben, denn ſtatt des ausgetretenen Pfades der ſcholaſtiſchen Methode wies er ſeine Schüler auf einen andern vernünftigeren und heilſameren Weg. Aber eben dadurch wurde er der „Ketzerei" denn auch bald verdächtig, und als er am Ende die kirchlichen Mißbräuche offen anzugreifen begann, war zu St. Andrews, wo ein Beaton gebot, keine Sicherheit für ihn mehr zu finden. Er verließ daher dieſen Ort und begab ſich in den Süden des Landes, wo er ſich offen zum Evangelium bekannte. Daß dadurch die Verfolgung gegen ihn nur noch mehr wachgerufen wurde, konnte nicht fehlen. Gerade er mit ſeinen Gaben war ja ein gefährlicher Gegner, und Beaton erließ deßhalb einen Richterſpruch gegen ihn, der ihn für einen Ketzer und des prieſterlichen Charakters für verluſtig erklärte. Auch wird erzählt, daß der Prälat Leute abgeſchickt habe, die Knox tödten ſollten, denen er jedoch, durch des Herrn gnädige Fürſorge bewahrt, nicht in die Hände fiel [1]).

Knox fand eine Stelle als Hauslehrer bei einem Edelmanne in Oſt-Lothian, in der Nähe von Haddington, dem Laird Hugh Douglas von Langniddrie, der ſelbſt dem Evangelium zugethan und bereit war, den Verfolgten gegen die Nachſtellungen des Prälaten zu verbergen. Zugleich mit den Söhnen Langniddrie's Franz und Georg unterrichtete Knox auch noch den des Lairds Johann Kockburn von Ormiſton, Alexander, der in der Nachbarſchaft wohnte, und ſorgte außerdem auch dafür, daß die Familien der beiden Lairds nicht nur, ſondern auch die umwohnende Bevölkerung mehr und mehr mit dem Evangelium bekannt gemacht wurden. Er gab den Religionsunterricht ſeinen Zöglingen in einer Kapelle zu Langniddrie, deren Trümmer noch jetzt Johann Knox' Kirche heißen, und Jedermann hatte Zutritt zu demſelben. Auch las er dort zu beſtimmten Zeiten ein Kapitel aus der heiligen Schrift vor und gab eine Auslegung dazu [2]).

Eine weſentliche Förderung in ſeiner evangeliſchen Ueberzeugung ſollte Knox ſelbſt nun aber noch durch den Mann empfangen, der um dieſe Zeit Schottland mit ſeinen Predigten durchzog und, wohin er kam, den Samen der Wahrheit auszuſtreuen ſuchte, durch Georg Wishart.

1) Beza, Icones, Ee. iij.
2) Knox, hist., 67. Vgl. Chalmers, Caledonia, II, 526.

Viertes Kapitel.

Georg Wiſhart.

Als jene Verhandlungen mit Heinrich VIII. von England im Gange waren und König Jakob nicht übel Luſt hatte, mit Hilfe der Kirchengüter ſeine Finanzen zu verbeſſern, war ein Stillſtand in den Verfolgungen der Evangeliſchen eingetreten. Doch währte das nicht lange. Natürlich boten die Prälaten Alles auf, um dem Könige die Vorſchläge Heinrichs in einem für ihn gefährlichen Lichte erſcheinen zu laſſen. Sie ſtellten ihm vor, daß durch Einführung der Reformation nicht er, ſondern die Barone Vortheil haben würden, denn da die Güter der Kirche in ihren Territorien lägen, ſo würden ſie dieſelben einziehen und dadurch eine Macht gewinnen, die es ihm für immer unmöglich machen würde, ſie der Oberherrſchaft der Krone zu unterwerfen. Dazu boten ſie ihm eine Beiſteuer von 50,000 Kronen jährlich an, falls Heinrich VIII. ihn mit Krieg überziehen würde.

Jakob ließ ſich dadurch beſtimmen, und da er die Freundſchaft Englands zurück wies, ſo blieb ihm nichts Andres übrig, als ſich an Frankreich anzuſchließen. Er vermählte ſich daher zuerſt mit Magdalena, einer Tochter Franz' I., und als dieſe bald darauf ſtarb, mit Marie von Lothringen, der Wittwe des Herzogs von Longueville und der Schweſter der Guiſen. So waren die Prälaten wieder in dem ungefährdeten Beſitze ihrer Macht, ja, das Bündniß mit Frankreich und die Vermählung mit einer Tochter aus jenem Hauſe, das in Frankreich die hauptſächlichſte Stütze der römiſchen Kirche war, gaben ihnen einen neuen Rückhalt. Die Verfolgungen begannen auf's Neue, und manches Opfer fiel wieder der prieſterlichen Grauſamkeit[1]).

Namentlich war es nun David Beaton, der Neffe, der die evangeliſch Geſinnten ſeinen Zorn empfinden ließ. Sein Oheim war im Jahre 1539 geſtorben und er der Nachfolger deſſelben geworden, wie im Erzbisthum, ſo auch im Reichskanzleramt. Auch hatte ihn der Papſt auf Verwenden des Königs und der Guiſen, die ihren Mann in ihm erkennen mochten, zum Cardinal ernannt. In des Königs Gunſt ſtand er vor Allen ſehr hoch. Er war es geweſen, der die Heirath mit der Herzogin von Lothringen hauptſächlich zu Stande gebracht hatte, er hatte den König von der engliſchen Politik abwendig zu machen gewußt, er war überhaupt bereits Jahre lang die Seele alles Deſſen geweſen, was da geſchehen war, und wie er dem König ein ſeinen Leichtfertigkeiten Vorſchub leiſtete, ſo ſtand er auch ganz auf Seiten der Krone gegenüber den Baronen. Dazu war er gewandt und erfahren in allen Geſchäften des Staates, und allerdings auch mit jener Unerſchrockenheit

1) Vgl. Knox, hist., 25 f., Mignet, I, 15; Meyer, I, 12 f.

der Seele begabt, die vor keinem, auch nicht vor dem grausamsten Mittel zurückbebt, sobald es die Erreichung ihrer Zwecke gilt, die aber eben deßhalb auch geeignet ist, schwächlichen Gemüthern, wie das des Königs war, zu imponiren. Der König hatte deßhalb in ihm den Mann gefunden, dem er die Lasten des Reichs dreist auf die Schultern meinte legen zu dürfen, und unbedenklich folgte er deßhalb nun auch den Rathschlägen dieses Mannes.

Des Cardinals vorzüglichstes Bedenken war jedoch, dem Evangelium die Wege zu versperren und die „Ketzerei" von Grund aus zu vertilgen. Wie die Krone mit dem Prälatenthum, so hatte die Baronie ja bereits mit der Reformation ein geheimes Bündniß geschlossen, und überhaupt war es klar, daß vor Allem erst die reformatorische Bewegung unterdrückt werden müsse, bevor an ein Erreichen weiterer Pläne gedacht werden könne. Erst sollte die Kirche wieder in ihrer unangefochtenen Autorität hergestellt werden und dann auf den Schultern der Kirche und von ihr getragen das unumschränkte Königthum. Der Cardinal ergriff daher auch sofort die energischsten Mittel. Ein Parlament wurde versammelt, neue und verschärfte Befehle gegen die „Ketzerei" erlassen, Widerspruch von Seiten Einzelner mit Drohungen niedergeschlagen, und — wieder loderten die Scheiterhaufen zu Edinburg und St. Andrews, so wie auch an andern Orten.

Doch sollte auch wieder ein Zwischenfall diesem Wüthen Einhalt gebieten und zwar für eine längere Zeit. Heinrich VIII. hatte den Korb, den Jakob seiner Schwester gegeben, keineswegs gleichgültig hingenommen. Er war überhaupt der Mann nicht, der sich ohne Zorn in seinen Plänen durchkreuzen ließ, und vollends die erneuerten Verfolgungen der Gegner Roms in dem Nachbarlande ließen ihm nicht Ruhe. Daher forderte er seinen Neffen nochmals auf, seinem Beispiele zu folgen und das Regiment des römischen Bischofs in Schottland zu stürzen, und als Jakob, wie voraus zu sehen war, sich weigerte, auch zu einer Zusammenkunft, zu der ihn Heinrich eingeladen und er versprochen hatte, zu kommen, nicht erschien, sondern den Oheim vergeblich zu York sechs Tage lang auf sich warten ließ, so erfolgte von Seiten Englands die Kriegserklärung. Zugleich brach Heinrich verheerend in Schottland ein und brachte den König Jakob auf diese Weise in nicht geringe Verlegenheit.

Die schottische Wehrmacht bestand in der Macht des Adels. Aber die Barone waren keineswegs geneigt, für die französische Politik ihres Königs und für Alles, was damit zusammenhing, ihre Truppen marschiren zu lassen. Jetzt ihrem Könige zum Siege verhelfen, hieß ihm eine Macht in die Hände geben, die er und der Cardinal gegen Alles gebrauchen könnte, was ihnen theuer war, wie gegen ihre Selbstständigkeit, so auch gegen das Evangelium, dem die Meisten von ihnen bereits zugethan waren. Als daher der König von England — wohl nicht ohne Einverständniß mit einzelnen Baronen — seine Truppen wieder über die Gränzen zurückzog, weigerte sich

der Adel, noch in das Feld zu ziehen, und erklärte, der Krieg sei unnütz geworden, wie er denn auch den Interessen des Reiches widerstreite.

Jakob jedoch ließ sich dadurch nicht abhalten, an dem Engländer Vergeltung zu üben, und leicht war es, ihn zu überzeugen, daß er auch ohne den Adel den Krieg weiter fortführen könne, ja, daß es möglich sei, dadurch gerade den Baronen gegenüber eine Macht zu gewinnen, denen sie nicht mehr zu widerstehen vermöchten. Mit dem Gelde der Geistlichkeit rüstete er daher ein Heer von 10,000 Mann, dessen Leitung er dem Oliver Sinclair übertrug, einem seiner Günstlinge, der zugleich ein Freund der Prälaten war. Dieser rückte über die Westgrenze vor und der Cardinal verhieß Sieg und Ehre. Doch war es anders beschlossen. Da auch jetzt noch in der Armee der Adel stark vertreten war, so ließ sich dieser von 500 Engländern bei Solway-Moß lieber schlagen, als daß er dem Könige einen Zuwachs an Macht hätte verschaffen mögen, und von dieser schimpflichen Niederlage wurde Jakob V, so erschüttert, daß er am 14. Dec. 1543 im Schlosse zu Falkland starb. Kurz vor seinem Tode wurde ihm die Nachricht gebracht, daß ihm eine Tochter geboren sei. Traurig brach er in die Worte aus: „Durch ein Weib ist die Krone gekommen, durch ein Weib wird sie wieder gehen!“ Das neugeborene Kind war Maria Stuart, Königin in einem Alter von sechs Tagen[1]).

So waren die Pläne des Cardinals, der wohl an nichts Geringeres, als an ein Zurückbringen Englands unter die römische Gewalt gedacht hatte, vereitelt, und — sie sollten noch mehr vereitelt werden. Nach dem Tode des Königs brachte er ein Testament desselben zum Vorschein[2]), welches ihn selbst, nebst den Grafen Huntly, Argyle und Murray, zu Regenten ernannte. War dies Testament gefälscht oder nicht, genug, es erregte in der sofort in Edinburg zusammengetretenen Versammlung der Stände den heftigsten Widerstand. Zu dem allgemeinen Haß, den sich der Cardinal bereits zugezogen hatte, kam noch ein besonderer Umstand hinzu. Man hatte in der Tasche des verstorbenen Königs eine Liste, von des Cardinals Hand geschrieben, gefunden, welche die Namen von nicht weniger, als 360 hochgestellten Personen enthielt, die der Ketzerei verdächtig und deßhalb bei passender Gelegenheit zu vernichten seien, darunter die ersten Barone des Reiches und selbst der Graf Hamilton von Arran, der nächste Agnat der Krone[3]). Das konnte die Versammlung nicht geneigt machen, dem angeblichen Testamente des Königs Folge zu geben. Die Regentschaft wurde dem Grafen

1) Vgl. über das Alles Knox, hist. 27 ff. Auch Mignet, l. c.

2) Knox, hist., 31.

3) Sadler, State Papers, I, 94. Knox, hist., 27 ff. Knox sagt, die Liste habe mehr als hundert Edelleute enthalten, außer Andren geringeren Standes. Sadler nennt 20 Stiegen Barone und Gentlemen, „alle dem Worte Gottes zugethan,“ unter ihnen die Grafen Arran, Cassilis und Marshal.

Arran übertragen, und der Cardinal als Gefangener nach dem Schloſſe Dalkeith geführt. Nur die Krönung des königlichen Kindes, welche am 9. Sept. 1543 zu Stirling ſtattfand, ließ man den gedemüthigten Kirchenfürſten noch vollziehen, ein Act, der unter dieſen Umſtänden ſelbſt eine Demüthigung für ihn war.

Nun hatten die Bekenner des Evangeliums wieder Ruhe. Arran war ſelbſt der Reformation geneigt, und das Parlament beſchloß unter ſeiner Leitung ein förmliches Duldungsedikt. Die engliſche Ueberſetzung der heiligen Schrift, welche damals bereits im Geheimen verbreitet war, ſollte nun auch öffentlich gebraucht werden, und alle Einſprache, welche die Prälaten dagegen erhoben, war vergeblich. Nur ſo viel wurde ihnen zugeſtanden, daß dieſe Ueberſetzung erlaubt ſein ſolle, bis ſie ſelbſt eine beſſere herſtellten, was denn freilich bei ihrer gänzlichen Unkenntniß der Urſprachen gute Wege hatte. Das Wort Gottes wurde jetzt allgemein im Volke verbreitet[1]).

Auch that der Regent noch einen Schritt weiter. Er nahm ſelbſt zwei evangeliſche Geiſtliche zu ſeinen Capläuen an, den einen, Thomas Williams mit Namen, der, früher ein Dominikaner, nach gewonnener beſſerer Erkenntniß ſein Ordenskleid abgelegt hatte, und deſſen klare Auslegung der Schrift gerühmt wird[2]), und den andern, Namens John Rough, der auch ſpäter für die Reformation von Bedeutung werden ſollte[3]). Dazu kam, daß auch Heinrich VIII. vom ſchottiſchen Parlamente es erlangte, daß ſein Sohn Eduard mit der jungen Marie verlobt wurde, ſo daß es in der That den Anſchein gewann, als ſollte es mit der römiſchen Kirche zu Ende ſein. Cardinal Beaton war für den Augenblick ſo machtlos, wie die verwittwete Königin, die Schweſter Guiſen.

In dieſer Friedenszeit kehrte nun auch ein Mann nach Schottland zurück, der ganz geeignet war, Aller Gemüther für das Evangelium zu entflammen. Dies war Georg Wiſhart[4]). Sohn eines Lairds, hatte er ſich dem geiſtlichen Stande gewidmet und war dann eine Zeit lang Lehrer der griechiſchen Sprache an der Schule Erskine's zu Montroſe geweſen, hatte jedoch wegen Verdachtes der „Ketzerei" vor dem Biſchofe von Brechin die Flucht ergreifen müſſen. Er war nach England gegangen und hatte zu Cambridge eine Reihe von Jahren den Studien gelebt. Jetzt aber kehrte er in Begleitung der Commiſſäre Heinrichs VIII., welche die Verlobung ver-

1) Knox, hist., 33 f.

2) Er hatte auch auf Knox Einfluß. Vgl. Life of the Author vor der Ausgabe von Knox' hist. von 1732.

3) Knox, hist., 33 nennt ihn „not so leirned (nämlich als Williams) yit mair simple and mair vehement aganis all Impietie."

4) Wiſhart, ob von Wiſehart, weßhalb Buchanan ihn Sophocardius nennt, oder von Guiscard herzuleiten! Knox ſchreibt Wiſchart.

mitteln ſollten, in ſein Vaterland zurück (1544), und war der Erſte, der es wagte, das Evangelium nun öffentlich zu verkündigen[1]).

Er war ein Mann, voll zugleich von evangeliſcher Milde und Kraft, und ſeine Predigten waren ſo gewaltig, daß jedes Herz davon erſchüttert wurde. Ein Zeitgenoſſe ſchildert ihn als von der einfachſten Lebensart[2]), mit einem wollenen Mantel bekleidet und auf hartem Lager ſchlafend, viel faſtend, weil das nicht blos in der Schrift geboten, ſondern auch der Geſundheit zuträglich ſei, und ſo allerdings einen Schein von Strenge abgebend, aber dabei freundlich, leutſelig, voll Liebe gegen Jedermann und namentlich voll Barmherzigkeit gegen die Armen, dazu gelehrt und erfahren, im Worte Gottes wohl bewandert, und vor allen Dingen von einem glühenden Eifer für das Evangelium beſeelt, der unwiderſtehlich geweſen ſei. So zog er nun in Schottland umher, von Ort zu Ort, und verkündigte überall die fröhliche, aber ſo lange verborgen gehaltene Botſchaft des Heiles[3]).

Zuerſt hielt er zu Dundee Vorträge über den Römerbrief, die eine große Wirkung hervorbrachten. Doch fehlte es ihm auch dort ſchon nicht an Gegnern und Widerſpruch. Der Cardinal, der bereits aus ſeiner Haft wieder frei geworden war, hatte ſofort ein aufmerkſames Auge auf ihn, und wenn er ihn auch wegen der mißlichen Zeitumſtände nicht offen anzugreifen wagte, ſo legte er ihm doch allerlei Hinderniſſe in den Weg. Ein Bürger der Stadt, Robert Mill, mußte ihn auffordern, Dundee nicht mehr zu beläſtigen[4]), und Wiſhart begab ſich auch deßhalb hinweg, aber nicht ohne die Stadt darauf vorzubereiten, daß ſie durch Vertreibung des Evangeliums ſich ſchwere Trübſale zuziehen werde[5]).

Später finden wir ihn zu Ayr, wo er ebenfalls unter allgemeinem Zu-

1) Vgl. M'Crie, I, 41.

2) For, 1155. Vgl. M'Crie, I, 366 f. (Note L.)

3) Ueber das Folgende, vgl. Knox, hist., 43 ff. Knox war ſpäter (ſ. unten) mit Wiſhart zuſammen, daher Augenzeuge.

4) Knox ſagt ausdrücklich, es ſei geſchehen „be Procurment of the Cardinal" (l. c.).

5) Er ſagte: Gott iſt mein Zeuge, daß ich nicht euer Verderben, ſondern euer Heil will, ja, euer Verderben iſt mir ſchmerzlicher, als euch ſelbſt. Aber ich bin gewiß, daß, wenn ihr Gottes Wort zurückweiſt und ſeinen Boten von euch ſtoßt, daß dieß euch nicht vor dem Verderben bewahren, ſondern euch in daſſelbe ſtürzen wird, denn Gott wird euch Boten ſenden, die ſich vor euren Angriffen nicht fürchten. Ich habe euch das Wort des Heiles angeboten und bin mit Gefahr meines Lebens unter euch geweſen, jetzt aber weiſt ihr mich ſelbſt hinweg und deßhalb bin ich überzeugt, Gott werde meine Unſchuld ſchon an's Licht bringen. Wenn es lange gut mit euch geht, ſo leitet mich der heil. Geiſt nicht. Aber unvorhergeſehene Trübſale werden über euch kommen, und dann merkt darauf und bekehrt euch zu Gott, denn er iſt barmherzig. Aber wenn ihr nicht zu ihm euch bekehrt, wird er euch mit Feuer und Schwert heimſuchen. Knox, hist., 43.

lauf ſeine Predigten hält, doch auch hier trat ihm die römiſche Partei feindlich entgegen. Der Erzbiſchof von Glasgow, zu deſſen Diöceſe Ayr gehörte, war vom Cardinal beauftragt, Wiſhart zu verhaften, doch wagte er es nicht, ſondern begnügte ſich damit, ſich der Kirche zu bemächtigen. Das gab heftige Auftritte. Der Graf von Glencairn und andre Edelleute eilten herbei, den Prediger zu ſchützen; ſie wollten die Kirche mit Gewalt wieder in Beſitz nehmen und bedrohten den Prälaten. Wiſhart hatte alle Mühe, die Ruhe herzuſtellen. „Des Biſchofs Predigt," ſagte er, „wird uns nicht ſchaden, und wir können uns eben ſo gut auf dem Markte verſammeln[1])." So geſchah's denn, und Wiſharts Rede hatte den größten Erfolg, während der Erzbiſchof mit der ſeinigen zum Gelächter wurde. Er hatte gemeint, „wenn ſie eine Predigt hören wollten, ſo könne er auch predigen, doch ſei er nicht vorbereitet, und daher das nächſte Mal mehr[2])." Mit dieſen Worten hatte er die Kanzel, die er beſtiegen, wieder eilends verlaſſen und ſich eben ſo ſchnell wieder aus der Stadt gemacht. Die Römiſchen zogen eben überall den Kürzeren.

Am folgenden Sonntag wollte Wiſhart wieder zum Volke reden und eine große Menge war verſammelt. Doch fand man dies Mal die Kirche vom Scheriff und von Soldaten beſetzt. Da wollen die Freunde des Predigers wieder Gewalt brauchen, doch Wiſhart hindert es abermals. „Chriſtus," ſagt er, „iſt allmächtig auch auf dem Felde[3])!" und dahin geht's nun mit allem Volke, dem er eine drei Stunden lange Predigt hält, ſo ergreifend, daß die Begeiſterung für die Sache des Herrn kaum noch zu halten iſt.

Zu Ayr vernimmt er, daß die Stadt Dundee von der Peſt heimgeſucht iſt. Sofort eilt er hin und findet dieß Mal auch die freundlichſte Aufnahme[4]). Täglich predigt er, und der Zudrang iſt ſo groß, daß er keinen andern Rath weiß, als ſich auf das Stadtthor zu ſtellen und von da herab zu dem Volke zu reden. Einmal predigt er über den 107. Pſalm: „Er ſandte ſein Wort und machte ſie geſund!" und die Wirkung iſt unge-

1) „Lat him alane, his Sermon will not meikill hurt, lat us go to the Mercate-Cross." (Knox, l. c. 44.)

2) „They sey we sould preiche, yuhy not? Better lait thryve, nor never thryve: Had us still for your Bischope, and we sall provyde better the nixt Tyme!" (l. c.)

3) Er fügte noch hinzu: „Ich finde, daß der Herr ſelbſt öfter in der Wüſte, am Seeufer und an anderen für profan gehaltenen Orten, als im Tempel zu Jeruſalem geredet hat. Es iſt das Wort des Friedens, das Euch Gott durch mich ſendet, Blut ſoll deßhalb wegen des Predigers nicht vergoſſen werden." (l. c.)

4) Knox (l. c.) ſagt: Keine Ueberredung konnte ihn zurückhalten, denn er ſagte: „Sie ſind jetzt in Trübſal und bedürfen Troſtes, vielleicht werden ſie jetzt, wo die Hand Gottes über ihnen iſt, ſein Wort ehren, welches ſie früher aus Menſchenfurcht verachteten."

heuer. Zugleich nimmt er ſich der Kranken an, iſt den ganzen Tag mit der Sorge für ſie beſchäftigt, ſie tröſtend und pflegend. Doch auch jetzt ſtellt ihm der Cardinal hier wieder nach. Ein von dieſem beſtochener Prieſter lauert am Thor auf ihn, um ihn zu tödten[1]). Wiſhart aber, der die Abſicht zeitig genug merkt, ergreift ihn beim Arm und fragt ihn mit milde warnendem Ton: „Was willſt du thun, mein Freund?“ worauf ihm der Prieſter ſein Vorhaben bekennt und nur mit Mühe von Wiſhart vor dem wüthenden Volke gerettet wird. „Wer ihm Etwas zu Leide thut, ſpricht er, der thut es auch mir! Er hat mich nicht verletzt, aber er hat uns einen großen Dienſt erwieſen, denn er hat uns zu verſtehen gegeben, weſſen wir ausgeſetzt ſind. In Zukunft wollen wir uns beſſer vorſehen!“

So in ſteter Lebensgefahr, immer von den Anſchlägen des Cardinals bedroht, aber immer auch muthigen und getroſten Herzens und vertrauend auf den, in deſſen Händen er ſich wußte, ſuchte er ſein Volk zu dem Herrn zu bekehren. Die Geſtalt Wiſhart's gemahnt uns, wie Einer der Propheten des alten Bundes, die auch hingingen, wohin Gott ſie ſandte, unbekümmert um die ihnen drohenden Gefahren. Doch ſollten dieſe für den Zeugen Chriſti auch in der That immer drohender werden.

Die Edelleute aus dem weſtlichen Theile des Königreiches hatten ihn gebeten, nach Edinburg ſelbſt zu kommen, wo ſie eine Disputation zwiſchen ihm und den Biſchöfen veranſtalten wollten. Unbekümmert um die Gefahr, war er ſofort bereit, nur daß er ſich erſt noch eine Zeit lang in Montroſe, ſeiner früheren Heimath, aufhielt, um auch dort das Heil zu verkündigen, und in der Stille ſich auf die bevorſtehende Disputation vorzubereiten. Hier wurde ihm ein Brief gebracht, angeblich von dem Laird von Kinnyre, der ihn zu ſprechen wünſche, „weil er plötzlich ſterbenskrank geworden ſei.“ Wishard, mit einigen Begleitern, machte ſich eiligſt auf den Weg. Doch plötzlich hielt er inne und kehrte nach einiger Ueberlegung wieder um. Seine Begleiter wunderten ſich, doch er ſprach: „Ich will nicht gehen, denn Gott hat es mir verboten. Da iſt ein Verrath! Gehen doch Einige von Euch dort hin und ſagt, was Ihr findet!“ Wirklich fanden ſie, daß hinter dem nächſten Hügel Bewaffnete verſteckt waren, — der Brief war von dem Cardinal und enthielt eine Lüge. Wiſhart aber ſprach: „Ich weiß, daß ich mein Leben durch den blutdürſtigen Mann verlieren werde, aber nicht auf dieſe Art!“

Von Montroſe machte er ſich dann auf nach Edinburg[2]), wiewohl er ſelbſt nicht anders dachte, als daß er in ſeinen Tod ginge. „Er kam, ſo erzählt uns Knox ſelbſt[3]), zu dem Hauſe des gläubigen Bruders Jakob

1) Knox (l. c. 45) nennt den Prieſter Joh. Wichtone und ſagt, er ſei „corruptid be Money.“

2) Erskine of Dun widerrieth es ihm durchaus (Knox, l. c. 50.).

3) Knox, hist., 50.

Watſon, welcher zu Innergowrie wohnte, und des Nachts ging er hinweg in den Garten. Watſon und Wilhelm Spadone folgten ihm heimlich, und horchten, was er thue. Als er eine gute Strecke auf und ab gegangen war mit vielem und tiefem Seufzen, fiel er auf ſeine Kniee, und ſeine Seufzer nahmen immer mehr zu, und er fiel zuletzt auf ſein Angeſicht. Sie hörten ihn weinen und beten wohl eine Stunde lang, dann wurde er allmälig ruhig, ſtand auf und ging zu Bett. Die Andern kamen ihm zuvor und ſtellten ſich, als hätten ſie Nichts geſehen, indem ſie ihn fragten, wo er geweſen ſei. Aber in der Nacht wollte er ihnen Nichts antworten. Am andern Morgen drangen ſie wieder in ihn, und als er noch nicht antworten wollte, ſagten ſie: „Herr Georg, ſeid offen mit uns! denn wir haben eure Seufzer gehört, ja, wir haben eure Betrübniß geſehen und wie ihr auf die Kniee und auf euer Angeſicht gefallen ſeid.“ Mit niedergeſchlagenen Blicken ſagte er darauf: „Ich wollte lieber, ihr wärt in euren Betten geblieben, und es wäre beſſer für euch geweſen, denn ich war mit traurigen Dingen beſchäftigt.“ Als ſie dann herzlich in ihn drangen, ihnen Aufſchluß zu geben, ſprach er: „Ich will euch ſagen, daß ich gewiß bin, daß meine Reiſe bald zu Ende geht, und daher ruft Gott mit mir an, daß ich nicht muthlos werde, wenn der Kampf heißer wird.“ Und als ſie weinten und ſagten: „Das war wenig tröſtlich für uns!“ antwortete er: „Gott wird euch Troſt ſenden, wenn ich nicht mehr bin. Dieß Reich wird erleuchtet werden von dem Lichte des Evangeliums Chriſti, ſo hell, wie es jemals ein Königreich geweſen iſt ſeit den Tagen der Apoſtel; das Haus Gottes wird in ihm gebauet werden, ja, es ſoll, wie auch die Feinde dagegen ſtreiten, des rechten Eckſteines nicht entbehren. Auch wird das nicht lange mehr dauern, es werden nicht Viele mehr nach mir zu dulden haben, bis die Herrlichkeit Gottes ſichtbar hervorleuchten und über alle Ränke des Böſen triumphiren wird. Aber ach! wenn das Volk hernach undankbar ſein wird, dann werden die Plagen ſchrecklich ſein, die darauf folgen.“

Dann kam er nach Leith. Hier hatten der Graf von Caſſilis und die Edelleute von Kyle und Kunningham, die ihn nach Edinburg berufen hatten, verſprochen, mit ihm zuſammen zu treffen, aber er fand Niemanden vor, weßhalb er ſich einige Tage verborgen hielt. Es war der Cardinal, der (ſ. unten) ſich bereits mit dem Regenten Arran wieder vertragen ſolle, nach Edinburg gekommen, und man wagte deßhalb nicht, die beabſichtigte Disputation zu halten. Doch ließ es ihn nicht lange in ſolcher Unthätigkeit. Er machte ſich ſelbſt Vorwürfe, daß er ſich verſtecke, und — am nächſten Sonntage hielt er in Leith eine Predigt über die Parabel vom Säemann. Da er jedoch dort nicht ſicher war, ſo nahmen ihn die Edelleute von Lothian, lauter evangeliſch geſinnte Männer, mit ſich, und ſo kam er nach Langniddrie, wo er mit Knox zuſammentraf.

Knox hielt ſich von da an zu ihm. Zu ſeiner Sicherheit hatte ſich eine

Anzahl junger Leute zuſammengethan, die ihn in Waffen begleiteten, um ſo einen plötzlichen Ueberfall abwehren zu können. Dieſen ſchloß ſich Knox an, wie er ſelbſt ſagt, daß er ihn mit einem Schwerte begleitet habe[1]). Ueberhaupt ſcheint Knox, wie es auch kaum anders zu denken iſt, in einem ſehr innigen Verhältniß zu dieſem Bekenner geſtanden zu haben. Knox zeigt ſich von Bewunderung gegen dieſen Mann noch in ſeinen ſpäten Tagen erfüllt, und Wiſhard ſetzte auf ſeinen jüngern Gefährten ſo große Hoffnungen für das Reich Gottes, daß er ihn vor Allem zu ſchonen wünſchte.

Mittlerweile waren nun aber Veränderungen am politiſchen Himmel Schottlands eingetreten, die in der That im Stande waren, die Sache des kühnen Predigers bedenklich zu machen und ſein Leben mehr als je in Gefahr ſcheinen zu laſſen. Wenn Wiſhart ſagt, er wiſſe, daß er durch den Cardinal umkommen werde, ſo war dieſe Furcht auch gegründet, denn — Graf Arran, der Regent, hatte ſich zu der franzöſiſch-römiſchen Partei hinüberziehen laſſen und befand ſich ganz in den Schlingen des Cardinals.

Dazu hatten verſchiedene Urſachen mitgewirkt. Zunächſt war der Regent ein Charakter, dem es an eigener und entſchiedener Feſtigkeit durchaus gebrach, und der noch dazu mehr von kleinlichen und ſelbſtſüchtigen politiſchen Intereſſen geleitet wurde, als von wirklicher Liebe zum Evangelium und zu ſeinem Volke[2]). Als es galt, die Regenſchaft für ſich zu gewinnen und deßhalb dem Adel, der ſeiner Mehrzahl nach bereits evangeliſch geſinnt war, zu ſchmeicheln, war er auch ein Anhänger der Reformation, aber als dann hernach andre eigenſüchtige Intereſſen ihm ſeinen Vortheil auf der andern Seite zeigten, da fiel er auch ebenſo leicht wieder ab und verband ſich mit dem Cardinal zur Verfolgung der „Ketzerei."

Namentlich war es der Heirathsvertrag mit England, was ihn zu der Gegenpartei hinüberzog. Er war der nächſte Agnat der Krone und hätte am liebſten ſeinen eigenen Sohn mit der jungen Königin verheirathet. Dieſe Ausſichten und Pläne wurden durch das Verlöbniß zwiſchen Eduard und Maria durchaus vereitelt, und hatte er im Anfang auch nothgedrungen den Anträgen Heinrichs ſeine Zuſtimmung gegeben, ſo war's ihm doch ganz erwünſcht, wenn der Vertrag wieder gebrochen wurde. Dazu kam dann das ungeſtüme und unkluge Drängen des engliſchen Königs, daß ihm das königliche Kind ausgeliefert würde, um es an ſeinem Hofe erziehen zu laſſen, ein Verlangen, wodurch das ſchottiſche Nationalgefühl und beſonders auch der Stolz Arrans beleidigt wurde, der begreiflicher Weiſe um ſeiner eigenen Intereſſen willen nie von der engliſchen Partei geweſen war und Nichts

1) Knox, hist., 52.

2) Der Cardinal ſagt einmal ſelbſt von ihm: wer weiß nicht, daß die „Hamiltons — ſtolz, geizig, doppelzüngig und falſch ſind." (Knox, hist., 32.) Er kannte alſo ſeinen Mann und wußte ihn zu nehmen.

weniger wünſchte, als eine Vereinigung der beiden Königreiche. So hatte der Cardinal, dem es darauf ankam, zunächſt den Regenten wieder für ſich zu gewinnen, denn leichtes Spiel [1]), und ſeiner Gewandtheit konnte es nicht fehlen, einen Mann umzuſtimmen, der ihm eigentlich ſchon auf halbem Wege entgegenkam. Unterſtützt wurde der Cardinal durch den Abt von Paisley, einen Baſtardbruder des Regenten, und durch den ſpäteren Biſchof von Roß, David Panter, welche, von Frankreich gekommen, auch im franzöſiſchen Intereſſe zu wirken ſuchten. Durch Verſprechungen und Drohungen wußten ſie den ſchwachen Mann bald dahin zu bringen, ſeine bisherige Stellung aufzugeben und in das Lager ſeiner Gegner überzugehen.

So kam ein Vertrag zu Stande, in welchem ſich der Regent ganz an den Cardinal und an die franzöſiſche Partei, deren Seele die Königin Mutter war, hingab und zum Pfande ſeiner Treue ſeinen älteſten Sohn dem Cardinal als Geiſel überlieferte, der dieſen dann in St. Andrews gefangen hielt. Der Vertrag mit Heinrich wurde gebrochen, worüber dann freilich ein für Schottland ungünſtiger Krieg mit England entſtand, und — die Evangeliſchen wurden der Grauſamkeit des Cardinals wieder überliefert. Die beiden Capläne des Regenten, Williams und Rough, flohen, der Eine nach England [2]), der Andre in die Grafſchaft Kyle, wo er ſich verborgen hielt, und die bisherigen Räthe Arrans, unter ihnen David Lindſay, Kirkaldy von Grange, Heinrich Balnave von Hallhill u. A. wurden gezwungen, den Staatsrath zu verlaſſen. Der Cardinal ſelbſt aber unternahm eine Reiſe durch das Land, auf welcher ihn der Regent begleiten mußte, und — die er mit dem Blute der Evangeliſchen bezeichnete. Zu Perth [3]), ebenſo in den Grafſchaften Angus und Mearns wurden wieder die ſtrengſten Strafen über die Anhänger des Evangeliums verhängt [4]).

Vor Allen dachte der Cardinal nun aber darauf, den Mann zu verderben, der damals der bedeutendſte Verkündiger des Wortes Gottes und deßhalb auch ſein gefährlichſter Gegner und der hauptſächlichſte Gegenſtand ſeines Haſſes war.

Wishard war, nachdem jene Disputation zu Edinburg durch die ungünſtig gewordenen Zeitumſtände verhindert worden war, in die Grafſchaft Oſt-Lothian gegangen. Hier, wo das Evangelium viele Anhänger hatte, mochte er noch am meiſten Sicherheit finden. Doch ließ es ihn auch da nicht ruhen. Er predigte an verſchiedenen Orten der Grafſchaft auch jetzt

1) Knox ſagt (p. 37): Die Gottloſen riefen ihm immer in die Ohren: „Was wollt Ihr thun? Ihr werdet Euch ſelbſt und Euer Haus für immer verderben!“

2) Was aus Williams ſpäter geworden iſt, iſt nicht bekannt. Vgl. M'Crie, I, 41.

3) Sie hatten am Freitag eine Gans gegeſſen. Pitscottie. hist., 188.

4) Vgl. Knox, hist., 35 ff.

noch, zwar ſtets unter ſtarker Bedeckung. So zu Inverneß bei Muſſelburg, wo er zwei Capucinern, welche die Predigt zu ſtören ſuchten, ankündigte, daß „Gott ihre Heuchelei in dieſem Königreiche bald aufdecken und vernichten werde," und zu Tranent vor großen Haufen Volks. Immer ermahnte er zur Treue und Standhaftigkeit im Bekennen der Wahrheit, aber zugleich redete er auch viel von der Kürze der Zeit, die ihm noch übrig ſei, und von ſeinem Tode, deſſen Tag ſich immer mehr nahe.

Als er (um die Mitte des Juli) zu Haddington predigen wollte, fand er wider Erwarten die Kirche leer. Nur Wenige hatten ſich eingefunden, ihn zu hören. Denn von dem Grafen Bothwell, einem Schildträger der Prälaten, der ſpäter eine ſo ſchlimme Berühmtheit erlangen ſollte, war verboten worden, Wiſhards Predigten zu beſuchen. Darüber betrübte ſich der muthige Mann nicht wenig. Er warf den Einwohnern von Haddington ihre Läſſigkeit vor, verkündigte ihnen, daß dieſelbe nicht ohne ernſtes Strafgericht bleiben werde und ermahnte ſie zur Geduld, zur Furcht Gottes und zu Werken der Barmherzigkeit [1]). Das war ſeine letzte Rede, die er öffentlich hielt. Von Haddington ging er nach Ormiſton, wo er bei dem dortigen Laird gaſtliche Aufnahme fand, aber — ſchon in der nächſten Nacht wurde er von dem Grafen Bothwell gefangen genommen.

Knox [2]) erzählt uns dieſe Begebenheit in folgender Weiſe: „Als er von Haddington fortging, ſagte er, wie es denn auch war, für immer all' ſeinen Bekannten Lebewohl, namentlich dem Hugh Douglas von Langniddrie. Johann Knox bat ihn, ihn begleiten zu dürfen, aber er ſagte: „Nein! geh' du nach Hauſe! und Gott ſegne dich! Einer iſt genug zum Opfer." Und er nahm ihm das zweihändige Schwert, welches Knox zu tragen pflegte, ab, und dieſer kehrte, wenn auch wider Willen, mit Hugh Douglas nach Langniddrie zurück. Meiſter Georg aber, von dem Laird von Ormiſton, Johann Sandilands von Calder dem Jüngern, dem Laird von Brounſton und Andern nebſt ihren Dienern begleitet, ging zu Fuß nach Ormiſton. Nach dem Abendeſſen hielt er eine troſtreiche Rede über den Tod der Kinder Gottes und ſagte freudig: „Ich wünſche recht herzlich zu ſchlafen!" Darauf ſagte er: „Laßt uns einen Pſalm ſingen," und ſo begann er den 51. Pſalm, der in ſchottiſche Verſe gebracht war, folgender Maßen: „Hab Dank von mir, du Herr mein Heil, für deine große Gnade." Als das Lied zu Ende war, ging er in die Kammer und legte ſich ſchneller, als gewöhnlich, zu Bett, indem er ſprach: „Gott gebe eine ruhige Raſt!"

„Gegen Mitternacht wurde jedoch der Ort von Außen umzingelt, ſo

1) „Ich habe von dir gehört, o Haddington, daß ſonſt bei einem eitlen Prieſterſchauſpiel an 2 bis 3000 Menſchen zuſammen gekommen ſind, und jetzt, wo dir das Evangelium verkündigt wird, ſind kaum 100 Perſonen da" ꝛc. Knox, hist., 48.

2) Knox, hist., 48 f.

daß Niemand hinaus gelangen konnte, um die Freunde zu benachrichtigen. Der Graf Bothwell kam, rief den Laird und erklärte, „es würde ihm unmöglich ſein, ſein Haus zu vertheidigen, denn der Regent und der Cardinal würden mit all ihrer Macht ſelbſt kommen," und in der That befand ſich der Cardinal damals zu Elphingſton, etwa eine Meile von Ormiſton entfernt. „Aber, ſagte Bothwell, wenn ihr mir den Mann ausliefern wollt, ſo verſpreche ich auf Ehrenwort, daß er ſicher ſein und daß er der Gewalt des Cardinals nicht übergeben werden ſoll, um ihm irgend Etwas zu Leide zu thun." Durch dieſe Worte bewogen, berieth ſich der Laird mit Wiſhart, welcher ſogleich ſagte: „Oeffnet die Thüren! der heilige Wille meines Gottes geſchehe!" und ſich zu Bothwell wendend, den einige Edelleute umgaben, ſprach er: „Ich danke Gott, daß ein ſo ehrenvoller Mann, wie Ihr, Mylord, mich dieſe Nacht in dem Beiſein dieſer Edlen gefangen nimmt, denn nun bin ich verſichert, daß Ihr um Eurer eignen Ehre willen nicht leiden werdet, daß mir irgend Etwas geſchähe, das nicht geſetzlich wäre. Ich weiß allerdings wohl, daß ihre Geſetze verdorben ſind und nur darauf berechnet, der Heiligen Blut zu vergießen, aber ich will lieber öffentlich ſterben, als heimlich ermordet werden!" Bothwell antwortete darauf: „Ich werde nicht nur Euren Leib vor aller Gewalt beſchützen, die man Euch gegen das Geſetz könnte anthun wollen, ſondern ich verſpreche auch hier in Gegenwart dieſer edlen Herren, daß Euch weder der Regent, noch der Cardinal in die Hände bekommen ſollen. Ich will Euch in meinen eigenen Händen und auf meinem Schloſſe bewahren, bis ich Euch entweder frei laſſe oder Euch an denſelben Ort zurück bringe, wo ich Euch jetzt gefangen nehme."

„Als dieſe Verſprechungen mit Schwur und Handſchlag beſiegelt waren, wurde Wishart in die Hände Bothwells überliefert, welcher ſogleich mit ihm davon zog und — zwar nach Elphingſton zu dem Cardinal." Dieſer ließ dann auch noch den Laird von Calder und von Ormiſton in dem Schloß von Edinburg gefangen ſetzen, welcher letztere jedoch wieder zu entkommen wußte.

So hatte Verrath den treuen Zeugen in die Hände ſeiner Feinde gebracht. Zwar führte Bothwell den Gefangenen von Edinburg, wohin er gebracht war, Anfangs wieder auf ſein Schloß, das Verſprechen vorſchützend, das er gegeben hatte. Doch das Geld des Cardinals, ſowie auch die Verſprechungen der Königin Mutter, um deren Liebe Bothwell damals buhlte, bewogen ihn bald, das Opfer ganz der Willkür des Prälaten Preis zu geben [1]). Wiſhart wurde zuerſt nach Edinburg und dann nach St. Andrews gebracht, wo der Cardinal alsbald ein Gericht, beſtehend aus Würdenträgern der

1) For the Cardinall gave Gold and that lairgiie, and the Quein, with quhome the said Erle was than in the Glonders, promeisit Favours in all his lawfull Suitis to Wemen, gif he wald deliver the said Mr. George to be keipit in the Castell of Edinburghe.' Knox, l. c. 50.

Kirche[1]), über ihn verſammelte. Dieß fand am 27. Februar 1546 ſtatt, nachdem Tags zuvor bereits ein Verhör mit dem Gefangenen gehalten war[2]).

Der Cardinal hatte die Kirche, in welcher Wiſhart gerichtet werden ſollte, mit vielen Bewaffneten umgeben laſſen, jedenfalls weil er fürchtete, daß die Anhänger des Unglücklichen den Verſuch machen könnten, ihn zu befreien. Wiſhart wurde mit Ketten belaſtet hereingeführt. Man legte ihm 18 Klageartikel vor[3]), welche alle darauf hinausgingen, daß er Meſſe, Ohrenbeichte, beſonderes Prieſterthum, Fegfeuer, Anbetung der Heiligen und was ſonſt noch zum römiſchen Cultus gehörte, geläſtert haben ſolle. Auch warf man ihm vor, er habe den freien Willen des Menſchen geleugnet und behauptet, daß die Seele nach dem Tode zuerſt in einen Zuſtand des Schlafes verſinke. Wiſhart antwortete auf alle dieſe Punkte mit der größten Ruhe und Klarheit, theils den Ungrund der römiſchen Lehren aus der Schrift darthuend, theils von ſich abwehrend, daß er nicht ſchriftgemäße Lehren, wie die vom Seelenſchlaf, vorgetragen habe. Seine Vertheidigung half ihm wenig. Sein Tod war von vornherein beſchloſſen, und wie man ihn mit den größten Schmähungen empfing, ſo mußte er ſolche auch bei Allem, was er ſagte, ſich gefallen laſſen. Man ſchalt ihn einen Ketzer, Renegaten und Dieb, und enthielt ſich ſelbſt der Mißhandlungen nicht[4]). Daß er gegenüber dem Cardinal, der päpſtlicher Legat und mit allen hohen Würden der Kirche bekleidet ſei, noch den Mund aufzuthun wagte, wurde ihm ſchon zum Verbrechen angerechnet[5]), und namentlich warf man ihm vor, daß er gewagt habe zu predigen, wo er doch nicht dazu berufen, noch zum

1) Der Erzbiſchof von St. Andrews und der von Glasgow hatten ſich darüber geſtritten, wer den Vorrang unter ihnen habe — es war darüber ſogar zu Schlägereien zwiſchen ihren Leuten gekommen, wobei dieſe mit den Kreuzen auf einander eingehauen hatten — jetzt vertrugen ſie ſich. Knox, 51.

2) Winram hielt vorher eine Predigt, in welcher er ſagte, daß Alles nach dem Worte Gottes gerichtet werden müſſe. „Heresie is ane fals Opinione defendit with Pertinacitie, clirlie repugning to the Word of God.“ Doch hörte man nicht auf ihn, er wurde vielmehr durch den Cardinal eingeſchüchtert.

3) S. dieſelben ausführlich mitgetheilt bei Knox l. c. 54 ff., wo auch die Antworten Wiſharts.

4) Namentlich ein Mönch, Joh. Lauder, „ladin full of Cursingis, Threatningis, Maledictiounis, and Wordis of devilische Spyit and Malice“ behandelte den Angeklagten übel. „He spat at Mr. George's Face, saying, Quhat answeris thou to thes Sayings, thow Rennigate, Tratour and Theif, whiche we have dewlie provit by sufficient Witnefs aganis the.““ (Knox, l. c. 53.)

5) Joh. Lauder ſagte: „Is not my Lord the Cardinall the second Persoun within this Realme, Chancellar of Scotland, Archbischope of St. Androis, Bischope of Meripois, comandatour of Abirbrothe, legatus natus, legatus a latere“ etc. (l. c. 54.)

Prieſter geweiht ſei. Gegenüber dieſer Anklage berief er ſich auf das Beiſpiel der Apoſtel, und als man ihm Ungehorſam gegen die Obrigkeit vorwarf, ſprach er mit Petrus: „Man muß Gott mehr gehorchen, als den Menſchen!“ Das Alles waren natürlich vergebliche Worte für Diejenigen, die ſchon ſo lange nach ſeinem Leben geſtanden hatten und nun frohlockten, ihren Haß endlich an ihm auslaſſen zu können.

Nachdem das Volk, das während des Verhörs zugegen war, aus der Kirche hinausgeſchafft worden, wurde über Wiſhart das längſt beſchloſſene Urtheil gefällt: es lautete auf den Tod durch Feuer. Als es dem Angeklagten verkündigt wurde, fiel er auf ſeine Kniee und betete für die Ausbreitung des Evangeliums in ſeinem Vaterlande. Dann wurde er hinausgeführt. Knox hat wohl Recht, wenn er die Richter Wiſharts mit Herodes und Pilatus vergleicht, die über den Herrn zu Gerichte geſeſſen. Chriſtus wurde in Wiſhart ja auch mit gerichtet[1]).

Der Regent, dem doch bei dem ganzen Handel nicht wohl zu Muthe ſein mochte, namentlich weil er wußte, welchen Anhang der Angeklagte unter den Großen des Reiches beſaß, hatte eine ordentliche Unterſuchung verlangt und gedroht, er werde im andern Falle das Blut Wiſharts von dem Cardinal fordern. Doch dieſer wußte ja, wie er mit dem Grafen Arran daran war. Ohne ihm das Urtheil auch nur zur Beſtätigung vorzulegen, ließ er es vollſtrecken.

Um vor jedem Ueberfall bei der Execution geſichert zu ſein, ließ er die Kanonen des Schloſſes von St. Andrews auf den Richtplatz kehren und traf überhaupt die ſtärkſten Sicherheitsmaßregeln. Sich ſelbſt aber ließ er auf einem der Thürme ſeiner Burg ein Fenſter glänzend herſtellen, indem er es mit Kiſſen belegen und mit Teppichen behängen ließ. Von da aus wollte er dem Schauſpiele, das ihm einen Triumph über die Sache des Evangeliums bedeutete, in allem Glanze ſeiner kirchenfürſtlichen Würde zuſchauen.

Wiſhart bereitete ſich unterdeſſen mit ruhiger Faſſung auf ſeinen Heimgang vor. Er erbat ſich von dem Cardinal, daß er das Abendmahl feiern dürfe, doch das wurde ihm begreiflicher Weiſe abgeſchlagen. Da lud ihn der Hauptmann, der ihn zu bewachen hatte, ein, am Tage vor der Hinrichtung mit ſeiner Familie zu frühſtücken. Wiſhart fand hier Brod und Wein vor, und ſo hielt er mit ſeinem Kerkermeiſter und deſſen Angehörigen das Abendmahl. „Für mich, ſprach er, bleibt nun noch ein andrer Kelch zu trinken[2])!“ Als er dann auf den Richtplatz geführt und an den Pfahl gebunden war, redete er noch einmal zu dem Volke, ermahnte es, bei dem Worte Gottes zu

1) Knox, hist., 61, weiſt hin auf Joh. 16, 2.
2) Buchanan, hist., 293 f. Pitscottie, hist., 189. Rudloff, I, 56.

bleiben und nicht an demſelben irre zu werden [1]), und betete dann für Schottland, wie auch für ſeine Feinde. Dann trat der Scharfrichter herzu, aber auch der hatte Thränen in den Augen, fiel ihm zu Füßen und bat ihn um Verzeihung für das, was er ihm anthun müſſe. Wiſhart küßte und ſegnete ihn. Als er dann aber von dem nahen Thurme das Hohngelächter des Cardinals vernahm, da richtete er ſich hoch auf und weiſſagte ihm, es werde nicht lange währen, ſo werde er, der jetzt in allem Prunk dort ſitze, als der Elendeſte der Menſchen an demſelben Orte geſehen werden. Der Cardinal meinte freilich, dieſe Weiſſagung verachten zu dürfen, doch wir werden ſehen, wie ſie nur zu bald in Erfüllung ging.

Wiſhart war der Erſte geweſen, der es nach Hamiltons Tode wieder gewagt hatte, das Evangelium öffentlich in Schottland zu verkündigen, und jedenfalls iſt es ihm zu danken, wenn die Reformation, als ſie endlich eingeführt wurde, im Volke den bereitetſten Boden fand. In ihm ſprach ſich das ſchon aus, was der Charakter der ſchottiſchen Kirche durch alle Zeiten geweſen iſt: dieſe tiefe, allein in dem Herrn wurzelnde Frömmigkeit, verbunden mit dieſem klaren Blick der Unterſcheidung, der Alles, was nicht aus dem Herrn und ſeinem Worte iſt, auch mit aller Entſchiedenheit von ſich abwehrt. Der Erbe Wiſharts aber und der Vollender ſeines Werkes ſollte kein Anderer ſein, als derjenige, der ihm vordem das Schwert getragen und den er ſelbſt vorſichtig vor den Händen des Cardinals gerettet hatte: Johann Knox, welchem durch Wiſhart die letzte Weihe gegeben worden war, ſo daß er von nun an mit feſtem Sinne und unbeweglich das eine Ziel verfolgte: daß Chriſtus wieder werde der alleinige Herr in ſeiner Kirche.

Fünftes Kapitel.

Knox in St. Andrews.

Die blutige That wurde natürlich von den Anhängern Roms nur gebilligt. Je mehr ſie mit innerlichem Verdruß geſehen hatten, daß Wiſhart es wagen durfte, ungeſtraft öffentlich das Evangelium zu verkündigen, deſto mehr nahmen ſie ſeine Hinrichtung mit Befriedigung auf. Auch der Regent mußte gut heißen, was zwar gegen ſeinen ausdrücklichen Willen geſchehen war, was er aber doch nicht ändern konnte, denn er hatte ſeinen Willen ja

1) Er ſagte auch: „Ich bitte Euch, Brüder und Schweſtern, Eure Prälaten zu ermahnen, daß ſie das Wort Gottes lernen, damit ſie beſchämt werden und lernen Gutes thun, und wenn ſie ſich nicht von ihren böſen Irrthümern bekehren wollen, ſo wird zuletzt der Zorn Gottes über ſie kommen, dem ſie nicht entrinnen werden.“ (l. c. 63.)

an den Cardinal und deſſen Partei verpfändet, und ſein Sohn diente als Geiſel, daß er billigen werde, was dieſe thaten. Mit um ſo größeren Unwillen wurde dagegen die grauſame That von denen aufgenommen, die auf der Seite des Evangeliums ſtanden, und Wiſhart hatte mehr Freunde als der Cardinal doch am Ende gefürchtet hatte. Wie eine Schreckenskunde lief die Nachricht durch das Land, und überall wurden Verwünſchungen gegen diejenigen laut, auf deren Rechnung man mit Recht dieſe That ſchreiben durfte, gegen den „blutigen Wolf," wie Knox den Cardinal nennt, und überhaupt gegen die Prälaten [1]).

Ueberhaupt war die Stellung des Cardinals und die Geſinnung des Volkes gegen ihn und die Seinen bereits eine ſolche geworden, daß ein weniger gewaltthätiger und trotziger Mann wohl hätte auf den Gedanken kommen mögen, es ſei Zeit einzulenken, anſtatt immer neue Erbitterung hervorzurufen. Im ſchottiſchen Volke, ſowohl unter dem Adel, als auch unter dem Bürger- und Bauernſtande, zählte die römiſche Kirche und ihr erſter Vertreter nur noch ſehr wenige Anhänger. Höchſtens daß die Einzelnen, die durch irgend ein perſönliches Intereſſe an die Prälaten und an den Hof gefeſſelt waren, noch auf ihrer Seite ſtanden. Die Mehrzahl dagegen war entweder gleichgiltig oder den Prälaten feindſelig geſinnt, und Wiſhart hatte zu tüchtig gewirkt, als daß den Unbefangenen nicht längſt wären die Augen aufgegangen über die wahre Natur derer, die im Namen der Religion ſich zu den Tyrannen des Landes aufgeworfen hatten.

Aller Haß wandte ſich jedoch vornehmlich auf die Perſon des Cardinals. Von ihm wußte man, wie er ſowohl die übrigen Prälaten, als auch den Hof und den Regenten an ſeinen Fäden zu lenken verſtand, ihn klagte man an, daß er Arran von dem zuerſt von dieſem eingeſchlagenen Wege abgebracht und neue Verfolgungen über die Bekenner des Evangeliums verhängt habe, ihn machte man verantwortlich für den mannigfachen Schaden, den das Land durch die Feindſeligkeiten Englands erlitt, welche durch den Bruch des Heirathsvertrages hervorgerufen waren, und wie man noch nicht vergeſſen hatte, daß er eine große Anzahl der hervorragendſten Leute auf die Proſcriptionsliſte geſetzt, ſo ſah man in der Hinrichtung Wiſharts nun auch, wozu dieſer Mann fähig ſei. Daß er vor keiner Gewaltthat zurückbeben werde, davon glaubte man überzeugt ſein zu dürfen, und Niemand, der dem Evangelium anhing oder auch nur den abſolutiſtiſchen Gelüſten des Hofes widerſtrebte, durfte ſich einbilden, ſeines Lebens ſicher zu ſein, ſo lange dieſer Mann am Ruder wäre.

Dazu kamen dann auch noch nationale Intereſſen. Es war augenſcheinlich, daß der Cardinal in franzöſiſchem Solde ſtand oder doch wenigſtens mit den Franzoſen, deren Vertreterin die Königin Mutter war, gemeinſame

1) Knox, hist., 63.

Sache machte zur Unterdrückung der Freiheiten des Landes. Zwar waren dieſe am Ende auch durch die Vereinigung mit England bedroht. Aber eines Theils waren die Engländer ja die ſtammverwandte Nation, und anderen Theils durfte man auch hoffen, durch Verträge gegen Uebergriffe von Seiten Heinrichs ſich ſichern, namentlich die hergebrachten Rechte ſich verbürgen laſſen zu können, wie denn ja auch von Seiten Englands dem Evangelium keine Gefahr drohte. Dagegen die franzöſiſche Partei ging offenbar mit Unterdrückung, wie der Landesfreiheiten, ſo auch des Evangeliums um, und — da man zwiſchen zwei Uebeln zu wählen hatte, ſo wählten die Einſichtigeren natürlich das kleinſte. Sollte die nationale Selbſtſtändigkeit einmal verloren gehen, ſo war es vorzuziehen, daß ſie an England verloren ginge.

Beaton glaubte jedoch all' dieſen mannigfaltigen Haß verachten zu dürfen. Er ſtützte ſich auf die franzöſiſche Freundſchaft und hoffte, auf ſeine eigene Klugheit ſich verlaſſend [1]), die ihm Widerſtrebenden auch von einer Vereinigung zu ſeinem Sturze abhalten zu können. Dazu kam denn auch wohl noch das böſe Gewiſſen. Was hätte es ihm auch helfen können, noch einzulenken? Ein Vertrag zwiſchen ihm und der Gegenpartei war längſt nicht mehr möglich. Und ſo hüllte er ſich denn in ſeine Sicherheit ein, und wenn ſich Befürchtungen in ſeiner Seele regen mochten, da ſuchte er ſie durch hochmüthigen Trotz, in den er ſich ſelbſt hineinzwang, zu unterdrücken. Als ob ſeine Gegner durchaus verächtlich wären, ſo redete er von ihnen, und betrug ſich ihnen gegenüber wie ein Mann, der das Bewußtſein habe, zu hoch zu ſtehen und in ſeiner Stellung zu geſichert zu ſein, um von ihnen irgend Etwas fürchten zu müſſen. An Beleidigungen und Drohungen ſeinen Gegnern gegenüber ließ er es nicht fehlen, und ebenſowenig an heimlichen Intriguen, durch welche er den Einen auf den Andern zu hetzen und ſie ſo durch einander zu verderben ſuchte.

So grub er ſich denn aber doch nur die eigene Grube. Eine Anzahl Edelleute, unter denen Johann und Norman Lesly, Bruder und Sohn des Grafen Rothes, Wilhelm Kirkaldy von Grange, Peter Carmichael und Jakob Melville aus dem Hauſe der Carnbees die hauptſächlichſten waren, verabredeten ſich, den blutdürſtigen und gefährlichen Mann aus dem Wege zu räumen. Doch ob ſie mit dieſem Plane keineswegs heimlich thaten, ſondern an offener Tafel davon ſprachen, daß das Blut Wiſharts an dem Cardinal gerächt werden ſollte [2]), ſo glaubte der Cardinal auch dieſe Drohungen verachten zu dürfen, vielmehr ging er damit um, ihnen zuvor zu kommen. Er hatte die Edelleute von Fife, zu denen namentlich die Lesly's gehörten, auf Montag den 31. Mai (1546) nach Falkland entboten, und ging, wie

1) Knox, hist., 63.
2) Ebendaſ. 63.

auch ſpäter ſeine Papiere ergaben, mit nichts Geringerem um, als ſeine Gegner unter denſelben entweder zu tödten oder doch ſich ihrer Perſonen zu bemächtigen[1]). Sie aber, die ſeine Abſicht doch wohl merken mochten, kamen ihm zuvor.

Am Abend des 28. Mai kamen die Verſchworenen einzeln in die Stadt von St. Andrews, mit keiner anderen Abſicht, als in die Burg des Cardinals einzudringen und ihn zu tödten. Dieß war um ſo leichter, als der Prälat gerade damals damit beſchäftigt war, das Caſtell ſtark zu befeſtigen, um ſo gegen jeden Ueberfall ſicher zu ſein, und als deßhalb ſchon früh Morgens der Zugang für die Arbeiter geöffnet wurde. Mit dieſen kamen ſie denn auch wirklich in die Burg. Kirkaldy war der Erſte, der hinein gelangte. Er fragte den Pförtner, ob der Cardinal ſchon wach ſei, und als dieſer ihm ſagte, er ſchlafe noch, ſuchte er denſelben in eine Unterredung über den Bau und die Arbeiter zu verwickeln, um ſo ſeine Aufmerkſamkeit abzulenken. Allmälig kamen dann auch die Uebrigen, zuletzt Johann Leslh mit noch vier Andern, und als der Pförtner endlich aufmerkſam wurde und die Zugbrücke niederlaſſen wollte, ſchlug ihn Leslh zu Boden und nahm ihm die Schlüſſel ab. Dann drangen ſie in das Schloß vor, ohne von Jemandem aufgehalten zu werden, da die Arbeiter, nicht wiſſend, was das Alles zu bedeuten habe, rathlos umher liefen. Der Cardinal war jedoch von dem Lärm erwacht und fragte, was vorgehe? Als ihm geantwortet wurde, Norman Leslh habe das Schloß genommen, gerieth er in große Angſt. Er lief zu der Hinterthür, und als er dieſe verſchloſſen fand (von Kirkaldy), rannte er in ſeine Kammer zurück, ergriff ein zweihändig Schwert und verrammelte die Thür durch Kiſten und andere Geräthe. Johann Leslh verlangte, daß er öffne, und als der Cardinal ſich weigerte, fing man an, die Thür gewaltſam zu erbrechen. Endlich verſprach der Prälat, die Verſchworenen einzulaſſen, wenn ſie ihm mit einem Eide verſprächen, ſein Leben zu verſchonen. Das wurde natürlich verweigert. Die Verſchworenen drangen ein und der Cardinal, ſich auf einen Stuhl werfend, ſchrie in ſeiner Todesangſt immerfort: „Ich bin ein Prieſter! ich bin ein Prieſter! ihr werdet mich nicht tödten!“ Doch dieſe Erinnerung an ſein heiliges Amt kam zu ſpät. Johann Leslh und Peter Carmichael ſchlugen auf den Unglücklichen ein und ſie würden ihn ſogleich getödtet haben, wenn nicht Melville, ein Verwandter Wiſharts, ſie noch einen Augenblick zurück gehalten hätte. „Das Werk und Gericht Gottes, ſagte er, muß mit mehr Ernſt und Ruhe vollbracht werden.“ Dann, dem Cardinal das Schwert auf die Bruſt ſetzend, forderte er ihn auf, ſeine Thaten zu bereuen, indem er ihn an das von ihm vergoſſene Blut Wiſharts erinnerte, „das Blut dieſes Mannes“, ſprach er, „ſchreit um Rache wider dich, und wir ſind von Gott geſandt, es zu rächen, denn hier vor Gott bezeuge ich, daß weder Haß gegen dich, noch

1) Knox, hist., 63.

Begier nach deinen Schätzen, noch auch Furcht vor irgend welchem Schaden, den du mir thun könnteſt, mich angetrieben hat, dich zu tödten, ſondern allein, weil du geweſen biſt und noch biſt ein hartnäckiger Feind Jeſu Chriſti und ſeines heiligen Evangeliums!" Damit ſtieß er dem Cardinal ſein Schwert durch die Bruſt, und ſo fiel derſelbe, indem er Nichts mehr ſprach, als: „Ich bin ein Prieſter! ich bin ein Prieſter! weh! weh! Alles iſt aus[1])."

So war des Cardinals Laufbahn zu Ende. Blutig, wie ſie geweſen war, und gewaltthätig, hatte ſie auch mit Blut und Gewaltthat geendet. Man hat über dieſe That der Verſchwornen meiſtens ein ſtrenges Urtheil gefällt, und wer möchte ſie gut heißen? Gleichwohl war es doch auch eine That der Nothwehr, ſowohl was ihr eigenes Leben, als auch das Leben ihrer Glaubensgenoſſen und am Ende auch das Wohl ihres Vaterlandes betrifft, was die Verſchworenen begingen, und wie es immer geſchieht, ſo geſchah es auch hier: geſetzloſe Zuſtände bringen auch ein geſetzloſes Verhalten hervor. Die den Cardinal tödteten, hatten wenigſtens das Bewußtſein, ein Gottesgericht auszuüben, und wenn Knox die That aus dieſem Geſichtspunkte betrachtet, ohne dabei der Schuld der Menſchen, die die Werkzeuge waren, zu gedenken, ſo muß man ihm doch Recht geben[2]): der Cardinal hatte verdient, was ihm zu Theil wurde, und es war nur das Unglück, auch der Verſchwornen, daß keine geſetzliche Gewalt zu finden war, die den bluttriefenden Händen dieſes Prieſters Einhalt that. Daß der Cardinal damit umgegangen war, ſie ſelbſt wenige Tage darauf entweder dem Tode oder dem Gefängniß zu überliefern, das erfuhren die Verſchworenen aus den Papieren, die ſie in der Burg vorfanden, mit Gewißheit[3]). —

---

1) Knox, hist., 64 f.

2) Knox wird oft dafür in Anſpruch genommen, daß er dieſe That der Gewaltſamkeit gebilligt habe, ſo noch von Köſtlin im Art. Knox in Herzogs Real-Encykl., Bd. VII., doch ſagt er wörtlich: „These Thingis we wrytte merrille, bot we would, that the Reidar sould observe God's just Judgmentis, and how that he can deprehend the warldie Wyis in thair awin Wisdome, mak thair Tabill to be a Snair to trappe thair awin Feit, and thair awin presuppoisit Strenth to be thair awin Destructioun. These ar the Warkis of our God, wherby he wald admonisch the Tirrantis of this Earthe, that in the End he will be revengit of thair crueltie, quhat Strenth so evir they mak in the contrair" (hist., 65). Daß Knox zwiſchen der That Gottes und der der Menſchen aber wohl zu unterſcheiden wußte, leſen wir p. 88, wo es von Arran heißt, er ſei abgeſetzt: „justlie by God, but maist injustlie by Men." — Auch iſt zu bedenken, daß damals, wie überhaupt in den Feudalſtaaten, ſo auch in Schottland, ſolche Fehden der Mächtigen unter einander auf hergebrachtem Gewohnheitsrecht beruhten. Vgl. M'Crie, I, 46 ff.

3) Knox, hist., 64. „This Interpryis was discloisit efter his Slauchter, partelie be Letteris and Memoriallis found in his Chalmer, bot planelie affirmit by such as ware of the counsaill."

In St. Andrews war nun aber die That bald ruchbar geworden und die Einwohner, den Schultheißen an der Spitze, kamen heran und begehrten Auskunft. Sie verlangten den Cardinal zu ſehen, und als die Verſchwornen ihnen ſagten, daß er nicht mehr am Leben ſei, blieben ſie doch dabei, ſie würden nicht fortgehen, bis ſie den Cardinal geſehen hätten. Da ſtellten die Verſchworenen den Leichnam in demſelben Thurmfenſter zur Schau aus, von welchem aus der ſtolze Prieſter noch vor Kurzem der Hinrichtung Wiſharts zugeſehen hatte, ſo daß deſſen Weiſſagung denn alſo wörtlich in Erfüllung gegangen war. Die Menge wurde davon ſo getroffen, daß ſie ſich bald verlief, ohne „Requiem und Quiescat in pace", wie Knox hinzufügt, und daß ſie den Verſchworenen die Burg ungeſtört überließ[1]).

Doch nicht ſo leicht wurden die Anhänger des Getödteten, namentlich auch der Regent und vor allen Dingen die verwittwete Königin beruhigt, vielmehr der Eindruck, den die That in dem gegneriſchen Lager hervorrief, war Anfangs der des Schreckens und hernach des Verlangens nach Rache. Plötzlich tauchte vor den Augen dieſer Leute eine Verſchwörung auf, die rückſichtslos einzuſchreiten begann, und wer konnte ſagen, wie weit ſie verbreitet war und wie weit ihre Pläne gingen? Das Gefühl der eigenen Unſicherheit in Mitten einer aufſtändigen Bevölkerung mußte bei dem erſten Empfange der Nachrichten ein allgemeines ſein. Namentlich ſahen ſich die Prälaten bedroht. Um ſo mehr riefen gerade ſie denn auch den Regenten um Schutz und Rache an, und unter ihnen beſonders der Baſtardbruder Arrans, der bisherige Abt von Paisley, der, zum Nachfolger Beatons im Erzbisthum ernannt, nun vor allen Dingen ein Intereſſe daran hatte, ſeine Reſidenz den Verſchworenen wieder entriſſen zu ſehen[2]).

Der Regent ſchien freilich nicht recht Luſt zu haben, etwas Gewaltſames gegen die Edelleute zu unternehmen. War doch ſein Sohn, den der Cardinal als Pfand für die Treue des Vaters bei ſich gehabt hatte, in die Hände der Verſchworenen gefallen, und mußte Arran deßhalb doch fürchten, man werde es dieſen entgelten laſſen, wenn er ſich anſchickte, den Landfriedensbruch zu rächen. Doch hatte er auch nicht den Muth, dem Andringen der Prälaten und der Königin Mutter zu widerſtehen. Er zog deßhalb Truppen zuſammen und in der Mitte des Auguſt begann er die Burg von St. Andrews zu belagern.

Das war nun aber kein ſo leichtes Unternehmen, wie es die Prälaten gemeint haben mochten. Zwar beſtand die Zahl der Verſchwornen Anfangs nur aus 16 Perſonen und war dann hernach durch hinzugezogene Freunde aus

1) Knox, hist., 65. Vgl. Rudloff, I, 60.

2) Knox ſagt (66): „The Bischope, to declair the Zeall that he had to revinge the Deithe of him, that was his Predecessor (and yit for his Wische he wuld not have had him leving agane) still blew the coalles."

der Grafschaft Fife auf nicht mehr als 150 Bewaffnete herangewachsen[1]), aber eines Theils kam ihnen zu Gute, daß der Cardinal die Burg, die seine Gegner nun inne hatten, so eben auf das Beste hatten befestigen lassen und anderen Theils war die Kriegskunst der Belagerer auch nicht der Art, daß sie gegen einen solchen Platz Großes hätten ausrichten können, zumal es ihnen nicht einmal möglich war, die Stadt gänzlich einzuschließen. Da sie ohne Schiffe waren, so stand den Verschworenen der Verkehr nach der Seeseite hin immerfort offen, so daß dann auch an kein Aushungern der Besatzung zu denken war, zumal England sie stets mit Munition und Lebensmitteln versorgte[2]).

Ueberhaupt scheint ein geheimes Einvernehmen zwischen Heinrich VIII. und den Verschworenen schon vor der That bestanden zu haben, und wenn dasselbe auch nicht genau nachgewiesen werden kann, so treten sie doch wenigstens jetzt zu einander in Beziehung. Heinrich Balnaves und Wilh. Kirkaldy von Grange werden von St. Andrews aus nach London geschickt und durch sie ein Vertrag mit dem Könige von England abgeschlossen, durch welchen dieser den Verschwornen seinen Schutz verhieß und sie dagegen sich verpflichteten, den Vertrag wegen der Heirath zwischen Marie und dem Sohne Heinrichs VIII. mit allen Mitteln aufrecht zu erhalten[3]). Englische Schiffe kreisten deshalb fortwährend in dem Hafen der belagerten Stadt, ihr zuführend, wessen sie bedürftig war, so daß die Verschworenen an eine Uebergabe nicht zu denken brauchten.

Der Regent sah deshalb auch bald ein, daß er Mühe und Zeit verlieren würde, so lange ihm nicht auch eine Flotte zu Gebote stände, die hinreichend sei, die Engländer abzuhalten und die Stadt auch von der Seeseite her zu blockiren. Er ließ sich deßhalb bereit finden, einen Waffenstillstand unter für die Belagerten sehr günstigen Bedingungen abzuschließen und das Unternehmen gegen die Stadt vorläufig aufzugeben. Die Verschwornen erboten sich die Burg zu überliefern, wenn ihnen und ihren Angehörigen völlige Straflosigkeit zugesichert und ihnen zugleich eine vollkommne Absolution Seitens des Papstes ausgewirkt würde. Bis dahin verlangten sie, die Burg sowohl, als auch den Sohn des Regenten in ihrer Gewalt zu behalten[4]). Arran gestand ihnen dies zu und zog ab, freilich nicht ohne daß er und die Prälaten den Gedanken im Hinterhalte gehabt hätten, bei gelegener Zeit diesen Vertrag zu brechen und gleichwohl Rache zu nehmen.

So hatten die Verschworenen nun eine Zeit lang Ruhe. Sie sahen sich im ungestörten Besitze, wie der Festung, so auch der Stadt von St. Andrews, und — diese Zwischenzeit wurde benutzt, das Evangelium in der Stadt öffentlich verkündigen zu lassen. Unter denen, die aus der Grafschaft Fife

1) Tytler, hist. of Scotl., VI, 2. Anm.
2) Knox, hist., 66. Vgl. Robertson, I, 97.
3) Ebendas. 66. Tytler, hist. of Scotl., VI, 2. 6 f.
4) S. die Artikel des Vertrags bei Knox l. c.

herzugezogen waren, befand ſich auch der ehemalige Kaplan des Regenten, Johann Rough, ein Mann, dem zwar, was die Wiſſenſchaft anbetrifft, Manches abging [1]), der aber doch einen regen Eifer für die Sache des Evangeliums hegte. Dieſer wurde zum Prediger beſtellt und fing an, das Wort Gottes wie der Beſatzung, ſo auch den Einwohnern der Stadt zu verkündigen, allerdings nicht ohne Widerſpruch Seitens der römiſchen Geiſtlichkeit zu erfahren, die noch in der Stadt geblieben war.

Vorzüglich war es ein Dominikaner-Mönch, Johann Annan, gewöhnlich der Dechant Annan genannt, der dem Prediger entgegen trat [2]). Er bot demſelben eine öffentliche Disputation an, in welcher er ſich anheiſchig machte, die Gewalt des römiſchen Stuhles zu vertheidigen, und da Rough fürchtete, dem gewandten Gegner in Betreff der Gelehrſamkeit nicht gewachſen zu ſein, ſo ſah er ſich nach einem Beiſtande um, der fähig wäre, es mit dem Mönche aufzunehmen. Dieſen aber fand er in Johann Knox, der nun zum erſten Male öffentlich als ein Vertreter der Kirchenverbeſſerung auftrat und dem es von da an beſchieden war, überhaupt als der Mittelpunkt der reformatoriſchen Bewegung in Schottland dazuſtehen.

Knox war nach Wiſharts Gefangennahme wieder zu dem Laird von Langniddrie zurückgekehrt und beabſichtigte, da er ſich vor Verfolgungen nicht mehr ſicher ſah, ſein Vaterland zu verlaſſen und über England nach Deutſchland zu gehen, um die dortigen Univerſitäten zu beſuchen [3]). Er wollte dort warten, bis beſſere Zeiten über Schottland aufgehen würden. Doch bewog ihn der Laird von Langniddrie, der ſich nach der Ermordung Beatons ebenfalls veranlaßt ſah, in dem Schloſſe von St. Andrews Schutz zu ſuchen, mit ihm dorthin zu gehen und wenigſtens die Dinge zu erwarten, die aus dem Unternehmen der Verſchworenen hervorgehen würden. Knox willigte ein und ſetzte den Unterricht ſeiner Zöglinge in der bisherigen Weiſe fort, auch zu St. Andrews den Religionsunterricht in der Kapelle der Burg ertheilend, während er aber auch in der Pfarrkirche der Stadt öffentliche Katechiſationen mit ſeinen Schülern hielt. Er nahm das Evangelium Johannes mit ihnen durch, und fand ſofort zahlreichen Zuſpruch Seitens der Beſatzung und der Einwohner der Stadt. Die Zeit ſeiner Ankunft zu St. Andrews war Oſtern 1547 [4]).

---

1) Knox, hist., 67: „he was not the moist leirned, yit was his Doctrine without corruptioun, and thairfore weill lyked of the Pepill.“

2) Ebendaſ. 68.

3) Knox ſagt (l. c. 67), und das iſt charakteriſtiſch für ſeine Richtung: „Of Jngland than he had no Plesour, be Ressone that the Popis Name being surpressed, his Laws and corruptiounis remainit in full Vigor.“ Dieſer Meinung über die Hochkirche iſt er ſtets treu geblieben.

4) Tytler, VI, 3. ſagt: Knox habe ſich dadurch, daß er nach St. Andrews gegangen, öffentlich zu den Grundſätzen bekannt, nach denen die Verſchworenen gehandelt, wie derſelbe denn auch (pag. 9) die Sache ſo darſtellt, als

Rough nun wandte sofort sein Augenmerk auf ihn und forderte ihn auf, zugleich mit ihm das Predigtamt zu übernehmen. Knox trug jedoch Anfangs Bedenken, nicht aus Furcht vor den zu übernehmenden Gefahren, sondern wie er selbst sagt, weil er sich nicht für berechtigt hielt, ein öffentliches Predigtamt zu übernehmen, es sei denn, daß er auch ordentlich berufen wäre[1]), ein Grundsatz der kirchlichen Ordnung, den Knox stets aufrecht erhalten hat und durch welchen sich die von ihm gegründete Presbyterianer-Kirche von den independentischen Sekten unterscheidet, welche das Amt des Wortes in der Gemeinde dem Belieben eines jeden Einzelnen Preis geben. So prägte sich schon früh der Charakter seiner Kirche, welcher die Ordnung und die Zucht ist, in Knox aus, und wir sehen, daß er solche Zucht auch an sich selbst zu üben wußte.

Aber Rough gab gleichwohl nicht nach. Er hatte in Knox den Mann erkannt, dessen die Evangelischen bedürftig wären, sollten ihre Bestrebungen gelingen, und so gab er ihn denn keineswegs auf. Er beredete sich vielmehr mit einigen hervorragenden Häuptern der Besatzung, namentlich mit Heinr. Balnaves[2]) und David Lindsay[3]), welcher Letztere gleichfalls Schutz in der Festung hatte suchen müssen, und diese kamen denn zu dem Beschluß, daß die Gemeinde es sei, welche das alleinige Recht habe, ihre Prediger zu berufen, und daß man eben deßhalb einen solchen Ruf durch die Gemeinde an Knox ergehen lassen wolle — ein Grundsatz, der ebenfalls für die Pres-

---

habe Knox den Laird von Langniddrie mit nach der Festung genommen. Dieß Letztere war umgekehrt, und in St. Andrews suchte Knox Zuflucht, weil er vom Erzbischof Hamilton verfolgt wurde. (M'Crie, I, 44.)

1) Er sagte, „that he wald not rin (run) quhair God had not callit him. l. c. 67.

2) Heinrich Balnaves von Hallhill war von niedrer Geburt, aber von großen Talenten und deshalb zu hohem Ansehn gelangt. Er war, noch sehr jung, auf dem Festlande gewesen, hatte zu Cöln studirt und war in Deutschland mit dem Evangelium bekannt geworden. Nach seiner Rückkehr war er beim erzbischöflichen Gericht zu St. Andrews als Advokat beschäftigt gewesen und hatte dann bald einen Sitz im obersten Gerichtshof und im Parlamente erlangt. Schon Jakob V. hatte ihn bei wichtigen Geschäften verwandt, Arran machte ihn zum Staatssekretär, eine Stelle, die er aber wieder verlor, als der Regent sich wieder den Prälaten anschloß. Er suchte Zuflucht in St. Andrews. M'Crie, I, 51.

3) Sir David Lindsay of the Mount, Wappenherold Jakobs IV., war ein Günstling dieses Königs, wie auch seines Sohnes Jakobs V. Er ist derselbe, den wir schon seiner Poesien wegen erwähnt haben. Er war von ernster Sinnesart und ging auf eine Sittenverbesserung der Zeit hinaus, namentlich auch der Geistlichkeit. Jakob V. schützte ihn, und auch Arran zog ihn Anfangs in seinen Dienst, wo sich Lindsay eifrig der kirchlichen Reform annahm. Später sah sich der Dichter der Rache der so oft von ihm bloßgestellten Priester ausgesetzt und floh ebenfalls nach St. Andrews. M'Crie, I, 50.

byterianer-Kirche charakteriſch iſt und in allen ihren Ordnungen ſpäter die Sanktion empfangen hat[1]).

Rough hielt deßhalb an einem dazu beſtimmten Tage eine Predigt über die Berufung der Diener am Wort und ſetzte in derſelben auseinander, daß eine jede Gemeinde, ſie ſei klein oder groß, das Recht habe, einen Jeden, in welchem ſie die nöthigen Gaben vorfände, zu dieſem Amte zu berufen, und daß wiederum Niemand, bei Gefahr ſeiner Seligkeit, einen ſolchen Ruf ablehnen dürfe, welche leiblichen Gefahren ihm aus der Annahme deſſelben auch erwachſen möchten. Am Schluß der Predigt wandte er ſich dann an den anweſenden Knox perſönlich mit folgenden Worten: „Bruder! Laß es dich nicht befremden, wenn ich dir nun ſage, wozu ich von Allen, die hier anweſend ſind, beauftragt bin! Dies aber iſt Folgendes: Im Namen Gottes und ſeines Sohnes Jeſu Chriſti und im Namen aller hier Gegenwärtigen berufe ich dich und verpflichte dich, daß du dieſer heiligen Berufung nicht widerſteheſt, ſondern daß du vielmehr, gleich wie dir die Ehre Gottes, das Wachsthum des Reiches Chriſti, die Erbauung deiner Brüder und auch meine Tröſtung, von [illegible] du wohl weißt, daß ich durch die Menge der Arbeiten erdrückt werde, am Herzen liegt, daß du ſo auch dieß öffentliche Predigtamt übernimmſt, ſo gewiß du hoffeſt auf die himmliſche Seligkeit und wünſcheſt, daß die Gnade Gottes groß über dir ſei." Dann ſich an die Verſammlung wendend, fragte er ſie: „War das nicht der Auftrag, den ihr mir gegeben habt, und ſeid ihr mit dieſer Berufung nicht zufrieden?" Die Verſammelten antworteten: „Es iſt ſo und wir ſind es zufrieden!" So war das Schickſal Knox beſtimmt. Ueberwältigt von dieſer unerwarteten und feierlichen Aufforderung, verſuchte er vergebens, die Verſammlung anzureden, er brach in Thränen aus, ſtürzte fort und verſchloß ſich in ſeinem Zimmer. Schwere Kämpfe hatte er noch zu beſtehen, aber eine Weigerung war nicht mehr möglich. Er ſagt ſelbſt[2]): „Sein Ausſehen von dieſem Tage an bis dahin, wo er einwilligte, das Amt zu übernehmen, legte hinreichend die Sorge und die Unruhe ſeines Herzens an den Tag, denn Niemand ſah ein Zeichen von Frohſinn an ihm, noch ging er in den Tagen mit irgend Jemandem um." In Stille und Einſamkeit überdachte er den an ihn ergangenen Ruf, und wir ſehen, wie wenig Diejenigen Recht haben, die in Knox blos den raſch und unbeſonnen zufahrenden Mann erblicken möchten, der nur von ſeinen heftigen Leidenſchaften ſich habe leiten laſſen. Aber als er in dem Rufe einmal den Willen Gottes erkannt hatte, da blieb er auch feſt und ließ ſich nicht mehr irre machen auf der nun betretenen Bahn. Von dieſer Berufung, nicht von ſeiner früheren durch die römiſche Kirche empfangenen Ordination, leitete er ſein Recht und ſeine Pflicht ab, das Wort Gottes zu verkündigen. Oft blickte er mit innigſter Gemüths-

1) Vgl. darüber The first book of Discipline von 1560.
2) Knox, hist., 67 f.

bewegung auf dieſe Zeit ſeines Lebens zurück und bereute niemals, auch nicht unter den größten Gefahren, den Entſchluß, den er unter ſo ernſten Kämpfen gefaßt hatte.

Knox nahm ſich nun auch ſofort ſeines Amtes auf das Eifrigſte an. Er fing an, ſowohl in der Feſtung, als auch in der Stadt das Evangelium zu predigen, und nahm vor allen Dingen auch den Streit mit dem Mönche auf, der ſchon gehofft hatte, mit dem wenig gelehrten Rough leichtes Spiel zu haben. Ein Tag zur Disputation wurde feſtgeſetzt, und hier zeigte ſich denn bald, daß es um den Triumph Annans geſchehen ſei. Knox that dar, daß die römiſche Kirche weder vor der Vernunft, noch vor den Kirchenvätern, noch auch vor der heiligen Schrift zu beſtehen vermöge. Zuletzt wurde der Mönch dahin gebracht, ſeine Zuflucht zu der „Unfehlbarkeit der Kirche" zu nehmen, indem er ſagte, weil die Kirche die lutheriſche Ketzerei verdammt habe, ſo ſei jedes fernere Disputiren darüber überflüſſig. Aber da erwiderte Knox: ehe man der Autorität der Kirche ſich unterwerfe, ſei es nöthig, erſt zu unterſuchen, welches denn die wahre Kirche ſei, und zwar nach den in der Schrift darüber angegebenen Kennzeichen, damit man nicht etwa, wie er ſich ausdrückte, eine H— ſeine geiſtige Mutter anerkenne, anſtatt der unbefleckten Braut Jeſu Chriſti. „Denn was die jetzt ſo verdorbene römiſche Kirche anbetrifft, ſagte er, auf die ihr die Hoffnung eures Sieges baut, ſo zweifle ich gar nicht, daß ſie die Synagoge des Satans iſt und daß ihr Oberhaupt, der Papſt, nichts Andres iſt, als jener „Mann der Sünde", von welchem der Apoſtel ſpricht, ebenſo wenig wie ich auch zweifle, daß Jeſus Chriſtus durch die ſichtbare Kirche von Jeruſalem an's Kreuz geſchlagen worden iſt." Mit dieſen Worten hatte denn Knox den Bruch mit der römiſchen Kirche vollendet, an ein Vertragen mit derſelben war nun nicht mehr zu denken, und er erbot ſich denn auch noch am Schluß, „durch Wort oder Schrift öffentlich darzuthun, daß die römiſche Kirche zur Zeit mehr von der Reinheit der apoſtoliſchen Kirche abgewichen ſei, als die Kirche der Juden von dem Geſetze Moſes zu der Zeit, als ſie den Tod Chriſti beſchloß." So war der Handſchuh offen hingeworfen[1]).

Eine große Menge Volks war bei der Disputation zugegen, und ſie alle forderten, daß Knox den verſprochenen Beweis liefern ſolle. „Iſt das wahr, was Du ſagſt, riefen ſie, dann ſind wir elend betrogen!" Man verlangte, Knox ſolle die Kanzel beſteigen, damit Alle, auch die des Leſens Unkundigen, hören könnten, wie es ſich mit der römiſchen Kirche verhalte, und der unerſchrockene Mann konnte und wollte dieſem Verlangen nicht widerſtreben. Der nächſte Sonntag wurde für die Predigt feſtgeſetzt, in welcher er dem Volke die Gebrechen der römiſchen Kirche vor die Augen malen ſollte.

Wieder hatte ſich eine zahlreiche Verſammlung an dem Tage eingefunden, und Knox beſtieg die Kanzel. Zum Texte ſeiner Rede hatte er die Stelle

1) Knox, hist., 68 f.

aus Daniel 7, 24 f. gewählt, in welcher von den vier Reichen der Welt die Rede iſt und von dem Fürſten, der ſie alle beherrſchen wird, bis auch über dieſen das Gericht kommt. Dieß deutete er von dem Reiche des Papſtes, welches auf das vierte, das römiſche Kaiſerreich, gefolgt ſei. Er verglich mit dieſer Stelle dann andre des neuen Teſtamentes, in welchem der fünfte Herrſcher, von dem Daniel rede, der „Mann der Sünde", der „Antichriſt" und die „babyloniſche H—" genannt werde, und ſagte, das ſei wieder nur die römiſche Kirche. Dieß ſuchte er dann auch nachzuweiſen, indem er die Papſtkirche unter den drei Geſichtspunkten ihres Lebens, ihrer Lehre und ihrer Geſetze betrachtete und darthat, wie ſie in Allem die Zeichen des Antichriſts zur Schau trage. Er ſchilderte das ſchändliche Leben der Päpſte, indem er ſich dabei auf die römiſchen Schriftſteller ſelbſt berief, und zeigte, wie ihre Lehren und Geſetze mit denen des neuen Teſtamentes durchaus im Widerſpruch ſtänden, namentlich in Betreff der Rechtfertigung, aber auch der Heiligen-Tage, der Faſten und des eheloſen Lebens der Prieſter. Er führte aus dem kanoniſchen Recht die gotteslästerlichen Titel und angemaßten Vorrechte des Papſtes an als einen hinlänglichen Beweis, daß dieſer in dem Texte bezeichnet ſei. Am Schluß forderte er die Zuhörer auf, daß, wenn Jemand meine, er habe die von ihm angeführten Stellen der Schrift, ſowie die Zeugniſſe der Kirchengeſchichte und der Väter verkehrt gebraucht, daß der dann zu ihm kommen möge, in welchem Falle er bereit ſei, einem Solchen vor Zeugen Rede zu ſtehen[1]).

Dieſe Predigt, mit jener volksthümlichen Beredtſamkeit vorgetragen, die Knox eigen war, verfehlte nun auch ihren Eindruck keineswegs. Zwar die anweſenden römiſchen Geiſtlichen und Mitglieder der Univerſität — unter ihnen der frühere Lehrer Knox', Johann Mair, und der Subprior Winram[2]) — ließen ſich nicht dadurch überzeugen, aber unter dem Volke wurden die mannigfaltigſten Fragen in Betreff des hergebrachten Kirchenweſens laut. So entſchieden hatte noch Niemand vorher die römiſche Kirche bei ihrem rechten Namen gerufen, ſelbſt Wiſhart hatte ſich doch nur erſt mehr gegen einzelne Mißbräuche, als gegen die Kirche als ſolche gerichtet: Knox legte zuerſt die Axt an die Wurzeln des Papſtthums ſelbſt, indem er den römiſchen Biſchof offen als den Antichriſten und das ganze kirchliche Syſtem als irrthümlich, verdorben und ſchriftwidrig bezeichnete, und — die Bedeutung dieſes entſchiedenen Schrittes wurde von den Zuhörern auch empfunden. „Einige ſagten, die Uebrigen hieben blos die Aeſte von dem Baume, er aber macht ſich an die Wurzel und wirft ihn ganz um, während Andre der Meinung waren, daß wenn die Doctoren und Magiſter, in deren Gegenwart die Autorität des

1) Knox, hist., 68 f.

2) Winram ſcheint um dieſe Zeit noch vor den Conſequenzen evangeliſcher Lehre zurückgeſchreckt zu ſein (ſ. unten).

Papſtes ſo offen angegriffen ſei, ſie nicht zu vertheidigen wüßten, ſo möge die ganze Wirthſchaft der T—holen"[1]). Zwar gab es auch wohl ängſtliche Gemüther, welche für Knox daſſelbe Schickſal fürchteten, das ſeine Vorgänger betroffen habe, zumal er noch entſchiedener rede, als ſie; aber im Ganzen war man doch darüber einverſtanden, daß die römiſche Kirche unhaltbar ſei und daß es nun andrer Waffen für ſie bedürfe, als Feuer und Schwert, da, wie der Laird von Langniddrie ſagte, den Leuten die Augen jetzt erſt recht geöffnet ſeien. — Von dieſer Predigt des Knox an datirt ſich erſt der vollſtändige Bruch Schottlands mit der römiſchen Kirche, und der Reformator hatte damit die Wege gewieſen, die von nun an zu gehen wären. Wie er hinter ſich ſelbſt die Brücken abgebrochen hatte, ſo kamen die Anhänger des Evangeliums nun auch immer mehr zu der Anſicht, daß da kein Vertragen mehr möglich ſei.

Natürlich empfand auch die römiſche Partei den ihr verſetzten Schlag auf das Bitterſte. Aber was ſollte ſie machen? Mit ihren gewöhnlichen Gewaltmitteln war gegen Knox Nichts auszurichten, denn er ſtand unter dem Schutze der Beſatzung von St. Andrews, die Schloß und Stadt beherrſchte, und auf dem Felde der Debatte, das fühlten ſie, war ihre Sache von vorn herein verloren. Dennoch wagten ſie ſich nochmals auf daſſelbe, nur daß ſie dieß Mal die ihnen ſo gefährliche Oeffentlichkeit vermieden. Auch wurden ſie dazu nur durch einen Befehl von außen her getrieben. Der neu erwählte Erzbiſchof von St. Andrews ſchrieb nämlich an ſeinen einſtweiligen Stellvertreter, den Subprior Winram, einen zornigen Brief, in welchem er ihm darüber Vorwürfe machte, daß er ſolche ketzeriſche und kirchenfeindliche Lehren öffentlich dulde, und ihn zugleich daran erinnerte, daß der Subprior alle Urſache habe, ſich von dem Verdachte des Einverſtändniſſes mit Knox rein zu halten[2]). Winram kam dadurch ohne Zweifel in eine peinliche Lage. Er war früher ſelbſt evangeliſchen Meinungen geneigt geweſen und hatte dann aber, wohl mehr aus Furcht, als aus Ueberzeugung, ſich dem alten Syſtem wieder unterworfen — der Verdacht neuen Abfalles konnte ihn daher leicht genug treffen, und Winram war nicht der Mann, der zu einem Märtyrer das Zeug gehabt hätte. — Gleichwohl ſah gerade er auch am Beſten ein, wie wenig man gegen die evangeliſchen Prediger vorzubringen im Stande ſei, wie vielmehr die römiſche Kirche ihnen gegenüber längſt wie ein verlorner Poſten daſtehe.

Dennoch meinte er, dem Erzbiſchofe Genüge leiſten zu müſſen. Er rief deßhalb eine Convention von den Gelehrten der Abtei und der Univerſität zuſammen und lud die beiden Prediger Knox und Rough vor dieſelbe, damit ſie ſich verantworten ſollten.

1) Knox, hist., 70.

2) Schon bei Wiſharts Verurtheilung, als Winram für den Angeklagten zu ſprechen gewagt, hatte ihm Beaton geantwortet: „Well, Sir, and you, we know what a man you are, seven years ago." Pitscottie, hist., 189.

Die Verſammlung fand im St. Leonhards-Colleg ſtatt. Neun Artikel waren aus den Vorträgen der Prediger entnommen, wegen welcher man ſie zur Rede ſtellen wollte[1]). Doch was man von dieſem Verfahren auch gehofft haben mochte, es fiel nur zu erneuerter Bloßſtellung der Kirche aus. Knox vertheidigte ſich mit eben ſo viel Geiſtesſchärfe, als Beſcheidenheit. Er bezeugte Winram ſeine Achtung und ſagte, wie er ſich freue, vor einem ſo ehrenwerthen Zuhörerkreiſe ſeine Meinungen an den Tag legen zu dürfen. Zugleich ermahnte er aber auch die Verſammlung und Winram in's Beſondere, der Wahrheit offen die Ehre zu geben. Das Volk, ſagte er, dürfe nicht betrogen und in der Finſterniß gelaſſen werden, und wenn er und ſein Genoſſe Etwas geſagt hätten, das gegen die Schrift wäre, ſo bäte er den Subprior ſehr, es ihm zu ſagen; aber wenn derſelbe im Gegentheil überzeugt ſei, daß die von ihnen gelehrten Dinge mit der Wahrheit übereinſtimmten, ſo ſei es auch ſeine Pflicht, dieß offen anzuerkennen, zumal Winrams Wort von Gewicht ſein werde.

Der Subprior war jedoch vorſichtig genug, ſich nicht bloßzuſtellen. Er erwiderte, er ſei nicht als Richter hergekommen und wolle weder Etwas billigen, noch verdammen; er wünſche eine freie Unterredung zu halten und wenn es Knox recht wäre, ſo wolle er ein wenig mit ihm disputiren.

Knox war's zufrieden, und deshalb begann Winram damit, gegen die Meinungen des Predigers einzelne Einwendungen vorzubringen. Knox hatte geſagt, der Gottesdienſt und namentlich die Verwaltung der Sakramente müſſe nach Maßgabe der Schrift geſchehen, ohne daß Etwas dazu oder davon gethan würde, und die Kirche habe nicht das Recht, neue Ceremonien aufzubringen. Nachdem nun Winram eine kurze Zeit darüber geſprochen hatte, ohne eigentlich Etwas gegen die Behauptung des Reformators vorgebracht zu haben, wollte er den Gegenſtand wieder fallen laſſen, wahrſcheinlich in der Meinung, ſo wenigſtens den Schein für ſich zu retten, als habe er Knox zurechtgewieſen, und eine wirkliche Debatte zu vermeiden.

Das aber ſollte ihm vereitelt werden. Ein Dominikaner, Arbugkill mit Namen, griff den Gegenſtand raſch wieder auf, mit allerlei großſprecheriſchen Worten zwar, aber doch bald auch von Knox gründlichſt zurechtgewieſen. Er wollte darthun, daß die kirchlichen Gebräuche göttlicher Einrichtung ſeien, aber da ihm Knox dieſe Behauptung aus der Schrift widerlegte, ihn von Evangelium zu Evangelium und von Epiſtel zu Epiſtel führend, wurde er zuletzt dahin gebracht, die Meinung aufzuſtellen: „die Apoſtel hätten damals, als ſie die Epiſteln geſchrieben, den heiligen Geiſt noch gar nicht empfangen gehabt, ſondern dieſer ſei ihnen erſt ſpäter verliehen und, von ihm geleitet, hätten ſie dann die römiſchen Kirchengebräuche eingerichtet."

1) Der erſte Artikel lautete: „No mortall Man can be the Head of the Churche." Knox, hist., 70. Knox hat dieſen Grundſatz ſtets aufrecht erhalten.

Durch dieſe ungeheuerliche Behauptung hatte Knox gewonnenes Feld, und er lächelte deßhalb auch blos dazu. Winram aber rief voll Schreckens aus: „Vater, was ſagt ihr? Gott verhüte, daß ihr das ſagt! denn dann fahre hin der Grund unſeres Glaubens!“ Vergebens ſuchte der Mönch ſeinen Mißgriff zu verbeſſern, und zuletzt zog er ſich ganz auf die Autorität der Kirche zurück, die über Alles zu beſtimmen habe. Als ihm dann Knox darauf einfach erwiderte, die Kirche könne keine Autorität der Schrift gegenüber haben, und dieſe verwerfe die römiſchen Ceremonien, rief Arbugkill: „dann werdet ihr uns keine Kirche übrig laſſen!“ „Nein,“ ſprach Knox, „mit David ſpreche ich, ich haſſe die Kirche der Uebelthäter (odi ecclesiam malignantium)! Eine ſolche Kirche mögt ihr haben, wenn ihr das Wort Gottes ausſchließt und verfolgt. Wollt ihr von dieſer Kirche ſein, ſo kann ich euch nicht hindern, aber was mich anbetrifft, ſo will ich von keiner andren Kirche ſein, als die Jeſum Chriſtum zum Hirten hat. Seine Stimme will ich hören, aber nicht die eines Miethlings!“

Noch andre Streitpunkte wurden verhandelt, wie der über das Fegefeuer, bei welcher Gelegenheit ſich der Mönch auf das ſechſte Buch der Aeneide berief, wo vom Fegfeuer die Rede ſei, und daſſelbe mit der Ehe, die Jemand mit einem böſen Weibe eingegangen, verglich. Doch war nun einmal gegen Knox Nichts auszurichten. Man mußte ihn und ſeinen Collegen ruhig entlaſſen, und — auf andre Mittel denken, durch die man dem Umſichgreifen des Evangeliums wehren könnte[1]).

Das Mittel, welches man in Anwendung brachte, war allerdings klug genug ausgedacht. Von jeder weiteren Disputation ſtand man ab. Man hatte geſehen, daß man dabei ſtets nur den Kürzern zog und die Sache der römiſchen Kirche nur lächerlich machte. Deßhalb dachte man daran, den evangeliſchen Predigern das fernere Reden zum Volke unmöglich zu machen, und da dieß mit Gewalt nicht ging, ſo verſuchte man es mit Liſt. Sämmtlichen dazu fähigen Geiſtlichen der Stadt wurde befohlen, Sonntags wechſelweiſe in der Pfarrkirche zu predigen, ſo daß dadurch Knox und Rough an dieſen Tagen von den Kanzeln ausgeſchloſſen waren. Auch verordnete Winram, die Redner ſollten vorſichtig alle ſtreitigen Lehrpunkte vermeiden und ſich einfach an das vorgeſchriebene Schriftſtück halten. Doch auch damit war wenig geholfen. Einmal wurden dadurch die römiſchen Geiſtlichen ja dazu bewögen, das Evangelium zu predigen, ſo daß ſie damit eigentlich doch den Reformatoren Recht gaben, wenn dieſe verlangten, daß das Wort Gott allein in der Kirche gelten ſolle, und zum andern Male fing Knox und ſein Gefährte nun an, in den Wochentagen ihre Vorträge zu halten, wo ſie dann eine nicht minder zahlreiche Zuhörerſchaft hatten. Knox freute ſich ſelbſt über dieſe Maßregel der Geiſtlichkeit, denn nun, ſagte er, zeigten ſie ſich doch da thätig, wo ihre

1) Knox, hist., 70—74, wo die Verhandlungen ausführlich zu leſen.

Arbeit am Meiſten nothwendig ſei, und es ſei gut, daß nun Chriſtus gepredigt und Nichts wider die Wahrheit geredet werde. Sollte jedoch etwas Schriftwidriges vorkommen, ſo bittet er das Volk, es möge nicht eher ſich ein Urtheil bilden, als bis es auch ihn über den Gegenſtand gehört habe[1]).

Evangeliſche Geſinnung griff ſo in der erzbiſchöflichen Stadt immer mehr um ſich, und zwar nicht blos bei denen, welche die Beſatzung bildeten, ſondern auch bei den Einwohnern ſelbſt. Ein großer Theil derſelben ſagte ſich von der römiſchen Kirche los, und nahm an dem Abendmahl Theil, welches Knox in ſchriftgemäßer Weiſe austheilte, und zwar zum erſten Male in Schottland, wenn man nicht das das erſte proteſtantiſche Abendmahl nennen will, welches Wiſhart vor ſeinem Tode feierte[2]).

So konnte der kühne Mann mit ſeinem Erfolge denn wohl zufrieden ſein. Doch freilich blieb auch mancher Kummer nicht aus. Die Beſatzung, wie das unter ſolchen Verhältniſſen ja leider zu geſchehen pflegt, ergab ſich allerlei Ausſchweifungen und übte ſelbſt manche Gewaltthätigkeiten an den Bürgern von St. Andrews aus. Aber auch da zeigte Knox, daß es ihm nicht um Menſchengunſt, ſondern allein um das Reich Gottes zu thun war. In der ſchärfſten Weiſe rügte er alle die Unordnungen, ohne irgend Jemanden zu ſchonen, und ſprach auf das Eindringlichſte von den göttlichen Strafgerichten, die bei einer ſolchen Aufführung nicht ausbleiben könnten. Ueberhaupt hatte Knox, klaren und umſichtigen Geiſtes, wie er war, wenig Vertrauen zu der Möglichkeit, daß die Stadt auf die Dauer könnte gehalten werden, und unter den Siegesjubel der Beſatzung miſchte er ſich meiſtens mit ſeiner warnenden Stimme, wohl voraus ſehend, daß die Feinde vor der Hand doch noch einmal den Sieg behalten würden. Von dem Bekenntniß der Wahrheit wich er aber gleichwohl keinen Schritt[3]).

Sechſtes Kapitel.

Knox auf den Galeeren.

Die trüben Ahnungen ſollten auch bald genug in Erfüllung gehen. Wie die Caſtellaner — ſo nannte man die Verſchworenen auch wohl[4]) — jenen Waffenſtillſtand nur geſchloſſen hatten, um Zeit zu gewinnen, ſo auch der Regent und die römiſche Partei, um mehr Kräfte zur Belagerung der

1) Knox, hist., 74 f.
2) S. oben S. 48.
3) Knox, hist., 76. Buchanan, Opera, I, 296.
4) Tytler, hist. of Scotland, VI, 6.

Stadt zuſammen zu ziehen. Das hatte ſich klar herausgeſtellt, daß an eine Eroberung durch Sturm nicht zu denken ſei, da der Platz zu feſt war, um den damaligen Kriegswaffen nicht den hartnäckigſten Widerſtand leiſten zu können, und daß man deßhalb nur Hoffnung auf Erfolg habe, wenn man die Beſatzung aushungern könnte. Dazu war denn aber nöthig, die Stadt auch von der Seeſeite her feſt einzuſchließen, weil ohne das immer neue Zufuhr hineingebracht werden konnte, und — dazu fehlten die Schiffe. Man ſuchte deßhalb einen Vertrag mit Frankreich zu ſchließen. Der Geheimſecretär der Königin, David Parter, wurde nach Paris geſandt, und erlangte auch eine Hilfe ſowohl an Geld, Waffen und Artillerie, als auch namentlich an Kriegsſchiffen. Zugleich wurden auch erfahrene Ingenieure nach Schottland geſandt, und eben ſo hatte der Regent ein verſtärktes Heer aus dem eigenen Volke zu werben geſucht[1]).

So konnte auf's Neue die Belagerung beginnen. Ende Juni 1547 erſchien eine franzöſiſche Flotte unter Anführung des Admirals Leo Strozzi vor der Stadt, und eben ſo ſchloß der Regent die Feſtung von der Landſeite her ein. Die Belagerten geriethen dadurch in die größte Bedrängniß. Was vordem der ſchottiſchen Artillerie nicht möglich geweſen war, das gelang den beſſer bedienten Geſchützen des franzöſiſchen Commandeurs: die Mauern gaben nach, es entſtanden Breſchen, die nur mit Mühe ausgebeſſert werden konnten, und immer mehr mußte man einſehen, daß man ſich nicht werde halten können. Dazu kam, daß allmälig Hunger und Krankheit in der Stadt ausbrach, daß auch die erwartete engliſche Hilfe ausblieb — kurz, die Lage der Beſatzung ſchien mehr und mehr hoffnungslos. Ein verſuchter Ausfall, bei dem ſie gehofft hatte, ſich durchſchlagen zu können, mißlang. Sie mußte ſich endlich zur Uebergabe entſchließen. Es wurde beſtimmt, daß das Leben Aller, die in der Feſtung wären, geſchont, und daß ſie nicht den Händen ihrer ſchottiſchen Feinde überliefert werden ſollten. Ein Schiff vielmehr ſollte ſie nach Frankreich bringen, und wenn ſie dann nicht vorziehen würden, in die Dienſte der Franzoſen zu treten, ſo ſollte ihnen geſtattet ſein, hinzugehen, wohin ſie wollten, nur nicht nach Schottland[2]). Auf dieſe Bedingungen hin ergaben ſich die Verſchworenen an den franzöſiſchen Admiral, und die Stadt kam wieder in die Hände des Regenten (Ende Juli 1547). Die Sache des Evangeliums war, wie es Knox vorausgeſehen hatte, abermals in Schottland unterlegen, und Knox ſelbſt mußte für eine lange Zeit ſein Vaterland verlaſſen.

Er theilte das Schickſal der Beſatzung. Rough, ſein Mitprediger, hatte ſich vor der Zeit aus der Stadt gemacht und war nach England ge-

1) Tytler, VI, 8. Ob Tytler Recht hat, wenn er (p. 1) die mit England verbündeten Lords allein beſchuldigt, die nationale Freiheit gefährdet zu haben?

2) Knox, hist., 76.

flüchtet[1]), aber Knox, obgleich er auf keinen Sieg hoffte, wollte doch den Platz nicht im Stich laſſen, auf den er einmal geſtellt war: ſah er doch ein, daß die Bedrohten gerade jetzt ſeines Zuſpruchs vor Allem bedürftig wären. So theilte er die Gefahren der Belagerung und ſo auch die Gefangenſchaft, in welche ſie geriethen. Auch er wurde an Bord der franzöſiſchen Flotte gebracht, welche ſofort Schottland verließ und vor Rouen Anker warf[2]).

Doch mußten die Gefangenen bald erfahren, daß die ihnen zugeſicherten Bedingungen nicht gehalten wurden. Ihr Leben blieb zwar verſchont, aber auf Antrieb des Papſtes und der ſchottiſchen Geiſtlichkeit hielt man ſie in Frankreich als Gefangene zurück[3]). Der größte Theil der ſchottiſchen Edelleute wurde auf franzöſiſche Feſtungen gebracht, während ein andrer Theil, und unter dieſen Knox, auf den Galeeren feſtgehalten wurde, die dann nach Nantes ſegelten und auf der Loire Anker warfen.

Das war eine Zeit des Leidens und der Prüfung für den Verkündiger des Evangeliums. Nicht nur, daß die Gefangenen mit Ketten beladen und auch ſonſt wie gewöhnliche Sträflinge gehalten wurden, auch all der unwürdigen Behandlung ſahen ſie ſich ausgeſetzt, mit denen die Römiſchen diejenigen heimzuſuchen pflegten, die ſie „Ketzer" nannten.

Man wandte alle Mittel der Ueberredung und Gewalt an, um die Gefangenen zum Abfall von ihrem Glauben oder wenigſtens dahin zu bringen, daß ſie am römiſchen Gottesdienſte Theil nähmen, aber ſo groß war die Standhaftigkeit und der Glaubensmuth der Schotten, daß auch, aller Mißhandlungen ungeachtet, ſich nicht ein Einziger dazu verſtand, ſolchem Verlangen zu willfahren. Knox ſelbſt giebt uns darüber folgenden Bericht[4]):

„Diejenigen, welche auf den Galeeren waren, wurden auf die härteſte Weiſe gedrängt, der Meſſe ihre Ehrfurcht zu bezeugen, denn zu beſtimmten Zeiten wurde auch auf den Galeeren Meſſe geleſen oder ſonſt nahe am Ufer in Gegenwart der Gefangenen, aber ſie konnten nicht im Geringſten erreichen, daß die Genoſſen das Idol hätten verehren ſollen, ja, wenn ſie am Sonnabend ihr Salve ſangen, ſetzten alle Schotten ihre Mützen und Hüte auf oder was ihnen ſonſt als Kopfbedeckung diente, und wenn die Anderen angehalten wurden, ein bemaltes Brett zu küſſen, welches ſie „unſre liebe Frau" nann-

1) Rough blieb in England bis zum Tode Eduards VI., dann zog er ſich nach Norden in Oſtfriesland zurück, wo er ſich durch Handarbeiten nährte. Als er zur Zeit der blutigen Maria in Handelsgeſchäften nach London kam, erwählte ihn eine verborgene Proteſtanten-Gemeinde zu ihrem Prediger, doch wurde er bald entdeckt und von Bonner verbrannt (22. Dec. 1557). Vgl. Fox, 1840 ff.

2) Knox, hist., 77 ſagt: die Prieſter hätten jetzt geſungen:
„Preistis content yow now, Preistis content yow now,
„For Normond and his campanie hes fillet the Gallayis fow."

3) Ebendaſ. 77.

4) Ebendaſ. 83.

ten, ſo ließ ſich auch nicht ein Einziger von uns darauf ein. Bald nach ihrer Ankunft zu Nantes wurde das große Salve geſungen und ein prächtig angeſtrichenes Marienbild herbeigebracht, damit es geküßt werden ſollte. Unter Andern wurde es auch einem der gefeſſelten Schotten hingereicht. Der aber ſagte entſchieden: „Laßt mich in Ruhe, ſolch Götzenbild iſt verflucht! und deßhalb werde ich es nicht berühren.“ Der Schiffscapitän nebſt dem Leutnant und zwei anderen Officieren, welche hauptſächlich den Auftrag hatten, ſo zu verfahren, ſagten: „Du ſollſt es anfaſſen!“ und damit ſtießen ſie es ihm heftig in's Geſicht und drückten es ihm in die Hände. Als er daher ſah, daß er nicht widerſtehen konnte, nahm er das Bild und, indem er es lachend anſah, warf er es in den Fluß, indem er ſagte: „Laßt unſre liebe Frau nun ſich ſelbſt helfen! ſie iſt leicht genug! ſie mag denn einmal ſchwimmen lernen!“ Hernach wurde kein Schotte mehr mit dem Götzendienſt gequält.“

Nicht beſſer erging es aber auch denen, die auf die Feſtungen gebracht waren. Ueber ſie berichtet uns Knox[1]): „Große Anſtrengungen wurden gemacht, ihnen eine gute Meinung von der Meſſe beizubringen, aber hauptſächlich quälte man Norman Leslh, den Laird von Grange, und den Laird von Pitwilly damit, welche in der Feſtung von Cherbourg ſaßen. Man wollte ſie mit aller Gewalt bewegen, mit dem Commandanten zur Meſſe zu gehen, aber ſie antworteten: „Der Commandant habe Gewalt über ihre Leiber, aber keine über ihr Gewiſſen!“ Der Commandant erwiderte: „Er habe Gewalt und Macht, ſie zu treiben, wohin er wolle!“ worauf ſie aber verſetzten: „ſie würden ſich durchaus nicht weigern, mit ihm zu gehen, wohin es ihnen erlaubt ſei, aber Etwas zu thun, was gegen ihr Gewiſſen wäre, das wollten ſie durchaus nicht, ob er oder ob es der König ihnen befehle!“ Als darauf der Commandant ſagte: „Wollt ihr nicht in die Meſſe gehen?“ antworteten ſie: „Nein! und wenn ihr uns dazu zwingen wollt, ſo werden wir es euch ſchon verleiden, denn wir werden uns dort ſo betragen, daß Alle die gegenwärtig ſind, ſehen ſollen, wie wir ſie verachten!“

„Dieſelbe Antwort, nur noch ein wenig ſchärfer, gab auch Wilhelm Kirkaldy, Peter Carmichael und diejenigen, welche mit ihnen auf dem Berge St. Michael ſaßen, ihrem Commandanten, denn ſie ſagten: „ſie würden nicht allein jeden Tag die Meſſe hören, ſondern ſie würden auch helfen, ſie zu leſen, denn ſie hätten vor, die Prieſter zum Stocken zu bringen, ſonſt aber würden ſie nicht kommen[2])!“

1) Knox, hist., 83.

2) Knox fügt (l. c. 84) hinzu: „Dieß ſind Dinge, die nicht von großer Wichtigkeit zu ſein ſcheinen, und doch, wenn wir ſie recht bedenken, ſo ſind ſie ein Ausdruck deſſelben Gehorſams, den Gott von ſeinem Volke Iſrael forderte, als es nach Babylon geführt werden ſollte; denn er befahl ihnen, daß, wenn ſie den babyloniſchen Götzendienſt, ihre Götter von Gold, Silber, Metall und Holz ſehen würden, daß ſie dann ſagen ſollten: Die

„Mr. Heinrich Balnaves, der in der Citadelle von Rouen gefangen ſaß, wurde am härteſten von Allen heimgeſucht, denn weil er für einen Gelehrten galt (was er in der That auch war und iſt), ſo waren auch gelehrte Leute beauftragt worden, ſich an ihn zu machen, und mit dieſen hatte er manchen Kampf zu beſtehen. Aber Gott ſtand ihm ſtets ſo bei, daß ſie verlegen von dannen gingen und er, durch die Kraft des Geiſtes Gottes, ſtandhaft in der Wahrheit und in dem Bekenntniß derſelben blieb, ohne irgend wie auch nur Miene zu machen, ſich zu dem Götzendienſte hinzuneigen. In der Gefangenſchaft ſchrieb er eine ſehr belehrende Abhandlung über die „Rechtfertigung und über die Werke und den Lebenswandel der Gerechtfertigten", aber ich weiß nicht, wie dieſelbe verloren gegangen iſt[1])."

Knox ſelbſt bewies ſich nicht weniger ſtandhaft, als alle Anderen, ja, er war es, der auch jetzt noch das Amt des Troſtes verwaltete, wozu er von ſeinen Mitgefangenen berufen war. Zwar im Anfang fehlte es auch ihm nicht an Niedergeſchlagenheit und an allerlei zagenden Gedanken, wie er denn gewiß dieſe Zeit im Auge hat, wenn er in einer von ihm herausgegebenen Abhandlung über das Gebet[2]) ſagt: „Ich kenne die heimlichen und murrenden Klagen des Fleiſches, ich kenne den Kummer, die Sorge und den Unwillen, der ſelbſt an Gott irre wird und alle ſeine Verheißungen in Zweifel zieht, ja, in manchen Stunden bereit iſt, ganz von Gott abzufallen." Die erneute Unterdrückung des Evangeliums im Vaterlande, der Gedanke an die Gefahren, denen die in den Händen der Römiſchen dort zurückgebliebenen Freunde ausgeſetzt waren, verbunden mit den eigenen ſchweren Bedrängniſſen waren gewiß geeignet, gerade den Muth des ſtarken Mannes zu erſchüttern. Aber Knox erfuhr auch, was er ebenfalls in der erwähnten Abhandlung ſagt, daß „gegen alle ſolche Beängſtigungen Nichts als der Glaube übrig bleibt, der ernſtlich zu Gott hinaufruft und ihn um den Beiſtand ſeines Geiſtes bittet," und daß „wenn wir darin nur beharren, unſre verzweifelteſten Lagen in Freudigkeit verwandelt und zu einem guten Ausgange geführt werden." „Wenn mein Unglück am größten und meine Qualen am grauſamſten waren," ſchreibt er in demſelben Buche, „ſo wollte die Weisheit Gottes doch, daß meine Hände immer das Gegentheil von dem ſchreiben mußten, was dem Fleiſch in den Sinn kam, nämlich: „Geſegnet ſei dein heiliger Name,"

Götter, die Himmel und Erde nicht gemacht haben, ſollen vertilgt werden aus Himmel und Erde."

1) Das Werk erſchien 1584 zu Edinburg unter dem Titel: Confession of Faith, conteining how the troubled man should seche refuge at his God; compiled by Mr. Henry Balnaves of Halhill, and one of the Lords of Session of Scotland, being a prisoner within the old pallaice of Roane, in the year 1548. S. Auszüge daraus bei M'Crie, I, Note O.

2) Vgl. M'Crie, life of Knox, I, 372.

und seine Gnade hat sich mir dann immer auch als treu erwiesen. Deßhalb wage ich nun auch, mich stützend auf die Wahrheit des Wortes Gottes, zu versprechen, daß, ungeachtet aller noch so heftigen Trübsale, und ob dieselben noch so lange dauern mögen, Gott dennoch von der Verzweiflung, der Furcht, den Gefahren, den Schmerzen, der Angst unsrer eignen Herzen, wenn wir ihn nur unablässig anrufen, uns wider alles Erwarten erlösen wird." Schwer genug trug er gewiß das eigene und das fremde Leiden und am schwersten ohne Zweifel die Niederlage der Sache des Herrn, dem er sich so ganz ergeben hatte; aber allmälig kam doch auch wieder Trost und Frieden in seine Seele und mit neuem freudigen Muthe blickte er in die Zukunft hinein, vertrauend, daß das Reich des Herrn doch am Ende werde den Sieg erlangen. Und ob die Arbeit an den Ruderbänken ihn erschöpfte, ob Krankheit und Fieber ihn heimsuchte, er blieb doch festen und unbeweglichen Sinnes, nicht etwa mit dem Trotz des natürlichen Menschen, der wider Gott und Menschen gehadert hätte, sondern mit jener festen Zuversicht, die zu dem hinaufblickte und auf den sich verließ, dessen Sache zu führen er sich bewußt sein durfte. So tröstete er denn auch seine Genossen, indem er sie immer hinaufwies zu dem Herrn, der ihre Hilfe sein werde. Wenn sie ihn wohl ungeduldig fragten, ob er glaube, daß sie jemals wieder loskommen würden, antwortete er stets: „Gott wird uns zu seiner Herrlichkeit aushelfen, und gewiß noch in diesem Leben [1])!"

Davon ließ er sich nicht abbringen, daß das Evangelium doch einmal in Schottland festen Fuß fassen werde. Als die Galeeren einst an der schottischen Küste zwischen Dundee und St. Andrews lagen — Knox war gerade vom Fieber heimgesucht —, fragte ihn Jakob Balfour, welcher in demselben Schiffe mit ihm gefangen saß, indem er nach den Thurmspitzen von St. Andrews wies, ob er den Ort wohl kenne. „Ja," erwiederte er, „ich kenne ihn wohl, denn ich sehe den Thurm des Ortes, wo Gott zuerst meinen Mund geöffnet hat, um öffentlich seine Ehre zu verkündigen, und ich bin vollkommen überzeugt, wie elend ich jetzt auch bin, daß ich nicht aus diesem Leben scheiden werde, bis meine Zunge noch einmal den Namen des Herrn in der nämlichen Stadt preisen wird [2])!"

Wenn er vom Fieber frei war, benutzte er die Zeit, ein Glaubensbekenntniß aufzusetzen, welches den Hauptinhalt dessen enthielt, was er zu St. Andrews gepredigt hatte, zugleich mit einem genauen Berichte über die mit Winram

1) Einer seiner erbittertsten Gegner sagt von ihm: „Ubi longo maris taedio, et laboris molestia extenuatum quidem, et subactum corpus fuit; sed animi elatio eum subinde rerum magnarum spe extimulans, nihilo magis tunc quam prius quiescere potuit." Hamiltonii Dialogus de Confusione Calvinianae Sectae apud Scotos, pag. 64, 6. Vgl. M'Crie, I, 69.

2) Knox, hist., 84.

gehaltene Disputation. Auch ſchaffte er ſich Gelegenheit, dieſe Abhandlungen an ſeine Bekannten in Schottland zu ſenden, begleitet mit einer ernſtlichen Ermahnung, im Glauben treu zu bleiben und ſich durch die Verfolgungen, die ſie leiden müßten, nicht irre machen zu laſſen. Eben ſo beſchäftigte er ſich auch mit der oben genannten Abhandlung Balnaves' über die Rechtfertigung, welche ihm heimlich zugeſtellt worden war. Er theilte dieſelbe in Capitel ein, ſchrieb Randbemerkungen dazu und verfaßte eine Vorrede nebſt einem Inhaltsverzeichniß derſelben, in der Abſicht, ſie in Schottland drucken zu laſſen, und gewiß, wenn wir die Umſtände des Mannes bedenken, in welchen er ſich damals befand, ſo müſſen wir ſowohl das Gottvertrauen, als auch die Unerſchrockenheit bewundern, die in dieſer Vorrede ſich ausſpricht.

„Johann Knox," ſo heißt es da, „der Gebundene Jeſu Chriſti, an ſeine geliebteſten Brüder von der Gemeinde zu St. Andrews und an alle Bekenner des wahren Evangeliums, Gnade, Barmherzigkeit und Friede von Gott dem Vater nebſt ewigem Troſt des heiligen Geiſtes," und nachdem er eine Anzahl von Beiſpielen angeführt hat, wie der Name Gottes verherrlicht und die Sache des Glaubens gefördert worden iſt gerade durch die Verbannung derer, welche durch die Tyrannei aus ihrem Vaterlande vertrieben worden ſind, z. B. Joſef, Moſes, Daniel und die erſten Chriſten, fährt er ſo fort: „Dieß Alles wird in dem nachfolgenden gottſeligen Werke offen in's Licht geſtellt. Die Rathſchläge des Satans, als er uns verfolgte, gingen zuerſt darauf hinaus, das heilſame Wehen des Evangeliums Jeſu Chriſti zu verhindern, daß es nicht die Gegenden erquicke, wo wir wohnen und uns aufhalten, ſodann aber uns ſelbſt durch leibliche Noth und irdiſche Drangſale zu unterdrücken, damit wir nicht im Stande wären, das Reich Gottes auszubreiten. Aber durch die große Gnade und unbegrenzte Güte Gottes, unſers Vaters, werden dieſe Rathſchläge vereitelt werden. Denn ungeachtet des Satans und aller ſeiner ſchändlichen Genoſſen wird doch daſſelbe Wort (O Herr, dieß rede ich, vertrauend auf deine heilige Verheißung!) öffentlich in demſelben Lande verkündigt werden. Und wie nun unſer gnädiger Vater unter all' den heftigen Stürmen wider aller Menſchen Erwarten uns einige Ruhe vergönnt hat, davon mag dieß gegenwärtige Werk Zeuge ſein, welches wir nach Rouen, wo ich in Eiſen liege und von körperlicher Schwäche ſehr geplagt bin, in einer Galeere, Namens „Unſre Frau," von dem ehrenwerthen Bruder Heinrich Balnaves von Hallhill, ebenfalls jetzt gefangen gehalten (wenn auch ungerechter Weiſe) in der alten Burg von Rouen, geſandt worden iſt. Dieß Werk habe ich, nachdem ich es zum zweiten Male zu meinem größten Troſt geleſen, nach dem Rath und Wunſch des genannten edlen und treuen Mannes, des Verfaſſers dieſes Werkes, in Kapitel eintheilen wollen ꝛc., was ich denn auch gethan habe, ſoweit geiſtige Schwäche und Ungunſt des Orts es erlauben wollten, nicht ſowohl um das Werk zu erläutern, denn es iſt an ſich ſelbſt gottſelig und vollkommen, als vielmehr um zuſammen mit dem genannten

Edelmann und gläubigen Bruder auch mein Bekenntniß über den Artikel von der Rechtfertigung, den es enthält, abzulegen. Und ich erſuche euch, geliebte Brüder, recht ernſtlich zu bedenken, ob wir gegenwärtig Etwas leugnen (oder verſchweigen und verbergen), was wir früher über dieſen Gegenſtand bekannt haben. Und jetzt haben wir nicht das Schloß von St. Andrews zu unſrer Vertheidigung, wie einige unſrer Feinde uns fälſchlich angeklagt haben, als ſie ſagten: wenn wir unſre Wälle entbehrten, würden wir nicht mehr ſo kühn reden — ſondern geſegnet ſei der Herr, deſſen unbegrenzte Güte und Weisheit uns die Veranlaſſung zu jener Verleumdung genommen und uns gezeigt hat, daß die Schlange nur Macht hat, in die Ferſen zu ſtechen, d. h. das Fleiſch zu beläſtigen und zu quälen, aber nicht den Geiſt von der ſtandhaften Anhänglichkeit an Jeſus Chriſtus abzubringen, noch von dem öffentlichen Bekenntniß ſeines wahrhaftigen Wortes. O, geprieſen ſeiſt du, ewiger Vater, der du allein nach deiner Gnade uns bis auf dieſen Tag behütet haſt, und haſt dafür geſorgt, daß das Bekenntniß unſers Glaubens (von dem wir wünſchten, daß ihn alle Menſchen kennten) durch dieß Werk offen an den Tag kommen ſollte. Fahre fort, o Herr, und verleihe uns, daß wir wie jetzt mit Feder und Tinte, ſo bald auch mit Mund und Wort daſſelbe bekennen mögen vor deiner Gemeinde, auf welche du, o Herr unſer Gott, blicken wolleſt mit Augen voll Gnade und nicht leiden, daß die Finſterniß, länger herrſche. Ich bitte euch um Vergebung, geliebte Brüder, daß ich alſo rede: der Eifer meiner Seele (der Herr weiß, ich lüge nicht) treibt mich dazu[1])!"

In der That hatten die Glaubensgenoſſen in Schottland der Tröſtungen und Ermunterungen aber auch nöthig. Kaum oft ein beſſeres Loos war ihnen gefallen, als denen, die auf den franzöſiſchen Galeeren gefangen ſaßen. Sie mußten jetzt bezahlen, wie für den Tod des Cardinals, ſo auch für die mannigfache Unruhe und Angſt, die ſie den Römiſchen bereitet hatten. Wieder gab es Einkerkerungen und Hinrichtungen, und ſelbſt der bloße Verdacht evangeliſcher Geſinnung brachte Verfolgung. Wie der Regent die Feſtung von St. Andrews hatte ſchleifen laſſen[2]), ſo dachten die Prieſter wieder nur darauf, den feſten Grund Jeſu Chriſti in den Herzen der Menſchen zu vertilgen, und — nur Verleugnung oder Flucht und unzugängliches Verſteck konnte vor den Händen ſchützen, die ſchon ſo viel Blut vergoſſen hatten[3]).

Dazu kam dann auch viel öffentliche Noth. Heinrich VIII. von England war zwar (1547) geſtorben und ſein zehnjähriger Sohn als Eduard VI. ihm in der Regierung gefolgt, aber — der Vormund deſſelben, der in ſeinem Namen einſtweilen die Regierung von England führte, der Protektor Herzog Somerſet, verfolgte die alten Pläne des Vaters. Auch er verlangte Maria

1) Vgl. M'Crie, I, 73 ff.
2) Knox, hist., 77.
3) Ebendaſ. 82 f.

zur Ehe für den jungen König, und als die nun wieder in Schottland am Ruder befindliche Partei der römisch und französisch Gesinnten dieß Verlangen abschlugen, unternahm er einen Kriegszug gegen das Nachbarreich, um mit Gewalt die Aufrechthaltung des Vertrags zu erzwingen. Unterhandlungen führten zu keinem Ziele. Somerset versprach, seine Armee zurückzuziehen, wenn die Schotten versprächen, über ihre Königin bis zum Alter der Vermählung zu wachen, ohne sie, wie sie vor hatten, nach Frankreich zu senden, und wenn sie überhaupt alle Verbindungen mit dem französischen Hofe aufgeben wollten. Das war aber weder im Sinne der Königin Mutter, die ihre Tochter bereits für den Dauphin bestimmt hatte, noch auch im Sinne der Priesterpartei, die vor Allem fürchtete, sich dem Einflusse Englands Preis gegeben und damit dem Evangelium die Wege auf's Neue geöffnet zu sehen. Man wollte es daher lieber auf eine Schlacht ankommen lassen, und — so kostete das unglückliche Treffen bei Pinkey dem Lande denn nicht allein mehr als 10,000 seiner Söhne, sondern brachte dasselbe auch in die Gewalt eines Feindes, der nach der Weise der damaligen grausamen Kriegsführung in demselben, namentlich im südlichen Theile, hauste, wozu dann auch noch kam, daß die Partei der Priester neue französische Hilfe in's Land rief, welche den Engländern in der Bedrückung der Schotten nicht nach gab[1]).

Ueber Maria Stuart wurde nun endlich auch eine Bestimmung getroffen: sie wurde nach Frankreich gesandt und wirklich mit dem Dauphin verlobt[2]). So erlangte Frankreich einen festen Fuß in den schottischen Angelegenheiten und — mit der Verbesserung der Kirche schien es auf immer zu Ende zu sein. Doch die Wege Gottes sind ja meistens andre, als der Menschen Wege sind, und — was sich auf den ersten Blick so schlimm anließ, das mußte doch am Ende nur auch dienen zur Förderung des Reiches Gottes.

Knox indessen war während dieser Vorgänge in Schottland seiner Haft entkommen, wie auch schon vor ihm eine Anzahl seiner Leidensgefährten die Gelegenheit benutzt hatten, sich in Freiheit zu setzen. Diese hatten bei ihm angefragt, ob es recht sei, aus dem Gefängniß von Mont St. Michel, wo sie saßen, zu entfliehen und besonders, ob sie nicht berücksichtigen müßten, daß sie dadurch ihren zurück bleibenden Brüdern vielleicht eine noch strengere Behandlung zuziehen würden. Knox' Antwort ging dahin, daß solche Befürchtungen kein hinreichender Grund seien, dieß Unternehmen aufzugeben, und daß sie mit gutem Gewissen sich davon machen dürften, wenn es geschehen könne, „ohne irgend Jemandes Blut zu vergießen, denn das der Befreiung wegen zu thun, könne er niemals billigen." So geschah es denn auch. Sie kamen

1) Vgl. Tytler, hist., VI., 18 ff. Knox, hist., 77 ff.

2) Somerset hatte den Schiffen, welche das königliche Kind nach Frankreich bringen sollten, aufgelauert, doch entkamen sie glücklich. Tytler, hist. VI, 44 ff.

davon, wie Knox ſagt[1]), „ohne Jemanden ein Leid zu thun und ohne irgend Etwas, das dem Könige, dem Commandanten oder ſonſt Einem gehörte, zu beſchädigen," und — er ſelbſt wurde nach neunzehnmonatlicher Gefangenſchaft ebenfalls in Freiheit geſetzt (etwa im Februar 1549). Die Art und Weiſe ſeines Entkommens wird verſchieden angegeben. Die Einen ſagen, die Galeere, auf der er geſeſſen, ſei von den Engländern genommen worden, die Andern, der König von Frankreich habe ihn in Freiheit ſetzen laſſen, weil eine nähere Unterſuchung ergeben habe, daß er weder am Tode des Cardinals Beaton, noch an den Vergehungen der Beſatzung von St. Andrews mitſchuldig ſei, und nach einer dritten Angabe verdankte er ſeine Befreiung den Verwendungen von Freunden, welche ihre Hoffnungen auf ihn geſetzt und gefürchtet hätten, er könne bei ſeinem kränklichen Zuſtande durch die Mühſeligkeiten der Gefangenſchaft zu Grunde gehen. Vielleicht aber wurde er auch deßhalb entlaſſen, weil der franzöſiſche Hof nach der Verlobung Maria's mit dem Dauphin erlangt hatte, was er wollte, und nun nicht mehr zu befürchten brauchte, es könnte durch Knox und ſeine Genoſſen dem franzöſiſchen Intereſſe in Schottland entgegen gearbeitet werden[2]).

Genug, Knox erlangte ſeine Freiheit wieder, und nicht ohne Nutzen war ihm ohne Zweifel die Gefangenſchaft geweſen. Wie der Herr alle Diejenigen, die er zu den Werkzeugen ſeiner Gnade in beſonderer Weiſe auserſehen hat, erſt durch mancherlei Trübſale führt, damit ſie um ſo feſter in dem Einen werden, was noth iſt, ſo auch dieſen Mann, und eben auf den Galeeren hatte er Zeit, fern von den Kämpfen des offenen Feldes, ſich in das nur noch mehr zu vertiefen, was er zu St. Andrews zu verkündigen angefangen hatte, ſo wie in ſeine auf das Evangelium gegründeten Ueberzeugungen nur noch mehr Ordnung und Klarheit zu bringen. So verſtehen wir es, wenn er, zurückblickend auf dieſe Zeit, wo „er und ſeine Freunde ſelbſt ihre Sache für verloren hätten anſehen mögen," in jener Abhandlung über das Gebet ſagt, daß er „gerade unter den größten Trübſalen gelernt habe, den Herrn zu preiſen."

Vorläufig ging Knox nach England, wo unter der Regierung Eduard's VI. und des Protektors Somerſet den Evangeliſchen Schottlands eine Zufluchtsſtätte bereitet war, und wo auch er vor der Hand einen Wirkungskreis finden ſollte für die Sache ſeines Herrn.

---

1) Knox, hist., 84 f.

2) Dieß die Anſicht M'Crie's, life of Knox, I, 77.

Siebentes Kapitel.

Knox in England.

Knox hatte ſich ohne Zweifel nach England begeben, weil er dort ſeinem Vaterlande am nächſten war und am leichteſten Gelegenheit fand, mit den eigenen Landsleuten in Verbindung zu treten, um ſo an der Durchführung der Reformation in Schottland, von nun an dem höchſten Zwecke ſeines Lebens, zu arbeiten. Doch ſollte er bald genug auch in England eine Wirkſamkeit für das Reich Gottes finden, welche für die Verbeſſerung der Kirche in dieſem Lande von Bedeutung war.

Wir haben ſchon darauf hingedeutet, daß die Aenderung, welche Heinrich VIII. mit dem engliſchen Kirchenweſen vorgenommen hatte, kaum eine Reformation zu nennen war. Er hatte das Regiment verändert, ſofern er ſich an der Stelle des römiſchen Biſchofs zum Oberhaupte der Kirche machte, und war dann auch zur Aufhebung der Klöſter vorgeſchritten, weil er darin ein Mittel ſah, ſeinen Staatsſchatz zu bereichern, ſonſt aber war Alles beim Alten geblieben. Ja, wenn es im Anfang ſchien, als ob doch auch in Lehre und Gebräuchen Einzelnes ſchriftgemäß gebeſſert werden ſollte, ſo hatte die römiſche Partei, hauptſächlich durch die Bemühungen der beiden Biſchöfe Gardiner und Bonner, doch bald wieder ſo viel Einfluß auf den König gewonnen, daß auch die äußerſten Verirrungen der Papſtkirche, ſelbſt die Wandlungslehre und die Kelchentziehung beim Abendmahl, die Eheloſigkeit der Prieſter und die Unauflösbarkeit des Keuſchheitsgelübdes, die Seelenmeſſen und die Ohrenbeichte, unter Androhung der ſtrengſten Strafen wieder zu Glaubensartikeln erhoben worden waren. Eben ſo hatte man die römiſchen Liturgieen und Ceremonien faſt unverändert beibehalten, und was das Leſen der Bibel in der Landesſprache betrifft, ſo ſollte es, ebenfalls unter Androhung ſtrenger Strafen, nur den Vornehmen erlaubt ſein. — Daß um deßwillen Knox früher Bedenken getragen hatte, ſeine Zuflucht in dieſem Lande zu ſuchen, war bei ſeinen ſtreng auf die Schrift gegründeten Ueberzeugungen nur natürlich.

Jetzt aber waren in England Veränderungen zu Gunſten des Evangeliums eingetreten. Heinrich VIII. war (28. Januar 1547) geſtorben, und diejenigen, welche er zu Vormündern ſeines Sohnes Eduard beſtellt hatte, vor Allen der Lord Protektor Somerſet ſelbſt, waren der römiſchen Partei abgeneigt und dem Evangelium zugethan. Namentlich war es der Erzbiſchof Cranmer, der nun zu bedeutendem Einfluß gelangte und denſelben zu weiterer Durchführung der Reformation zu benutzen ſuchte. Zwar ging derſelbe keineswegs ſo entſchieden zu Werke, wie Knox und überhaupt die Reformatoren der reformirten Kirche, vielmehr um eines Theils die Römiſchen zu verſöhnen und anderen Theils den ſchwärmeriſchen, namentlich anabaptiſtiſchen

Sekten nicht Raum zu geben, ſuchte er von dem Ueberlieferten ſo viel beizubehalten, als ihm irgend mit dem Evangelium verträglich ſchien, wodurch er denn auch der engliſchen Kirche ihren eigenthümlichen Charakter aufgeprägt hat; aber es war ihm doch um eine Beſeitigung der Mißbräuche und darum zu thun, daß das Evangelium wirklich in den von ihm beibehaltenen Formen zur Geltung gelange. In dieſem Sinne hatte er bereits unter Heinrich VIII., wenn auch vergeblich, zu wirken geſucht, und jetzt dachte er vollends daran, ſeine Abſichten durchzuführen und dem erneuten Umſichgreifen der Römlinge entgegenzutreten.

Mancherlei Hinderniſſe ſtanden ihm jedoch dabei im Wege, die theils in der Unwiſſenheit des Volkes, theils aber auch in der Unwiſſenheit und dem widerſtrebenden Willen Derer lagen, die das Evangelium dem Volke verkündigen ſollten. Die ſo genannte Reformation Heinrichs war ja keineswegs aus dem Volke, ſondern vielmehr aus einer Laune des Monarchen hervorgegangen, und im Großen und Ganzen war das engliſche Volk noch von dem Aberglauben umfangen, den die Römiſchen Chriſtenthum nannten. Sollte hier das Evangelium Eingang gewinnen, ſo bedurfte es erſt noch einer langen und durchgreifenden Arbeit an den Seelen der Bevölkerung ſelbſt, und — wer ſollte die nun vollbringen? Es fehlte dazu faſt durchgehends an den nöthigen Kräften, denn die Geiſtlichen, wie die Lehrer an den Univerſitäten hatten zwar dem Könige ſich gefügt, als er dem römiſchen Stuhle die Kirche ſeines Landes entriß, und waren bereitwillig geweſen, Heinrich als den geiſtlichen Oberherrn anzuerkennen, aber an den beſonderen Lehren und Gebräuchen Roms hingen ſie doch faſt ſämmtlich mit um ſo größerer Hartnäckigkeit, als ſie von dem Evangelium Nichts wußten. Dazu kam, daß Heinrich einen großen Theil der Pfarren mit Leuten beſetzt hatte, welche die Allerunfähigſten zur Führung eines geiſtlichen Amtes waren und namentlich zur Verkündigung des lauteren Wortes Gottes: mit unwiſſenden und abergläubiſchen Mönchen. Als er nämlich die Klöſter aufgehoben, hatte er den bisherigen Bewohnern derſelben Anfangs ein Jahrgehalt ausgeſetzt, von welchem ſie ihr Leben friſten ſollten, aber — da ihm die Auszahlung dieſes Geldes als eine unangenehme Laſt des Staatsſchatzes erſchienen war, ſo hatte er hernach vorgezogen, dieſen ehemaligen Mönchen ſtatt der Penſionen erledigte Pfarren zu verleihen, ſo daß nun die Unfähigkeit und Unwiſſenheit auch der gewöhnlichen Geiſtlichkeit in England um die Zeit ſeines Todes groß genug war[1]). Weder von den Univerſitäten, welche mit Leuten beſetzt waren,

1) Vgl. Petri Martyri Epist. apud Loc. Commun. pag. 760. Gen. 1624: „Doleo plus quam dici possit, tanta ubique in Anglia verbi Dei penuria laborari; et eos qui oves Christi doctrina pascere tenentur, cum usque eo remisse agant, ut officium facere prorsus recusent, nescio quo fletu, quibusve lachrimis deplorari possit. Verum confido, fore, ut meliora simus visuri.“ Vgl. Burnet, hist. of the Reformation, II, 24.

die ſämmtlich noch an dem alten Kirchenweſen hingen, noch auch von der Geiſtlichkeit überhaupt konnte daher Cranmer eine Förderung des Evangeliums erwarten.

Er mußte ſich deshalb nach auswärtiger Hilfe umſehen, und was er vordem Heinrich VIII. bereits erfolglos vorgeſchlagen hatte, das brachte er nun in Ausführung: er berief tüchtige Theologen des Auslandes als Lehrer nach Oxford und Cambridge, ſo den Martin Butzer, Peter Martyr, Paul Fagius, Emanuel Tremellius u. A.[1]), und ſorgte außerdem dafür, daß tüchtige Reiſeprediger angeſtellt wurden, welche das Land durchziehen und die Augen der Leute für die Wahrheit des Heiles öffnen ſollten. Beſonders in den Gegenden des Landes ſollten dieſe ihren Wirkungskreis haben, wo die Geiſtlichkeit noch am meiſten den römiſchen Irrthümern zugethan war und wo man auch unter dem Volke noch die geringſte oder gar durchaus keine Erkenntniß des Evangeliums fand.

Zu einem ſolchen Reiſeprediger wurde denn auch Knox beſtellt. Durch ſeine Wirkſamkeit in St. Andrews, wie auch durch die dafür erduldete Gefangenſchaft war er ohne Zweifel den Evangeliſchen in England bereits bekannt geworden, und — bald nachdem er in London angekommen war, ſandte ihn Cranmer deßhalb auch ſchon nach Berwick[2]), welches ſeine Hauptſtation ſein ſollte, ja, er ſorgte auch dafür, daß Knox mit unter die Zahl der acht Capläne des Königs aufgenommen wurde, welche den Auftrag bekamen, abwechſelnd je zu Zweien das Land zu durchreiſen und den Samen des Evangeliums unter der Bevölkerung auszuſtreuen[3]).

So hatte Knox denn alſo bald wieder einen Wirkungskreis, wie er ſeinen Wünſchen angemeſſen war, und was er vorläufig nicht in dem eignen Vaterlande auszurichten vermochte, das war ihm nun wenigſtens in England verſtattet: „die Verherrlichung des Namens Jeſu Chriſti!“ Auch gab er ſich mit all' dem Eifer ſeiner glühenden Seele an das neue Amt dahin, und widmete alle ſeine Zeit und Arbeit dem ihm übertragenen Werke. Nicht blos Sonntags, ſondern auch an den Wochentagen zog er predigend in den umliegenden Landſchaften umher, und kaum daß er ſich Ruhe verſtattete, auch wenn ſein durch die frühere Gefangenſchaft, wie durch die jetzige mühevolle Beſchäftigung angegriffener Körper der Erholung auf das Dringendſte bedurfte. Manche ſeiner Briefe aus dieſer Zeit ſtellen ihn uns dar, wie ſeine ganze Seele von ſeinem Amte voll iſt, aber auch wie er mit vollem, zweifelloſem Vertrauen auf den Herrn daſſelbe ausrichtet und eben darin ſeinen Muth und ſeine Kraft findet auch unter den ſchwierigſten Verhältniſſen. Auch waren

1) Vgl. Schmidt, Peter Martyr, 73 ff., und Baum, Capito und Butzer, 547 ff.

2) Knox, hist., 85. 289. Strype, Memorials of the Reformation, III, 235.

3) Strype, l. c. II, 297. Burnet, hist. of the Reform., III, 212.

ſeine Anſtrengungen mit dem beſten Erfolge gekrönt. Nicht nur, daß die Einwohner des ihm überwieſenen Bezirkes immer klarer und freudiger das Evangelium ergriffen, auch auf ihre Sitten übte er einen wohlthätigen Einfluß aus, und ſelbſt die Soldaten der Garniſon von Berwick ließen mehr und mehr von ihrem rohen und ausſchweifenden Leben[1]).

Freilich aber blieb denn auch hier mannigfacher Widerſpruch und ſelbſt Verfolgung nicht aus. Nicht nur daß er noch in viel entſchiednerer Weiſe mit dem aus der Papſtkirche Ueberlieferten gebrochen hatte, als Cranmer und der geheime Staatsrath, der ihn angeſtellt, und daß er hier wie auch ſchon in St. Andrews, nicht etwa blos „einzelne Zweige von dem faulen Baume, ſondern den Baum ſelbſt mit der Wurzel umzuhauen" ſich beſtrebte, woraus denn allerlei Mißhelligkeiten zwiſchen ihm und den Häuptern in London hervor gingen — gerade in den nördlichen Theilen des Königreichs hatte die römiſche Geſinnung noch die meiſten und eifrigſten Vertreter, und dieſe ließen es denn auch an Angriffen gegen den kühnen Mann und an den Verſuchen nicht fehlen, ſich ſeiner, wenn möglich, zu entledigen.

Der erſte Angriff ging von dem Biſchofe Tonſtal von Durham aus, der bereits unter Heinrich VIII. mit Gardiner und Bonner Anſtrengungen gemacht hatte, den hergebrachten Beſtand des kirchlichen Weſens aufrecht zu erhalten. Tonſtal war zwar nicht gerade ein unwiſſender und roher Menſch, wie ſo viele der damaligen Würdenträger der Kirche, vielmehr wird von ihm gerühmt, daß er in mancherlei Kenntniſſen und Künſten wohl bewandert geweſen ſei[2]). Er war ein Freund der ſchönen Wiſſenſchaften, und ſein Haus wird als ein ſolches dargeſtellt, in welchem die Heiterkeit der Muſen geherrſcht habe. Aber er gehörte zu dieſer Klaſſe von Menſchen, wie ſie in damaligen Zeiten ſo oft vorkommen und wie ſie in den Kreiſen der Gelehrten von Erasmus, in denen der Geiſtlichkeit von dem Papſte Leo X. ſelbſt repräſentirt werden: bei aller Freiheit im eigenen Denken und bei allem Sinn für Kunſt und Wiſſenſchaft fehlte ihm doch das Verſtändniß für Alles, was dem Evangelium eigenthümlich iſt, und deßhalb auch für dieſe große Geiſtesbewegung, die um ihn her vorging. Seine Genoſſen durch allerlei Kenntniſſe übertreffend, ſchützte er doch gleichwohl, wie ſie, den Aberglauben und die Mißbräuche im hergebrachten Kirchenweſen, und wenn auch ſelbſt von freundlicher und milder Geſinnung, billigte er doch die Maßregeln voll Grauſamkeit, welche gegen die Widerſacher der beſtehenden Kirche angewandt wurden. Er hatte überhaupt keinen Begriff von dem, um was es ſich bei der damaligen Bewegung handelte, und wie er, ohne vom Evangelium ergriffen zu ſein, vielmehr durchaus nur den verfeinerten Genüſſen hingegeben

1) Knox, hist., 289.
2) M'Crie, I, 82.

war[1]), welche die bloße literariſche Bildung darbot, ſo war er denn auch ein heftiger Gegner derer, welche durch ihre Angriffe gegen die Kirche auch ihn in ſolchen Genüſſen zu ſtören drohten. Aus dieſen Gründen hatte er ſich ſchon früher im Parlamente allen Aenderungen widerſetzt und war durch den erfahrenen Widerſpruch, wie das denn zu geſchehen pflegt, in ſeiner Anhänglichkeit an das römiſche Weſen nur immer eifriger und leidenſchaftlicher geworden, je entſchiedener ihm auch der Widerſpruch entgegengetreten war. Sogar ein Buch zur Vertheidigung des Grunddogma's der Römiſchen, der Meſſe und der ihr zu Grunde liegenden Wandlungslehre, hatte er geſchrieben, zwar in einem höchſt eleganten Style, wie ihn damals Leute ſeiner Art zu ſchreiben wußten, aber von dem doch ein ſpäterer Beurtheiler ſagt, daß „das Latein in demſelben beſſer ſei, als die Erkenntniß göttlicher Dinge."

Daß dieſer Mann an den Predigten Knox', welcher die Meſſe geradezu als Götzendienſt zu bezeichnen pflegte, keinen Gefallen finden könnte, war voraus zuſehen, und es blieb denn auch nicht aus, daß der Gegner vor das biſchöfliche Gericht zur Verantwortung geladen wurde. Knox hatte zu Newcaſtle gepredigt und war auch dort der Meſſe in gewohnter Weiſe zu Leibe gegangen, und da der Biſchof unter den obwaltenden Zeitverhältniſſen nicht mit Gewalt gegen ihn einſchreiten durfte, ſo forderte er ihn wenigſtens auf, die Gründe für ſeine Meinungen ihm öffentlich anzugeben.

Am 4. April 1550 kam deßhalb zu Newcaſtle eine zahlreiche Verſammlung zu Stande, an der außer dem Biſchof und ſeiner Kathedralgeiſtlichkeit auch die Mitglieder des Rathes Theil nahmen, welcher von der Regierung zur Wahrnehmung der kirchlichen Intereſſen des Nordens niedergeſetzt worden war (the Council of the North). Knox wurde verſtattet, wohl eben auf Verlangen der gegenwärtigen Rathsmitglieder, ſeine Meinungen mit aller Freimüthigkeit darzulegen, und dieß that er denn auch mit der ihm eigenen Entſchiedenheit[2]).

„Ich erſcheine heute vor euch, verehrte Anweſende," ſo begann er ſeinen Vortrag, „um Rechenſchaft darüber abzulegen, weßhalb ich ſo ſtandhaft behaupte, daß die Meſſe Götzendienſt und zu allen Zeiten auch ein Frevel vor Gott geweſen iſt, und weil hochgebildete Leute unter euch das Gegentheil behaupten, ſo wünſchte ich von Herzen, ſie möchten hier gegenwärtig ſein, um entweder ſelbſt oder durch ihre Gelehrten die Gründe zu prüfen, welche mich dazu bewogen haben. Denn wenn ich vollkommen überzeugt werde, daß meine Meinung dem Worte Gottes widerſtreitet, ſo bin ich bereit, ſie als eine verkehrte Lehre zu widerrufen und mich ſelbſt als ſchwerer Strafe

1) Thomas More ſchildert ihn in einem Briefe an Erasmus ſo: „Ut nemo est omibus bonis literis instructior, nemo vita moribusque severior, ita nemo est usquam in convictu jucundor." Vgl. M'Crie, l. c.

2) Wir folgen dem Auszuge, den M'Crie aus einem ihm zugänglichen Manuſcripte gemacht hat. Vgl. M'Crie, I, 379, Note P.

würdig zu bekennen. Wie schwer es jedoch ist, Meinungen, welche als geheiligt gelten, aus den Herzen der Leute zu reißen, darüber giebt uns der große Lärm und Aufruhr Aufschluß, welcher gegen Paulus durch Demetrius und seine Gesellen erregt wurde, die durch den Götzendienst in derselben Weise, wie unsre Priester vordem von der Messe, große Vortheile genossen. Denn als das Volk hörte, daß die Ehre ihrer großen Göttin Diana auf dem Spiele stände, rief es mit wüthender Stimme: „Groß ist die Diana der Epheser!" und — dazu wurden sie durch ihre lange Gewohnheit und verkehrte Meinung bewogen. Ich weiß, daß man die Messe nicht nur für besonders heilig und für eine große Ehre gehalten hat, die man Gott darbrächte, sondern daß man sie auch für den Grund und das Fundament unsrer Religion ansieht, so daß nach der Meinung Vieler die Messe abschaffen nichts Anderes heißen soll, als alle wahre Gottesverehrung von der Erde vertilgen. Je tiefer sie von den Herzen der Menschen Besitz genommen hat, desto mehr hat sie sich auch an die Stelle des letzten und geheimnißvollen Mahles unsers Herrn Jesu gedrängt. Aber wenn ich durch klare und überzeugende Schriftstellen beweisen werde, daß die Messe in ihrer höchsten Ausschmückung doch nur ein Götzendienst vor Gott und eine Lästerung des Todes und des Leidens Jesu Christi gewesen ist und daß sie ganz und gar dem Mahle des Herrn widerspricht, so habe ich die gute Hoffnung, verehrte Anwesende und geliebte Brüder, daß die Furcht Gottes, so wie die Liebe und der Gehorsam gegen ihn, der in seinem Worte alle zu unserm Heil nothwendige Wahrheit offenbart hat, euch bewegen wird, dem Worte Gottes auch Gehör zu geben. O ewiger Herr! bewege und regiere du selbst meine Zunge, die Wahrheit zu reden, und die Herzen deines Volkes, sie zu verstehen und ihr zu gehorchen."

Nach diesem Eingange suchte der Redner dann seine Meinung dadurch zu vertheidigen und in's Licht zu stellen, daß er folgende zwei Syllogismen aufstellte: „1) Aller Gottesdienst, von Menschen aufgebracht, ohne einen ausdrücklichen Befehl im Worte Gottes, ist Götzendienst; die Messe ist von Menschen erfunden ohne Befehl Gottes; also ist sie Götzendienst. 2) Aller Gottesdienst, dem eine verkehrte und sündige Lehre zu Grunde liegt, ist ein Frevel; der Messe liegt eine solche Lehre zu Grunde; also sie ist ein Frevel." Für den ersten Syllogismus stützte er sich dann auf 1. Sam. 13, 11—14 und 15, 22 f., so wie auf 5. Mos. 4, 2; 12, 8. 32 und 1. Cor. 11, 23. „Wir dürfen uns," sagte er, „nicht für so frei und weise halten, daß wir meinten, zur Ehre Gottes thun zu dürfen, was uns gut dünkt. Nein, das Gegentheil ist von Gott geboten, indem er sagt: „Zu meinem Worte sollt ihr Nichts hinzuthun, noch Etwas davon thun, damit ihr die Befehle Gottes, eures Herrn, halten möget," welches Wort nicht allein von den zehn Geboten und dem Sittengesetz zu verstehen ist, sondern auch von den Gebräuchen und Ceremonien, denn Gott fordert den gleichen Gehorsam für

alle ſeine Gebote. Und zum Zeugniß dafür wurden Nadab und Abihu, welche ein anderes Feuer herbeibrachten, als ihnen von Gott aufgetragen war, alſogleich, als ſie es brachten, durch Feuer getödtet. Bei der Strafe dieſer hier Genannten iſt zu bedenken, daß Nadab und Abihu die oberſten Prieſter nächſt ihrem Vater Aaron waren und daß ſie weder im Ehebruch, noch in fleiſchlichen Gelüſten, noch in weltlicher Ehrſucht ergriffen waren, ſondern daß der Eifer und die einfache Abſicht, ein Opfer darzubringen, ſie trieb, wobei ſie keinen Vortheil beim Volke ſuchten, ſondern die Ehre Gottes und die Beſänftigung ſeines Zornes, und doch wurden ſie bei dieſem nämlichen Opfer durch Feuer hinweggerafft, woraus klar werden muß, daß weder die hohe Stellung deſſen, der ohne Befehl Gottes einen Gottesdienſt aufbringt, noch auch die Abſicht, in der er es thut, vor Gott Etwas gilt: denn bei ſeiner Verehrung will er Nichts gelten laſſen, als ſein eigenes Wort, und Alles, was da hinzugethan wird, verabſcheut er und ſtraft Diejenigen, welche es erfinden und begehen, wie ihr es von Nadab und Abihu gehört habt."

Die römiſchen Lehren wußte er dann mit aller Ironie zu treffen. „Jeſus Chriſtus ſagt: „Ich will euch keine andre Laſt auflegen, als ich euch ſchon aufgelegt habe," und „das, was ihr habt, das haltet (observe diligentlie)." O ewiger Gott! haſt du keine andre Laſt auf unſre Schultern gelegt, als Jeſus Chriſtus gethan durch ſein Wort, wer hat uns denn alle dieſe Gebräuche aufgebürdet: vorgeſchriebenes Faſten, befohlene Eheloſigkeit, ungeſetzliche Gelübde, Anrufung der Heiligen, nebſt dieſem Götzendienſt der Meſſe. Der Teufel, der Teufel, Brüder, erfindet alle dieſe Laſten, um die unverſtändigen Leute zu verderben! — Ich will beweiſen, daß in dem Meßkanon ein Haufen von unverdauten, barbariſchen und närriſchen Wörtern, verkehrte Meinungen, gottloſe Gebete und teufliſche Beſchwörungen enthalten ſind, und — das ſoll der heilige Canon ſein, deſſen Autorität alle Schrift übertrifft! O, er war ſo heilig, daß er nicht einmal laut zu Ende geleſen werden durfte, daß man befohlen hatte, ihn nur leiſe zu wiſpern! Das war keine üble Vorſicht! denn hätten ihn alle Leute gehört, ſo würden Manche gewiß ſeine Leerheit und Thorheit verachtet haben! Sie ſagen: hoc est enim corpus meum! ich bitte ſie, nur zu zeigen, wo ſie denn dies „enim" finden? O, davon machen ſie ein groß Weſen und (ſprechen) hierin liegt ein tiefes Myſterium, ein geheimnißvoller Vorgang! denn in fünf Worten empfing, ſagen ſie, die Jungfrau Maria, als ſie den Sohn Gottes empfing! Aber wie, wenn ſie nun ſieben oder zehn oder zwanzig Wörter geſprochen hätte? oder wenn auch nur drei Wörter? Würde deßhalb der vorbeſtimmte Rathſchluß (Gottes) vereitelt worden ſein? O ihr Papiſten! iſt denn Gott ein Gaukler? bedient er ſich einer beſtimmten Anzahl von Wörtern, um dadurch ſeine Zwecke zu erreichen!"

So und in ähnlicher Weiſe ſuchte Knox ſeine Meinung zu vertheidigen

und die Meſſe ihres falſchen Heiligenſcheines zu entkleiden, und durchaus trat auch in dieſer Disputation hervor, wie er keineswegs blos an einzelnen hervorragenden Mißbräuchen zu beſſern ſuchte, ſondern wie er vielmehr dem Verderben gerade auf den Grund ging. Die Meſſe als ſolche gilt ihm als Götzendienſt und als eine Läſterung des Opfertodes Chriſti, d. h. die ihr zu Grunde liegende Idee, als ob in derſelben der Sohn Gottes auf's Neue für die Gläubigen geopfert werde, und mit allen ihm zu Gebote ſtehenden Mitteln ſuchte er dieſen Satz zur Geltung zu bringen, bald ſich berufend auf das unzweideutige Wort der Schrift, bald mit gelehrten Beweisführungen, bald aber auch indem er mit Spott und Hohn die Thorheit des papiſtiſchen Aberglaubens zu geißeln verſtand.

Am Sonntag vorher hatte ein andrer Prediger die Meſſe auf der Kanzel zu vertheidigen geſucht, und auch den griff der unerſchrockene Streiter für das Wort Gottes noch an, doch bat er ihn zuvor, erſt die Aufzeichnungen, die ſich Knox über deſſen Vortrag gemacht hatte, anzuſehen, damit er ſie verbeſſerte, wenn es nöthig wäre, denn „er wollte ja nicht einen Menſchen bloßſtellen, indem er Worte, welche dieſer unvorſichtig geſprochen, aufgriffe, ſondern ihm war es nur darum zu thun, daß die Wahrheit an's Licht käme und daß er ſeine Zuhörer vor Irrthümern warnte, die ihrer Seele gefährlich wären."

Der Erfolg dieſer Disputation war, daß er ſeine Gegner zum Schweigen brachte, und daß ſich ſein Ruf im ganzen nördlichen Theile des Königreiches verbreitete. Er fuhr fort, in Berwick und deſſen Umgegend das Evangelium zu verkundigen und wurde das Jahr darauf nach Newcaſtle verſetzt, wo ihm ein noch größerer Wirkungskreis offen ſtand.

Während ſeines Aufenthaltes in Berwick fand er denn auch eine Lebensgefährtin, die ihm eine Reihe von Jahren hindurch durch die mannigfachen Kämpfe und Wechſelfälle, die er zu beſtehen hatte, zur Seite geſtanden hat. Er machte die Bekanntſchaft einer jungen Dame, Namens Marjory Bowes, die ſeinen Anträgen bereitwillig Gehör gab. Sie war von guter Familie, und einer ihrer Verwandten, Sir Robert Bowes, bekleidete ein Hofamt unter Heinrich VIII. und deſſen Sohne. Aber eben deßhalb mochte der Vater und die Verwandten des Mädchens mit der Verheirathung derſelben an einen Mann von ſo unſicheren Lebensverhältniſſen wohl wenig einverſtanden ſein. Die Verbindung mußte deßhalb verſchoben werden und kam erſt ſpäter (nach dem Tode des Vaters) zu Stande. Nur die Mutter hielt viel auf Knox, und zwiſchen ihr und dem Schwiegerſohn entſpann ſich ein Briefwechſel, der uns den ſonſt ſo eifrigen und ſtrengen Mann auch von der Seite eines warm empfindenden Gemüthes zeigt, nur daß auch hier ſtets jene tiefe Frömmigkeit hervortritt, welche den Willen Gottes allein vor Augen hat und ſich ihm in allen Stücken unterwirft. Knox ſagt von dieſer Frau, welche zu jenen ihres Geſchlechts gehört zu haben ſcheint, die auch in der verborgenſten Stellung

ſich den Sinn für alles wahrhaft Große und Heilige bewahren: „Wie ſie mich als ihren Sohn annahm, ſo liebte ich ſie herzlich als meine Mutter“ [1]).

Doch hielt ihn dieß Verhältniß keineswegs von der Verfolgung der Aufgabe ab, die ihm gegeben war, und ob er gleich ſelbſt fürchtete, daß „die goldene Gelegenheit, das Evangelium zu predigen, der er ſich jetzt erfreute, nicht lange dauern würde [2],“ obgleich er die Gefahren, die der reformirten Kirche und damit ihm ſelbſt noch immer drohten, wohl kannte, ſo wich er doch deßhalb keineswegs zurück, ſondern ließ ſich durch ſolche Befürchtungen nur bewegen, die ihm gegebene Zeit um ſo eifriger zu benutzen. Unermüdlich war er, wie in ſeinen Studien, ſo auch in der Verkündigung des Wortes Gottes, und an ein Nachlaſſen von ſeiner Seite war nicht zu denken.

Daher hatte er denn aber auch die Freude, daß er für ſeine Bemühungen Anerkennung fand. Nicht blos Privatleute wendeten ſich zahlreich an ihn, um ſeinen Rath in religiöſen Dingen zu erhalten, auch der geheime Rath des Königs erkannte, welch ein tüchtiges Rüſtzeug Gottes er war. Wohin er ging, dahin gab ihm dieſer Empfehlungsbriefe an die Obrigkeiten, wie an die Unterthanen mit, um ihm ſo eine günſtige Aufnahme und Schutz gegen etwaige Nachſtellungen zu bereiten [3]), und eben ſo ſetzte man ihm ein regelmäßiges Jahrgehalt (von 50 Pfund) aus, das er beziehen ſollte, bis man ihm eine ordentliche Pfarrſtelle geben könne [4]), ja, ſelbſt ſeinen Verwandten wurden Vortheile gewährt, wie man z. B. ſeinem Bruder Wilhelm Knox ein Patent gab, für eine beſtimmte Zeit frei nach den Häfen Englands Handel treiben zu dürfen [5]).

Als ein ganz beſonderes Zeichen des Vertrauens, das er Seitens des geheimen Rathes genoß, haben wir es auch zu betrachten, daß man ihn bei der Reviſion des kirchlichen Gebetbuches (book of Common prayer), welche damals vorgenommen wurde, mit zu Rathe zog, und manche wichtige Beſtimmungen in demſelben, beſonders was das Abendmahl anbetrifft, ſind ohne Zweifel ihm zu verdanken. Wir haben ſchon geſagt, daß Heinrich VIII. eigentlich alle Gebräuche der römiſchen Kirche in die ſeinige mit herüber genommen hatte, und ſo denn auch alle die abergläubigen und ſchriftwidrigen Formeln ihrer Liturgieen. Dieſe ſollten nun nach Maßgabe der Schrift umgeſtaltet werden, und Knox wurde nach London berufen, um dabei behilflich zu ſein. Zwar gelang es ihm nicht, die gänzliche Umgeſtaltung des Kirchendienſtes nach dem einfachen Vorbilde des Wortes Gottes, wie er ſie

1) Knox, Answer to Tyrie the Jesuit.
2) M'Crie, I, 90.
3) Strype, Memorials of Cranmer, 292.
4) Derſelbe, Memor. of Reform., II, 297. 533.
5) Derſelbe, l. c. II, 299. Wilh. Knox wurde ſpäter Prediger zu Cockpen in Mittel-Lothian. Vgl. Scott, hist. of the Reformers in Scotl., 152.

für nöthig hielt, durchzuſetzen, denn Cranmer ging nun einmal von der Anſicht aus, daß das Hergebrachte ſo viel wie möglich zu ſchonen ſei, aber ohne Einfluß waren ſeine Vorſtellungen doch keineswegs. Bis dahin ſtützte ſich die engliſche Abendmahlsliturgie noch ganz auf die römiſche Wandlungslehre, und ebenſo waren auch die äußerlichen Gebräuche noch die römiſchen geblieben, ſelbſt die Elevation und Anbetung der Hoſtie hatte man beibehalten. Knox ſetzte durch, daß Alles, was auf eine angebliche leibliche Gegenwart des Herrn im Abendmahl Bezug hatte, durchweg ausgemerzt wurde, und daß auch die Anbetung des Brodes, wenn auch nicht das Knieen beim Empfang deſſelben, wegblieb. Er ſagt davon ſelbſt in ſeiner „Ermahnung an die Bekenner der Wahrheit in England“: „Gott gab dem Parlamente, wie den Muth, ſo auch die Einſicht, den rundgeſchnittenen Gott[1]) abzuthun, worin das ganze Heiligthum der Papiſten beſteht, und den Gebrauch gewöhnlichen Brodes beim Abendmahle einzuführen, und ebenſo den größten Theil der abergläubiſchen Gebräuche (mit Ausnahme des Knieens) zu beſeitigen, welche früher die wahre Religion Chriſti entheiligt haben.“ Daß aber Knox es geweſen iſt, der dieſe Veränderungen durchgeſetzt hat, geht auch daraus hervor, daß die Römiſchen ſich ſpäter gerade darüber beklagt haben. —

Auch die Glaubensartikel der engliſchen Kirche (Articles of Religion) wurden ſpäter einer Reveſion unterworfen, wobei Knox, nebſt den übrigen Caplänen des Königs, ebenfalls um Rath gefragt wurde. Am 2. Oct. 1552 erging an alle Caplän die Aufforderung, gewiſſe Artikel, welche ſeiner Majeſtät vorgelegt und dann von allen Denen unterſchrieben werden ſollten, die im Dienſte der Kirche zu ſtehen begehrten, durchzuſehen und mit ihren Bemerkungen zurückzuſenden[2]). So hat Knox denn auch auf die Geſtaltung der engliſchen Kirche einen nicht geringen Einfluß ausgeübt und das Seinige dazu beigetragen, daß ſie wenigſtens in der Lehre reformirten Charakter angenommen hat.

Doch konnte es nun nicht ausbleiben, daß er ſich auf dieſe Weiſe mehr und mehr den Haß Derer zuzog, welche noch an der römiſchen Kirche feſthielten, beſonders in den Gegenden, welche der Schauplatz ſeiner Wirkſamkeit waren. Zu rückſichtslos und unbarmherzig griff er ja ihren Aberglauben an, als daß ſie dabei ruhig hätten bleiben können, und da ſie wohl einſahen, daß ſie auf dem Felde der Debatte ihm nicht gewachſen waren, ſo gebrauchten ſie das Mittel gegen ihn, das die Schwäche und das böſe Gewiſſen gewöhnlich erwählt: heimliche Ränke. Nicht wegen ſeiner Lehren konnten ſie ihn anklagen, denn damit wären ſie nicht durchgekommen, ſondern hätten nur ſich ſelbſt bloß geſtellt, aber ſie lauerten ihm auf, ob nicht in ſeinen

1) „round clipped God.“
2) Strype, Cranmer, 273.

Reden oder in ſeinem Betragen doch Etwas vorkäme, das ihnen eine Handhabe böte, ihn bei der Regierung zu verdächtigen und ſo ihn zu ſtürzen. So Etwas glaubten ſie denn auch am Ende gefunden zu haben.

Der bisherige Protektor Somerſet war durch den Herzog von Northumberland, der ſich in des Königs Gunſt zu ſetzen gewußt hatte, nicht blos geſtürzt, ſondern auch dem Beile des Henkers überliefert worden, und darüber hatten die römiſch Geſinnten, namentlich in den nördlichen Provinzen frohlockt, hoffend, daß nun die Aenderungen im Regiment eintreten würden, die für ſie günſtig wären und auf welche ſie ſo lange gehofft hatten. Dadurch hatte ſich Knox bewegen laſſen, in einer gegen die Weihnachtszeit 1552 gehaltenen Predigt nicht blos den Tod des Protektors öffentlich zu beklagen, ſondern auch den Papiſten ihre Halsſtarrigkeit vorzuwerfen und darauf hinzuweiſen, daß diejenigen, welche dem Evangelium feindſelig wären, zugleich auch heimliche Verräther an der Krone und am Gemeinwohl ſeien, die nach dem Tode ſeiner Majeſtät verlangten und Nichts darnach fragten, wer über ſie herrſche, wenn nur ihr Aberglaube wieder aufgerichtet würde. Dieſe offene Sprache wurde von den Römiſchen nun nicht blos einzelnen Hofleuten hinterbracht, die es im Stillen mit ihnen hielten, ſondern auch demjenigen, der den Tod Somerſet's verſchuldet hatte, dem Herzoge von Northumberland, welcher damals in den nördlichen Gegenden den Oberbefehl hatte, und die Folge war, daß Knox angeklagt und vor den geheimen Rath gefordert wurde.

Northumberland war ein Mann, der, innerlich gleichgiltig gegen das Evangelium, ſich daſſelbe nur aus politiſchen Gründen gefallen ließ und keineswegs geneigt war, ſeine eigene hohe Perſon unter das Gericht des göttlichen Wortes zu ſtellen. Wie ſehr mußte er ſich deßhalb durch die freie Sprache des Predigers gekränkt fühlen, der ſich herausnahm, die göttliche Leuchte auch in die dunklen Irrgänge des Hoflebens ſcheinen zu laſſen, zumal Knox durch die Erwähnung des Todes Somerſet's auch die wundeſte Stelle in dem Gewiſſen des neu ernannten Herzogs getroffen hatte. Dieſer verlangte deßhalb auch von dem geheimen Rath, daß Knox aus den nördlichen Marken entfernt würde, und klagte ihn zugleich noch an, daß er mit Schotten, die ſich zahlreich bei ihm einfänden, in geheimer Verbindung ſtände, ihn dadurch als einen für England gefährlichen Menſchen darzuſtellen ſuchend. So wurde Knox denn nach London befohlen, damit er ſich verantworte[1]).

Er begab ſich ſofort auf den Weg, nicht ohne Beſorgniß, aber auch nicht ohne jene Zuverſicht, die den Chriſten ſtets erfüllen ſoll. So ſchreibt er an ſeine Braut am Tage der Abreiſe: „Drängende Umſtände verhindern mich, dir mein Herz auszuſchütten. Lord Weſtmoreland hat mir am Mit-

1) M'Crie, I, 92 ff.

woch um ſechs Uhr Morgens geſchrieben, ich ſolle ſofort zu ihm kommen und mich wegen einer gegen mich erhobenen Anklage verantworten. Ich konnte nicht einmal die Erlaubniß erlangen, die Predigt am Morgen noch halten zu dürfen. Gelobt ſei Gott, der die Wahrheit ſeines Wortes von Zeit zu Zeit noch immer beſtätigt, wie es unſre Schwachheit ja erfordert. Dein Gegner, Schweſter[1]), giebt ſich Mühe, dich zweifeln zu machen, ob das Wort Gottes Wahrheit ſei oder nicht. Hätten wir auch kein Zeugniß von ſeiner unzweifelhaften Wahrheit vor unſerer Zeit gehabt, müßten nicht ſolche Dinge, wie wir ſie jetzt täglich vor Augen ſehen, ſeine Wahrheit an's Licht bringen! Verheißt es nicht, daß es gepredigt und doch von Vielen verachtet werden ſoll? daß die treuen Bekenner deſſelben von Vater, Mutter und andern Gegnern gehaßt, daß die treuſten ſogar verfolgt werden ſollen? und geſchieht das Alles nicht an uns ſelber? Freue dich, Schweſter, denn daſſelbe Wort, das uns Trübſale verheißt, verheißt uns auch die zukünftige Herrlichkeit! Was mich anbetrifft, und wenn auch jetzt das Unglück über mich kommen ſollte, ſo kommt es doch nicht unerwartet. Aber, ach! ich fürchte, daß ich weder reif, noch würdig bin, den Herrn ſchon jetzt durch meinen Tod zu preiſen! Doch was noch fehlt, das wird Gott verleihen zu ſeiner Zeit! Sei gewiß, daß ich dich und die Deinen nie vergeſſen werde, ſo lange ein ſterblicher Menſch ſich eines irdiſchen Geſchöpfes erinnern kann."

Die hier ausgeſprochenen Befürchtungen ſollten jedoch noch nicht in Erfüllung gehen. In London fand er freilich den geheimen Rath durch die Verleumdungen ſeiner Gegner ſehr gegen ihn eingenommen, aber bald erkannte derſelbe doch den Ungrund der Anklagen. Er mußte ſogar vor dem Hofe predigen, und namentlich der König fand großes Gefallen an ihm, ſo daß derſelbe wünſchte, ihn zu einer höheren Stelle in der Kirche zu befördern[2]). Um jedoch auch dem Herzoge von Northumberland gefällig zu ſein beſchloß der geheime Rath, Knox ſolle während des kommenden Jahres in London und den ſüdlichen Landestheilen predigen. Nur auf kurze Zeit ſollte er nach Newcaſtle zurückkehren dürfen, um ſeine Angelegenheiten dort in Ordnung zu bringen, im Uebrigen aber wurde er freigeſprochen. Auch darüber ſchreibt er an ſeine Braut (d. d. Newcaſtle, 23. März 1553): „Bedenke nun, was ich dir damals ſchrieb, als Viele glaubten, ich würde nie mehr eine Zeile an Jemanden richten! So viele Anklagen waren gegen mich gemacht und ſo viele Lügen an den geheimen Rath gelangt! Aber Gott wird einſt alle lügneriſchen Zungen verderben und ſeine Diener vom Unglück erretten. Ich fürchte aber doch, eines Tags in ihre Hände zu fallen, denn mehr und mehr wüthen die Kinder des Teufels gegen mich. Dieſer Anlauf

1) Vgl. über dieſen Ausdruck M'Crie, l. c. I, 94 f., wo auch dieſer Brief.
2) Vgl. Melch. Adami, Vitae Theolog. Exter. 137.

des Satans iſt zu ſeiner Beſchämung und zur Ehre Gottes ausgeſchlagen. Und deßhalb, Schweſter, höre nicht auf Gott zu preiſen und ihn für mich um ſeinen Troſt anzurufen, denn groß iſt die Menge der Feinde, welche der Herr alle zerſtreuen möge. Ich beabſichtige, nicht vor Oſtern von Newcaſtle fortzugehen." —

Außer dieſen Angriffen von Seiten ſeiner Gegner hatte Knox auch mit körperlichen Leiden zu kämpfen, theils herrührend von ſeiner Gefangenſchaft auf den franzöſiſchen Schiffen, theils aber auch von den übermäßigen Anſtrengungen, denen er ſich in England unterzog. Im Sommer 1553 hatte er mehre Male ein hitziges Fieber, begleitet mit heftigen Kopf- und Leibſchmerzen. Oefter beklagte er ſich auch darüber in Briefen an Miß Bowes, ſowie auch über die Seelenſchmerzen, die er in ſolcher argen Zeit täglich zu erdulden habe, und er bittet die Braut, für ihn zu beten, zugleich aber auch guter Zuverſicht zu ſein, „denn," ſagt er, „der Kopf der Schlange iſt ſchon zertreten, ſie kann uns nur noch in die Ferſe ſtechen[1])." Ungebrochenes Gottvertrauen iſt der Charakterzug, der uns überall in Knox entgegentritt, und in demſelben auch der männliche Muth, der unbeirrt die Wege geht, die er als die Wege Gottes erkannt hat.

Solchen Muth bewies er ſtets auch Cranmer und deſſen halben Maßregeln gegenüber, mit denen er oft gar nicht einverſtanden war. So hatte ihm Cranmer die Pfarrſtelle zu Allerheiligen in London angeboten, und zwar auf den ausdrücklichen Wunſch des Königs, der den Prediger in ſeiner Nähe haben wollte[2]), aber — Knox ſchlug das Anerbieten aus, nicht etwa, weil er wußte, daß Northumberland dagegen war, ſondern weil er glaubte, in Uebereinſtimmung mit den damaligen Ordnungen der engliſchen Kirche das Amt nicht mit gutem Gewiſſen verwalten zu können. Dieß bekannte er denn auch freimüthig und — wurde deßhalb auf's Neue vor den geheimen Rath gefordert, um ſich deßhalb zu rechtfertigen. Aber auch hier verhehlte er ſeine Ueberzeugung nicht. Als man ihn fragte, ob er der Meinung wäre, daß Niemand mit gutem Gewiſſen ein Pfarramt nach den gegenwärtigen Geſetzen verwalten könne, antwortete er, es ſei noch Manches in der engliſchen Kirche, das einer Reformation bedürfe, und ſo lange dieſe nicht ſtattgefunden habe, könnte nach ſeinem Dafürhalten ein Pfarrer ſein Amt nicht mit gutem Gewiſſen verwalten, ſobald er das Wort Gottes bedenke, denn kein Pfarrer habe nach den beſtehenden Geſetzen das Recht, unwürdige Perſonen vom Abendmahle auszuſchließen, und das ſei doch ein hauptſächliches Stück des Amtes. Man that dann noch andre Fragen, z. B. ob Knieen beim Abendmahl etwas Gleichgiltiges ſei, worauf er erwiderte: wie Chriſtus ſelbſt es gehalten, ſo ſei es recht geweſen, und bei dem erſten Abendmahl habe man

1) M'Crie, I, 98.
2) Strype, Cranmer, 292.

nicht geknieet, deßhalb ſei es aber auch jetzt noch gerathen, ſich nach dem Beiſpiele des Herrn zu richten, zumal das Knieen nur eine menſchliche Zuthat und Erfindung ſei. Nach einigem Hin- und Herreden wurde er dann entlaſſen, indem man ihm die Verſicherung gab, man habe nichts Böſes gegen ihn im Sinn gehabt, aber man fürchte doch, daß er mit den beſtehenden Geſetzen nicht übereinſtimme, worauf er erwiderte, er fürchte, daß die beſtehenden Geſetze dem Worte Gottes zuwider ſeien[1]). — Auch ein ſpäter ihm angebotenes Bisthum, vermuthlich das neu errichtete zu Newcaſtle, ſoll er ausgeſchlagen haben[2]). Seine Aufgabe in England war die, dem Volke das Evangelium in die Herzen zu predigen, nicht aber kirchliche Gebräuche zu verwalten, und dieſer iſt er treu geblieben. Es zeugt aber auch von dem freien Sinne Cranmer's, daß er den aufrichtigen Mann darin nicht meinte ſtören zu müſſen. Oder war Cranmer im Herzen mit Knox einverſtanden, und war es nur die Ungunſt der Verhältniſſe, was ihn hinderte, auf dem Wege der Reformation mit mehr Entſchiedenheit zu Werke zu gehen?

Jedenfalls hatten Manche von denen, die damals in England an der Spitze ſtanden, namentlich Manche von den geiſtlichen Obern doch ein anderes Muſter kirchlicher Ordnung vor Augen, als dies trübe Gemiſch von evangeliſchen Bauſteinen und von allerlei Trümmern aus der römiſchen Kirche, wie es die „hohe Kirche von England" bis auf den heutigen Tag darſtellt, und zwar war es nicht ſowohl die lutheriſche Reformation, was ſie gern auch in ihrem Lande durchgeſetzt hätten, als vielmehr das einfach-ernſte, mit ſtrengem und nüchternem, aber nicht weniger treuem und frommem Sinne rein auf die Schrift gegründete Weſen der Reformirten. Darüber liegen unzweifelhafte Zeugniſſe vor. So ſchreibt Hooper an Bullinger (d. d. 8. Febr. 1556)[3]), „der Erzbiſchof von Canterbury (Cranmer), die Biſchöfe von Rocheſter, Ely, St. Davids, Lincoln und Bath ſeien ernſtlich bemüht, die Reinheit der Lehre herzuſtellen, indem ſie in allen Stücken mit den ſchweizeriſchen Kirchen übereinſtimmten," und Parkhurſt, Biſchof von Norwich, ruft in einem Briefe an Gualter (d. d. 4. Febr. 1573) aus[4]): „O wollte Gott, daß endlich einmal das ganze engliſche Volk ſich im rechten Ernſte dazu verſtände, der Kirche von Zürich als dem beſten (most absolute) Vorbilde zu folgen." Auch von Cranmer ſelbſt haben wir Zeugniſſe, daß er gern weiter gegangen wäre, als ihm die Umſtände erlaubten. So ſagt er geradezu, „die Biſchöfe und Prieſter ſeien im Anfange der chriſtlichen Kirche nicht zweierlei geweſen, ſondern hätten blos ein und daſſelbe Amt gehabt," und „im neuen Teſtamente trete es entſchieden her-

1) Strype, Memor. of Reform., II, 400.
2) Vgl. Tytler, VII, 316. Tonſtal war, wegen Verdachtes des Hochverraths, abgeſetzt und ſein Bisthum in zwei getheilt: Durham und Newcaſtle.
3) Burnet, hist., III, 201.
4) Strype, Annals, II, 286.

vor, daß Biſchöfe und Prieſter keiner Conſecration bedürften, ſondern daß die Wahl oder Ernennung derſelben hinreichend ſei," und überhaupt ſcheint er ſowohl hinſichtlich ſeiner Wünſche in Betreff der Kirchenverfaſſung, als auch in Betreff der kirchlichen Gebräuche von dem, was Knox wollte, nicht ſehr abgewichen zu ſein[1]). Ja, auch König Eduard ſelbſt war einer gründlicheren Reform wohl geneigt. Er hat ſelbſt einen Entwurf darüber aufgeſetzt[2]), der von den Abſichten, die Knox hegte und die derſelbe ſpäter in der Kirche Schottlands zur Ausführung gebracht hat, nicht viel verſchieden war. Namentlich was die kirchliche Zucht betrifft, deren Mangel in der engliſchen Kirche Knox am meiſten anſtößig war, ſo wünſchte er dieſelbe eingeführt zu ſehen. „Was die Kirchenzucht angeht, ſagt der König geradezu, ſo wünſchte ich, daß den Biſchöfen als ſolchen keine Autorität verliehen, ſondern daß der Auftrag den Beſten von ihnen gegeben würde, damit ſie dieſelbe in ihren Sprengeln ausübten."

Aber man muß ſagen: die Umſtände wollten es nicht leiden, und vielleicht auch das zaghafte Weſen derer nicht, die meinten, mit den Gegnern eine Vereinbarung eingehen zu können, wo ſie ſich doch ſelbſt hätten ſagen müſſen, daß eine ſolche nicht möglich ſei. Mancherlei Dinge mochten zuſammen wirken, um die entſchiednere Durchführung der evangeliſchen Grundſätze zu verhindern. So theils die Rückſicht auf die noch immer große Unwiſſenheit des Volkes, theils aber auch die auf die ebenſo große Unwiſſenheit und Unbrauchbarkeit der Mehrzahl der Geiſtlichen. König Eduard ſagt ganz offen: „Einige ſind wegen ihres Papismus, Andre wegen ihrer Unwiſſenheit, noch Andre wegen ihres eigenen übeln Rufes, und endlich auch Manche wegen aller dieſer Dinge zuſammen genommen durchaus unfähig, Kirchenzucht auszuüben[3])." Dazu kam dann auch noch, daß ein großer Theil der Hofleute und höheren Staatsbeamten, welche auf die Geſtaltung der kirchlichen Verhältniſſe Einfluß hatten, entweder geradezu dem Papismus ergeben, oder doch gleichgiltig gegen das Evangelium waren und namentlich mit allen Mitteln zu verhindern ſuchten, daß nicht eine Ordnung in der Kirche Platz greife, welche auch ihnen in ihrem leichtfertigen Lebenswandel hätte ſtörend und gefährlich werden können. Aus Heinrich's VIII. Zeit hatten ſich noch viel lockere Sitten auch unter den Hofleuten Eduard's erhalten, und dieſen mußte deßhalb die römiſche Kirche, die für ſolche Dinge ein Abkommen darbot, viel bequemer ſein, als der ſtrenge Ernſt des Evangeliums, und wenn ſie deßhalb auch Nichts dagegen hatten, daß dem Papſte ſeine Autorität genommen würde, ſo trachteten ſie doch ſonſt dahin, daß die Kirche in ihrem hergebrachten, ſie ſo wenig wie möglich behindernden Zu-

1) S. die Belege dazu bei M'Crie, l. c. I, 385 ff.
2) Vergl. Strype, Memor. of Reform., II., 341 ff.
3) Burnet, II, Records, 69.

ſtande erhalten bliebe. Ihnen iſt es deßhalb hauptſächlich zuzuſchreiben, wenn Cranmer und ſeine Freunde ſich die Hände gebunden ſahen und ſich dazu verſtehen mußten, blos in einzelnen Stücken an dem Alten zu flicken und zu beſſern, anſtatt einen Neubau auf dem Grunde des göttlichen Wortes aufzuführen, wie ſie es denn auch waren, welche hernach unter der „blutigen Maria" der römiſchen Kirche wieder die Wege bahnten.

Daß gerade dieſe Verhältniſſe ſchwer auf den engliſchen Reformatoren lagen, geht daraus hervor, daß die Capläne des Königs, lauter entſchiedene Anhänger des Evangeliums, ſich gedrungen ſahen, öffentlich in ihren Predigten am Hofe darauf hinzuweiſen. Sie waren, ſagt M'Crie[1]), ſehr verſchieden von denen, welche ſolche Plätze an den Höfen der Fürſten gewöhnlich inne haben. Sie waren nicht jene unterthänigen und ſüßzungigen Schmarotzer, welche die Zeit für ſich zu benutzen ſuchen, ſondern ſie wagten es dreiſt, ohne Rückſicht auf den Verluſt ihres Gehaltes, in die Gewiſſen zu reden und die empfindlichen Ohren ihrer königlichen und edlen Zuhörer zu verletzen, indem ſie Laſter, denen dieſe ergeben waren, offen bei Namen nannten und auf das Gericht Gottes hinwieſen, welchem ſie ſich ausſetzten. Sie tadelten freimüthig den Ehrgeiz, die Habſucht, die Ueppigkeit, die Unterdrückung und die Gottloſigkeit, welche am Hofe herrſchten, und — Knox war nicht derjenige, der am wenigſten entſchieden und offen von den Dingen geredet hätte, welche einer Aufrichtung wirklich evangeliſcher Ordnung in England entgegenſtanden.

Während ſeiner Anweſenheit in London hatte Knox Gelegenheit genug, zu ſehen, wie es eigentlich am Hofe Eduards ſtände, und er wurde dadurch nicht wenig beſorgt und entrüſtet. Zwar an dem guten Willen des Königs zweifelte er keinen Augenblick — „wir hatten einen König," ſagt er ſpäter einmal, ſo „tugendhaft, gottſelig und der Wahrheit Gottes ergeben, daß Keiner von Anfang an ihn übertraf und, ſo viel ich weiß, Keiner von ſeinen Jahren ihm auch nur gleich gekommen wäre, aber — fügt er hinzu: möchte derſelbe doch auch nur der Herr ſeines eigenen Willens geweſen ſein[2])!" König Eduard war zu jung, um mit männlicher Kraft ſeine Abſichten durchzuſetzen, er ſtand vielmehr noch zu ſehr unter dem Einfluſſe Derer, die ihn umgaben und die Staatsgeſchäfte leiteten; und namentlich war es der Herzog von Northumberland und deſſen Vetter, der Marquis von Wincheſter, damals Lord Schatzmeiſter, welche der Reformation im Wege ſtanden. Daher trug Knox denn auch kein Bedenken, ganz offen auf die der Kirche drohenden Gefahren hinzuweiſen, und zwar in einer Predigt, die er vor dem Hofe im Beiſein eben jener Gegner des Evangeliums zu halten hatte.

Er nahm zum Text Joh. 13, 18: „Wer mein Brod iſſet, der tritt

1) A. a. O. I, 110.
2) Vgl. auch Knox, hist., 89.

mich mit Füßen," und deutete dieſe Worte geradezu auf die Umgebung des Königs. „Es iſt oft vorgekommen, ſagte er, daß die beſten und frömmſten Fürſten mit treuloſen und unfrommen Dienern und Räthen umgeben geweſen ſind," und dafür führte er dann Beiſpiele aus der Schrift an, ſo das des Ahitophel unter David und des Sebna unter Hiskia, ſowie des Judas unter Chriſtus. „Was Wunder, rief er aus, daß nun ein junger und unſchuldiger König durch liſtige, verſchlagene, ſündige und gottloſe Räthe betrogen wird? Ich fürchte ſehr, daß Ahitophel geheimer Rath ſei, daß Judas den Beutel trägt und daß Sebna Geheimſchreiber, Aufſeher und Schatzmeiſter ſei[1]." — Daß ſolche offene Sprache Sturm unter den Hofleuten erregte, iſt leicht zu denken, und Knox würde dem Zorn derſelben erlegen ſein, hätte ihn nicht die Gunſt des Königs geſchützt.

Doch ſollte dieſer Schutz nicht lange mehr währen. Eduard ſtarb am 6. Juli 1553, und ſein Tod war das Zeichen für alle Gegner der Reformation, auf das ſie ſchon lange gewartet hatten, um ihre Pläne zur Wiederherſtellung der römiſchen Kirche unter Blut und Gewaltthat in Ausführung zu bringen.

Achtes Kapitel.

Die blutige Maria.

König Eduard war bereits ſeit längerer Zeit kränklich geweſen, und wie die Evangeliſchen mit Beſorgniß der Zeit ſeines Abſcheidens entgegen geſehen hatten, ſo die Römiſchen mit allerlei Hoffnungen. Auch unter den Hofleuten zeigte ſich, ſobald der Zuſtand des Königs hoffnungslos geworden war, bald ein verändertes Betragen gegenüber den Vertretern der Reformation. Hatten ſie, ſo lange der König noch an den öffentlichen Gottesdienſten Theil nehmen konnte, mit größter Bereitwilligkeit ſich auch zu denſelben eingefunden, ſo war ihr Eifer jetzt völlig erkaltet, und an die Stelle der äußerlichen Ehrfurcht, mit der ſie die Prediger behandelt hatten, war Verachtung getreten, ſo daß ſie ſich jetzt offen in Reden voll Spottes und Feindſchaft über dieſelben ergingen[2]). Dieſen Menſchen lag ja kaum etwas Anderes am Herzen, als ſich in dem Beſitz ihrer Stellen zu bewahren, und da es nicht zweifelhaft war, daß, wenn König Eduard die Augen ſchlöſſe, ein andrer Geiſt am Hofe herrſchend werden würde, ſo dachten ſie nur daran, ſich unter allen Umſtänden möglich zu erhalten. Es war deßhalb die letzte Zeit der Regierung Eduards für die

1) Admonition to the Confessors of the Truth in England, p. 52 ff.
2) S. die Belege M'Crie, I, 396 ff.

Evangeliſchen eine Zeit trüber Ahnungen geweſen, und namentlich Knox hatte ſich nicht vor den drohenden Gefahren verſchloſſen. Er ſchreibt darüber bald nach des Königs Tode an ſeine Schwiegermutter: „Wie oft haben wir Beide bereits von den gegenwärtigen Tagen geſprochen, ſo daß wir uns nicht der Thränen enthalten konnten, obgleich damals noch kaum Jemand an das dachte, was nun eingetreten iſt! Wie oft habe ich euch geſagt, daß ich täglich auf Trübſale gefaßt ſei und daß ich mich wundere, daß ich ſo lange damit verſchont bleiben ſollte! Was bewog mich, und zwar zum größten Unwillen der Menſchen, ſelbſt derer, die mich auf's Beſte lieb hatten, die hohen Beförderungen zurück zu weiſen, welche Derjenige mir anbot, den Gott nun zu unſrem größten Schaden von uns genommen hat? Doch ohne Zweifel die Vorausſicht der Verwirrungen, die eintreten würden! Wie oft habe ich euch geſagt, daß die Zeit nicht mehr lange dauern würde, wo England mir Brod gäbe! Seht euch den letzten Brief an, den ich an euren Schwager geſchrieben, und bedenkt, was er enthält“ [1])!

Das Gefürchtete blieb denn auch nicht aus. Nachdem vergeblich verſucht worden war, die unglückliche Johanna Grey auf den Thron zu bringen, wofür dieſe dann mit ihrem Leben zahlen mußte, kam die älteſte Tochter Heinrichs VIII. zur Regierung, eine Frau, deren Herkunft ſowohl, als frühere Lebenserfahrungen ſie an die römiſche Kirche verwieſen. Maria war ja das Kind jener Katharine von Arragonien, deren Verſtoßung Heinrich bewogen hatte, dem Papſte den Gehorſam aufzukündigen, und man kann es begreifen, wenn ſie einer Veränderung nicht zugethan war, die mit dem Unglück ihrer Mutter in der nächſten Beziehung ſtand. Dazu kam, daß ihre Verwandten mütterlicher Seits, das öſterreichiſch-ſpaniſche Kaiſergeſchlecht, die Verfechter der römiſchen Kirche auf dem Continet waren, ſowie auch, daß ſie ſich mit jenem Philipp II. von Spanien, ihrem Vetter, verheirathete, deſſen despotiſche Seele in der abſoluten Macht der Hierarchie auch die allein ſichere Grundlage für die abſolute Macht der Könige ſah.

So verſtand es ſich denn von ſelbſt, daß für die Reformation von Maria Nichts zu hoffen, wohl aber Alles zu fürchten war, und der Verſuch, Alles wieder auf den alten Stand zurück zu bringen und auszurotten, was ſeit Heinrich's VIII. Zeit neu errichtet war, wurde bald in ſo blutiger Weiſe gemacht, daß die Königin dadurch einen ſie für alle Zeiten brandmarkenden Namen ſich erworben hat. Anfangs freilich, ſo lange die Königin ihren Thron noch nicht feſt genug glaubte, gab ſie den Evangeliſchen in unbeſtimmten Ausdrücken allerlei freundliche Verſicherungen: ſie verſprach, ihr Gewiſſen nicht verletzen zu wollen u. dgl. Aber bald zog ſie doch andre Saiten auf. Das Parlament wurde dahin gebracht, alle zu Gunſten der Reformation gemachten Geſetze zu widerrufen und die römiſche Kirche wieder herzuſtellen,

1) S. den Brief bei M'Crie, I, 112, wo er aus dem Manuſcript mitgetheilt iſt.

und obgleich man zuerſt den Proteſtanten erlaubte, ihre Weiſe der Gottesverehrung zu behalten, ſo wurde doch auch auf kurze Zeit ein Termin (20. December) feſtgeſtellt, bis zu welchem ſich Jedermann der Autorität des Papſtes wieder unterworfen haben müſſe. Wer bis dahin ſich nicht „bekehrt" hatte, der wurde für außerhalb des Geſetzes erklärt und als Ketzer behandelt, und — bald genug loderten denn auch wieder die Scheiterhaufen für die Evangeliſchen und floß ihr Blut unter dem Beile des Henkers. An 300 Menſchen jeden Alters und Geſchlechtes, darunter 5 Biſchöfe und 21 Theologen ſtarben in kurzer Zeit den Märtyrertod, und ſelbſt die Gebeine von Vertretern des Evangeliums, die bereits geſtorben waren, wie die Butzers, Fagius' und ſogar der Frau Martyrs, wurden ausgegraben und verbrannt[1]). Die römiſchen Biſchöfe, welche wieder in die oberſten Kirchenſtellen eingeſetzt waren — Cardinal Pole als Erzbiſchof von Canterbury an der Spitze, — kannten ihrer Rache eben ſo wenig Grenzen, wie die Königin ſelbſt, und am ſchlimmſten wüthete als „blutiger Schlächter" der Biſchof Bonner, aus deſſen Herzen alles Erbarmen gewichen war. Glücklich Diejenigen, welche bei Zeiten aus der Heimath entfliehen und auf dem Feſtlande in proteſtantiſchen Städten eine Zuflucht finden konnten!

Knox betrug ſich unter all dieſen Schrecken als der treue und unerſchütterliche Zeuge der Wahrheit, der bereit war, den Willen des Herrn in allen Dingen über ſich ergehen zu laſſen, und ſelbſt am Ende nur mit Mühe dahin gebracht werden konnte, England zu verlaſſen und ſich dem auch ihm drohenden Tode zu entziehen.

Wie er den Tod Eduards vorhergeſehen und ſich die Gefahren, die nach demſelben drohten, keineswegs verborgen hatte, ſo nahm er die Nachricht von dem Hinſcheiden des Königs — er war damals gerade in London — zwar mit inniger Betrübniß, aber doch auch nicht weniger mit Standhaftigkeit und ungebrochenem Muthe auf. Nichts hätte ihn bewegen können, dem Herrn, dem er diente, auch nur irgend Etwas zu vergeben oder auch nur mit der Verkündigung des Evangelium nachzulaſſen, als dieſelbe den Tod koſten konnte. Oft genug ſpricht er ſich in Briefen an ſeine Schwiegermutter dahin aus, daß er ſein Leben zum Opfer zu bringen bereit ſei.

Schon als bei der Thronbeſteigung Maria's die Bevölkerung von London ſich in unſinnigem Jubel ergoß, konnte er ſich nicht enthalten, in ſeinen Reden zu erkennen zu geben, wie wenig Urſache zu ſolcher Freude vorhanden ſei. Er wies öffentlich auf die Trübſale hin, welche man bei dem bekannten Charakter der Königin Grund habe zu fürchten, und ermahnte zugleich zur Treue im evangeliſchen Bekenntniß, und als er dann von London ſich nach den nördlichen Gegenden des Königreiches zurückzog, ließ er es, wohin er kam, ſeine Sorge ſein, auf die Standhaftigkeit hinzuweiſen, die jetzt

1) Vgl. Baum, Capito und Butzer, 567 f.

vor allen Dingen noth thue. Keineswegs aber, wie ihm die Anhänger Roms und ſelbſt Mitglieder der biſchöflichen Kirche ſpäter vorgeworfen haben, ließ er ſich verleiten, zum Aufruhr gegen die Königin anzufeuern. Ein Gebet, welches er in dieſer Zeit in öffentlichen Verſammlungen zu ſprechen pflegte und das er in ſeiner „Abhandlung über das Gebet" mitgetheilt hat, giebt uns Zeugniß, wie er das Werk des Herrn nicht den Waffen der Menſchen, ſondern Dem allein anvertraute, deſſen Werk es war, und wie der Gedanke an Rebellion ihm fern lag[1]).

„Allmächtiger und ewiger Gott," ſo lautete daſſelbe, „Vater unſeres Herrn Jeſu Chriſti! der Du nach Deiner göttlichen Vorſehung die Königreiche vertheilſt, wie es Deiner Weisheit am beſten zu ſein ſcheint, wir erkennen und bekennen, daß Deine Gerichte gerecht ſind, durch welche Du wegen unſrer Undankbarkeit und Mißbrauchs Deines heiligen Wortes unſeren rechtmäßigen König und irdiſchen Tröſter von uns genommen haſt. Gerechter Weiſe magſt Du die äußerſten Trübſale über uns bringen, deßhalb weil wir nicht erkannt haben die Tage und die Zeiten unſrer gnadenreichen Heimſuchung. Wir haben verachtet Dein Wort und verſchmäht Deine Gnade. Wir haben Deine Gebote übertreten, denn betrügeriſch haben wir ein Jeder gegen ſeinen Nächſten gehandelt, ſind nicht zurückgeſchreckt von Unterdrückung und Gewaltthat, Liebe hat nicht unter uns gewaltet, wie es unſer Bekenntniß erfordert. Wir haben gering geachtet die Stimme Deiner Propheten, Deine Prüfungen haben wir für eitel Wind gehalten, ſo daß in uns Nichts iſt, das Deines Erbarmens würdig wäre, denn Alle ſind ohne Früchte erfunden, ſelbſt die Fürſten mitſammt den Propheten als verdorrte Bäume, werth von dem Feuer Deines ewigen Unwillens verbrannt zu werden. Aber, o Herr, ſiehe an Deine eigene Barmherzigkeit und Güte, daß Du reinigen und wegnehmen mögeſt die ſchmutzigen Laſten aller unſrer abſcheulichen Vergehungen. Laß Deine Liebe die Strenge Deiner Gerichte überwinden, wie ſie damals that, als ſie der Welt Deinen eingebornen Sohn Jeſus Chriſtus gab, wo doch auch alle Menſchenkinder verloren waren und kein Gehorſam mehr war weder in Adam, noch in ſeinen Nachkommen. Erneure unſre Herzen, o Herr, durch die Kraft Deines heiligen Geiſtes. Bekehre Du uns, und wir werden bekehrt ſein. Wirke in uns aufrichtige Buße und bewege Du unſre Herzen, Deinen heiligen Geſetzen zu gehorchen. Siehe an unſere Trübſale und großen Verwirrungen und halte das Schwert der Rache auf, bevor es uns vertilgt. Gieb uns, o Herr, um Deiner großen Barmherzigkeit willen ſolch ein Oberhaupt, nebſt ſolchen Regierern und Obrigkeiten, welche Deinen Namen fürchten und bereit ſind, die Ehre Jeſu Chriſti auszubreiten. Nimm nicht von uns das Licht Deines Evangeliums, und dulde nicht, daß Papiſterei in dieſem Lande die Oberhand habe. Erleuchte das Herz unſrer regierenden Frau, der Königin

1) Mitgetheilt von M'Crie, I, 398 f. Note M.

Maria, mit den rechten Gaben des heiligen Geiſtes und entflamme die Herzen ihrer Räthe mit dem Feuer Deiner wahrhaften Liebe. Unterdrücke den Stolz derer, die ſich empören wollen, und nimm weg aus allen Herzen die Verachtung Deines Wortes. Laß unſre Feinde ſich nicht freuen über unſer Verderben, ſondern ſiehe auf die Ehre Deines eigenen Namens, o Herr, und laß Dein Evangelium frei und offen in dieſem Lande gepredigt werden. Wenn Deine Gerechtigkeit ſtrafen muß, dann ſtrafe unſre Leiber mit der Ruthe Deiner Barmherzigkeit. Aber, o Herr, laß uns nie wieder zum Götzendienſt uns wenden. Beſänftige die Herzen Derer, die uns verfolgen, und laß uns nicht ſchwach werden unter dem Kreuze unſeres Heilandes, ſondern ſtehe Du uns bei mit Deinem heiligen Geiſte jetzt und in Ewigkeit!“ —

Im Monat Auguſt begab ſich Knox wieder nach dem Süden des Königreiches und fuhr hier fort, in der bisherigen Weiſe zu wirken. Hauptſächlich war es Buckinghamſhire, wo er das Evangelium predigend umher zog, und ſowohl ſeine Beredtſamkeit, als auch die drohenden Gefahren verſammelten immer viele Zuhörer um ihn, die er ſich angelegen ſein ließ, auf die Zeichen des göttlichen Zornes hinzuweiſen und zur Buße, aber auch zur treuen Anhänglichkeit an die neu an's Licht gekommene Wahrheit des Heiles zu ermahnen. Auch nach Kent wandte er ſich, und hielt ſich namentlich längere Zeit zu Amerſham, einem Burgflecken, auf, der ſchon früher die Lehren Wickliffe's mit vieler Bereitwilligkeit aufgenommen hatte und auch jetzt dem Prediger des Evangeliums mit Liebe entgegen kam[1]). Obgleich die Lage der Reformirten in England immer drohender wurde, ſo ließ ſich Knox doch keinen Augenblick von ſeinem Tagewerke zurückſchrecken, ſondern fuhr fort, den ganzen Herbſt hindurch in Kent und Buckinghamſhire umher zu ziehen, und erſt im November kehrte er nach London zurück, wo er bei zwei gleichgeſinnten Kaufleuten, Locke[2]) und Hickman, gaſtliche Aufnahme fand. Leider ſind uns, außer dem mitgetheilten Gebete, keine der öffentlichen Reden des Mannes aus dieſer Zeit erhalten geblieben, und nur aus noch erhaltenen Briefen an ſeine Schwiegermutter erkennen wir ſeinen immer unerſchütterten Glaubensmuth und ſeine Bereitſchaft, zu tragen und zu dulden, was der Herr ihm werde auferlegen. —

Neben dem öffentlichen Kummer ſollten um dieſe Zeit auch noch perſönliche Widerwärtigkeiten ihn treffen, eben durch den Umſchwung in den öffentlichen Angelegenheiten veranlaßt. Noch immer war Knox mit ſeiner Braut nicht verheirathet, und war der Vater derſelben ſchon früher der Verbindung mit dem Reformator entgegen geweſen, als die Reformation noch der Gunſt der Regierenden ſich erfreute und Knox in hohem Anſehn beim Könige ſtand, ſo war er es jetzt, wo die Regierung dem Evangelium feindlich und der

1) Admonition to England, p. 64.

2) Mit Letzterem ſtand er ſpäter noch in Briefwechſel.

kühne Prediger von täglichen Gefahren bedroht war, noch viel mehr. Mochte nun der Familiendünkel, der ihn den Schwiegersohn verachten ließ, die Religion zum Vorwande nehmen, oder mochte er selbst dem Papstthume wirklich ergeben sein, er verweigerte zu der beabsichtigten Verheirathung seine Zustimmung, wodurch denn allerlei Mißhelligkeiten auch zwischen ihm und seiner Frau entstanden, wie aus dem Briefwechsel, den Knox mit der letzteren unterhielt, hervorgeht. So schreibt Knox (d. d. 20. Sept. 1553): „Meine vielen Arbeiten, wobei ich euch um eure tägliche Fürbitte ersuche, wollen mir nicht erlauben, meinen Gefühlen in Betreff dessen, was zwischen euch und eurem Gatten in Ansehung meiner Verheirathung mit eurer Tochter vorgefallen ist, Genüge zu thun. Ich danke Gott von Herzen sowohl für eure Kühnheit, als für eure Standhaftigkeit. Aber ich bitte euch, Mutter, betrübt euch nicht zu sehr darüber. Es kommt mir nun zu, mein Leben für mein eigen Fleisch und Blut einzusetzen, was ich denn auch, so Gott will, thun werde, indem ich Furcht und Freundschaft gegen jedes (andre) irdische Geschöpf fahren lasse. Ich habe an euren Gatten geschrieben und ich hoffe, unser Bruder Harry wird euch und meiner Frau (Braut)[1] den Inhalt des Schreibens mittheilen. Wenn ich nicht krank oder gefangen gesetzt werde, so könnt ihr euch darauf verlassen, mich bald bei euch zu sehen“[2].

Knox that seiner Seits, was möglich war, um den Vater der Braut zu gewinnen. Es mochte ihm vorgeworfen sein, daß er keine Stellung habe, von der er leben könne, und dem war freilich so. Seit der Thronbesteigung Maria's war ihm das Gehalt, welches er als Caplan des Königs bisher bezogen hatte, nicht ausgezahlt worden, und er sah sich deßhalb in der That ohne Mittel. Daher scheint es der Wunsch seiner Braut und Schwiegermutter gewesen zu sein, daß er sich zu Berwick oder in dessen Nähe niederlassen möge, um dort auf irgend eine Weise sich seinen Unterhalt zu erwerben. Sie mochten denken, daß es ja doch gerathen sei, wenn er unter den obwaltenden Umständen sich zurückzöge, und zugleich mochten sie denn auch auf Unterstützungen Seitens des wohlhabenden Schwiegervaters rechnen. Knox, wie sehr es ihm zuwider sein mochte, von einem Manne, der ihn mit Verachtung behandelt hatte, abhängig zu sein, scheint auf diese Vorschläge sich auch eingelassen zu haben. Wir sehen ihn deßhalb Schritte thun, ein gutes Einvernehmen mit dem Vater seiner Frau wieder herzustellen, und namentlich wandte er sich an einen Verwandten in London, den Sir Robert Bowes, den er um seine Vermittlung bat. Doch auch der Schritt mißlang und trug ihm nur Unannehmlichkeiten ein: der Verwandte war ihm, dem Prediger des Evangeliums, eben so feindlich gesinnt, wie der Vater. Knox schreibt darüber an die Schwiegermutter folgendermaßen[3]:

1) Es ist nicht festzustellen, wann Knox mit Miß Bowes getraut worden ist.
2) Der Brief aus dem Manuscript mitgetheilt bei M'Crie, I, 115.
3) M'Crie, I, 116, nach dem Manuscript.

„Liebe Mutter! ſo darf und will ich euch nennen, nicht allein wegen der innigen Liebe, die ich in Chriſto gegen euch hege, ſondern auch wegen der mütterlichen Güte, die ihr mir alle Zeit ſeit unſrer erſten Bekanntſchaft erwieſen habt. Wenn auch das, was ich, wenn's Gott gefallen möchte, und was auch ihr und Andre lange gewünſcht haben, niemals eintreten ſollte[1]), ſo dürft ihr doch gewiß ſein, daß meine Liebe gegen euch nie aufhören wird, ſo lange ich um ein irdiſches Weſen mich bekümmern kann. Ihr müßt wiſſen, daß ich am 6. November mit Sir Robert Bowes über die bewußte Angelegenheit geſprochen habe, wie ihr es ja gewünſcht hattet, doch haben ſeine verächtlichen, ja unwürdigen Worte mein Herz in einer Weiſe verwundet, daß mir mein Leben verbittert iſt (my life is bitter unto me). Ich bin äußerlich ruhig, aber mein Herz iſt ſehr betrübt, weil der, der die Angelegenheit mit gerechtem Urtheile hätte betrachten ſollen, nicht allein ein Verächter, ſondern auch ein Läſterer der Boten Gottes geworden iſt. Gott ſei ihm gnädig! Unter andren höchſt unfreundlichen Worten ſagte er, als ich mein Anliegen vorgebracht hatte: „Weg mit euren rhetoriſchen Phraſen, denn ich will mich dadurch nicht überreden laſſen!“ Gott weiß, ich bediente mich keiner Phraſen und gezierten Redensarten, ſondern ſagte nur die Wahrheit und zwar auf die einfachſte Weiſe. Ich bin kein guter Redner in eigener Sache. Aber was er an mir nicht gutheißen wollte, das wird ihm Gott einſt zu ſeinem Schrecken klar machen, wenn er nicht Buße thut. Sie vermuthen, daß nur ihr und ich die Sache betrieben. Ich bitte Gott, daß ihr Friede und ein ruhiges Gewiſſen haben mögt, und frage Nichts darnach, in welchem Lande mein ſündiger Leib begraben werden wird. Und wäre es nicht, daß keines Menſchen Undankbarkeit (Gott ſtärke meine Schwachheit) mich bewegen ſoll, aufzuhören, für die Gemeinde Chriſti zu wirken, ſo ſollten der Tage nur wenige ſein, in denen England mir noch Brod gäbe. Ich fürchte, daß ich am Ende doch dahin gebracht werde (nämlich England zu verlaſſen), denn ich kann den verächtlichen Haß derer nicht ertragen, von denen nicht nur ich geglaubt hatte, ein freundliches Betragen verdient zu haben, ſondern denen auch Gott gnädiger geweſen iſt, als ſie jetzt dankbar ſind. Aber ſo müſſen die Leute ſelbſt an den Tag legen, weß Geiſtes Kinder ſie ſind. Jetzt trage ich ſchwer, aber ich zweifle nicht, daß der mir aushelfen wird, der ſeine Betrübten nicht ohne Troſt laſſen will bis an's Ende. Sein allmächtiger Geiſt bleibe bei euch! Amen!“

Knox wurde durch dieſe Mißverhältniſſe, die übrigens nie ausgeglichen zu ſein ſcheinen, in der That auf das Heftigſte erſchüttert. Es iſt noch ein Brief an die Mutter der Braut vorhanden, in welchem er klagt, daß ſeine Geſundheit durch alle den Kummer, den er in dieſer Zeit zu erleiden habe,

1) Aus dieſer Stelle iſt zu ſchließen, daß die Verheirathung noch nicht erfolgt war, wiewohl Knox in früheren Briefen ſeine Braut ſchon „my wyfe“ nennt.

ſehr herunter gekommen ſei. Zugleich fügt er hinzu, daß er nun überhaupt nicht nach Berwick kommen werde. „Ihr wißt, ſagt er, die Urſache", und „Gott möge gegen gewiße Leute gnädiger ſein, als ſie billig in ihrem Urtheile gegen mich geweſen ſind. Mich ſpricht das Zeugniß meines Gewiſſens vor dem Angeſichte deſſen los, der auf alle Menſchen hernieder blickt."

Doch ſollten bald die öffentlichen Ereigniſſe ihn noch mehr in Anſpruch nehmen. Die Königin und die neu von ihr ernannten römiſchen Biſchöfe traten immer feindſeliger gegen die Proteſtanten auf. Es erfolgte um dieſe Zeit der Parlamentsbeſchluß, der den Papismus wieder herſtellte, es wurde der 20. December als der Termin feſtgeſetzt, bis zu welchem Jedermann in die römiſche Kirche zurückgekehrt ſein ſollte, zahlreiche Verhaftungen, namentlich der Häupter der reformatoriſchen Bewegungen begannen, und wer fliehen konnte, floh[1]). So war denn auch Knox auf das Ernſtlichſte bedroht. Aber gleichwohl konnte er es nicht über ſich gewinnen, weder zu fliehen, noch die Verkündigung des Evangeliums zu unterlaſſen. Er war von London wieder nach Newcaſtle gezogen, und noch, nachdem jene Verordnung gegen die Evanliſchen erlaſſen war, ſchreibt er, „daß er jeden Tag der Woche predige, ſoviel es der ſündige Körper erlaube[2])." Er hielt es eben für ſeine Pflicht, auszuhalten und nicht zu weichen, ſo lange nicht die äußerſte Noth ihn dazu zwänge.

Dieſe ſollte jedoch zuletzt eintreten. Wir haben geſehen, daß er ſchon unter Eduard durch ſein entſchiedenes Vorgehen gegen die letzten Reſte der römiſchen Verkehrtheiten ſich manche Feinde zugezogen hatte, die ſchon damals wagten, gegen ihn aufzutreten. Jetzt waren dieſe Leute, Tonſtal an der Spitze, wieder zu entſchiedenem Einfluſſe gelangt, ſie zögerten deßhalb auch nicht, die Gelegenheit zu benutzen, um den zu verderben, der am rückſichtsloſeſten ihre Blößen aufgedeckt hatte. Knox, der ſo vollſtändig mit Allem, was von Rom herſtammte, gebrochen hatte, war ja in der That auch ihr gefährlichſter Gegner.

Gegen den Anfang des Jahres 1554 wurde daher ſein Diener aufgegriffen, als er eben Briefe an die Schwiegermutter überbringen wollte. Jedenfalls hatte man gehofft, darin Anhaltspunkte für eine Anklage gegen Knox zu finden. Die Briefe enthielten jedoch nur Unterweiſungen in Glaubensſachen und Ermahnungen, dem Evangelium treu zu bleiben u. dergl., weßhalb denn Knox auch ſeinetwegen ruhig war, da er ſich ja längſt „darauf gefaßt gemacht hatte, vor jedem Gerichtshofe, vor den er geladen würde, ſeinen Glauben zu verantworten." Doch dachte er daran, daß durch die Briefe auch ſeine Freunde in Berwick in Gefahr gerathen könnten, und deßhalb machte er ſich ſogleich dorthin auf den Weg. Unterwegs kamen ihm aber ſchon Verwandte ſeiner

1) Vgl. die betreffenden Werke von Burnet und Strype.
2) M'Crie, I, 119.

Braut entgegen, die ihn bewogen, umzukehren und ſich an einen Ort an der Küſte zurück zu ziehen, von dem aus er den Continent erreichen könne, wenn die Verfolgungen gegen ihn fortgeſetzt werden ſollten. Ungern gab Knox auch jetzt noch ſeine Wirkſamkeit in England auf. Er ſchreibt von ſeinem Zufluchtsorte an die Seinen, indem er klagt, daß er nun kaum Hoffnung habe, ſie wieder zu ſehen, daß nur „die Bitten und Thränen ſeiner Brüder ihn bewogen hätten, ihnen, aber ganz gegen ſeinen Willen, zu gehorchen. Niemals, ſagt er, hätte er ja einen ehrenvolleren Tod finden können, als indem er als ein Zeuge der Wahrheit geſtorben ſei, zu deren Boten Gott ihn gemacht habe." Doch verſpricht er auch, wenn Gott es verſtatte und ihm einen Weg zur Flucht bereite, „den Stimmen ſeiner Brüder zu gehorchen und der Wuth des Satans für eine Zeit lang Platz zu machen".

Es blieb ihm Nichts übrig, als England zu verlaſſen. Daß er den Verfolgungen ſeiner Feinde nicht werde entgehen können, wenn er bliebe, ſah er bald genug ein. Er beſtieg deßhalb ein Schiff und landete am 28. Januar zu Dieppe in der Normandie, nicht freilich ohne tiefen Schmerz über die in England durch die Papiſten angerichteten Verwüſtungen, aber auch nicht ohne die Zuverſicht, die ihn ſtets aufrecht erhalten hatte, daß der Herr und ſein Reich doch am Ende den Sieg behalten werde[1]).

Knox hat von Dieppe aus, wo er nun eine Zeit lang ſich aufhielt, eine Reihe von Briefen an ſeine Schwiegermutter geſchrieben, in denen er ſeinen Kummer, aber auch ſeiner Zuverſicht Worte verleiht. Er beklagt darin ſeine Mitprediger, die er in ſo großen Gefahren zurück gelaſſen, ſo wie Diejenigen, denen er bisher das Evangelium verkündigt habe und die nun wie eine Heerde ohne Hirten ſeien, und zugleich klagt er ſich ſelbſt an, daß er geflohen, und bezeugt das Verlangen, wieder zurückzukehren und die Gefahren mit den Brüdern zu theilen. Obgleich er ſich dadurch gerechtfertigt weiß, daß er dem Worte des Herrn: „Wenn ſie euch in einer Stadt verfolgen, ſo fliehet in eine andre!" nachgekommen ſei, und obgleich ihm ſein Gewiſſen bezeugt, daß er nicht aus Feigheit Sicherheit geſucht, ſo fürchtet er doch, es könne ſeine Flucht den Schein der Schwachheit auf ihn werfen und ſeine Brüder in England entmuthigen, ja, ſie am Ende dahin bringen, durch ſündige Nachgiebigkeit ihr Leben retten zu wollen. Doch es mögen hier einzelne wörtliche Auszüge aus dieſen Briefen folgen, da dieſelben uns den Mann in ſeinem ganzen glühenden Eifer für das Evangelium kennen lehren[2]).

„Das Verlangen, ſchreibt er, das ich habe, von eurer Treue gegen

1) Hamilton, Dialog. de confusione Calv. Sect., 65., ſagt, Knox habe offen gegen die Rechtmäßigkeit des Frauenregiments gepredigt, dadurch einen Aufruhr angeſtiftet, in welchem Viele umgekommen ſeien, und ſei dann „mit dieſem Blute befleckt" geflohen. Vgl. jedoch das oben mitgetheilte Gebet.

2) S. dieſelben bei M'Crie, I, 123 ff.

Jeſus Chriſtus in den Tagen dieſes Kampfes (der bald zum Verderben ſeiner ſtolzen Feinde endigen wird) zu hören, kann ich nicht ausſprechen, geliebte Mutter. Gewiß, es iſt der Art, daß es alle Sicherheit und Ruhe, in welche das Fleiſch ſich einwiegen möchte, vereitelt und überwältigt. Denn in jedem Lande und unter jedem Volke wird Gott ja den Einen oder den Andern erwecken, um mir darzureichen, was dieß elende Leben friſten kann, und wenn die Menſchen aufhören, ihre Pflicht zu thun, ſo wird er ſeine Raben ſenden, ſo daß ſich ſicherlich an jedem Orte immer einige Väter meines Leibes (fathers of my body) finden werde. Aber ach! wo ich Kinder finden ſoll, die ich für Gott zeugete durch das Wort ſeines Lebens, daran mag ich jetzt gar nicht denken, und daher iſt das geiſtliche Leben derer, welche, Gott weiß es, einſt Jeſus Chriſtus ſo freudig bekannt haben, meinem Herzen theurer, als aller Ruhm, Reichthum und Ehre auf Erden, und der Abfall derer, welche, wie ich täglich höre, wieder zum Götzendienſt zurückkehren, iſt mir ſchmerzlicher, als, hoffe ich, der leibliche Tod je ſein wird, wenn er nach Gottes Rathſchluß mich einmal treffen ſoll. Einige werden dann fragen, warum ich geflohen ſei? Gewiß, ich darf davon reden. Aber von Einem bin ich gewiß, nämlich, daß die Furcht des Todes nicht die Haupturſache meiner Flucht geweſen iſt. Die eine Urſache iſt die geweſen, daß ich mit meinen leiblichen Augen geſehen habe, daß nicht alle Diejenigen es von Herzen treu mit Chriſtus meinten, die in den Tagen der Ruhe und des Friedens ſich ſo ſtellten. Aber meine Flucht iſt keine Urſache, mich anzuklagen, denn, ſo Gott will, werde ich ſchon zum Kämpfen kommen, bevor alle jene Anfechtungen vorüber ſind. Und beſchleunige die Zeit, o Herr! nach deinem Wohlgefallen, damit meine Zunge deinen heiligen Namen noch einmal loben kann vor der Gemeinde, und wär's auch in der Stunde des Todes." —

„Ich möchte", ſchreibt er in einem andern Briefe, „meine Kniee vor dem abſcheulichen Götzen nicht beugen, auch nicht um all' der Qualen willen, welche irdiſche Tyrannen ausdenken möchten, — möge Gott mir dazu helfen, wie ſein heiliger Geiſt mich jetzt treibt, dieß aufrichtig zu ſchreiben. Und wenn ich auch im Anfange dieſes Kampfes geſchienen habe, den kleinmüthigen und ſchwachen Soldaten zu ſpielen (über meine Gründe dazu möge Gott richten), ſo iſt doch das mein Gebet, daß ich wieder in den Kampf zurückgeführt werden möge. Und geſegnet ſei Gott, der Vater unſeres Herrn Jeſu Chriſti, ich bin nicht ſo gänzlich ohne Troſt gelaſſen worden, ſondern meine Hoffnung iſt, ſolche Gnade zu erlangen, daß, wenn allen meinen Trübſalen durch einen raſchen Tod nicht einbaldiges Ziel geſetzt wird (was für mich viel beſſer wäre), daß ich dann durch den, der niemals die Seufzer der Traurigen verachtet, ſo zum Kampfe werde ermuthigt werden, daß England und Schottland merken ſollen, daß ich bereit bin, mehr als Armuth und Verbannung für die Lehre und die himmliſche Religion zu erdulden, zu deren einfachen Streiter und Zeugen vor den Menſchen es Gottes gnädiger Fürſehung gefallen hat,

mich nebſt Anderen zu machen. Und deßhalb, Mutter, laßt keine Furcht euer Herz beſchleichen, daß ich, der ich nur der raſenden Wuth dieſer reißenden Wölfe (welche jetzt wegen unſrer Undankbarkeit losgelaſſen ſind) entgangen bin, irgend Etwas von meinem früheren Eifer bereuen ſollte. Nein, Mutter, für ein paar Predigten, die ich in England halten könnte, würde ich jetzt bereit ſein, mehr zu dulden, als die Natur zu ertragen vermag, wie das durch die Gnade des allmächtigen und barmherzigen Gottes, der allein der Gott des Troſtes und der Erquickung iſt durch Jeſum Chriſtum, auch dereinſt noch an den Tag kommen wird." —

Auch ſehen wir Knox dieſe Zeit unfreiwilliger Muße, welche er zu Dieppe genoß, dazu anwenden, mannigfache Rückblicke auf ſeine bisherige Lebensführung zu werfen und, wie er ſich gedrungen fühlt, die Gnade Gottes zu preiſen, die ihn ſo wunderbar geleitet hatte, ſo fühlt er ſich auch getrieben, ſich ſelbſt auf das Ernſtlichſte zu prüfen, ob er das Amt des Haushalters über Gottes Geheimniſſe auch treu verwaltet habe. Die Betrachtungen, die er da anſtellt, und die Bekenntniſſe, welche er ablegt, laſſen uns erkennen, welche ſtrenge Forderungen dieſer Mann an ſich ſelbſt ſtellte und wie heilig ihm das Amt war, zu dem er ſich berufen wußte.

Immer meinte er, doch noch nicht genug gethan und der rechten Treue gefehlt zu haben. Daß ſeine Fähigkeiten für das ihm anvertraute Amt in den letzten Zeiten zugenommen und daß er die Gaben, die er empfangen, nicht ganz veruntreut habe, das durfte er ja mit gutem Gewiſſen und mit Dank gegen Den erkennen, der ſie ihm gegeben hatte, aber dennoch glaubte er auch ſich ſelbſt anklagen zu müſſen wegen mancher Vernachläſſigungen. Sich erinnernd, wie auch ihm, gleich Petrus, der Auftrag geworden ſei: „Weide meine Lämmer", ruft er aus[1]): „Ach! wie klein iſt die Anzahl der Hirten, welche dieſem Befehle gehorchen! Aber darüber will ich nicht klagen, ſondern ohne von Andern zu reden, will ich allein mich ſelbſt anklagen, daß ich, wie ich ja bekennen muß, nicht Alles, was ich hätte können, gethan habe, um die Lämmer und Schafe Chriſti zu weiden! Ich habe ohne Zweifel Manchen durch die geringen Bemühungen, die ich angewandt habe, genug gethan, aber ich habe mir ſelbſt nicht genug gethan; ich habe Einiges geleiſtet, aber nicht Alles, was meine Pflicht erfordert hätte". Namentlich in Betreff der beſonderen Seelſorge beſchuldigt er ſich mancher Veruntreuungen: daß er durch Scham und Furcht vor Aergerniſſen ſich habe abhalten laſſen, um die Frauen ſich ſeelſorgerlich zu bekümmern, ſie zu unterrichten und ihnen den Tröſt zu bringen, deſſen ſie bedurft hätten. In der öffentlichen Verkündigung der Wahrheit habe er es, wie an Eifer und Treue, ſo auch an Unparteilichkeit und Fleiß fehlen laſſen. Er habe zwar Niemandem geſchmeichelt, ſondern ſeine rückſichtsloſe Offenheit (rude plainness) habe ſogar Manche verletzt, aber

1) l. c. 126 ff.

ſein Gewiſſen bezeuge ihm nun, daß er noch lange nicht offen und entſchieden genug gegen die Verächter des Evangeliums aufgetreten ſei. Er habe zwar die Laſter ſeiner Zuhörer ſo gezeichnet, daß ſie wohl ſich ſelbſt in dem Bilde hätten erkennen mögen, doch aber ſei er, aus Furcht, ſie gegen ſich aufzubringen, ihnen nicht geradezu und perſönlich zu Leibe gegangen, und obgleich er ſich durch irdiſche Vortheile nicht habe verlocken laſſen, ſo ſei er durch Liebe zu Freunden und Verwandten doch zuweilen bewogen worden, zu lange an einem Orte zu verweilen und ſo die Anderen zu vernachläſſigen, welche eben ſo ſehr und vielleicht in noch größerem Maße ſeiner Hilfe bedurft hätten. Damals habe er gemeint, es ſei ſchon genug, wenn er nur überhaupt nicht träge und müßig ſei, jetzt aber ſei er überzeugt, wie es ſeine Pflicht geweſen, immer zu bedenken, wie lange er an einem Orte verweilen *dürfe* und wie viele hungrige Seelen auch noch anderswo verſchmachteten. Zuweilen habe er auf den Rath ſeiner Freunde ſich ſelbſt zu viel geſchont und auf weltliche Geſchäfte und Pflege ſeines Leibes die Zeit verwandt, welche er ſeinem Amte hätte widmen ſollen. „Außerdem", ſagt er, „war ich auch noch mit größeren Sünden erfüllt, nämlich meine ſündige Natur trachtete nach Gunſtbezeugungen, nach Ehre und Lob von Seiten der Menſchen, und obgleich der Geiſt Gottes mich zuweilen trieb, dagegen anzukämpfen und mich ernſtlich (Gott weiß es) über dieſe Unvollkommenheiten zu ſeufzen und zu klagen zwang, ſo haben ſie doch nie aufgehört, mich zu beunruhigen, wenn eine Gelegenheit ſich dazu darbot, und ſo geheim und liſtig ſchlichen ſie ſich in mein Herz ein, daß ich erſt dann wahrnahm, wie ſehr ich von ihnen angeſteckt ſei, wenn eitler Ruhm bereits die Oberhand gewonnen hatte. O Herr! ſei du gnädig und vergieb ſolche ſchwere Beleidigungen! handle nicht mit mir nach meiner großen Ungerechtigkeit, ſondern allein nach deiner großen Barmherzigkeit". — „So, ſagt ein Geſchichtsſchreiber [1]), war die ernſte Selbſtprüfung beſchaffen, welche Knox über ſeine bisherige Amtsführung anſtellte. Manche von den Vergehungen, deren er ſich anklagt, erſcheinen uns geringfügig und leicht verzeihlich zu ſein, in andern möchten wir kaum etwas Tadelnswerthes erblicken, aber ſie trafen ſein Gemüth in den Stunden des Unglücks und der einſamen Betrachtung auf ganz andre Weiſe. Wenn er, deſſen Bemühungen ſo zahlreich waren, daß ſie uns das Maß zu überſchreiten ſcheinen, ſo viel Grund hatte, ſich ſelbſt zu verwerfen, wie Wenige, die daſſelbe Amt mit ihm haben, möchten da gefunden werden, die nicht ſagen müßten: „Ich denke täglich an meine Sünden!"

Keineswegs aber gab ſich Knox nur einer trägen Kleinmüthigkeit und müßigen Selbſtpeinigungen hin. Die Anklagen, die er wider ſich erhob, trieben ihn nur um ſo mehr, auch aus der Ferne den Brüdern in England mahnend und tröſtend beizuſtehen. Er ſandte ihnen zunächſt zwei kurze Ab-

1) M'Crie, life of J. Knox, I, 128, dem wir überhaupt in dieſer Darſtellung gefolgt ſind.

handlungen, die er für ſie verfaßt hatte, die eine über den 6. Pſalm, welche er auf Wunſch ſeiner Schwiegermutter[1]) bereits in England begonnen — eine rechte Troſt- und Mahnſchrift für Alle, welche um des Glaubens willen zu leiden haben — und die andre ein längerer Brief an Diejenigen in London und andern Theilen des Königreiches, denen er früher das Evangelium verkündigt hatte. Er ermahnt in dieſem Briefe ſeine Freunde zur Standhaftigkeit im Glauben und beſchwört ſie bei Allem, was ihnen als Menſchen, Aeltern und Chriſten heilig und theuer iſt, ihr gutes Bekenntniß nicht zu verlaſſen und ſich ſelbſt und ihre Nachkommen nicht wieder in dieſen Abgrund von Unwiſſenheit und Götzendienſt zu ſtürzen, dem ſie durch Gottes Gnade entronnen ſind. Der Brief iſt ein Muſter, wie von Beredtſamkeit, ſo auch von Frömmigkeit, wie aus dem hier folgenden Schluſſe deſſelben hervorgeht[2]).

„Ach!“ ruft er aus, „ſollen wir, nach ſo viel Gnade, welche Gott uns in unſern Tagen erwieſen hat, durch Weltluſt oder durch die eitlen Drohungen derer, von denen unſer Herz weiß und unſer Mund bekannt hat, daß ſie fluchwürdigen Götzendienſt treiben, uns dahin bringen laſſen, auch ſelbſt ohne Widerſtand zu dem zurückzukehren, was wir ausgeſpieen hatten, zu dieſem fluchwürdigen Götzendienſt, uns und unſeren Nachkommen zum Verderben? O ſchrecklich zu hören! Sollten Gottes heilige Gebote keinen größeren Gehorſam bei uns finden? ſollten ſelbſt die natürlichen Gefühle auf keine andre Weiſe unſre Herzen rühren? ſollte nicht die väterliche Liebe größer ſein, als dieſe Grauſamkeiten? Ich rede zu euch, ihr leiblichen Väter! Blickt doch auf Eure Kinder mit Augen voll Barmherzigkeit und bedenket doch, weßhalb ſie denn geſchaffen ſind! Grauſamkeit wäre es, an eure eigene Rettung zu denken und ſie der Verdammniß Preis zu geben! Aber ach! mehr als Grauſamkeit, und eine Thorheit, die kaum mit dem rechten Namen zu nennen iſt, wenn ihr, um einen Augenblick euer Leben zu genießen, euch ſelbſt und euere Nachkommen der ewigen Freude berauben wolltet, welche denen bereitet iſt, die feſt bleiben in dem Bekenntniß des Namens Chriſti bis an's Ende. Wenn die natürliche Liebe, die väterliche Zuneigung, die Ehrfurcht vor Gott, die Furcht vor den (von Gott gedrohten) Qualen und ſelbſt die Hoffnung des Lebens eure Herzen bewegen, dann müßt ihr dem ſchändlichen Götzendienſt widerſtehen. Thut ihr das aber nicht, dann ach! iſt die Sonne untergegangen und das Licht iſt gänzlich verloren, die Trompete iſt verſtummt und der Götzendienſt iſt in Ruhe und Sicherheit wieder hergeſtellt. Dagegen wenn Gott euch ſtärken wird (und ich bitte, daß euch ſeine Majeſtät vor Kleinmuth bewahre), dann iſt nur eine dunkle Wolke für einen Augenblick vor die Sonne getreten, welche in Kurzem wieder verſchwinden wird, ſo daß die Strahlen hernach ſiebenfach herrlicher und freundlicher leuchten werden, als es vorher

1) Vgl. den Brief an dieſelbe M'Crie, I, 119.
2) S. M'Crie, I, 129 ff.

geſchehen iſt. Eure Geduld und Standhaftigkeit wird für eure Nachkommen eine lautere Trompete ſein, als die Stimmen der Propheten waren, die euch belehrt haben, und ſo iſt die Trompete nicht verſtummt, ſo lange als noch irgend Jemand dem Götzendienſt kühn widerſteht. Daher, um der Gnade und Barmherzigkeit Gottes willen, bewaffnet euch ſelbſt, um mit Chriſto in dieſem ſeinen kurzen Streite zu beſtehen.

„Laßt es eure Nachkommen erfahren, daß ihr Chriſten und nicht Götzendiener geweſen ſeid, daß ihr in den Zeiten des Friedens Chriſtum gelernet und ihn in den Zeiten der Trübſal muthig bekannt habt! Dieſe Gebote, denkt ihr wohl, ſind ſtrenge und ſchwer zu halten, und doch verſichre ich euch, verglichen mit den Plagen, welche gewißlich über die halsſtarrigen Götzendiener kommen werden, werden ſie als eine ſanfte und leichte Laſt erfunden werden. Denn wenn ihr den Götzendienſt verſchmäht, ſo mögt ihr allerdings wohl gezwungen werden, euer Vaterland zu verlaſſen, aber die Götzendiener werden ohne Ende vom hölliſchen Feuer gemartert ſein. Wenn ihr dem Götzendienſte abſagt, wird man euch eurer irdiſchen Güter berauben, aber die Götzendiener verlieren die himmliſche Seligkeit. Wenn ihr den Götzendienſt verweigert, fallt ihr vielleicht in die Hände irdiſcher Tyrannen, aber diejenigen, welche dem Götzendienſte gehorchen, ihm zuſtimmen und ihn aufrecht erhalten, werden den Händen des lebendigen Gottes nicht entrinnen. Wenn ihr dem Götzendienſte abſagt, werden eure Kinder des Vaters, der Freude, der irdiſchen Güter und der friedlichen Zufluchtsſtätte beraubt werden, aber durch den Götzendienſt werden ſie ohne Gott, ohne Kenntniß ſeines Wortes und ohne Hoffnung auf ſein Reich bleiben. Bedenket, liebe Brüder, wie viel ſchmerzlicher und ſchrecklicher es iſt, in der Hölle gemartert zu werden, als auf Erden Trübſal erdulden zu müſſen, der himmliſchen Freude beraubt zu ſein, als die vergänglichen Güter zu verlieren, in die Hände des lebendigen Gottes zu fallen, als dem thörichten und ohnmächtigen Zorne eines Menſchen zu erliegen, eure Kinder ohne Gott gelaſſen zu ſehen, als ſie unverſorgt in der Welt zu laſſen — um ſo ſchrecklicher iſt es aber auch, dem Götzendienſte ſich zu ergeben oder auch nur ſich zu ſtellen, als ob man ihm zuſtimmte, als dieſer Gotteslästerung abzuſagen und ſie zu fliehen und zu erdulden, was Schweres daraus folgen mag!

„Ihr fürchtet den leiblichen Tod. Wenn die Natur einem Menſchen verſtattete, ewig zu leben, dann hätte eure Furcht einen Schein von Grund. Aber wenn der leibliche Tod unſrer Aller gemeinſames Loos iſt, warum wollt ihr denn nicht lieber das zeitliche Leben verlieren, um dem zu entgehen, dem weder der Reiche, noch der Arme, weder der Gelehrte, noch der Unwiſſende, weder der Muthige, noch der Verzagte, kurz kein irdiſches Geſchöpf, durch keine Liſt und keine menſchliche Klugheit jemals entgehen kann? Wenn jemals ein Menſch den Schrecken und Aengſten des Todes entgangen iſt, ſo ſind es doch nur diejenigen geweſen, welche Chriſtum muthig bekannt

haben vor den Menſchen. Wie ſollte denn uns der Weg des ewigen Lebens ſo ſchrecklich ſein, auch wenn uns leibliche Trübſale auf demſelben drohen, ſobald wir nur bedenken, eine wie große Anzahl unſrer Brüder ihn vor uns betreten haben, und zwar unter denſelben Gefahren, die wir nun fürchten? Ein muthiger und kluger Seemann, ſobald er in den Tagen des Sturmes ſieht, daß auch nur ein oder zwei Schiffe der Gefahr entronnen ſind und einen ſicheren Hafen erreicht haben, ſo wird auch er der guten Zuverſicht ſein, mit demſelben Winde auch daſſelbe Ziel zu erlangen: ach! ſollten wir nun furchtſamer ſein, wo es das ewige Leben gilt, als der ſterbliche Menſch, wo es nur gilt, ſein zeitliches Leben in Sicherheit zu bringen? Iſt nicht der größte Theil der Heiligen Gottes vom Anfang an durch Leiden und Trübſale zu ihrem Frieden eingegangen? Und doch was für Klagen finden wir denn in ihrem Munde, es ſei denn, daß ſie ihre Verfolger beklagt haben? Tröſtete ſie Gott, und ſollte ſeine Majeſtät uns nun verachten, wenn wir nur, im Kampfe gegen die Gottloſigkeit, ihren Fußtapfen folgen? Er wird es nicht thun[1])." —

Knox blieb bis zum Ende des Februar 1554 in Dieppe, und ohne noch zu wiſſen, wo er eine Zufluchtsſtätte finden werde, trat er dann ſeine Weiterreiſe durch Frankreich an. Er ſchreibt am Schluß des „Briefes an die Gläubigen in England," den er kurz vor der Abreiſe abgeſandt hat: „Aus einem ſehr betrübten Herzen, bei meiner Abreiſe von Dieppe, 1553[2]), wohin Gott will. In Gott iſt meine Zuverſicht durch Jeſum Chriſtum ſeinen Sohn, und deßhalb fürchte ich nicht die Tyrannei der Menſchen, noch auch, was der Teufel gegen mich anzetteln mag. Freuet euch, ihr Gläubigen! denn in Freude werden wir uns wieder ſehen, wo der Tod uns nicht mehr ſcheiden kann!"

Neuntes Kapitel.

Knox' erſter Aufenthalt auf dem Feſtlande.

Knox nahm ſeinen Weg durch Frankreich nach der Schweiz. Da die Häupter der Reformation in England mit denen, die dort an der Spitze ſtanden, namentlich mit Calvin und Bullinger, bereits in den freundſchaftlichen Verkehr getreten waren — Calvin war im Anfange der Regierung Eduards ſogar zu einem Gutachten darüber aufgefordert worden, was in England zur Verbeſſerung der Kirche zu thun ſei[3]), — ſo durfte Knox hoffen, dort am

1) Letter to the Faythful in Londoun etc. Vgl. M'Crie, l. c. I, 129 ff.
2) Man fing damals das Jahr mit dem 25. März an, alſo Februar 1553 = 1554.
3) Vgl. Calvini Epp. et Respp. pag. 179. 245. 248.

erſten eine Zufluchtsſtätte zu finden, während dagegen die Stimmung der Lutheriſchen in Deutſchland gegen die engliſchen Flüchtlinge nicht die günſtigſte war[1]). Auch ſah er ſich in ſeiner Erwartung nicht betrogen. Ueberall fand er bei den ſchweizeriſchen Kirchen eine gaſtfreundliche Aufnahme, und hatte nicht allein den Troſt, den ihm die brüderliche Liebe, die ihm entgegen kam, überhaupt gewährte, ſondern auch den, daß er fand, wie die Schweizer mit ihm einſtimmig waren und ſein Verhalten billigten. Er reiſte, wie er ſelbſt ſchreibt, „durch alle Gemeinden der Schweiz und unterredete ſich mit allen Predigern uud andern hervorragenden Gelehrten" über das, was ihm am Herzen lag, über den Zuſtand Englands und der dortigen Brüder, wodurch er in ſeinem tiefen Kummer nicht wenig getröſtet wurde[2]).

Doch ließ es ihn in der Schweiz nicht lange. Im Anfang Mai[3]) finden wir ihn ſchon wieder zu Dieppe, theils um Nachrichten von England zu empfangen, theils aber auch in der Abſicht, ſelbſt wieder dahin zurückzukehren, um ſeinen Freunden, die er ſich noch immer anklagte verlaſſen zu haben, nahe zu ſein. Dieſe Abſicht gab er jedoch auf, wahrſcheinlich bewogen durch die Abmahnungen der Seinigen und durch die Ueberlegung, daß er augenſcheinlich, bei den immer zunehmenden Verfolgungen der Evangeliſchen in England, ohne irgend einen Nutzen nur ſein Leben auf das Spiel ſetzen würde. Die Nachrichten aber, die er von den Seinigen erhielt, waren, was deren Standhaftigkeit anbetrifft, durchaus tröſtlicher Art für den, der kein größeres Unglück kannte, als Chriſtum verleugnen. Sowohl ſeine Schwiegermutter, als auch ſeine Braut hatten ſich als treue Bekennerinnen des Evangeliums bewährt und waren, ungeachtet alles Andrängens von Seiten des Schwiegervaters, nicht zum Beſuche der Meſſe zu bewegen geweſen, ja, ſie waren entſchloſſen, lieber gleichfalls das Brod der Fremde zu eſſen, als daß ſie ihrer Ueberzeugung untreu werden ſollten. Das war denn eine große Erquickung für das ſo vielfach geängſtete Herz des treuen Zeugen Jeſu Chriſti, und er ſchrieb deßhalb auf's Neue einen Brief an „ſeine Brüder in der Heimſuchung," in welchem er dieſelben mit der Hoffnung baldigen Sieges aufzurichten ſuchte. Er erinnerte ſie daran, wie tief betrübt auch die Jünger geweſen ſeien, als der Herr im Grabe gelegen habe, aber wie bald ihre Traurigkeit ſei in Freude verwandelt worden. „Das Andenken daran," ſagt er, „iſt meinem Herzen ein großer Troſt, denn ich bin der guten Zuverſicht, daß Jeſus Chriſtus,

1) Vgl. die Behandlung der evangeliſchen Flüchtlinge aus England durch Weſtphal. S. Bartels, Joh. a Lasco, pag. 47 ff.

2) In einem Briefe d. d. 10. Mai 1554, Dieppe, ſagt er: My awne estait is this. Since the 28 of Januar I have travellit tho ughout all the congregations of Helvetia, and has reasonit with all the pastoris and many other excellentlie learnit men, upon sic matters as now I cannot comit to writting." M'Crie, l. c. I, 133.

3) Vgl. die letzte Note.

der ja auch jetzt in England gekreuzigt iſt, doch eines Tages wieder auferſtehen wird, zum Trotz aller ſeiner Feinde, und daß er wird erſcheinen ſeinen kleinmüthigen und tief betrübten Jüngern (denn noch hat er ja deren in jenem elenden und unglücklichen Lande) und ſprechen zu ihnen: Friede ſei mit euch! ich bin es! fürchtet euch nicht[1])!" —

Von Dieppe kehrte er dann wieder nach Genf zurück, zu Calvin, und wie ſo viele andre Flüchtlinge aus Frankreich, Italien und England, ſo fand auch er in dieſer Stadt eine freundliche Zufluchtsſtätte. Zu Calvin trat er bald in das innigſte Verhältniß, das bis zum Tode deſſelben (1564) nicht geſtört worden iſt. Beide Männer, die ziemlich in demſelben Alter ſtanden, waren nicht nur in ihren Ueberzeugungen übereinſtimmend, ſondern auch im Charakter hatten ſie viele Aehnlichkeit. In Beiden dieſer ſtrenge Ernſt, mit welchem ſie Chriſto allein dienen wollten, und deßhalb auch dieſer auf immer tiefere Erforſchung der Schrift gerichtete Eifer, bei Beiden aber auch, da ſie von aller kirchlichen Ueberlieferung abſahen und allein auf das Wort Gottes ſich ſtützten, ſowohl hinſichtlich der Lehre, als auch der kirchlichen Verfaſſung dieſelben Ergebniſſe. Man hat wohl gemeint, Knox ſei durchaus von Calvin abhängig geweſen, und die faſt genaue Uebereinſtimmung beider Männer in allen großen Fragen der Kirche könnte leicht zu dieſem Gedanken verleiten. Doch iſt dem keineswegs ſo. Knox ſtand weſentlich ſchon auf demſelben Standpunkte mit dem Genfer Reformator, noch ehe er denſelben perſönlich kennen lernte, und was er hernach in ſeinem Vaterlande, ſowohl die Lehre, als auch die Verfaſſung der Kirche betreffend, aufgerichtet hat, das erſcheint doch nur als eine folgerichtige Durchführung der Grundſätze, die er bereits zu St. Andrews und namentlich auch ſchon in England bekannt hatte. Um ein bloßer Nachahmer Calvins zu ſein, dazu war Knox doch auch ein in jeder Weiſe zu ſelbſtſtändigen Charakter, und davor mußte er auch ſchon durch ſeine längſt von ihm ausgeſprochene Grundüberzeugung bewahrt bleiben, nämlich daß kein ſterblicher Menſch in der Kirche Chriſti die Herrſchaft führen dürfe, „daß dieſe vielmehr Chriſto und ſeinem Worte allein zukommen, während alle Diener der Kirche nur gleichberechtigte Brüder ſeien." Die Wahrheit iſt die, daß Knox allerdings auch vor ſeinem Aufenthalte in Genf ſchon von Calvin erfahren haben wird — dazu war dieſer bereits eine zu angeſehene Perſönlichkeit geworden — daß er aber gleichwohl ſelbſtſtändig ſeine Ueberzeugungen allein aus der Schrift entnommen hat, und wenn beide Männer da in allen weſentlichen Stücken übereingeſtimmt haben, ſo erklärt ſich dieß einfach daher, daß ſie beide mit dergleichen Unbefangenheit an die Schrift heran traten und deßhalb auch zu den gleichen Ergebniſſen wohl kommen mußten[2]). —

Knox wandte ſich nun in Genf mit jugendlichem Eifer erneuerten Stu-

1) M'Crie, I, 134.
2) Vgl. M'Crie, l. c. I, 102 ff.

dien zu. Manche Lücke mochte doch noch in ſeinen Kenntniſſen ſich finden, die er ſowohl in Schottland, als auch in England weder Gelegenheit, noch Zeit gefunden hatte, auszufüllen, und Genf war recht eigentlich der Ort, um das Verſäumte nachzuholen. So machte er ſich jetzt erſt an das Studium der hebräiſchen Sprache, die ihm bisher unbekannt geblieben war, und in dem Verkehr mit Calvin, ſowie mit den übrigen oft hochgebildeten Anhängern der Kirchenverbeſſerung, die in Genf theils im Dienſte der Kirche ſtanden, theils als Flüchtlinge ſich aufhielten, fehlte es nicht an Anregungen der mannigfaltigſten Art, wodurch ihm denn auch das drückende Gefühl der Mittelloſigkeit, zu der er ſich gebracht ſah, erleichtert werden mochte.

In dieſer Beziehung hatte er freilig wohl nicht ſelten mit Mangel zu kämpfen. Eine kleine Summe, die er von England mitgebracht hatte, war bald aufgezehrt, und — die Wohlthätigkeit derer, unter denen er jetzt lebte, mochte er nicht in Anſpruch nehmen. Auch ſeine Schwiegermutter mochte, bei der Stimmung ihres Gatten gegen den Verbannten, nicht im Stande ſein, ihm Unterſtützungen zuzuwenden. Er ſchreibt an dieſelbe: „Ueber meine eigene Lage mag ich Nichts ſagen, aber Gott wird die Schritte deſſen leiten, der treu iſt, und wird den in der Trübſal ernähren, der nach weltlichen Gütern nicht viel fragt. Wenn jedoch eine Sammlung unter den Gläubigen gemacht werden könnte, ſo würde ich es nicht für eine Schande halten, das anzunehmen, was auch Paulus in den Tagen der Verfolgung nicht zurück gewieſen hat. Aber ich ſtelle das Alles Dem anheim, der ſtets für die Seinigen ſorgt[1])." Einzelne Unterſtützungen floßen ihm denn auch von Zeit zu Zeit ſowohl aus Schottland, als aus England zu. —

Fortwährend waren jedoch ſeine Gedanken und Sorgen auf die Brüder in England und Schottland gerichtet. Im Monat Juli reiſte er deßhalb wieder nach Dieppe, um neue Nachrichten einzuziehen, doch — waren dieſe nicht erfreulicher Art. Die Verfolgungen der Gläubigen dauerten fort, und, was ihn am meiſten betrübte, manche von denen, die er ſelbſt zur Erkenntniß der Wahrheit geführt hatte, waren zum Papſtthume zurückgekehrt. Daher richtet er neue Ermahnungen zur Standhaftigkeit an ſie und ſtellt ihnen vor Augen, welchen Schaden an der Seele ſie durch ſolch feigen Abfall nehmen müßten. Auch den Seinigen läßt er neue Ermunterungen zukommen. „Ich will euch ſchreiben (da die Leiber getrennt ſind, doch um nach Gottes Wohlgefallen wieder vereinigt zu werden), was ich euch mündlich und von Angeſicht zu Angeſicht oft geſagt habe, daß wenn ein Menſch oder ein Engel euch von dem Bekenntniß der Wahrheit verlocken wollte, welches ihr einſt abgelegt habt, ſo ſei er verflucht. Wenn euch Jemand über die Maßen quält, ſei es die Obrigkeit, ſeien es fleiſchlich geſinnte Freunde, ſo werden ſie ihren gerechten Lohn empfangen, es ſei denn, daß ſie bald bereuen. Aber jetzt, Mutter, erquicket mein Herz

1) M'Crie, I, 141.

(Gott möge euch helfen) in dieſer meiner großen Betrübniß und ſchmerzlichen Verbannung, bleibet ſtandhaft bis an's Ende und beugt euch nicht vor dem Götzen, ſo wird alle andre weltliche Trübſal mir leicht erträglich ſein. Oft halte ich Anfrage bei meinem Herzen, ja, und da es mir ein Troſt iſt, ſo ſcheint es mir auch ſo, als dürfe ich darüber frohlocken, daß Gott nie zugeben werde, daß ihr abfallen ſolltet. Ich bin gewiß, ihr würdet euch fürchten und ſchämen, in meiner Gegenwart jenen Frevel zu begehen, der ich doch nur ein elender Menſch bin, mit Sünden und Elend beladen, wie ihr ſelbſt. Aber, Mutter, wenn ſchon kein irdiſches Geſchöpf darf beleidigt werden, ſo fürchtet noch mehr die Gegenwart und Beleidigung deſſen, der, allgegenwärtig, Herzen und Nieren prüft und deſſen Zorn, einmal gegen die Ungehorſamen entbrannt (und keine Sünde entflammt ihn ſo ſehr, als Götzendienſt), von keinem Geſchöpfe, weder im Himmel, noch auf Erden, beſänftigt werden kann[1])."

So war das Gemüth dieſes Mannes: Immer nur Gott hatte er vor Augen, als den Einzigen, der wahrhaft zu fürchten wäre, und um Gottes und ſeines Evangeliums willen ſollte ein Jeder bereit ſein, Alles zu ertragen. Abfall vom Evangelium und Rückkehr in die römiſche Kirche galt ihm als das ſchwerſte Verbrechen, und deßhalb lebte er denn auch in ſteten Sorgen, daß ſeine Freunde in England es an dem nöthigen Muthe fehlen laſſen könnten. Aus dieſem Grunde ließ er es daher auch nicht an bloßen Privatſchreiben bewenden, ſondern ſetzte nach ſeiner Rückkehr nach Genf eine eigene Schrift auf, „Ermahnung an die Bekenner der Wahrheit in England," die er durch den Druck veröffentlichte und in welcher er die ernſteſten Vorſtellungen an die Gläubigen jenſeits des Canals gelangen ließ. Was er ſchon früher in ſeinen Briefen den ihm näher ſtehenden Freunden an's Herz gelegt hatte, das Verderben, das ſie über ſich ſelbſt und ihre Nachkommen bringen würden, wenn ſie ſich dem römiſchen Götzendienſte wieder zuwendeten, das rief er in dieſer Schrift dem ganzen engliſchen Volke zu, mit einer Wärme der Beredtſamkeit, mit einem glühenden Eifer für die Ehre des Herrn, aber auch mit einer unerbittlichen Strenge und rückſichtsloſen Entſchiedenheit, wie ſie ihm vor den meiſten ſeiner Zeitgenoſſen eigen war. Bei ihrem zeitlichen und ewigen Heile beſchwor er ſie, lieber Alles zu dulden, als den Herrn zu verleugnen und — zugleich ſcheute er ſich auch nicht, das Treiben der Papiſten beim rechten Namen zu nennen. Nicht blos die neu ernannten römiſchen Biſchöfe ſtellte er als Diejenigen dar, die das Blut der Jünger Chriſti vergöſſen, ſondern auch die Königin ſelbſt wurde mit den ſchwärzeſten Farben geſchildert, ebenſo wie Philipp II., mit welchem Maria im Begriff ſtand, ſich zu verheirathen, und deſſen Vater Karl V. Namentlich vor den aus dieſer Heirath zu erwartenden Folgen ſucht er die Engländer auf das Ernſtlichſte zu warnen,

1) M'Crie I, 137 f.

und vielleicht war ſie ihm auch eine Veranlaſſung mit zur Veröffentlichung der Schrift. „O England, England", ruft er aus, „wenn du denn durchaus (obstinately) nach Aegypten zurückkehren willſt, d. h. wenn du eine Heirath, Verträge und Bündniſſe mit ſolchen Fürſten eingehſt, welche den Götzendienſt befördern und aufrecht erhalten, mit ſolchen, wie der Kaiſer (welcher nicht weniger ein Feind Jeſu Chriſti iſt, als es Nero jemals geweſen ſein mag), wenn du ſolchen Fürſten zu Gefallen zu deinen alten Freveln zurückkehrſt, wie ſie unter dem Papſtthum geübt worden ſind, ſei verſichert, o England, du wirſt geplagt und in's Verderben geſtürzt werden durch Diejenigen, deren Gunſt du ſuchſt". — Dieſe Schrift und vor Allen die letztgenannten Stellen derſelben ſollten jedoch dem unerſchrockenen Manne bald Verfolgungen zuziehen und zwar von einer Seite her, von welcher man dieſelben am wenigſten hätte erwarten mögen, von Seiten engliſcher Flüchtlinge ſelbſt, welche dieſe Stellen benutzten, um ihn aus dem Predigtamte, das er noch in demſelben Jahre (54) bei der Flüchtlingsgemeinde zu Frankfurt a. M. antrat, zu vertreiben.

Wir haben ſchon erwähnt, daß während der blutigen Verfolgungen, welche in England gegen die Evangeliſchen ausgeübt wurden, zahlreiche Bekenner der Wahrheit nach dem Feſtlande geflohen waren. Auch hatten dieſelben namentlich bei den Reformirten in der Schweiz und im ſüdlichen Deutſchland gaſtliche Aufnahme gefunden. Man reichte ihnen nicht nur Unterſtützungen aller Art, ſondern man erlaubte auch auf das Bereitwilligſte, daß ſie ſich als eigene Gemeinden aufthun und in den Städten, wo ſie ſich niederließen, Gottesdienſt nach ihrer Weiſe und in ihrer Sprache halten durften. So bildeten ſich in Zürich, Baſel, Genf, Emden, Straßburg, Duisburg, Frankfurt a. M. und an andren Orten engliſche „Fremdengemeinden", die dann auch in einem gewiſſen Zuſammenhange unter einander ſtanden.

Beſonders nach Frankfurt war eine bedeutende Anzahl von Flüchtlingen gekommen, und der Senat dieſer Stadt bewilligte ihnen gern, daß ſie einen Gottesdienſt einrichteten, doch in der Weiſe, daß ſie mit der bereits beſtehenden franzöſiſchen Flüchtlingsgemeinde daſſelbe Gotteshaus benutzen und auch ihre Gebräuche ſo viel, wie möglich, in Uebereinſtimmung mit denen der Franzoſen bringen ſollten[1]). Der Senat mochte dieſe Bedingung für nöthig halten, um ſich ſelbſt dem Kaiſer gegenüber den Rücken zu decken und ſich nicht den Vorwurf zuzuziehen, daß er allerlei Religion in ſeiner Stadt dulde. Auch waren die Flüchtlinge damit durchaus zufrieden und ſie beſchloſſen, aus ihrer Liturgie alles Das zu entfernen, was „Andern anſtößig oder was abergläubiſch und überflüſſig wäre". Zugleich ſetzten ſie eine Kirchenordnung feſt und ſahen ſich nach einem Prediger um, indem ſie auch durch ein Circularſchreiben den in andern Orten zerſtreuten Engländern

1) Die Prediger der franzöſiſchen Gemeinde kamen den Flüchtlingen bereitwilligſt entgegen. Vgl. Strype, Mem. of Reform., II, 242.

mittheilten, was ihnen zu Theil geworden war, und ſie einluden, ſich ihnen anzuſchließen. Zu ihrem Prediger aber wählten ſie, außer zwei andern, Knox, den ſie durch eine eigens an ihn nach Genf geſandte Deputation um die Uebernahme dieſes Amtes erſuchen ließen[1]).

Knox war Anfangs Willens, die Aufforderung abzulehnen, ohne Zweifel aus demſelben Grunde, weßhalb er auch ſchon in England die Uebernahme eines Pfarramtes verweigert hatte: er war mit den Einrichtungen der engliſchen Kirche, weder mit ihrer Liturgie, noch mit der Laxheit der in ihr geübten Kirchenzucht, nicht einverſtanden. Als jedoch Calvin ihm zuredete[2]) und er erfuhr, daß die Frankfurter Gemeinde nach dem Muſter der franzöſiſchen eingerichtet ſei, die an den ihm anſtößigen Schäden nicht litt, willigte er ein und kam im Monat November nach Frankfurt.

Anfangs ging denn auch Alles gut. Knox fand hinreichenden Beifall bei der Gemeinde, und würde das gute Einvernehmen auch wohl nicht geſtört worden ſein, wenn nicht doch zuletzt die Liturgie zum Zankapfel geworden wäre. Schon gleich im Anfang und noch vor der Ankunft Knox' hatten ſich die Flüchtlinge zu Straßburg und Zürich mit den in Frankfurt getroffenen Einrichtungen nicht einverſtanden erklärt: die Straßburger hatten verlangt, man ſolle nicht blos Paſtoren (nach dem Muſter der franzöſiſchen Kirche), ſondern auch einen Superintendenten (Biſchof) wählen, und die zu Zürich vollends hatten an dem Wegfallen der engliſchen Liturgie großen Anſtoß genommen. Sie hatten auf die Einladung geradezu geantwortet, ſie würden nicht eher nach Frankfurt kommen, als bis ſie verſichert wären, daß „der Gottesdienſt ganz in derſelben Weiſe gefeiert werde, wie in England zu König Eduards Zeit", denn, fügten ſie hinzu, „ſie wären feſt entſchloſſen, es in keiner Weiſe anders zu halten". Sie meinten, wenn Aenderungen im Gottesdienſt vorgenommen würden, ſo möchten ihre Gegner ſie beſchuldigen, daß ihre Religion veränderlich und unvollkommen wäre, und zugleich verdammten ſie ja damit ihre Brüder, welche das mit ihrem Blute beſiegelten, was ſie abſchafften[3]).

So kam der erſte Same der Zwietracht in die Gemeinde hinein. Zwar hielt die Bedingung, welche der Senat von Frankfurt ihnen geſtellt hatte, die Freunde der Liturgie noch vom offenen Hervortreten zurück, und es wurde deßhalb den Zürchern geantwortet, daß man nicht in der Lage ſei, ſich des engliſchen Gebetbuches zu bedienen, da man ſonſt die Erlaubniß, überhaupt ſich zum Gottesdienſte verſammeln zu dürfen, verlieren würde. Auch fügte

1) Das mitgeſandte Schreiben iſt vom 24. Sept. datirt und von 21 Perſonen unterzeichnet. Vgl. M'Crie, I, 399, in den Noten, wo es mitgetheilt iſt.

2) Knox, hist., 85.

3) M'Crie, I, 143 ff. M'Crie folgt einem Buche „Brieff Discours off the Troubles begonne at Franckford in Germany, Anno Domini 1554, deſſen wir jedoch nicht haben habhaft werden können.

man hinzu, es sei in der Liturgie Manches, das Denen anstößig sei, unter denen man leben müsse, und das auch schon in England von Einigen für bedenklich gehalten worden sei, wie man denn auch darauf hinwies, daß man selbst unter König Eduard immerfort an dem Buche geändert und noch bedeutende Aenderungen im Sinne gehabt hätte, und daß man überzeugt sei, daß die Märtyrer ihr Blut doch für andere Dinge vergössen, als blos für solche veränderliche und von Menschen erdachte äußerliche Gebräuche. Aber dadurch wurden die Zürcher nicht zufrieden gestellt, vielmehr forderten sie nun auch die Straßburger auf, sich entschieden gegen die zu Frankfurt vorgenommenen Neuerungen zu erklären, und sie brachten durch Briefe und Abgesandte immermehr Zwiespalt in die Frankfurter Gemeinde hinein.

Knox fand deßhalb auch schon allerlei Zerwürfnisse vor, und er hielt sich für verpflichtet, vor allen Dingen dahin zu wirken, daß der Bruch in der Gemeinde nicht größer, daß vielmehr der Frieden hergestellt werde. Wie sehr er deßhalb auch wünschte, den Gottesdienst in Frankfurt von all den Dingen befreit zu sehen, die ihm selbst im Liturgienbuche anstößig waren, so suchte er doch keineswegs blos seine Meinung durchzusetzen, sondern schlug vor, man solle die Angelegenheit den Gelehrten unter den Flüchtlingen in den anderen Städten zur Entscheidung vorlegen. Freilich gestand er auch offen, daß er nicht im Stande sei, gemäß der Liturgie den Gottesdienst zu verwalten, und er bat deßhalb, wenn dieselbe eingeführt werden sollte, so möge man ihm entweder verstatten, seine Thätigkeit blos auf das Predigen zu beschränken, oder man möge ihn ganz wieder aus dem Amte entlassen.

Das wurde jedoch nicht bewilligt, vielmehr kam man überein, daß Knox mit einigen anderen Mitgliedern der Gemeinde einen Auszug aus dem Liturgienbuche machen und daß dieser Calvin zur Begutachtung übersandt werden solle. Calvin gab denn auch[1]) seine Meinung unverholen ab. Er sagte offen, daß in dem Buche manche unziemliche Dinge enthalten seien, und wenn er auch immer Mäßigung in Betreff äußerlicher Gebräuche angerathen habe, so könne er doch nicht umhin, die Hartnäckigkeit zu tadeln, mit der so Viele an Gewohnheiten hingen, blos weil sie alt wären. In der Liturgie seien freilich manche Thorheiten, die am Ende ertragen werden könnten, so lange die Reformation erst noch im Entstehen begriffen sei, aber — hernach müßten sie doch abgethan werden. Auch hätten die Flüchtlinge ja jetzt die beste Gelegenheit, dieß zu thun, und es wäre deßhalb zu rathen, daß sie eine Gottesdienstordnung einführten, die mehr zur Erbauung gereichen könne, zumal er seiner Seits nicht einzusehen vermöge, was diejenigen im Sinne hätten, die noch so sehr an dem papistischen Unrath hingen.

Dieser Brief that seine Wirkung. Die Freunde der Liturgie wagten nicht mehr, für sie aufzutreten, und es wurde deßhalb beschlossen, daß ein

1) Calvini Epp. pag. 28 d. d. 20. Jan. 1555.

Commité den Entwurf einer neuen Gottesdienſtordnung ausarbeiten ſolle. Man behielt Einiges aus der Liturgie bei, fügte Anderes, das den Umſtänden angemeſſen war, hinzu, und ſo kam man denn, nachdem man bei zweifelhaften Dingen mehrfach die Meinung fremder Gelehrten eingeholt hatte, dahin, daß im April 1555 alle Mitglieder der Gemeinde die neue Ordnung unterſchrieben. Man hielt einen Dankgottesdienſt für den wieder hergeſtellten Frieden und nahm zugleich das Abendmahl als Unterpfand der Eintracht und zum Zeichen, daß aller Streit ſollte vergeſſen ſein[1]).

Leider dauerte der Frieden jedoch nicht lange, ſondern wurde auf die ärgerlichſte Weiſe wieder gebrochen, und namentlich hatte Knox nun davon zu leiden. Neue Flüchtlinge waren nämlich von England in Frankfurt angekommen (13. Mai 1555), und unter dieſen der ehemalige Erzieher König Eduards, Dr. Cox. Dieſe, und Cox namentlich, waren nun aber mit den Einrichtungen der Frankfurter Gemeinde, beſonders mit den in der Liturgie angebrachten Veränderungen, durchaus nicht zufrieden. Schon am erſten Sonntage, wo ſie dem Gottesdienſt beiwohnten, fingen ſie deßhalb Lärm an, indem ſie den Prediger, der das Gebet ſprach, unterbrachen und die von den Frankfurtern weggelaſſenen Reſponſorien verlangten. Als man ſie bedeutete, daß dieſelben abgeſchafft ſeien und daß ſie Ruhe halten möchten, erwiederten ſie: „ſie wollten den Gottesdienſt ſo haben, wie in England, ſie verlangten eine engliſche Kirche!“ Es war augenſcheinlich auf Friedensſtörung und hauptſächlich wohl darauf abgeſehen, den wegen ſeiner freieren und doch ſtrengeren Grundſätze unliebſamen Knox zu verdrängen, weßhalb man denn auch wohl gleich von Anfang an gewaltthätig verfuhr und am folgenden Sonntage ſogar ſo weit ging, daß Einer aus der Geſellſchaft des Dr. Cox ſich des Betpultes bemächtigte und die Liturgie vortrug, während die andren die Antworten ſangen, ohne daß ihnen irgend wie die Erlaubniß dazu von der Gemeinde ertheilt worden wäre.

Das konnte natürlich nicht geduldet werden. Es war geradezu ein Eingriff in die Rechte der Gemeinde und eine Auflehnung gegen die beſtehende Ordnung, wozu dann noch kam, daß einige von den Friedensſtörern nicht zum beſten beleumundet waren in Betreff ihrer Anhänglichkeit an das Evangelium: man beſchuldigte ſie, in England eine Zeit lang mit dem Papſtthum geliebäugelt zu haben. Knox, der an demſelben Sonntage die Nachmittagspredigt zu halten hatte, ſah ſich daher veranlaßt, dies Betragen zu rügen. Er ſprach davon, wie der Chriſt zu handeln habe, wenn er von ſeinen Mitchriſten beleidigt werde. Ueber Manches, ſagte er, was da die Schwachheit

1) Schon vorher hatte Knox in Gemeinſchaft mit Andern eine kirchliche Ordnung aufgeſetzt gemäß den Gebräuchen in Genf. Dieſe ging jedoch nicht durch. Später aber wurde ſie in Schottland gebraucht unter dem Namen des Book of Common prayer.

verſchuldet habe, müſſe der Mantel der Liebe gedeckt werden, aber Vergehungen, welche geradezu gegen die Ehre Gottes und gegen den Frieden der Gemeinde gerichtet ſeien, ſei es Pflicht zurückzuweiſen und öffentlich zu tadeln. Dann erinnerte er daran, daß die Gemeinde bisher mit der neuen Einrichtung zufrieden geweſen ſei, daß man endlich, nach vielen Mühen und Arbeiten, dahin gekommen ſei, eine Ordnung aufzurichten, die Alle befriedigt, die man mit allgemeiner Freude aufgenommen und feierlich eingeführt habe — dieſe ſei nun auf das Frevelichſte verletzt, und vor einem ſolchen Verfahren hätte ſelbſt der Hochmüthigſte ihrer Gegner ſich hüten ſollen. Es ſei doch nicht Recht, einer Gemeinde das wieder aufbürden zu wollen, was ſie nach göttlichem Befehl abgeſchafft habe, und in dem Buche, für welches Einige eine ſolche vorurtheilsvolle Vorliebe an den Tag legten, ſeien doch auch, wie er bereit ſei öffentlich nachzuweiſen, manche Dinge enthalten, die nicht nur unvollkommen, ſondern auch abergläubiſch und dem Worte Gottes zuwider ſeien. Wenn man damit eine freie Gemeinde belaſten wolle, ſo würde er es für ſeine Pflicht halten, bei jeder Gelegenheit öffentlich dagegen aufzutreten. Auch halte er dafür, daß jene Mattherzigkeit, womit man in England die Reformation betrieben habe, als die Gelegenheit zu entſchiednerem Vorgehen geboten geweſen, eine Urſache des göttlichen Zorns ſei, den ſie jetzt erfahren müßten. In England ſei noch Vieles verkehrt geweſen, ſowohl was die Ceremonien anbetreffe, als auch in Anſehung der Kirchenzucht, und — ein hauptſächlicher Schaden habe auch darin beſtanden, daß drei, vier, fünf geiſtliche Stellen in einer Hand vereinigt geweſen wären, ſo daß dadurch die Gemeinden oftmals um die ordentliche Seelſorge gebracht worden ſeien.

Es lag in dem Charakter des Knox, immer frei mit der Sprache herauszurücken, aber — freilich diente das nicht zum Frieden. Diejenigen, die er angegriffen hatte, erhoben ein großes Geſchrei wider ihn, zumal auch ſie zu denen gehörten, welche von dem zuletzt genannten Vorwurfe der Amtsanhäufung getroffen wurden. Man verlangte, der Prediger ſollte wegen Läſterung der Mutterkirche zur Rechenſchaft gezogen werden; auch drangen die Freunde der Liturgie darauf, daß Dr. Cox und Genoſſen Stimmrecht in der Gemeinde bekämen, ein Verlangen, das um ſo weniger gerechtfertigt war, als dieſelben bis dahin weder die Kirchenordnung der Gemeinde unterſchrieben, noch auch wegen ihrer früheren Liebäugeleien mit dem Papſtthum ſich verantwortet hatten. Daher fand dieß Begehren in der Gemeinde denn auch den lebhafteſten Widerſtand, und nur Knox war es, der, obwohl er wußte, daß man gerade darin ein Mittel ſuchte, ihn zu verdrängen, dennoch rieth, dieſe Forderung zu gewähren. „Ich weiß, ſagte er, daß ihr nur deßhalb in die Gemeinde aufgenommen ſein wollt, weil ihr hofft, durch Majorität meine Sache zu überwinden. Dennoch iſt die Angelegenheit ſo klar, daß ihr dazu nicht im Stande ſein werdet. Ich fürchte euer Urtheil nicht, und deßhalb wünſche ich, daß ihr zugelaſſen werdet.“ Er vertraute auf die Wahrheit

ſeiner Sache und wollte ſeinen Gegnern jeden Vorwand nehmen, ſich darüber zu beklagen, daß man ihnen ihr Recht nicht gewährt habe.

Knox drang jedoch damit nicht durch. Die Mehrzahl der Gemeinde war über die Störung ihres Friedens im höchſten Grade unwillig, und da man fürchtete, daß bei den ſo ſcharf hervorgetretenen Gegenſätzen der Streit immer heftiger werden und am Ende eine Auflöſung der Gemeinde herbeiführen möchte, ſo riefen einige Mitglieder die Vermittlung des Senates von Frankfurt an, der denn auch, nach vergeblichen Verſuchen, eine Ausgleichung herbeizuführen, ſich genöthigt ſah, die Bedingungen, unter denen die Gemeinde zugelaſſen worden war, einfach wieder einzuſchärfen. Wenn ſie ſich an dieſe nicht hielten, ſo ſollte ihnen der Gottesdienſt unterſagt werden, zumal es klar ſei, daß die Zänkereien erſt hervorgebrochen ſeien, als man dieſelben überſchritten habe.

Dadurch kam eine Zeit lang wieder Ruhe in die Gemeinde. Auch die „Coxianer" mußten ſich nun wohl unterwerfen, und ſie thaten es mit um ſo ſcheinbarerer Bereitwilligkeit, als ſie ein Mittel gefunden hatten, den Mann, der ihnen am meiſten im Wege ſtand, zu entfernen. Dies aber beſtand in nichts Anderem, als in einer Anklage auf Hochverrath, wie an der Königin Maria, ſo auch an dem deutſchen Kaiſer begangen, welche ſie gegen Knox auf Grund der „Ermahnung an England" und der bereits aus derſelben mitgetheilten Stellen[1]) beim Senate von Frankfurt anbrachten. Der Senat kam dadurch in nicht geringe Verlegenheit. Das Verfahren der Gegner Knox' mißbilligte er durchaus, dennoch aber durfte er die Anklage nicht unberückſichtigt laſſen, da zu fürchten war, daß die „Coxianer" ſich nicht ſcheuen würden, an den Kaiſer ſelbſt ſich zu wenden, wenn man ihren Angebereien nicht Folge gebe. Deßhalb wurde Knox denn vorläufig das Predigen unterſagt, und — das Ende war, daß ihm der Rath ertheilt wurde, die Stadt zu verlaſſen. Am 25. März nahm Knox von den ihm befreundeten Mitgliedern der Gemeinde (50 an der Zahl) Abſchied, indem er ihnen Abends in ſeiner Wohnung noch manches Wort des Troſtes ſagte, und reiſte dann am folgenden Tage, von ihnen eine Strecke begleitet, von Frankfurt ab, nicht ohne Kummer über ſolche Zwiſtigkeiten ſelbſt unter den Bekennern des Evangeliums, aber auch nicht ohne dem nachzuahmen, der am Kreuze auch für ſeine Feinde gebetet hat. „O Herr mein Gott!" ruft er ſelbſt in einem Bericht über dieſe Vorgänge aus: „öffne ihre Herzen, auf daß ſie ihre Sünden erkennen, und vergieb ihnen nach dem Reichthum deiner Gnade! Auch ich vergebe ihnen, o Herr, von Grund meines Herzens! Nur damit deine Botſchaft, durch meinen Mund verkündigt, nicht verläſtert werde, bin ich gezwungen, die Urſache meiner Abreiſe offen darzulegen und ihre Verkehrtheit an's Licht zu bringen, ihnen, wie ich hoffe, zur Beſſerung und Andern, welche

1) S. oben S. 108 f.

in derſelben Verbannung ſo grauſame Herzen haben möchten, um ihre Brüder zu verfolgen, zum Beiſpiele."

Der Senat von Frankfurt hatte freilich ſich nicht enthalten können, den Anklägern Knox' offen ſeine Mißbilligung an den Tag zu legen. Dennoch gelang es den „Coxianern" bald, ihre Zwecke auch bei ihm durchzuſetzen, Dr. Cox war mit einem Dr. Glauberg zu Frankfurt, einem Neffen des Bürgermeiſters, in Verbindung getreten, und durch deſſen Hilfe gelang es, die Erlaubniß zum Gebrauch der Liturgie beim Senate zu erwirken. Man hatte demſelben vorgeſtellt, daß nur Knox ein Gegner des Buches geweſen, daß dagegen jetzt nach deſſen Entfernung die ganze Gemeinde nach den hergebrachten Gebeten verlange. So gewann die Partei der Coxianer die Oberhand. Man ſchaffte die von Knox eingeführte Kirchenzucht ab, ſtellte einen Biſchof an die Spitze der Paſtoren und konnte ſich nun rühmen, „eine rechte engliſche Kirche zu haben".

Knox wandte ſich wieder nach Genf, wo ihn Calvin auf das Freundlichſte wieder aufnahm, nicht wenig entrüſtet über die Behandlung, welche der grade Mann zu Frankfurt erfahren hatte. Wir ſehen das aus einer Antwort Calvin's an Dr. Cox, als dieſer ſich brieflich bei ihm hatte zu rechtfertigen geſucht. Er ſagt da geradezu: „Knox ſei auf eine unbrüderliche und unchriſtliche Art behandelt worden, und es ſei für ſeine Ankläger beſſer geweſen, zu Hauſe zu bleiben, als wie ein Feuerbrand in einem fremden Lande in eine friedliche Gemeinde zu fallen und dort Zwietracht zu entzünden[1])".

Zehntes Kapitel.

Fortgang der Reformation in Schottland.

Dem aus Frankfurt vertriebenen Prediger ſollte jedoch bald ein Wirkungskreis eröffnet werden, der eine viel größere Wichtigkeit hatte, als der, den er zu verlaſſen gezwungen war, nämlich in ſeinem Vaterlande Schottland ſelbſt.

Wir haben Knox in den letzten Kapiteln hauptſächlich hinſichtlich der Thätigkeit geſchildert, welche er für die engliſche Kirche entfaltet hat — gleichwohl hatte er daneben doch auch ſein engeres Vaterland nie aus den Augen und aus dem Herzen verloren. Sehen wir ihn während ſeines Aufenthaltes in England die nördlichen Gegenden dieſes Reiches zum Schauplatze ſeiner Wirkſamkeit wählen, ſo geſchah dies aus keinem anderen Grunde, als weil er da den Grenzen Schottlands am nächſten war, und unausgeſetzt ſtand er mit den dortigen Anhängern der Reformation in brieflichem, oft auch in

1) Calv. Epp. et Respp. pag. 98, d. d. pridie Idus Jun. 1555.

persönlichem Verkehr. Eine der Anklagen, welche die Gegner beim Geheimen Rathe Eduards gegen ihn vorgebracht hatten[1]), beschuldigte ihn ja, mit den Schotten in geheimen Beziehungen zu stehen, und — wie hätte ein Mann seines Charakters nicht auch daran denken und darauf hinarbeiten sollen, daß das Reich dessen, dem er so ausschließlich diente, auch in dem Lande aufgerichtet werde, das ihm das Leben gegeben hatte?

Auch während seines Aufenthaltes auf dem Festlande unterhielt er unausgesetzt diesen Verkehr mit seinen schottischen Freunden, und die Reisen, die er zu verschiedenen Zeiten nach Dieppe unternahm, hatten zugleich auch den Zweck, hier die von diesen an ihn gerichteten Briefe in Empfang zu nehmen. Diese lauteten denn auch immer günstiger, was die Vermehrung derer anbetrifft, die in Schottland der Reformation anhingen, und bewogen ihn endlich, selbst wieder in sein Vaterland zurückzukehren, um dort den Sieg der guten Sache fördern zu helfen.

Allerdings hatte in Schottland die römische Partei nach dem Falle von St. Andrews vorläufig wieder die Oberhand gewonnen. Die Hauptvertreter der Reformation waren auf den französischen Galeeren gefangen gehalten, und während so die Prälaten von ihren entschlossensten Gegnern befreit waren, stand ihnen auf der andern Seite die Hilfe Frankreichs zur Seite, dem seit der Verlobung des Dauphin mit Maria Stuart daran gelegen war, die römische Kirche in Schottland aufrecht zu erhalten. Die Verfolgungen der evangelisch Gesinnten begannen daher auf's Neue, besonders nachdem der Krieg, den der Herzog von Somerset wegen des gebrochenen Heirathsvertrages mit Schottland geführt hatte, durch einen Frieden zu Ende gebracht war und man nun nicht mehr meinte, die dem Evangelium geneigten Barone schonen zu müssen, und zwar war es der neu ernannte Erzbischof von St. Andrews, John Hamilton, jener Bastardbruder des Regenten, der jetzt die Verfolgungen leitete, indem er nun aber klüglicher Weise statt der Religion politische Anklagen vorschützte. Man beschuldigte Diejenigen, welche man meinte fürchten zu müssen, mit England in einem landesverrätherischen Bündnisse zu stehen, und da half es denn nicht, daß die Angeklagten in dem letzten Kriege treu auf Seiten Schottlands gekämpft hatten. So wurde Cockburn von Ormiston und Crichton von Brunston, die wir schon als Freunde der Reformation kennen gelernt haben, wegen Hochverraths des Landes verwiesen, und Johann Melville von Reith sogar mit dem Tode bestraft. Das einzige Verbrechen des Letzteren bestand darin, daß er an seinen damals in England sich aufhaltenden Sohn einen unverfänglichen Brief geschrieben hatte, der, sei es durch Zufall, sei es durch Treulosigkeit in die Hände der Prälaten gefallen war. „Aber, sagt Knox[2]), der Bischof von St. Andrews und der Abt von

1) S. oben S. 84.
2) Hist. pag. 82 f.

Dumfermeline ruhten nicht, bis dem Edelmann der Kopf abgeſchlagen war, hauptſächlich weil er dafür bekannt war, daß er unbeweglich der Wahrheit des Wortes Gottes anhing und daß er ein Freund derer in der Burg von St. Andrews geweſen."

Noch ſchlimmer erging es dem Manne, der die Stelle Knox' in der Familie Ormiſton einnahm: Adam Wallace. Eigentlich aus Mißverſtändniß gefangen genommen, weil man ihn für den Laird von Ormiſton ſelbſt gehalten, wurde er gleichwohl vor Gericht geſtellt und wegen Ketzerei angeklagt. Die Beſchuldigungen waren die hergebrachten: Leſen der Bibel, Verachtung der Meſſe und der Heiligenverehrung, Leugnung des Fegfeuers u. dergl.[1]). Seine Appellation von dem Gerichte der Biſchöfe, die Richter in eigener Sache ſeien, an ein gerechtes Gericht half ihm eben ſo wenig, wie ſeine Berufung auf die heilige Schrift, der er zu gehorchen verſprach, wenn man ihn aus derſelben eines Beſſeren belehre. Er wurde zum Feuertode verurtheilt und am Schloßhügel zu Edinburg verbrannt[2]).

Um jedoch der „Ketzerei" gänzlich ein Ende zu machen, hielt der Erzbiſchof von St. Andrews ein Provincialconcil im November 1549, in der Abſicht, mit demſelben die nothwendigſten Schritte zur völligen Unterdrückung des Evangeliums zu berathen. Die Beſchlüſſe dieſer Verſammlung[3]) ſind in mancher Beziehung merkwürdig, beſonders weil ſie auf den Zuſtand der Kirche in Schottland ein Licht werfen. Daß die Kirche einer Verbeſſerung bedürfe, wurde anerkannt, ſowie auch, daß es mit dem Leben und der Erkenntniß des Chriſtenthums bei den Geiſtlichen ſchlimm genug beſtellt ſei. Aus dieſem Grunde wurden denn auch Maßregeln zur Abhilfe der Uebel in Vorſchlag gebracht und es kam eine Verordnung von 58 Paragraphen zu Stande, nach welcher die Geiſtlichkeit in Zukunft ſich richten ſolle. Kein Geiſtlicher ſollte mehr im Concubinat leben; die Prälaten und niederen Kirchendiener ſollten ihre Baſtardkinder nicht mehr im eigenen Hauſe erziehen und ihnen ebenſowenig kirchliche Beneficien zuwenden, als das Vermögen der Kirche dazu benutzen, um ſie mit Baronen zu verheirathen oder Baronien für ſie zu errichten. Auch ſollten die Geiſtlichen ſich in Tracht und Kleidung vom Volke unterſcheiden, damit man mehr Achtung vor ihnen habe: ſie ſollten keine Bärte tragen, die Tonſur nicht vernachläſſigen u. dergl. Die Biſchöfe ſollten ſich auch in Zukunft des Predigens annehmen und wenigſtens vier Mal des Jahres ſelbſt die Kanzel beſteigen, ſich aber, wenn ſie keine Uebung darin hätten, von gelehrten Männern unterrichten laſſen. Desgleichen auch die Rectoren, ja, um dem ſo fühlbaren Mangel an tauglichen Predigern abzuhelfen, ſollte künftig bei jedem Biſchofsſitze und bei jeder Abtei eine Pfründe

1) Auch daß er ſelbſt ſein Kind getauft habe, was er auch zugab und es aus der Schrift zu rechtfertigen ſuchte.

2) Knox, hist., pag. 87 f. Beza, Icones, Ff. ij. Cook, I, 356 ff.

3) Vgl. Wilkins, Consilia, IV, 46 ff.

ausgeworfen werden für einen Solchen, der zu predigen habe, und wenn das nicht geſchehen könne, ſo ſolle man, wurde beſtimmt, einem zu haltenden Prediger wenigſtens 40 Schillinge des Jahres geben, wofür er dann mindeſtens vier Mal im Jahre zum Volke zu reden habe. Andre Verordnungen betrafen die Lebensweiſe der Geiſtlichen, die man weniger üppig haben wollte, die Studien, welche an den Kathedralkirchen und in den Klöſtern zu machen wären, die Anhäufung von Pfründen und geiſtlichen Aemtern in einer Hand, die Ordinationen und Dispenſationen, ſowie das Prozeßverfahren an den biſchöflichen Gerichtshöfen, wozu auf einem ſpäteren Concil vom Jahre 1551 dann noch der Beſchluß kam, daß, „da die untere Geiſtlichkeit und die Prälaten zum größten Theile durchaus ungeeignet wären, das Volk im katholiſchen Glauben und in anderen zur Seligkeit nothwendigen Dingen zu unterrichten", ein Katechismus in ſchottiſcher Sprache ausgearbeitet werden ſolle, den die Rectoren, Vicare und Pfarrgehilfen an Sonn- und Feſttagen vorzuleſen hätten, wenn Keiner da wäre, der predigen könne. Auch ſollten die Geiſtlichen ſich täglich üben, den Katechismus zu leſen, damit ſie nicht auf der Kanzel beim Vorleſen deſſelben anſtießen und ſich vor den Zuhörern lächerlich machten, wie ihnen denn auch eingeſchärft wurde, das Buch nicht in die Hände von Laien gelangen zu laſſen — höchſtens „einigen rechtſchaffenen, ehrbaren und zuverläſſigen Perſonen, welche ſich zu unterrichten und nicht blos ihre Neugierde zu befriedigen wünſchten", ſollte der Katechismus nach eingeholter Erlaubniß von Seiten des Biſchofs überlaſſen werden dürfen. Wäre aber Jemand, der mit den Geiſtlichen über den Katechismus zu disputiren anfinge, ſo ſollten ſie ſich durchaus nicht darauf einlaſſen, ſondern den Menſchen dem Inquiſitionsgerichte zur Beſtrafung überliefern.

Dieß Letztere war indeſſen die hauptſächlichſte Maßregel, wodurch man der Ketzerei vollends den Garaus zu machen hoffte, und die Niederſetzung ſolcher Gerichtshöfe wurde eben auf dieſem Concil von 1549 beſchloſſen. In jeder biſchöflichen Diöceſe, ſowie bei jeder Abtei ſollten „fromme, rechtſchaffene, gut unterrichtete und gut beleumundete Männer, die auch die rechte Umſicht hätten," zu Inquiſitoren ernannt werden, deren Aufgabe ſein ſollte, nach ketzeriſchen Meinungen und verbotenen Büchern, ſowie auch namentlich nach jenen Satiren fleißig zu ſpüren, welche die Geiſtlichkeit lächerlich zu machen ſuchten, um ſie nach aller Strenge der Ketzergeſetze zu beſtrafen.

Doch richtete man mit dem Allen wenig aus. Die das Leben der Geiſtlichen regulirenden Beſtimmungen wurden ſo wenig beachtet, wie überhaupt ſolche Maßregeln von einem einmal verdorbenen Klerus niemals beachtet worden ſind, und in dieſer Beziehung blieb es beim Alten. Selbſt der Katechismus, den der Erzbiſchof Hamilton allerdings zu Stande brachte, iſt niemals recht in Gebrauch gekommen, und jene Canones des Provincialconcils hatten nur dazu gedient, das Verderben, das in der Kirche herrſchte, in das rechte Licht zu ſtellen. Was aber die Unterdrückung der „Ketzerei"

anbetrifft, ſo rühmte freilich das Concil vom Jahre 1551, daß dieſelbe eine durch die Gunſt des Gouvernements und durch die Wachſamkeit der Prälaten vollbrachte Thatſache ſei, aber doch nur, weil die Anhänger des Evangeliums vorſichtig genug waren, ſich den neuerrichteten Inquiſitionshöfen nicht in die Hände zu liefern. Wir haben ſchon früher gehört, wie die Evangeliſchen in Schottland die Wachſamkeit der römiſchen Geiſtlichkeit zu täuſchen verſtanden [1]), ſo denn auch jetzt. Sie hegten ihre Meinungen im Stillen, aber ſie hüteten ſich wohl, unbeſonnen hervorzutreten und ihr Leben auf das Spiel zu ſetzen, indem ſie günſtigere Zeiten erwarteten.

Dieſe kamen denn auch bald und zwar aus Gründen, von denen man eigentlich das Gegentheil hätte fürchten ſollen, einmal daher, daß die Königin Mutter zur Regentin von Schottland ernannt wurde, und ſodann auch von der Thronbeſteigung der blutigen Maria in England.

Marie von Lothringen hatte längſt darnach getrachtet, die Zügel der Regierung in Schottland in die Hände zu bekommen, ſowohl aus Ehrgeiz, als auch weil der Graf Arran doch nicht in allen Stücken ein gefügiges Werkzeug der franzöſiſchen Politik ſein mochte, deren Parteigängerin die Königin war. In Frankreich ging man ja damit um, ſowohl die Krone von Schottland mit der franzöſiſchen untrennbar zu vereinigen, als auch den Adel in Schottland zu beugen und auf ſeinem Sturze das abſolute Königthum zu errichten, beides Pläne, denen Arran als nächſter Agnat der Krone eben ſo, wie als Genoſſe der Barone zuwider ſein mußte. Deßhalb kam man am franzöſiſchen Hofe den Wünſchen der Königin Mutter auf das Bereitwilligſte entgegen, und die Beſeitigung Arrans war das gemeinſam verfolgte Ziel. Marie reiſte ſelbſt nach Frankreich, um hier die Sache zu betreiben und einzuleiten [2]), und — das Ende war, daß man den Grafen durch Drohungen und Verſprechungen bewog, auf die Regentſchaft von freien Stücken zu verzichten. Der König von Frankreich ernannte ihn zum Herzoge von Chatelherault, es wurde ihm eine jährliche Penſion zugeſichert, und ſo ließ er ſich, furchtſam und lenkſam, wie er war, abkaufen — Marie von Lothringen wurde an ſeiner Stelle zur Regentin ernannt (10. April 1554).

Aber die Regelung der Regentſchaft hing geſetzlich nicht von dem Grafen Arran und noch viel weniger von dem Belieben des franzöſiſchen Hofes ab, ſondern durchaus vom Parlament. Ohne den Willen der Stände des Reiches konnte Maria nicht Regentin ſein, und wenn ſie auch im Geheimen den Einfluß Frankreichs benutzen konnte, um Arran zur Abdankung zu nöthigen, ſo mußte doch nicht bloß dieſe Intrigue ſelbſt vor den Ständen verborgen bleiben, ſondern ſie mußte auch daran denken, die auf die Unabhängigkeit Schottlands eiferſüchtigen Barone für ſich zu gewinnen, ohne daß Frankreich

1) S. oben S. 20.

2) Tytler, VI, 50 ff., Knox, hist., 88.

dabei irgend wie seine Hand im Spiele hätte. Aus diesem Grunde hatte sie in langer Vorbereitung ihrer Pläne, ganz in der Weise der treulosen Politik damaliger Zeit, die verschiedenen Parteien günstig für sich zu stimmen gesucht, indem sie allen Versprechungen machte. Während sie den Römischen gegenüber als eine strenge Anhängerin der römischen Kirche sich zeigte, gab sie den Evangelischen zu verstehen, daß sie durchaus nicht die Absicht habe, zu ihrer Unterdrückung die Hände zu bieten, sobald sie das Heft nur erst ergriffen habe, und selbst bestimmte Zusicherungen des Schutzes soll sie den auf Reform der Kirche dringenden Baronen gegeben haben. So gelang es ihr denn wirklich, die Stimmen der Stände auf sich zu vereinigen, als Arran dem Parlamente erklärte, die Regierung niederlegen zu wollen; aber so hatte sie sich denn auch Verpflichtungen auferlegt, die sie freilich nicht zu erfüllen entschlossen war, von denen sie aber doch für nöthig hielt, sich noch eine Zeit lang den Schein zu geben, als wolle sie dieselben halten, zumal sie der Geistlichkeit, an deren Spitze ja der Bruder des Grafen Arran stand, nicht so ganz sicher war, um des guten Willens der Barone ihr gegenüber entbehren zu können, und zumal auch die durch sie verfolgten Pläne der französischen Politik noch weiterhin erforderten, sich die Gunst der Stände zu erhalten.

Frankreich nämlich ging mit nichts Geringerem um, als die Kronen beider Reiche untrennbar mit einander zu vereinigen und dann zugleich das die Macht des Königthums schwächende Feudalwesen in Schottland in die Schranken zurückzudrängen, welche demselben bereits in dem eigenen Lande gesetzt worden waren. Zu diesem Ende sollte der Dauphin nicht blos mit der bereits nach Frankreich übergesiedelten jungen Königin vermählt werden, sondern man hoffte auch, von dem schottischen Parlamente vorläufig das zu erlangen, daß derselbe zugleich mit Maria Stuart als König von Schottland anerkannt würde, um so für später zu Erreichendes eine feste Grundlage zu gewinnen[1]). Aber auch bei diesen Plänen kam es durchweg auf den guten Willen der Stände an, und da das königliche Kind noch sehr jung war, so daß erst nach mehren Jahren an die beabsichtigte Vermählung und die mit derselben verbundenen anderweitigen Absichten gedacht werden konnte, so kam es auch aus diesem Grunde darauf an, die evangelisch gesinnten Barone nicht zu verletzen. Die Regentin sah sich deßhalb genöthigt, die einmal vorgenommene Maske auch nach ihrer Erhebung noch beizubehalten und namentlich von solchen Schritten vor der Hand abzustehen, die einen Zweifel in ihre friedlichen und freundlichen Gesinnungen gegen die Evangelischen hätten erregen können. So geschah es denn, daß unter dieser Schwester der Guisen, die, gleich ihren Brüdern, die entschiedenste Anhängerin Roms war, doch das Evangelium

1) Vgl. Tytler, VI, 70, wo Thatsachen mitgetheilt werden, die die Absichten Frankreichs genugsam verrathen. Ebenso Mignet I, 50 ff. und im Auszuge bei Meyer, I, 25 ff.

wieder Raum gewann und die Freunde deſſelben wieder wagen durften, offener, als bisher, hervorzutreten, ohne ihr Leben auf das Spiel zu ſetzen.

Und dazu kam dann noch die Thronbeſteigung der engliſchen Maria. Obgleich man hätte denken ſollen, daß beide Regentinnen ſich nunmehr zur Unterdrückung der verhaßten „Ketzerei" die Hände reichen würden, ſo geſchah doch — aus politiſchen Gründen — das Gegentheil. Einmal war es der erbliche Gegenſatz zwiſchen den Königen von England und Schottland, der beide Frauen verhinderte, gemeinſame Sache zur Ausrottung der Evangeliſchen zu machen, und das andre Mal trug auch die Verheirathung der engliſchen Monarchin mit dem Könige von Spanien dazu bei, die Tochter Frankreichs, die in Schottland gebot, ihr als Gegnerin gegenüber zu ſtellen. Zwiſchen Frankreich und Spanien hatte von langen Zeiten her bereits die heftigſte Eiferſucht beſtanden, die ſich ſo in den Kriegen zwiſchen Karl V. und Franz I. blutig genug Luft gemacht hatte, und nun — gewann Philipp II. durch die Verbindung mit England ja einen ſolchen Zuwuchs an Macht, daß derſelbe den Franzoſen nicht nur bedenklich wurde, daß ſogar eine geheime Coalition zwiſchen Frankreich und ſeinen Dependenten gegen dieſe ſpaniſch-engliſche Macht zu Stande kam[1]). Maria von Lothringen und Maria von England waren deßhalb die erklärteſten Gegnerinnen, und — die von der Letzteren vertriebenen Proteſtanten fanden in Schottland nicht blos eine bereitwillige Aufnahme, ſondern man hinderte ſie auch gar nicht, ihre Meinungen im Geheimen weiter auszubreiten. Von Ort zu Ort ziehend, entflammten gerade ſie wieder das durch die Furcht gedämpfte Feuer auch unter den Schotten, ſo daß neue Hoffnung und mit derſelben auch neuer Eifer unter den Eingeſchüchterten erwachte, das verhaßte Joch der römiſchen Prieſterſchaft abzuſchütteln. Allmälig bildete ſich ſo wieder eine Partei gegen die Geiſtlichkeit, die ſchon frohlocket hatte, der Ketzerei ein Ende gemacht zu haben[2]), und — dieß Mal ſollten die Bemühungen um Reform der Kirche von einem Erfolge gekrönt ſein, der kaum ſo raſch und ſo gänzlich zu erwarten war. Die Treuloſigkeit und politiſche Klugheit der Regentin grub ſich zuletzt ihre eigene Grube.

Zwei Männer waren es nun aber vorzüglich, die das gedämpfte Feuer wieder anzuſchüren verſtanden, beide geborene Schotten und vordem nach England geflohen, aber jetzt zurückkehrend und auf's Neue die Predigt von Chriſto beginnend: Wilhelm Harlow und Johann Willock. Der Erſtere war urſprünglich ein Schneider zu Edinburg geweſen, aber, wegen ſeiner evangeliſchen Meinungen flüchtig, war er in England Diakon geworden und hatte unter Eduard VI. das Wort Gottes gepredigt. Er war nicht ein gelehrter, wohl aber ein frommer und für die Wahrheit des Heiles begeiſterter Mann, der nicht müde wurde, zu verkündigen, was ihm am Herzen lag, und nicht unbedeutende Erfolge

1) Tytler, VI, 66. M'Crie, I, 170.
2) Vgl. Wilkins, Consilia, IV, 72.

krönten ſeine volksthümliche Beredtſamkeit. Zuerſt hielt er ſich nach ſeiner Rückkehr in der Gegend von Ayr auf, zog dann aber von Ort zu Ort, überall das Wort Gottes verkündigend, bis er nach durchgeführter Reformation als Pfarrer zu St. Cuthberts in der Nähe von Edinburg angeſtellt wurde [1]).

Willock dagegen gehörte zu denen, welche mit tiefer Frömmigkeit hohe wiſſenſchaftliche Bildung verbanden. Wir werden ihn ſpäter als einen der eifrigſten und tüchtigſten Mitarbeiter am Werke der Kirchenverbeſſerung kennen lernen, und beſonders wird ſeine Milde und Mäßigung gerühmt, ſo daß es ihm möglich war, ſich auch in ſchlimmen Tagen da noch zu halten, wo Knox wegen ſeines ſtürmiſchen Eifers dem Haſſe ſeiner Gegner weichen mußte. Geboren war er in der Nähe von Ayr, und Anfangs in den Orden der Dominikaner getreten, doch als ihm das Licht der Wahrheit aufgegangen war, legte er ſein Ordenskleid ab, mußte aber nach England fliehen, wo er eine Zeit lang Caplan des Herzogs von Suffolk, des Vaters der unglücklichen Johanna Grey, geweſen war. Während der Verfolgungen unter Maria zog er ſich zuerſt nach Emden zurück, wo er als Arzt lebte, wurde dann aber von der Herzogin Anna von Oſtfriesland nach Schottland geſchickt, um einen Handelsvertrag zwiſchen beiden Ländern zu betreiben (im Sommer 1555). So fand er denn hinreichenden Schutz theils durch die in Schottland ſelbſt obwaltenden Verhältniſſe, theils aber auch in ſeiner Eigenſchaft als Geſandter einer fremden Macht, und — bald trat er auch mit den Freunden des Evangeliums in Schottland in Verbindung. Knox [2]) ſagt geradezu, der eigentliche Zweck ſeiner Sendung ſei geweſen, „zu verſuchen, was Gottes Wort in ſeinem Vaterlande durch ihn ausrichten möge," und — wenn er auch anfänglich im Verborgenen wirken mußte, ſo hat er doch viel dazu beigetragen, die zerſprengten und eingeſchüchterten Evangeliſchen wieder zu ermuthigen und zu ſammeln. —

So mußte das, was der Reformation am hinderlichſten hätte ſein können, ihr nur um ſo mehr zur Förderung gerathen. Freilich ging dieſe ganze Bewegung zuerſt durchaus im Geheimen vor ſich, und ſo ſehr glaubten die evangeliſch Geſinnten noch ihre wahrhafte Meinung verbergen zu müſſen, daß ſie öffentlich an den römiſchen Gottesdienſten und ſelbſt an der Meſſe noch Theil nahmen. Aber gleichwohl wuchs doch die Zahl Derer, welche mit erneuter Hoffnung an das Abſchütteln des römiſchen Joches dachten, immer mehr, und zwar eben ſowohl unter dem Adel, als auch unter dem Bürgerſtande. Derjenige aber, der die Schotten wieder zu offenem Hervorteten gegen die Prälaten bewegen ſollte, war Knox.

Durch ſeine Freunde in Schottland von dem günſtigen Stande der dortigen Verhältniſſe benachrichtigt und aufgefordert, ebenfalls in ſein Vater-

1) Vgl. Keith, hist., 498. Cook, I, 385. Knox, hist., 90.
2) Hist. pag. 90.

land zurückzukehren, ließ er ſich dazu auch bereit finden. Zwar wäre er auch noch gern in Genf geblieben, theils ſeiner Geſundheit wegen, theils aber auch, weil er die dort angefangenen Studien ungern unterbrach, aber eines Theils zog es ihn doch in ſein Vaterland zurück, dem ein Helfer zur Aufrichtung der gereinigten Kirche zu ſein ihm als ſeine Pflicht erſchien, und anderen Theils verlangte es ihn auch, die Seinigen in Berwick wieder zu ſehen, von denen er ſo lange Zeit hatte getrennt ſein müſſen. So entſchloß er ſich denn, den Einladungen, wie ſeiner Schwiegermutter, ſo auch ſeiner ſchottiſchen Freunde Folge zu leiſten. Im Monat Auguſt 1555 reiſte er von Genf ab und landete gegen den Herbſt deſſelben Jahres an der Oſtküſte der britiſchen Inſeln nahe an der Grenze zwiſchen England und Schottland [1]). Zuerſt begab er ſich nach Berwick, wo er die Seinigen nicht blos in beſtem Wohlſein antraf, ſondern auch die Freude hatte, zu ſehen, daß ſie nebſt einer ganzen Anzahl anderer Einwohner der Stadt und Umgegend „weder ihre Kniee den Götzen gebeugt, noch auch die Zeichen des Antichriſts empfangen“ hatten.

Von Berwick ging er dann — allerdings im Geheimen — weiter nach Edinburg, um zu ſehen, wie es dort ſtände und dann nach Berwick zurückzukehren. Aber hier ſollte ihm denn bald eine Thür erfolgreicher Wirkſamkeit aufgethan werden. Ein großer Freund der Reformation war Jakob Syme, ein angeſehner Bürger der Stadt, und in deſſen Hauſe, das der Sammelplatz der Evangeliſchen war, nahm auch Knox ſeine Wohnung. Hier traf er mit den hervorragendſten Häuptern der Partei zuſammen, und ſeinem Eifer gelang es bald, auch ſie zu einer größeren Entſchiedenheit zu bewegen, als ſie bisher an den Tag gelegt hatten. Namentlich war es Erskine von Dun und Wilhelm Maitland von Lethington, mit denen er hier verkehrte; aber auch andre Einwohner der Stadt und ſelbſt Frauen fanden ſich ein, um ſeine Lehren und Ermahnungen zu hören [2]). Er hielt hier eine Reihe von Vorträgen, und ſein Anhang wuchs von Tage zu Tage, ja, ſo begierig zeigten ſich die Leute nach der „lauteren Milch des göttlichen Wortes,“ daß er ſelbſt des Nachts von Solchen aufgeſucht wurde, die nach Belehrung verlangten. Mit großer Befriedigung über dieſe ſeine erſten Erfolge ſchreibt er deßhalb an ſeine Schwiegermutter [3]):

„Die Wege des Menſchen ſind nicht in ſeiner Gewalt. Obgleich meine Reiſe nach Schottland, geliebte Mutter, durchaus nicht nach meinem Sinne war, ehe ich ſie unternahm, ſo preiſe ich doch jetzt Gott für das, was die äußerliche Veranlaſſung zu derſelben geweſen iſt, d. h. ich preiſe Gott euretwegen, die er als ſeine Werkzeuge gebraucht hat, mich der Höhle meiner Ruhe

1) Knox, hist., 90.

2) Knox, hist., 90, erwähnt namentlich eine Eliſabeth Adamſon, Braut des Bürgers Jak. Barron von Edinburg, die an ihm gehangen habe, und er preiſt ihre Gläubigkeit und ihr ſeliges Ende.

3) M'Crie, I, 175.

zu entreißen (denn ihr allein entführtet mich meinen ruhigen Studien), um den heißen Durſt unſrer Brüder zu ſehen, welche Tag und Nacht begehren nach dem Brode des Lebens. Wenn ich es nicht mit meinen eigenen Augen in meinem Vaterlande geſehen hätte, ſo würde ich es nicht geglaubt haben! Ich pries Gott, als ich bei euch war, zu erfahren, daß Gott mitten in Sodom mehr als einen Lot und mehr als zwei gläubige Töchter habe, aber der Eifer hier übertrifft Alles, was ich ſonſt geſehen. Und deßhalb müßt ihr es geduldig ertragen, wenn ich hier noch einige Tage bleibe, denn ich kann nicht eher abreiſen, als bis Gott ihren Durſt ein wenig geſtillt hat. Ja, Mutter, ihr Eifer überwältigt mich ſo, daß ich meine beſonnene Kälte nur anklagen und verwerfen kann. Gott wolle ihnen ihres Herzens Verlangen gewähren! und ich bitte euch, mir von euch und von dem, was ſich ſeit eurem letzten Schreiben zugetragen hat, Nachricht zu geben. Tröſtet euch mit Gottes Verheißungen und ſeid gewiß, daß Gott mehr Freunde erwecken wird, als wir jetzt denken[1]." —

Knox' vornehmſtes Bemühen war nun, die Anhänger der Reformation in Schottland zu feſterem Auftreten den Römiſchen gegenüber zu bewegen. Bisher hatten ſich dieſelben noch äußerlich zu dem papiſtiſchen Gottesdienſten gehalten, weil ſie ſich geſcheut hatten, die Aufmerkſamkeit der Prälaten auf ſich zu ziehen, wie denn überhaupt auch von einer eigentlichen Organiſation der Partei und von feſt in's Auge gefaßten Zielen derſelben noch nicht die Rede war. Aber damit konnte der, dem das römiſche Weſen als eitel Götzendienſt galt, durchaus nicht zufrieden ſein, und ſollte es zu einer Reformation in Schottland kommen, ſo war ein offenes Losſagen von den hergebrachten Mißbräuchen ja auch der erſte nothwendige Schritt. Deßhalb fing Knox[2]) denn auch an, ſowohl in ſeinen Unterredungen, als auch in den Vorträgen, die er hielt, dieß Verfahren auf das Schärfſte zu rügen, in dem er es als ein ſtrafwürdiges Vergehen darſtellte, auf ſo feige Weiſe das Wort Gottes zu verleugnen, und nicht Wenige wurden dadurch in ihrem Gewiſſen auf's Heftigſte erſchüttert. Die Folge war, daß der Laird Erskine von Dun eine Abendgeſellſchaft zuſammen bat, bei welcher [illegible] Angelegenheit beſprochen und in dem Sinne Knox' entſchieden wurde. [illegible] ſtellte hier den Satz auf: „es ſei in keiner Weiſe einem Chriſten erlaubt, bei dem Götzendienſt gegenwärtig zu ſein," und obgleich Maitland von Leth[illegible]on, ein gelehrter und im Disputiren gewandter junger Mann, die [illegible]ahme an der Meſſe Anfangs entſchuldigen wollte, ſo mußte auch er [illegible]etzt bekennen, daß Knox Recht habe. „Die Meſſe wurde von dieſer [illegible]n denen verabſcheut, welche vordem noch, des äußeren Scheines [illegible] um Nachſtellungen [illegible] den, beigewohnt hatten," und gewiß war [illegible] ein „entſcheidender

1) Der Brief iſt vom 4. Nov. 1555.
2) Knox, hist., 91. Vgl. Cook, 392 ff.
3) M'Crie, I, 177.

Von Edinburg begab sich Knox dann auch in andre Gegenden Schottlands, um auch hier die heimlichen Anhänger des Evangeliums zu offenem Hervortreten zu entflammen. Laird Erskine bewog ihn, mit ihm nach seinem Schlosse Dun in der Nähe von Angus zu reisen, und hier blieb er einen ganzen Monat, indem er täglich predigte und die benachbarten Gutsbesitzer herbeikamen, um sich von ihm in der Wahrheit des Heiles unterrichten zu lassen. Dann begab er sich nach Calder-House, einem Schlosse in West-Lothian, zu Sir Jakob Sandilands, dem Comthur des Johanniterordens in Schottland. Sandilands, ein bereits hochbetagter Greis, der sowohl wegen seiner Macht, als auch wegen seiner Weisheit und Mäßigkeit in hohem Ansehn stand, war von je her ein Freund der Reformation gewesen und hatte schon im Jahre 1548 gewagt, einen evangelischen Prediger, Johann Spottswood, einen Schüler Cranmers, in Calder anzustellen. Dadurch war auch in den Zeiten des größten Druckes nach der Einnahme von St. Andrews viel evangelisches Leben in Ost-Lothian verbreitet worden und das Schloß Calder der Sammelplatz der Evangelischen, sowohl aus dem Adel, als auch aus der Gentry gewesen. Hier fand Knox daher auch einen wohl bereiteten Boden. Er traf hier mit einer Anzahl von einflußreichen Personen zusammen, die er zu neuem Muth zu erwecken suchte. Namentlich waren es drei junge Leute, die er hier kennen lernte und deren spätere Standhaftigkeit im Bekennen des Evangeliums ohne Zweifel den Bemühungen Knox' zu nicht geringem Theile zu verdanken ist: Archibald Lord Lorn, der Sohn und Nachfolger des Grafen von Argyle, Lord John Erskine, der spätere Graf Mar, und Lord Jakob Stuart, ein natürlicher Sohn Jakobs V., welcher damals Prior von St. Andrews war, aber nachmals als Graf Murray die Regentschaft in Schottland nach der Vertreibung Maria Stuarts überkam[1]). „Diese, sagt Knox, billigten seine Lehre so sehr, daß sie wünschten, sie möge öffentlich eingeführt werden."

Von Calder ging er wieder nach Edinburg, wo er auf's Neue zu lehren anfing, und begab sich dann nach Weihnachten, auf Wunsch des Laird Lockhart von Bar und de[illegible] von Kincancleugh, in die Grafschaft Kyle, den[illegible] er ebenfalls eine Anzahl von [illegible]redigte in den Häusern von [illegible]rth, und eben so in de[illegible]rten das Abendma[illegible]gleich verpflichteten, der [illegible]geschah auch zu Finlayston, [illegible]der ihn kurz vor Ostern [illegible]milie, sondern auch [illegible]und Glencairn,

[illegible]en gelernt. Der-

ein Mann von guten Kenntniſſen, hat ſich ſeit der Zeit ſtets als einen eifrigen Schützer der Reformation erwieſen. In Calder, wohin Knox ſich darauf wieder begab, fanden ſich außer den Bewohnern der Umgegend auch eine Anzahl von Leuten aus Edinburg ein, mit denen er denn auch das Abendmahl hielt, und eben ſo brachte er bei einem erneuerten Aufenthalte zu Dun, „wo er jetzt mit größerer Offenheit ſeine Lehren vortrug," die Edelleute der Grafſchaft Mearns dahin, durch Theilnahme am Abendmahl der Meſſe abzuſagen und — ein feierliches Bündniß mit einander zu ſchließen, durch welches ſie ſich gegenſeitigen Schutz gelobten und verſprachen, zur Beſeitigung des Papſtthums und zur Aufrichtung der Reformation, ſobald ſich ihnen dazu nur eine günſtige Gelegenheit böte, alle ihre Kräfte einſetzen zu wollen[1]). So ließ es ſich Knox angelegen ſein, überall die Gemüther zu einem vollkommenen Bruche mit der römiſchen Kirche zu bewegen und die Anhänger des Evangeliums, die bisher vereinzelt und eben deßhalb machtlos dageſtanden hatten, zu einer geſchloſſenen Partei zuſammen zu bringen, die im Stande wäre, den übermächtigen Prälaten die Spitze zu bieten. Mit demſelben unerſchrockenen Eifer, mit welchem er vordem in England für das volle und lautere Evangelium eingetreten war, ſehen wir ihn auch hier wieder unausgeſetzt thätig, und gewiß war die Gefahr, der er ſich ausſetzte, keine geringe.

Knox trat freilich Anfangs nur im Geheimen auf und ſeine Freunde ſuchten auch, Angeſichts der noch immer in voller Machtvollkommenheit daſtehenden römiſchen Kirche, ſeine Anweſenheit ſo viel als möglich geheim zu halten; aber verborgen bleiben konnte dieſelbe doch auf die Dauer nicht, und je mehr ſein Anhang wuchs, deſto mehr mußten ſeine Gegner auf ihn aufmerkſam werden. So kam es denn auch vor die Biſchöfe, daß zu Ayr ein evangeliſcher Prediger die Leute zum Widerſtande gegen das Papſtthum aufgefordert habe, und bald erfuhr man auch, daß dieſer Prediger Knox ſei. Die Biſchöfe wandten ſich an die Regentin und machten ſie auf die Gefahren aufmerkſam, die daraus entſtänden, wenn man dieſen, der ein ſo überaus gelehrter Mann ſei, ungehindert ſeine Lehren vortragen laſſe. Sie forderten die Feſtnahme des Predigers, und würden ſchon jetzt ihr Ziel erreicht haben, hätte die Regentin nicht Grund gehabt, die Evangeliſchen zu ſchonen[2]). Als aber der Anhänger des Reformators immer mehr wurden und namentlich als das Gerücht von jenem Bündniſſe ſich verbreitete, welches die Edelleute von Mearns mit einander geſchloſſen hatten, — „die Mönche liefen von allen Seiten nach den Biſchöfen," ſagt Knox[3]) — da waren die Prälaten entſchloſſen, auch ohne die Regentin einen entſchiedenen Schritt gegen den Pre-

1) Knox, hist., 92.
2) Vgl. Letter to the Lady Mary, Regent of Scotland, im Anhang zu Knox, hist., pag. 416 f.
3) hist., 92. Vgl. Cook, II, 2 f.

diger zu thun. Sie luden ihn nach Edinburg vor das geiſtliche Gericht, wo er in der Kirche der Dominikaner am 15. Mai erſcheinen ſollte, und ohne Zweifel würde Knox dem Schickſale Wiſharts nicht entgangen ſein, wäre nicht ſein Anhang bereits zahlreich genug geweſen, um den Prälaten Furcht einzuflößen, und hätten ſich die evangeliſch geſinnten Edelleute nicht entſchloſſen, ihren Prediger zu ſchützen.

Knox war bereit, zu Edinburg zu erſcheinen, aber zugleich kam auch Erskine von Dun nebſt einer großen Anzahl Bewaffneter in die Stadt[1]). Dadurch wurden die Prieſter bewogen, ihr Unternehmen aufzugeben, zumal ſie auch der Hilfe der Regentin nicht ſicher waren. Sie erſchienen deßhalb nicht im Gericht, ſondern gaben vor, es ſeien Formfehler bei der Ladung vorgekommen, welche es ihnen unmöglich machten, die „Unterredung" mit Knox abzuhalten, und — der Erfolg war, daß Knox jetzt in dem Hauſe des Biſchofs von Dunkeld ſelbſt öffentlich und vor einer Verſammlung predigte, die größer war, als je zuvor. „Zehn Tage hindurch verkündigte er Vor- und Nachmittags den Bewohnern Edinburgs das Evangelium, und keiner von den Prieſtern wagte es, ihn auch nur im Geringſten zu beläſtigen, oder auch nur zu widerſprechen[2])." „Die Seufzer meines Herzens," ſchreibt er deßhalb an ſeine Schwiegermutter, „ſind nicht vergeblich geweſen, und die Zeit unſrer Befreiung naht heran, denn wie auch der Satan toben mag, die Gnade des heiligen Geiſtes iſt doch mächtiger, als er, und giebt täglich neue Beweiſe von der ewigen Liebe unſres gnädigen Vaters!" Ja, ſo freudig iſt er über den ihm zu Theil gewordenen Erfolg, daß er meint, „der Tod werde ſüß ſein, wenn er nach noch 14 ſolchen Tagen in Edinburg ihn treffen ſollte, wie er" damals als er den Brief ſchrieb, „deren drei erlebt habe[3])!"

Unter denen, welche den Prediger hörten, war auch der Graf von Marshal, welchen Glencairn bewogen hatte, die Reden Knox' zu beſuchen, und dieſer wurde der Art vom Evangelium ergriffen, daß er meinte, es ſei möglich, auch die Regentin zu ihm herüberzuziehen, wenn ſie daſſelbe nur recht kennen lernte. Er überredete Knox daher, an dieſelbe einen Brief zu ſchreiben, in welchem er ſie ermahnen ſollte, dem Worte Gottes Gehör zu geben. Knox war dazu gern bereit, und der Graf Glencairn übernahm es, das Schreiben zu überreichen. Es war der Brief, verglichen mit Knox' ſonſtiger Schreibweiſe, die nicht ohne Härte und Rückhaltsloſigkeit war, und verglichen überhaupt mit der Art und Weiſe, wie man damals religiöſe Streitſchriften abzufaſſen pflegte, nicht nur in einem ſehr höflichen Tone, ſondern auch in einem für die damalige Zeit elegant zu ernennenden Style geſchrieben,

1) Es war eine hergebrachte Sitte, daß Angeklagte von ihren Freunden vor Gericht begleitet wurden. Vgl. Rudloff I, 74. Anm. 2.

2) Knox, l. c.

3) M'Crie, I, 183.

und man ſieht, daß der Verfaſſer ſich Mühe gegeben hat, zu vermeiden, was die Regentin hätte erbittern können. Nachdem er ſich von den Verleumdungen zu reinigen geſucht hat, die „zu den Ohren ihrer Gnade über ihn gedrungen ſein möchten," als ob er ein „Ketzer" ſei und Aufruhr predige, dankt er der Königin für die von ihr bewieſene Mäßigung, durch welche „die Anſchläge des Satans vereitelt ſeien" und nennt das „ſeinen Troſt," nicht blos ſeinetwegen, ſondern auch der Regentin wegen, die dafür die Gnade Gottes davon tragen werde. Er bittet ſie, in „dieſer Mäßigung und Güte" gegen Alle fortzufahren, welche „auf ſo ungerechte Weiſe angeklagt würden," und bezeugt, wie er alles Gute von ihr erwarte: mütterliche Liebe gegen ihre Unterthanen, ſtrenge Gerechtigkeit gegen alle Mörder und Unterdrücker, ein Herz, das frei ſei von Eigennutz und Parteilichkeit, und ein eifriges Bemühen um das öffentliche Wohl. Dann aber macht er ſie darauf aufmerkſam, daß ſo lange eine Beſſerung der Sitten unmöglich ſei, als die Religion ſelbſt ſo ſehr im Argen liege, und er erbietet ſich, ihr Aufſchluß über die Irrthümer und Verkehrtheiten zu geben, welche die Kirche „überfluthet" hätten, wenn ſie ihn hören wolle. Jetzt weiſt er ſie nur darauf hin, daß man in Sachen der Religion nicht auf die Schrift, ſondern lediglich auf Menſchenmeinungen ſich ſtütze, und daß daher das Verderben der Kirche gekommen ſei. Er wiſſe wohl, ſagt er, daß Neuerungen in Religionsſachen mit Gefahren verbunden ſeien, aber die Gefahren, die von Seiten der verderbten Kirche kämen, ſeien doch noch größer, und wenn die Regentin ſich auch nicht zur Durchführung einer Reformation für berechtigt hielte, ſo wäre ſie doch auch nicht verpflichtet, den Götzendienſt und andre offenbare Mißbräuche aufrecht zu erhalten, noch die Wuth der Geiſtlichkeit zu dulden, welche unſchuldigen Menſchen mörderiſch nachſtelle aus dem alleinigen Grunde, weil dieſelben Gott nach Maßgabe des Wortes Gottes anbeteten[1])."

Man ſieht aus dieſem Briefe, daß die Evangeliſchen auf den guten Willen der Königin Mutter noch immer ihr Vertrauen ſetzten, daß ſie wenigſtens von ihr erwarteten, ſie werde die eine Partei nicht um der anderen willen unterdrücken wollen, ſondern auch dem Evangelium Freiheit verſtatten. Aber die Regentin hatte doch nicht Luſt, ſich mit dem Reformator einzulaſſen. Als ihr Glencairn den Brief übergab, warf ſie nur einige oberflächliche Blicke in denſelben und reichte ihn dann dem Erzbiſchof von Glasgow mit den Worten hin: „Da haben Sie ein Pasquill!" ohne weiter darauf einzugehn[2]). Ihre Mäßigung gegen die Evangeliſchen war ja nur eine Maske, die ſie bereit war, fallen zu laſſen, ſobald ſie derſelben nicht mehr bedürfte, und ſo war denn dieſer Schritt der Evangeliſchen vereitelt. Knox blieb Nichts übrig, als den Brief ſpäter mit Anmerkungen verſehen, zu veröffentlichen, und dieſe ſind

1) S. den Brief im Anhange zu Knox, hist., 413 ff.
2) Knox, hist., 92. Vgl. Cook, II, 9 f.

denn allerdings weniger höflich und zurückhaltend. „Wie mich die Liebe bewog," sagt er, „zweideutige Worte im besten Sinne auszulegen, so treibt mich nun die Pflicht gegen Gott (der mir nie befohlen hat, irgend einem irdischen Fürsten zu schmeicheln), euch zu sagen, daß, wenn ihr die Ermahnungen Gottes nicht höher achtet, als die Cardinäle, nämlich als ein Pasquill, daß er euch dann bald Boten senden wird, mit welchen ihr nicht mehr auf diese Weise werdet scherzen können. Ich sprach nicht zu euch, Madame, in meinem früheren Briefe, noch thue ich es in diesem, wie Pasquillus zum Papst spricht, zu Gunsten Solcher, welche ihren Namen nicht nennen dürfen, sondern ich komme in dem Namen Jesu Christi, bezeugend, daß die Religion, die ihr beschützt, fluchwürdiger Götzendienst ist, was ich mich selbst durch die klarsten Zeugnisse der Schrift zu erweisen anbiete. Und in diesem Streite stelle ich mich allen Papisten im Königreiche dar, keine andre Waffe verlangend, als Gottes heiliges Wort und die Freiheit meiner Zunge[1])." —

Um diese Zeit empfing Knox Briefe von Genf, welche ihn dorthin zurück verlangten. Die Frankfurter Fremdengemeinde hatte sich in Folge der Einführung der englischen Liturgie durch Dr. Cox getrennt, und der eine Theil derselben, der die einfache Weise des Gottesdienstes vorzog, war nach der Stadt Calvins übergesiedelt, um dort in Frieden leben zu können. Diese, an deren Spitze Wittingham und Fox standen, begehrten Knox zu ihrem Prediger und baten ihn dringend, sie nicht zu verlassen. Knox willigte ein, und die schottischen Freunde konnten ihn nicht bewegen, im Vaterlande zu bleiben. Er machte zwar noch einmal eine Rundreise durch die Gegenden, wo er in der letzten Zeit gepredigt hatte und ermahnte die Brüder zur Standhaftigkeit, aber — selbst die Bitten des alten Grafen von Argyle, den er auch noch besuchte, waren nicht im Stande, ihn von seinem Entschlusse abzubringen. „Wenn Gott," sagte er, „ihren geringen Anfang so segnete, daß sie nun in der Gottseligkeit beharrten, dann möchten sie nur befehlen und sie würden ihn jeder Zeit gehorsam finden, aber einmal müßte er doch auch noch die kleine Heerde besuchen, von der gottlose Leute ihn vertrieben hätten!" In diesen Worten liegen auch wohl die Gründe, die ihn bewogen, noch einmal sein Vaterland zu verlassen: Er fühlte sich verpflichtet, denjenigen beizustehen, die um seinetwillen ihre sonst günstige Lage in Frankfurt aufgegeben hatten, und dann mochte er auch einsehen, daß der Zeitpunkt für eine durchgreifende Reformation in Schottland noch nicht gekommen sei[2]). Der Samen, den er gestreut hatte, mußte erst aufgehen und Früchte tragen, und seine Abwesenheit sollte die Schotten zu um so größerer Entschiedenheit anspornen. So verließ

1) Knox, hist., im Anhange, 425 f.

2) Tytler, VI, 80 f. tadelt Knox, daß er Schottland verlassen — „whilst his writings at this season had all the impassioned Zeal, his conduct betrayed some want of the ardent courage of the martyr." — Ob Knox nicht gleichwohl weise gehandelt hat, sich nicht vor der Zeit zu opfern?

er denn Schottland im July 1556. Seine Frau und Schwiegermutter, welche Wittwe geworden war, hatte er von Edinburg aus, wo ſie zu ihm gekommen, vorausgeſchickt, und er traf ſie in Dieppe wieder, von da mit ihnen nach Genf reiſend [1]).

Kaum war er jedoch abgereiſt, ſo erneuerten die Geiſtlichen ihre Anklagen wider ihn. Mit großem Geräuſch wurde er abermals vorgeladen, und da er nicht erſchien, verurtheilten ſie „ſeinen Leib zu den Flammen und ſeine Seele zur Verdammniß.“ Auch wurde wenigſtens ſein Bild am Marktkreuz zu Edinburg durch Henkershand öffentlich verbrannt, ein Urtheil, gegen welches er dann in einer eigenen Schrift Berufung einlegte, nicht zwar an den Papſt oder an die Regentin, ſondern an das Volk von Schottland [2]), zugleich mit einer Ermahnung an den Adel und die Gemeinden ſeines Vaterlandes [3]), in welcher er ſeine bisher vorgetragene Lehre überſichtlich darzuſtellen ſuchte. Es ſind dieß dieſelben Grundſätze, zu denen er ſich auch ſchon in England bekannt hatte: „es iſt kein andrer Name, in welchem wir ſelig werden können, als der Jeſu Chriſti, und alles Vertrauen auf das Verdienſt anderer Menſchen iſt eitel und trügeriſch — nachdem der Heiland durch das Opfer ſeiner ſelbſt diejenigen, welche das verſprochene Himmelreich erben werden, geheiligt und mit Gott verſöhnt hat, ſind alle anderen Opfer, welche die Menſchen für ihre Sünden darbringen wollen, Gotteslästerung — Jedermann iſt verpflichtet, die Sünde zu haſſen, da dieſelbe Gott ſo verhaßt geweſen iſt, daß kein anderes Opfer, als der Tod ſeines Sohnes dafür genug thun konnte — Gott zu verherrlichen iſt eines Jeden Schuldigkeit, da derſelbe ſelbſt denjenigen nicht verſchonte, der der Abglanz ſeiner Herrlichkeit iſt, ſondern ihn hingab, damit er den ſchmachvollen und grauſamen Tod am Kreuze für uns erlitte — diejenigen, welche von ihren früheren Sünden abgewaſchen ſind, ſind gehalten, ein neues Leben zu führen, indem ſie die Lüſte des Fleiſches bekämpfen und trachten, Gott durch gute Werke zu ehren.“ — Namentlich aber weiſt Knox hier darauf hin, daß diejenigen, denen das Licht des Lebens aufgegangen, nun auch davon öffentlich ein Bekenntniß ablegen müßten. Wie der Herr ſage: wer mich bekennet vor den Menſchen, den will auch ich bekennen vor meinem himmliſchen Vater, ſo müſſe nun auch der Chriſt jede Art von Götzendienſt, Aberglauben und falſcher Religion, überhaupt Alles vermeiden, was nicht ſeinen Grund habe im Worte Gottes. Ja, auf dieſe Ermahnung kommt er immer wieder zurück, und ſtellt ſich ſelbſt, ſowie auch Alle, die um des lauteren Evangeliums willen angeklagt würden, unter den Schutz des Adels und Volkes von Schottland, indem er darauf hinweiſt, wie ungerecht es ſei, daß die Prälaten ihn um ſolcher, ſo durchaus

1) Knox, hist., 92 f.
2) S. die Appellation im Anhange zur History, pag. 427 ff.
3) S. Anhang.

mit dem Worte Gottes übereinſtimmender Lehren willen angeklagt und verurtheilt hätten.

Außer dieſer längeren Schrift richtete er bald nach ſeiner Ankunft zu Dieppe auch noch einen Brief an ſeine ſchottiſchen Freunde, in welchem er ihnen Rathſchläge giebt, wie ſie es in ſeiner Abweſenheit mit dem Gottesdienſte halten möchten. Vor Allem empfiehlt er einem Jeden häufiges und ſorgfältiges Leſen der heiligen Schrift und das Abhalten von Hausgottesdienſten in jeder Familie. Er ermahnt, allwöchentlich zuſammen zu kommen, wenn es irgend thunlich ſei, dann in ſolchen Verſammlungen gemeinſam die Schrift zu leſen und zu erklären. Beginnen aber ſollten ſie da ſtets mit einem Sündenbekenntniß und mit Gebet und Dank zu Gott, und am beſten ſei es, wenn ſie beim Leſen der Schrift das alte und neue Teſtament ſo miteinander verbänden, daß ein Stück des alten zugleich mit einem entſprechenden des neuen geleſen werde. Da möge dann ein Jeder ſagen, was er auf dem Herzen habe, ſei es eine Ermahnung, ſei es eine Auslegung, und auch wenn Jemandem ein Zweifel aufſtiege, ſo möge er darüber reden, doch ſo, daß es mit Beſcheidenheit geſchehe und zu gegenſeitiger Erbauung diene. Viele Worte, gewagte Auslegungen und Meiſtern der Schrift ſollten ſie jedoch ſorgfältig vermeiden, und wenn ſie auf Schwierigkeiten im Verſtändniß ſtießen, ſo ſei es am beſten, gelehrte Männer um Aufklärung anzugehen, wie er denn auch ſelbſt bereit ſei, ihnen jeden Aufſchluß zu geben, ſobald ſie ſich an ihn wendeten. Schließen ſollten ſie ihre Verſammlungen dann aber auch ſtets mit Gebet[1]). In dieſen Rathſchlägen, ſo durchaus der damaligen Lage der Evangeliſchen in Schottland entſprechend, ſind bereits die Grundzüge der Gottesdienſtordnung enthalten, wie dieſelbe ſpäter von Knox in der Kirche ſeines Vaterlandes eingeführt iſt, und es ſcheint auch, daß ſie von den Anhängern der Reformation befolgt worden ſind. Unter den Briefen, welche Knox von Genf aus an ſeine Freunde ſchrieb, iſt eine ganze Anzahl ſolcher, welche Antworten auf ihm vorgelegte Fragen enthalten, und es bekunden dieſelben eben ſowohl die Gewiſſenhaftigkeit der nach Aufſchluß Verlangenden, als auch die Treue, mit welcher Knox ſeine Landsleute in der Erkenntniß des Evangeliums zu fördern ſuchte. Immer iſt er bemüht, wie auf der einen Seite dem Leichtſinn, der die Schrift nach ſeinem Gefallen auszulegen ſucht, ſo aber auch auf der anderen jener zu großen Aengſtlichkeit vorzubeugen, welche, anſtatt zu dem Geiſte der Schrift hindurch zu dringen, ſich lediglich an den Buchſtaben anklammern möchte.

Der Aufenthalt Knox' in Schottland war für die Förderung der Reformation von der höchſten Bedeutung. Er hatte die zerſtreuten Bekenner des Evangeliums erſt wieder zu einer Partei vereinigt und ſie dadurch ſtark gemacht, um den Kampf mit dem Prälatenthum aufnehmen zu können, und eben ſo hatte er ſie von aller Unentſchloſſenheit, wie auch von aller Unklar-

1) Vgl. M'Crie, I, 103, nach dem Manuſcript.

heit in ihren Grundſätzen, die vorher noch groß genug war, gereinigt. Der Grundſatz, den er ſtets verfochten hatte: daß in Chriſto allein alles Heil ſei und daß deßhalb auch der Herr allein durch ſein Wort ſeine Kirche zu regieren habe, war durch ihn die Ueberzeugung aller derer geworden, die in Schottland nach einer Verbeſſerung der Kirche verlangten, und dadurch war jede Vereinbarung mit der römiſchen Kirche abgeſchnitten. Jetzt galt es, entweder Chriſtus oder der Papſt, und wir werden ſehen, wie dieſer von Knox ausgeſtreute Same auch bald heranreifte. Der vollſtändige Bruch mit der römiſchen Kirche, wie er wenige Jahre ſpäter eintrat, war die Frucht, welche Knox von ſeinen Bemühungen erntete. Er ſelbſt aber lebte bis dahin in Sicherheit zu Genf, um dann zu rechter Zeit wieder auf dem Kampfplatze in ſeinem Vaterlande zu erſcheinen und den Sieg herbeiführen zu helfen.

Elftes Kapitel.

Knox in Genf.

Die Tage, die Knox nun in Genf verlebte, waren die ruhigſten ſeines Lebens. Es war ihm bisher nie ſo gut geworden. Zum erſten Male durfte er ſich des ungeſtörten Umganges mit den beiden Perſonen erfreuen, die ihm auf Erden die liebſten waren, mit ſeiner Frau und Schwiegermutter, und in friedlicher Häuslichkeit konnte er jetzt daran denken, ſeine durch die raſtloſen Anſtrengungen der letzten Jahre ſehr geſchwächte Geſundheit wieder herzuſtellen. Dazu kam das gute Einvernehmen, in welchem er eben ſowohl mit Calvin und der Genfer Geiſtlichkeit, als auch mit denen ſtand, die ihn zu ihrem Prediger berufen hatten. Mit großer Liebe hing die engliſche Fremdengemeinde an ihm, und von den Frankfurter Mißhelligkeiten war hier keine Spur. Vielmehr wie er in der Genfer Kirche überhaupt ein Muſterbild jener Reinheit vor ſich ſah, die er immer auch für die Kirche von England gewünſcht hatte, ſo war es ihm auch vergönnt, in ſeiner Gemeinde ganz nach ſeiner Ueberzeugung zu wirken. Nicht die Liturgie der Hochkirche war hier in Geltung, ſondern vielmehr jenes Gebetbuch, das er ſelbſt vordem für die Frankfurter Gemeinde hatte ausarbeiten helfen, und eben ſo fehlte es auch nicht an jenem ſittlichen Ernſte, auf den er ſtets gedrungen hatte. Mit großer Befriedigung ſehen wir ihn deßhalb auch in den Briefen, die er um dieſe Zeit an Freunde ſchrieb, über ſeine gegenwärtige Lage ſich ausſprechen, ja, er ladet dieſelben ein, auch herüber zu kommen und ſich des Friedens zu erfreuen, der ihm und den Seinigen in Genf zu Theil geworden ſei. Eine beſſere Zufluchtsſtätte könnten ſie nirgend finden. „In meinem Herzen“,

ſchreibt er an den Londoner Gaſtfreund Locke[1]), kann ich nur wünſchen, daß es Gott gefallen möge, euch auch hierher zu führen, wo, wie ich mich nicht ſcheue zu behaupten, die beſte Schule für einen Chriſten iſt, wie ſie ſeit den Tagen der Apoſtel niemals auf Erden iſt gefunden worden. Ich gebe zu, daß auch an anderen Orten Chriſtus wahrhaft gepredigt wird, aber eine ſo ernſtliche und gewiſſenhafte Beſſerung der Sitten, wie des Glaubens, habe ich bisher an keinem andern Orte angetroffen."

Doch aber war er keineswegs entſchloſſen, ſich dauernd in Genf niederzulaſſen. Immer wieder zog es ihn doch nach dem Vaterlande, und wie er nicht aufhörte, in ſtetem brieflichen Verkehr mit den Brüdern in Schottland zu ſtehen, ſo war er auch bereit, dahin zurückzukehren, ſobald nur günſtigere Ausſichten auf das Gelingen der Reformation dort ſich zeigen würden. Er ſchreibt darüber an ſeine Freunde in Edinburg (d. d. 16. März 1557):[2]) „Mein Wunſch und tägliches Gebet iſt, daß ich euch nicht allein beſuchen, ſondern auch, daß ich mit Freuden meinen Kampf unter euch endigen möchte, und ihr dürft verſichert ſein, daß, ſobald nur eine größere Anzahl unter euch mich zurückverlangt, daß es dann durch die Gnade Gottes weder Furcht vor Strafe, noch auch vor zeitlichem Tode ſein wird, was mich davon abhalten könnte, zu euch zu kommen." Und daß dieſe Zeit einmal eintreten werde, wo auch in Schottland der Herr den Sieg behalte, daran zweifelt er durchaus nicht. „Satan", ſchreibt er, „wüthet zwar jetzt, aber mächtig iſt der, der ja verſprochen hat, in Allem, was wir auf ſeinen Befehl unternehmen, mit uns zu ſein, zur Ehre ſeines heiligen Namens und zur Aufrechthaltung des rechten Glaubens. Deßhalb fürchten wir denn auch keine feindſelige Macht, ja, im Vertrauen auf unſern Gott verachten wir ſie alle, ſie ſeien Könige oder Kaiſer, Menſchen, Engel oder Teufel. Sie werden nie im Stande ſein, über die einfache Wahrheit Gottes, die wir bekennen, den Sieg davon zu tragen; nach Gottes Zulaſſung mögen ſie wohl über unſre Leiber triumphiren, aber unſre Sache wird den Sieg behalten trotz des Teufels."

Bald ſollte denn auch ein Ruf aus dem Vaterlande an ihn gelangen. Im Mai deſſelben Jahres kam Jakob Syme, bei dem Knox zu Edinburg gewohnt hatte, und Jakob Barron, ein anderer Bürger von Edinburg, nach Genf und überbrachten ihm einen Brief, unterzeichnet von dem Grafen Glencairn, dem Lord Lorn, Erskine und Jakob Stuart, welcher ihn zur Rückkehr nach Schottland aufforderte[3]). „In dem Herrn innig Geliebter," ſo lautete das Schreiben: „Die Gläubigen, die ihr ja kennt, ſind, Gott ſei Dank, ſtandhaft in dem Glauben, in welchem ihr ſie verlaſſen habt, und ſie haben täglich den herzlichſten Wunſch, euch wieder bei ſich zu haben, weß-

1) S. oben S. 94. Der Brief bei M'Crie, I, 197.
2) l. c.
3) Knox, hist., 97 f.

halb wir denn auch, ſo Gott will und die Zeit es euch erlaubt, euch von Herzen bitten im Namen des Herrn, wieder zu uns zu kommen. Ihr werdet alle Gläubigen, die ihr hier zurückgelaſſen habt, nicht blos hoch erfreut ſehen, eure Lehren zu hören, ſondern auch bereit, Gut und Blut daran zu ſetzen, um die Ehre Gottes zu fördern, ſobald die Zeit es erlauben wird. Und obgleich die Obrigkeiten in dieſem Lande ſich noch in demſelben Zuſtande befinden, wie damals, als ihr fort gingt, ſo haben wir doch nicht erfahren, daß ſeit der Zeit irgend welche Grauſamkeit verübt worden iſt, ſondern wir ſind vielmehr überzeugt, daß Gott ſeine Heerde vermehren wird, weil wir die Mönche, dieſe Feinde Jeſu Chriſti, ſtets mehr in Verachtung gerathen ſehen ſowohl bei der Königin, als auch bei den übrigen Großen des Reiches. Dieß iſt in wenigen Worten die Meinung der Gläubigen, ſowohl derer, die hier anweſend, als auch der übrigen, die abweſend ſind. Was wir ſonſt noch auf dem Herzen haben, wird der gläubige Ueberbringer dieſes Briefes euch noch weiter mittheilen, und ſo lebt denn wohl in dem Herrn!"

Knox legte dieſen Brief ſowohl ſeiner Gemeinde, als auch Calvin und den übrigen Genfer Predigern vor, und bat ſie um ihre Entſcheidung. Wenn ſie es für nöthig hielten, ſo wollte er gehen, und Calvin ſprach ſich, in Uebereinſtimmung mit den Uebrigen, denn auch dahin aus, daß „er den Ruf nicht ablehnen dürfe, ohne widerſpenſtig gegen Gott und undankbar gegen ſein Vaterland zu ſein." Das entſchied für den Entſchluß des gewiſſenhaften Mannes. Gern wäre er noch in Genf geblieben, und ungern entließ ihn ſeine Gemeinde, aber Beide unterwarfen ſich dem, was ſie als den Willen Gottes erkannten, wie denn auch ſeine Familie nicht widerſtrebte, ihn von ſich zu laſſen. Er antwortete, daß er kommen werde, ſobald es ihm werde möglich ſein, und nachdem Wilhelm Wittingham, ein gelehrter Mann und treuer Freund Knox' ſchon von England her, zu ſeinem Nachfolger ernannt war, nahm er Abſchied von ſeinen Freunden und ging nach Dieppe (im October 1557)[1]. Seine Frau aber nebſt Schwiegermutter und den zwei Söhnen, welche ihm in Genf geboren waren, ließ er einſtweilen unter dem Schutze Calvins zurück, mit der Abſicht, ſie nachkommen zu laſſen, ſobald ſich zeige, daß ſie in Schottland ſicher würden leben können.

Doch ſollte er ſich zu Dieppe unerwarteter Weiſe aufgehalten ſehen: Während er dort auf ein Schiff wartete, das ihn hinüber bringen könnte, empfing er andre Briefe aus Schottland, die ihn bedenklich machten. Man ſchrieb ihm, es ſeien neue Berathungen unter den Anhängern des Evangeliums gepflogen worden, und der größte Theil ſei doch vor den Gefahren zurückgebebt, die ein offenes Vorgehen mit ſich bringen würde. Sie bedauerten deßhalb auch, ihn zur Rückkehr eingeladen zu haben[2].

1) Knox, hist., 98.

2) Knox, l. c. Doch kamen dieſe Briefe nur von Privatleuten in ihrem eigenen Namen, obgleich ſie freilich Thatſachen berichteten.

Knox wurde über dieſe Nachricht nicht wenig entrüſtet, und ſchrieb auch ſofort wieder einen Brief nach Schottland, in welchem er ſeinen Freunden die ernſteſten Vorſtellungen machte. Er verhehlte ſeinen Unwillen keineswegs. Es ſei ihm unangenehm, ſagt er, daß er erſt mit ſo viel gelehrten und frommen Männern dieſe Angelegenheit habe berathen müſſen und daß er nun doch unverrichteter Sache wieder zurückkehren ſolle. Das ſei ebenſowohl für ihn, als für ſie etwas Schimpfliches, denn das ſähe ſo aus, als ob er vorſchnell und aus Eitelkeit ſich Etwas unterfangen habe, oder als ob ſie eine große Thorheit begangen hätten, ihn einzuladen. Einigen möchte es wohl als etwas Geringfügiges erſcheinen, ſo für Nichts und wieder Nichts ſeine Familie und Gemeinde verlaſſen zu müſſen, aber er möchte um Alles in der Welt es nicht noch einmal durchmachen, ſich ſo von den Seinigen loszureißen und ſo viele ernſthafte Leute beim Abſchiede weinen zu ſehen. Was für eine Antwort er denn nun geben ſolle, wenn er gefragt werde, warum er die Reiſe nicht fortgeſetzt habe? Doch könne er Gott zum Zeugen anrufen, daß ihn die perſönlichen Unannehmlichkeiten, denen er ſich ſo ausgeſetzt ſehe, noch am wenigſten mit Kummer erfüllten, ſondern was ihn am meiſten ſchmerze, das ſei der Gedanke an die traurigen Folgen, die aus ſolchem Betragen für ſie und ihre Kinder und Unterthanen hervorgehen würden, wenn ſie nun die Gelegenheit, die ſich ihnen darböte, das Evangelium aufzurichten, vorübergehen ließen. Ihn freilich treffe am Ende kein Tadel, wohl aber die Edelleute in Schottland, und — wenn ſeine Worte auch wohl hart erſchienen, ſo ſollten ſie doch auch bedenken, daß ein treuer Freund nicht ſchmeicheln könne, zumal in einer Sache, welche das ewige Seelenheil eines ganzen Königreiches betreffe. „Was die Seufzer und Schmerzen meiner betrübten Seele zu bedeuten haben, das," ſagt er, „wird Gott ſchon einſt an's Licht bringen, aber das will ich noch hinzufügen: wenn euch Jemand überreden will, aus Furcht vor etwa möglichen Gefahren von eurem Vorhaben abzuſtehen, ſo haltet ihn weder für klug, noch für euren Freund, ſondern für einen Narren und für euren Todfeind. Ich weiß wohl, daß gefährliche Verwirrungen auf euer Unternehmen folgen werden, wie ich es euch auch ſchon in meinem früheren Briefe geſagt habe, aber o! freudig und heilſam ſind dieſe Trübſale, welche der Menſch erdulden muß, um den in ſeinem Worte geoffenbarten Willen Gottes zu vollbringen, denn wie ſchrecklich ſie auch immer dem natürlichen Menſchen erſcheinen mögen, ſo ſind ſie doch nicht im Stande, diejenigen, die ſie erdulden, zu überwinden, die unſichtbare und unüberwindliche Macht Gottes vielmehr wird ſie aufrecht erhalten und ſchützen, wie er es allen denen verheißen hat, die ihm mit einfältigem Herzen gehorchen. Ihr habt keine geringere Urſache, in eurem Unternehmen vorwärts zu gehen, als Moſes hatte, vor Pharao zu treten, denn eure Unterthanen, ja eure Brüder ſind unterdrückt, ihre Leiber und ihre Seelen ſchmachten in Feſſeln, und Gott redet zu eurem Gewiſſen, wenn ihr nicht etwa taub ſeid mit der

der blinden Welt, daß ihr euer Leben daran ſetzen müßt, es ſei gegenüber den Königen oder den Kaiſern, zu ihrer Befreiung. Dazu allein ſeid ihr zu Fürſten des Volkes berufen und empfangt Ehre und Abgaben nach Gottes Befehl, nicht um eurer Geburt und Herkunft willen (wie die meiſten Leute fälſchlicher Weiſe glauben), ſondern wegen eurer Pflicht und Schuldigkeit, welche darin beſteht, eure Unterthanen und Brüder vor Gewaltthat und Bedrückung zu beſchützen, und zwar mit Aufbietung aller eurer Kräfte[1])."

Außer dieſem Briefe ſandte Knox auch noch Privatſchreiben an einzelne Edelleute, an Erskine von Dun, Wiſhart von Pittarrow u. A., in denen er die Hoffnung ausſprach, daß er bald günſtigere Nachrichten von Schottland empfangen werde. Er ſelbſt aber beſchloß, da er nicht nach Genf zurückkehren mochte, vorläufig eine Reiſe durch Frankreich zu machen und hier die evangeliſchen Gemeinden zu beſuchen, die in dieſem Lande ja auch Verfolgung genug zu erdulden hatten. Namentlich die Evangeliſchen in Paris litten um dieſe Zeit viel von den blutigen Händen der Römiſchen, an deren Spitze der Cardinal von Lothringen ſtand, und das mochte für Knox, der ſich einer unfreiwilligen Muße hingegeben ſah, auch wohl ein Antrieb ſein, den Brüdern in Frankreich Zuſpruch und Troſt zu bringen, zumal er von Genf aus bereits Bekannte unter denſelben gewonnen hatte[2]). Auch ſehen wir ihn bald an den Kämpfen der franzöſiſchen Gemeinden Antheil nehmen. Da man die Evangeliſchen dort beſchuldigt hatte — Knox ſagt, daß dieſe Verleumdung von dem Cardinal von Lothringen ſelbſt ausgegangen ſei —, als trieben ſie bei ihren nächtlichen Zuſammenkünften allerlei Dinge, die das Licht zu ſcheuen hätten, ſo hatte die Gemeinde in Paris dagegen eine Vertheidigungsſchrift erlaſſen, und Knox fertigte davon eine engliſche Ueberſetzung an, die er mit Noten und Zuſätzen verſah, um ſie für ſeine Landsleute drucken zu laſſen. Ebenſo ſcheint er an verſchiedenen Orten in Frankreich gepredigt zu haben, und namentlich wird von einer in la Rochelle gehaltenen Rede berichtet, in welcher er auch über die Hoffnungen, die er für ſein Vaterland hege, ſich ausgelaſſen haben ſoll. In drei oder vier Jahren, ſoll er da geſagt haben, hoffe er das Evangelium auch in Edinburg zu verkündigen, eine Erwartung, welche freilich von dem zum größten Theile aus Römiſchen beſtehenden Zuhörern ungläubig aufgenommen wäre, ja, ihm ſogar den Haß derſelben zugezogen hätte, die aber hernach, als ſie wirklich eingetroffen ſei, nur dazu gedient, ſeine damaligen Zuhörer zur Annahme der Reformation zu bewegen. Auch von einem Kinde, das er in la Rochelle getauft habe, wird erzählt[3]).

Hernach finden wir ihn dann aber doch wieder in Genf. Die erwarteten Nachrichten von Schottland ſcheinen ihm doch zu lange ausgeblieben zu

1) S. den Brief in Knox, hist., 98 ff. Er iſt datirt vom 27. Oct. 1557.
2) Vgl. M'Crie, I, 202, Anm.
3) Row, historie. Vgl. M'Crie, I, 204.

ſein, und überhaupt treten uns um dieſe Zeit bei ihm ernſtliche Bedenken entgegen, ob das Unternehmen in Schottland auch weiter zu verfolgen ſein möchte. Nicht zwar war es perſönliche Furcht, was ihn zu ſolchen Bedenken veranlaßte — daß er ſelbſt bereit war, um des Herrn willen Alles, und wär's auch den Tod, zu erleiden, das tritt überall in ſeinen Briefen hervor — aber vielleicht hatte der Anblick deſſen, was die Bekenner in Frankreich zu dulden hatten und eben ſo die Nachricht von mancherlei Unruhen, die in Schottland ausgebrochen waren, ihn zu den Erwägungen veranlaßt, ob er die Brüder in Schottland auch ſolchen Verfolgungen ausſetzen dürfe. „Als ich," ſagte er, „von den Trübſalen erfuhr, die in jenem Königreiche zu Tage treten, fing ich an, in folgender Weiſe zu mir ſelbſt zu reden: Soll denn Chriſtus, der Bringer des Friedens, der Eintracht und der Ruhe, gepredigt werden, wo Krieg verkündigt, Aufruhr angezettelt und Unruhen hervorgerufen werden? Soll denn ſein Evangelium angeklagt werden als die Urſache von all' den Trübſalen, die da folgen mögen? Was für ein Troſt kann es dir ſein, zu ſehen, daß die eine Hälfte des Volkes ſich gegen die andre erhebt, ja, daß die eine es wagt, die andre zu tödten und zu vernichten? Und vor Allem, was für eine Freude für dein Herz kann es ſein, mit deinen eigenen Augen wahrzunehmen, daß dein Vaterland an die Fremden [1]) verrathen werde, was doch am Ende unvermeidlich wäre? Sind ja doch diejenigen, welche die Pflicht hätten, es ſelbſt und ſeine Freiheit zu vertheidigen, ſo blind, thöricht und halsſtarrig, daß ſie ihr eigenes Verderben nicht ſehen wollen [2])." Mit ſolchen und ähnlichen Gedanken, die uns ſo recht doch einen Blick in die Gewiſſenhaftigkeit des Mannes thun laſſen und die Vorwürfe widerlegen, als ſei Knox ſelbſt Nichts, als ein blinder Tumultuant geweſen, hat er ſich Monate lang in Genf herum getragen, ſo daß er faſt bereit war, die Reiſe nach Schottland ganz aufzugeben.

Doch traten dann bald auch wieder andre Erwägungen in den Vordergrund. Es war ja die Sache des Herrn, dem war deßhalb auch Alles anzuvertrauen, und jene Befürchtungen ſchienen doch am Ende nicht hinreichend genug, um vor Schritten zurück zu beben, durch welche die Kirche Chriſti in Schottland allein aufgerichtet werden konnte. Später klagt er ſich deßhalb ſelbſt an, daß er ſich durch Zweifel und durch die unſchlüſſigen Briefe einiger Brüder habe entmuthigen laſſen; „er wiſſe ja doch, was zu thun ſei," und ſo ſehen wir ihn denn nun auch ſich wieder ganz an die Sache des Herrn und an ſein Vaterland ſich dahin geben, unerſchrocken eintretend für Das, was er als des Herrn Willen erkannt, und vertrauend, daß der, deſſen Sache es ſei, es auch zum guten Ende führen werde.

1) An die Franzoſen nämlich, da die Regentin franzöſiſche Truppen in's Land zog.

2) M'Crie, I, 205.

In dieſen Zeitraum fallen nun aber auch noch zwei Schreiben an ſeine Landsleute, welche nicht übergangen werden dürfen. Das erſte, vom 1. December 1557 datirt, iſt an die Evangeliſchen in Schottland überhaupt gerichtet, während das zweite, vom 17. Dec., blos an die Edelleute geht, beide aber ſind gerade deßhalb von Wichtigkeit, weil ſie auf die Anſichten des Mannes und auf ſeine Stellung zu damaligen Parteiungen ein Licht werfen.

Das erſte wendet ſich hauptſächlich gegen die Wiedertäufer, dieſe von Luther recht treffend ſogenannten „Schwarmgeiſter", welche ihre eigenen Gedanken an die Stelle des Wortes Gottes ſetzten und im Namen der chriſtlichen Freiheit nicht blos gegen die Mißbräuche der römiſchen Kirche ſtritten, ſondern vielmehr alle kirchliche und bürgerliche Ordnung über den Haufen werfen wollten. Von Deutſchland und den Niederlanden, wo dieſelben hauptſächlich ihr Weſen hatten, waren ſie auch nach England gekommen, und dort hatte Knox ſchon im Jahre 1553 Gelegenheit gehabt, ihre Grundſätze kennen zu lernen. Er erzählt ſelbſt[1]), wie ihn ein Anhänger dieſer Secte in ſeiner Wohnung beſucht und ihm unter dem Siegel tiefſter Verſchwiegenheit ein Buch überreicht habe, mit dem Verlangen, es zu leſen. Sofort ſei er in demſelben jedoch auf eine Stelle geſtoßen, welche den Satz aufgeſtellt habe, daß „weder die Welt, noch die ſündigen Geſchöpfe in ihr durch Gott, ſondern durch den Teufel geſchaffen ſeien, weßhalb denn auch dieſer der Gott dieſer Welt heiße," und deßhalb habe er den Mann auch ſogleich vor ſolchen verkehrten Lehren gewarnt und ihm aus der Schrift zu erklären geſucht, in welchem Sinne der Teufel der Gott dieſer Welt genannt werde. Doch habe der Mann darauf erwiedert: „Weg mit eurem geſchriebenen Worte! wir haben ein eben ſo gutes und ſicheres Wort der Wahrheit, welches uns dieſe Erkenntniß giebt, als ihr ein ſolches für euch und eure Meinungen habt!" — Solche Leute, hatte nun Knox erfahren, ſeien auch nach Schottland gekommen, und deßhalb ſah er ſich veranlaßt, auf das Eindringlichſte vor ihnen zu warnen, da er wohl einſah, daß ſie nur den Samen des Unkrautes ſähen und das ſo gut von ihm begonnene Werk in Verwirrung bringen könnten.

Er dringt deßhalb bei den Schotten vor allen Dingen auf Reinheit in Sitten und Lebenswandel, und zwar ſollten ſie ſich nicht blos vor den Papiſten hüten, ſondern auch vor einer neuen Secte, welche vorgäbe, gegen den Aberglauben zu ſtreiten, die aber aus der evangeliſchen Gemeinſchaft gewichen und nicht weniger gefährlich und dem Evangelium feindlich wäre, als die Anhänger Roms. Sie drängen, ſagt er zwar auch auf Reinheit des Lebens, aber auf eine ſolche, wie ſie niemals in der Kirche gefunden worden ſei, weder vor, noch nach der Vollendung des neuteſtamentlichen Kanons. Vor

1) In ſeiner Answer to the Blasphemous Cavilations written by an Anabaptist, pag. 405 f., einer ſpäter (1560) von ihm herausgegebenen Schrift. Vgl. M'Crie, I, 211.

Allem aber träten ſie der Macht und Weisheit Gottes zu nahe, indem ſie (pelagianiſch) dem freien Willen des Menſchen die Seligkeit zuſchrieben. „Wenn," ſagt er, „irgend Etwas wäre, das Gott nicht vorher beſtimmt hätte, ſo entbehrt er der Weisheit und des freien Regimentes, oder wenn irgend Etwas geſchehen iſt oder noch geſchehen kann, was Gott nach ſeinem Wohlgefallen nicht zugelaſſen hat, ſo iſt er nicht allmächtig. Wenn aber dieſe drei Eigenſchaften Gottes, nämlich die Weisheit, das freie Regiment und die Allmacht, geleugnet werden, ſo bitte ich euch, was dann von ſeiner Gottheit noch übrig bleibt? Von der Weisheit Gottes erkennen wir, daß ſie alle Bosheit des Satans und alle die ſchrecklichen Uebelthaten derer, welche von der Sünde umſtrickt ſind, zwingt, zu ſeiner Ehre und zum Heil ſeiner Erwählten zu gereichen. Von ſeiner Macht aber glauben und bekennen wir, daß ſie unendlich und ſo beſchaffen iſt, daß keine Creatur im Himmel und auf Erden ihr widerſtehen kann, und endlich, was ſein Regiment anbetrifft, ſo wiſſen wir, daß es frei iſt, daß keine Creatur wagen darf, mit ihm zu rechten oder zu fragen: weßhalb haſt du dieß oder das gethan? Aber die Quelle ihres fluchwürdigen Irrthums (welcher darin beſteht, daß in Gott keine Gerechtigkeit ſei außer der, die ihr thörichtes Hirn zu begreifen vermag) werden wir, ſo Gott will, gelegentlich ſpäter euch aufdecken." Unter dem Scheine des Abſterbens des alten Menſchen und eines rechtſchaffenen Lebens, behauptet er weiter, „untergrüben ſie das Anſehen Chriſti und beſtritten die freie Rechtfertigung durch ſein Blut." Auch ſeien ihre Lehren viel gefährlicher, als die offenkundigen Mißbräuche des Papſtthums. Dieſe leuchteten von ſelbſt ein, und die ungerechte Gewalt würde nicht im Stande ſein, den wahren Glauben zu unterdrücken, ſobald derſelbe nur erſt von einem Volke ernſtlich ergriffen worden ſei. „Aber dieſe betrüglichen und falſchen Lehren der Wiedertäufer ſeien ein Gift, welches, einmal getrunken, nur mit großer Schwierigkeit wieder ausgetrieben werden könne." Deßhalb ſollten ſie ja „die Geiſter recht prüfen," die zu ihnen kämen, und ſollten nicht leiden, daß ſich Jemand zum Lehrer aufwürfe nach ſeinem eigenen Bedünken und ohne daß er vorher geprüft ſei, wie ſie denn auch heimliche Verſammlungen des Volkes verhindern ſollten. Sonſt würde Satan bald ſeine Sendlinge unter ihnen haben, welche „den Weinberg unſers himmliſchen Vaters verwüſten" würden [1]).

Der andere Brief, an die proteſtantiſchen Lords beſonders gerichtet, warnte in gleicher Weiſe vor einer der Reformation drohenden Gefahr: vor der Vermiſchung der Sache Chriſti mit ſelbſtſüchtigen und blos weltlichen Intereſſen. Dieſe Gefahr lag namentlich für die Großen des Reiches nahe genug. Ihr Gegenſatz gegen das Prälatenthum beruhte ja von Alters her auf politiſchen Gründen, und wie die Prieſterkirche mit dem nach unumſchränkter Herrſchaft ſtrebenden Königthume ein Bündniß eingegangen war,

1) M'Crie, I, 210 ff., nach Manuſcript.

ſo verflocht ſich auf Seiten der Barone ihr Beſtreben nach Reinigung des kirchlichen Weſens zugleich mit dem Intereſſe, das ſie hatten, ihre hergebrachten Rechte gegenüber der Krone zu bewahren. Dazu kam, daß die reichen Beſitzungen der Prieſterſchaft manchen der Edelleute anlocken und ihm die Ausſicht bieten mochten, die eigenen zerrütteten Verhältniſſe wieder herzuſtellen. Knox erkannte dieſe Gefahr ſehr wohl, und auf das Angelegentlichſte ſucht er den Lords deßhalb vor Augen zu ſtellen, um was es bei dem gegenwärtigen Streite allein ſich handle. Er erinnert ſie an die Fürſten und Helden, welche berühmt geworden ſeien durch ihren reinen Eifer für die Sache Gottes und empfiehlt ihnen deren Beiſpiel zur Nachahmung. Ihr einziges Beſtreben müſſe ſein, die Ehre Gottes, das Reich Jeſu Chriſti und ihr eigenes, ſowie ihrer Brüder ewiges Heil zu befördern, überhaupt ihr Vaterland von geiſtlichem und weltlichem Drucke zu befreien, nicht aber ihre eigene Ehre zu ſuchen und ſich ſelbſt zu vergrößern und zu bereichern, nicht ſich zu rächen an ihren öffentlichen oder heimlichen Freunden. Ueberhaupt tritt das Beſtreben des Reformators, die Sache, der er dient, vor aller Vermiſchung mit unlauteren Intereſſen zu bewahren, in dieſem Briefe auf das Augenſcheinlichſte hervor, und die Ermahnungen, welche er den Lords hier zukommen läßt, ſtanden vielleicht im Zuſammenhange mit jenen Bedenken, von denen er, wie wir geſehen haben, eine Zeit lang beunruhigt worden war. Jeſus Chriſtus und das in ihm allein zu erlangende Heil erſcheint auch hier als das Einzige, dem er mit allen ſeinen Kräften ergeben iſt[1]).

Zugleich läßt er ſich hier dann aber auch darüber aus, ob und in wie weit es erlaubt ſei, der oberſten Staatsgewalt Widerſtand zu leiſten. Die Lords hatten ihm dieſe Frage vorgelegt, und er ſelbſt hatte über dieſelbe mit ſeinen gelehrten Freunden auf dem Feſtlande verhandelt. Auch war dieſe Frage den ſchottiſchen Großen nicht blos durch die religiöſen, ſondern auch durch die politiſchen Verwickelungen ihres Landes nahe genug gelegt. Durch die Verbindung mit Frankreich, welche durch die Verheirathung Maria's mit dem Dauphin die engſte geworden war, war Schottland ja allerdings unter den Einfluß dieſer Macht gerathen, und ohne Frage war es mehr, als ein bloßer Verdacht, wenn die Barone argwöhnten, daß man an eine Unterdrückung der Landesfreiheiten und daran denke, Schottland gänzlich in Abhängigkeit von Frankreich zu bringen. Die Königin-Mutter handelte offenbar nur in franzöſiſchem Intereſſe, wie ſie ſelbſt eine Franzöſin war. Franzoſen, unter ihnen namentlich der Marquis d'Oſell, der Geſandte Frankreichs, bildeten ihre nächſten Rathgeber[2]), franzöſiſche Truppen ſtanden ſeit der Eroberung von St. Andrews fortwährend im Lande, und namentlich bei den Verhandlungen über die Verheirathung Maria's mit dem franzöſiſchen

1) M'Crie, I, 213 f., nach Manuſcript.
2) Tytler, VI, 60.

Prinzen und über die Uebertragung der Krone an denſelben kamen Dinge vor, welche deutlich zeigten, daß man in Paris weiter zu greifen gedächte, als die Schotten willens waren, zu erlauben[1]), und als es ſich mit den Freiheiten und der Unabhängigkeit des Landes vertrug. Daß da die Barone, welche auf ihre hergebrachte Unabhängigkeit hielten, argwöhniſch wurden und daran dachten, ſie könnten in den Fall kommen, ſich ſolchen Beſtrebungen mit aller Macht zu widerſetzen, war natürlich, wie ſie denn bereits in dem gegen England beabſichtigten Kriege ihre Hülfe verweigert hatten, weil derſelbe lediglich im Intereſſe Frankreichs unternommen ſei[2]). Dazu kamen dann die religiöſen Verwickelnngen. Die Regentin hatte den Evangeliſchen zwar allerlei Zuſagen gemacht, aber ſicher war man ihres guten Willens gegen die Anhänger des Evangeliums doch keineswegs, und auch hier konnte ein ernſtlicher, am Ende gar bewaffneter Widerſtand doch zuletzt nothwendig werden. So hatte man ſich denn an Knox mit der Frage gewendet, wozu man im vorkommenden Falle verpflichtet und berechtigt ſei.

Knox legte in ſeiner Antwort eine große Mäßigung an den Tag und zeigte, daß er keineswegs auf Gewaltſamkeiten hinausgehe und, wie man ihm oft vorgeworfen hat, am trotzigen Auflehnen gegen die Obrigkeit ſeine Freude habe. Keineswegs ſuchte er die leicht entflammten Gemüther der Schotten gegen die Regentin und deren ſchlechte Regierung noch mehr aufzubringen, und eben ſo wenig rieth er, ſich mit dem Herzoge von Chatelherault, der ſich wieder eine Partei zu bilden ſuchte und die Regentin zu ſtürzen dachte, oder mit anderen politiſch Unzufriedenen zu verbinden, vielmehr warnt er ſeine Freunde auf das Angelegentlichſte vor allen Verbindungen und Unternehmungen, die mit dem Reiche Gottes Nichts zu thun hätten. Auf dem Feſtlande, ſagt er, geht das Gerücht, daß die Schotten Aufruhr im Sinne hätten, und Alle, welche dem Evangelium anhingen, ſollten davor ſich hüten und ſich vorſehen, daß ſie nicht als Solche erſchienen, welche wegen weltlicher Zwecke und um ihrer perſönlichen Abſichten willen den Staat in Verwirrung brächten. Er denke freilich nicht daran, ſeine früher ausgeſprochenen Grundſätze zurückzunehmen, daß es nämlich den Baronen und der ganzen Nation erlaubt ſei, tyranniſchen Maßregeln des Staatsoberhauptes entgegen zu treten; vielmehr ſei er noch immer der Meinung, daß es ein großer Unterſchied ſei, in geſetzlicher Weiſe Gehorſam zu leiſten oder aus Furcht den Fürſten zu ſchmeicheln und in ſolchen Dingen, welche auf den Schaden des Gemeinwohls hinausgingen, ihnen unrechtmäßiger Weiſe zu Willen zu ſein; die Barone ſeien die ordnungsmäßigen Wächter der nationalen Freiheiten, und es gäbe gewiß eine Gränze, über welche hinaus der Gehorſam den Unterthanen nicht mehr erlaubt ſei; aber — man dürfe nicht zum Widerſtande

1) Tytler, VI, 70 ff.
2) Knox, hist., 66.

ſchreiten, wenn nicht die Dinge in tyranniſcher Weiſe auf das Aeußerſte gebracht worden ſeien. Die Evangeliſchen namentlich hätten allen Grund, bei Allem, was ſie thäten, vorſichtig zu ſein, und ihren Gegnern keine Gelegenheit zu geben, ſie zu beſchuldigen, daß ſie unter dem Deckmantel der Religion aufrühreriſche Zwecke verbergen. Sie ſollten deßhalb, dazu ermahne er ſie feierlich, in allen geſetzlichen Dingen der Regentin unverweigerlichen und willigen Gehorſam leiſten und dabei bleiben, daß ſie durch demüthige und wiederholte Vorſtellungen ſich die Gunſt der Königin-Mutter zu erwerben und ſie zu bewegen ſuchten, wenn auch nicht ihre Sache zu fördern, ſo ſie doch wenigſtens vor Verfolgung zu ſchützen. Wenn ſie ſich weigere, Etwas zur Verbeſſerung der Kirche zu thun, ſo ſollten ſie, die Lords, wenigſtens dafür ſorgen, daß ihnen und ihren Brüdern das Evangelium gepredigt und die Sakramente rein verwaltet würden, wenn aber, während ſie ſich ruhig verhielten, dennoch Verſuche gemacht werden ſollten, ſie mit Gewalt zu unterdrücken, dann allerdings glaube er nicht, daß ſie, wegen der Stellung, die ſie einnähmen, verpflichtet ſeien, zu dulden, daß ihre Brüder hingemordet würden, im Gegentheil, dann wäre es ihnen erlaubt, ja, ihre heilige Pflicht, die Bedrohten zu vertheidigen, auch mit den Waffen in der Hand. Aber auch in ſolchem Falle ſollten ſie bezeugen, daß ſie bereit ſeien, der Regentin in all den Dingen zu gehorchen, welche mit ihrer Treue gegen Gott beſtehen könnten, und ſollten alle Verbindung mit ehrgeizigen, parteiſüchtigen und aufrühreriſchen Menſchen vermeiden[1]). —

Auch mit anderen Arbeiten ſehen wir Knox um dieſe Zeit in Genf beſchäftigt. Mit einigen gelehrten Männern ſeiner Gemeinde verband er ſich, um die Bibel in's Engliſche zu überſetzen, ein Werk, das unter dem Namen „Genfer Bibel“[2]) bekannt iſt, und deſſen Werth allerdings eine verſchiedene Beurtheilung erfahren hat. Es war mit Vorbemerkungen verſehen, welche mit höchſtem Freimuth ſich über kirchliche und politiſche Dinge ausſprachen, weßhalb es denn auch von der Königin Eliſabeth und namentlich von ihrem Nachfolger Jakob I. wenig gebilligt wurde. Der Letztere nannte es die ſchlechteſte Ueberſetzung, die er jemals geſehen habe, während es nichtsdeſtoweniger von anderen Ueberſetzern viel benutzt worden iſt und das Urtheil Sachverſtändiger dahin lautet, daß es gut geweſen ſei, wenn es noch mehr benutzt worden wäre[3]). Eben ſo gab Knox um dieſe Zeit den bereits erwähnten „Brief an die Königin-Regentin“ heraus, ſo wie auch die „Appellation“ und die „Ermahnung an die Edlen und das Volk von Schottland“, zwei Schriften, welche nicht wenig zu immer weiterer Verbreitung und Befeſtigung der evangeliſchen Geſinnungen im Vaterlande des Reformators

1) M'Crie, I, 214 ff., nach Manuſcript.
2) The Geneva Bible.
3) M'Crie, l. c. I, 216 f.

beigetragen haben. Namentlich die „Ermahnung“ war recht dazu angethan, das Evangelium dem Volke an's Herz zu legen. Knox zeigte in derſelben, daß die Sorge für die Religion und deßhalb auch die Verbeſſerung der Kirche eine Pflicht der weltlichen Obrigkeit, ja eine ihrer hauptſächlichſten Pflichten ſei. Es ſei dieß eben ſowohl ein Gebot der Natur, als auch der Offenbarung, und die Schotten würden „weniger Sorge tragen für die wahre Religion Gottes, als die Heiden für ihren Götzendienſt“, wenn ſie dieſer Pflicht nicht nachkommen wollten. Die niedren Obrigkeiten, die Edlen und Stände des Reichs wären in ihren Kreiſen ebenſowohl an dieſe Pflicht gebunden, als die Könige und die Fürſten. Auch erfordere es ihr eignes zeitliches und ewiges Intereſſe, in dieſem Stücke ihre Schuldigkeit zu thun. Sie wären vernünftige Geſchöpfe, nach dem Ebenbilde Gottes geſchaffen; ſie hätten zum ewigen Leben berufene Seelen und wären verantwortlich für all ihr Verhalten; ſie wären verpflichtet, zu unterſcheiden zwiſchen Wahrheit und Irrthum und die wahre Religion zu bekennen, möchten ſie nun Könige, oder Barone oder Biſchöfe ſein. Wenn der Götzendienſt aufrecht erhalten und das Evangelium unterdrückt, wenn das Blut der Unſchuldigen vergoſſen würde und ſie dazu ſchwiegen und nicht Alles thäten, um ſolche Uebel zu beſeitigen, wie ſie dann ihr Verfahren zu verantworten im Stande wären? — Hier tritt alſo die Meinung des Reformators auf das Deutlichſte hervor. Wo es ſich um die Behauptung des Evangeliums handelt, da iſt ein Jeder zum Widerſtande verpflichtet, denn das Reich Gottes iſt über Alles, doch ſoll der Widerſtand auch allein geleiſtet werden um des Evangeliums willen und alle anderen weltlichen Intereſſen ſollen fern bleiben, eine Verunreinigung der Sache Gottes mit niederen weltlichen Gelüſten iſt auf das Sorgfältigſte zu vermeiden. Und unter dieſem Geſichtspunkte des reinen Eifers für das Evangelium haben wir ohne Zweifel auch die Schrift Knox' zu betrachten, welche wohl am meiſten von den Gegnern angegriffen iſt und auf die in ſo vorzüglicher Weiſe die gegen den Reformator erhobenen Anklagen ſich ſtützen, als ſei es überhaupt Aufruhr geweſen, was er begünſtigt habe: den „erſten Trompetenſtoß gegen das Weiberregiment“ [1]).

Die Veranlaſſung zu dieſer Schrift, in welcher er auf die heftigſte Weiſe die in England und Schottland übliche weibliche Thronfolge beſtreitet, war ohne Zweifel für ihn die blutige Regierung der „katholiſchen Maria“ [2]). Man kann es begreifen, wie das Gemüth dieſes redlichen Anhängers der Reformation von den Qualen ergriffen wurde, welche ſeine Brüder in Eng-

1) „The first Blast of the Trumpet against the monstrous Regiment of Women.“ Vgl. Knox, hist., pag. 468 ff.

2) Vgl. Knox' Brief an Cecil in der Hist., pag. 206, wo er die Regierung Eliſabeths bedingungsweiſe anerkennt.

land um ihrer Treue gegen den Herrn willen zu erdulden hatten. Kerker und Scheiterhaufen waren die Mittel, durch welche die Römischen ihre Herrschaft in dem unglücklichen Lande wieder herzustellen suchten, und die Königin zeigte sich dabei allerdings durchaus in dem Lichte eines schwachen, d. h. von ihren Leidenschaften sowohl, als von denen ihrer Günstlinge beherrschten Weibes. Wenn Knox dieser Maria und dem gegenüber, was unter ihrer Autorität an den Evangelischen in England verübt wurde, auf den Gedanken kam, ob das Weib überhaupt durch seine Natur befähigt und von Gott dazu bestimmt sei, einem Gemeinwesen als Herrscherin vorzustehen, so war das durchaus natürlich und nahe liegend, zumal in der Mehrzahl der übrigen Staaten die Frauen von der Thronfolge ausgeschlossen sind und auch in der Schrift Stellen sich finden, welche den Weibern die Geschäfte der Männer, was das kirchliche Leben angeht, untersagen. Auch war diese Frage bei der Thronbesteigung Maria's bereits in England nicht blos von Knox, sondern auch von anderen bedeutenden Männern aufgeworfen worden, so daß dieselbe damals allerdings noch als eine Streitfrage gelten konnte, ja, Eduard VI. hatte, nicht lange vor seinem Tode, dem geheimen Rathe ein Gesetz vorgeschlagen, durch welches auch in diesem Lande die Frauen von der Thronfolge ausgeschlossen werden sollten — nur die ehrgeizigen Absichten des Herzogs von Northumberland, der seine Schwiegertochter, die Johanna Gray, auf den Thron zu bringen gedachte, hatten dieß Gesetz vereitelt. Knox scheint seine Meinungen über diesen Gegenstand auch bereits seit jener Zeit gehegt[1]) und ernstliche Untersuchungen darüber angestellt zu haben. Schon im Jahre 1554 fragte er die Schweizer Gelehrten u. A. auch deßhalb um Rath, und — die Regierungsweise Maria's von England war ganz dazu angethan, ihn in seiner Ueberzeugung zu befestigen. Im Jahre 1556 schrieb er einen Brief, welcher dieselbe Ueberzeugung bekundet, und wenn er die Veröffentlichung seiner Gedanken über das „Weiberregiment" noch verzögerte, so geschah es, weil einige seiner Freunde Bedenken dagegen geäußert hatten. Endlich ließen ihm die stets wachsenden Grausamkeiten, wie sie die englische Königin verüben ließ, keine Ruhe mehr, und „er setzte die Trompete an", um zu zeigen, daß „ein Weib zur Herrscherin irgend welcher Art, sei es in einem Königreiche, einer Nation oder einer Stadt zu machen, ebensowohl mit der Natur streite, als es gegen Gottes Gebot sei, eine Sache, durchaus gegen seinen geoffenbarten Willen und bewährten Befehl, ja, daß es den Stutz aller Billigkeit und Gerechtigkeit herbeiführen müsse." Diesen Satz sucht er dann zu beweisen, indem er darthut, daß die Natur das weibliche Geschlecht zur Unterordnung, nicht zur Herrschaft über das männliche bestimmt habe, wie dieß aus seiner Schwachheit, körperlichen und geistigen, hervorgehe — nur einzelne Frauen würden von Gott „durch besondere Gaben und aus bestimmten Gründen über die

1) War er vielleicht selbst einer der Rathgeber Eduards?

allgemeine Stufe des Weibes erhoben," — und daß das Gesetz Gottes, bei der Schöpfung des ersten Menschenpaares verkündigt, ausdrücklich dem Manne die Herrschaft über das Weib einräume und ihr befehle, ihm unterthänig zu sein. Unter den Juden, sagt er, sei ein Weiberregiment nicht erlaubt gewesen, und eben so sei es gegen die apostolischen Anordnungen, wie es auch zum Schaden der Königswürde selbst und zu andern verderblichen Folgen führe. Allerdings häuft Knox hier alle die Beschuldigungen gegen das weibliche Geschlecht, welche nur irgend dazu dienen können, dasselbe als zur Führung einer weisen, gerechten und unparteiischen Regierung unfähig hinzustellen, wie denn überhaupt die ganze Schrift den Mann in der vollen Rücksichtslosigkeit zeigt, die ihm charakteristisch war, doch — läßt sich auch das tiefere Interesse nirgend verkennen, das ihn bewog, seine Gedanken über diesen Gegenstand unverhohlen auszusprechen, und bedenkt man namentlich, daß die Frau, welche ihm bei der Schilderung des Weibes hier überhaupt vor Augen stand, eben die „blutige Maria" war, welche ja so ganz die dem Weibe eigenthümlichen besseren Eigenschaften verleugnete, so möchte man die Entrüstung, die aus jeder Zeile spricht, wohl auch als gerechtfertigt anerkennen. Ein zwar mit dunklen Farben gemaltes, aber doch nicht unwahres Bild der Maria, deren Seele der Haß gegen die Evangelischen war, hat uns Knox hier gezeichnet, und — wer möchte wenigstens nicht das auch zugeben, daß die Gefahren für das Gemeinwohl, welche Knox von dem Regimente einer Frau befürchtet, wirklich vorhanden sind, daß namentlich in einem Staatswesen, in welchem der Wille des Oberhauptes allein als Gesetz gilt, das Regiment einer Frau etwas höchst Bedenkliches sein müßte[1])?

Uebrigens machte sich Knox über die Aufnahme, welche seine Schrift finden werde, durchaus keine eitlen Erwartungen. Wenn er in der Vorrede auch die Ueberzeugung ausspricht, daß „die Wahrheit Gottes sich zu ihrer Zeit schon Gehör verschaffen werde, da sie wie ein Geruch sei, der nicht unterdrückt werden könne"[2]), so weiß er doch auch, daß er auf viele Gegner stoßen wird. „Es ist mir nicht unbekannt", sagt er, „wie schwer und gefährlich es ist, gegen allgemein gehegte Irrthümer zu reden, zumal wenn die ehrgeizigen Seelen der Männer und Frauen zum Gehorsam gegen den einfachen Befehl Gottes ermahnt werden", und „ich werde meine Gegner nicht blos unter der unwissenden Menge, sondern auch unter den weisen, verständigen und friedliebenden Geistern der Welt haben, so daß ich überzeugt bin,

1) Es darf kaum daran erinnert werden, daß Knox' Meinungen über diesen Gegenstand durchaus nicht neu waren. Nicht blos in den Staaten des Alterthums finden wir meistens Frauen von der Staatsregierung ausgeschlossen, auch die meisten Staatsgesetze des Kontinentes in damaliger Zeit stimmten mit Knox' Ansichten überein. Man muß sagen, die Frage war damals in der That disputabel und — ist es am Ende heute noch.

2) Knox, hist., Anhang, pag. 468 ff.

meine Arbeit werde den Angriffen Vieler nicht entgehen. Man wird mich einen Thoren ſchelten, einen Mann ohne Ehrfurcht, einen Verräther, der Aufruhr ſäe, leicht kann es geſchehen, daß man mich des Hochverraths anklagt, aber da ich ſehe, daß ich mir entweder täglich Vorwürfe machen müßte, indem mein Gewiſſen mir ſagt, daß ich die erkannte Wahrheit auch an den Tag bringen muß, oder daß ich der Welt dadurch, daß ich dieß thue, mißfallen werde, ſo bin ich entſchloſſen, Gott zu gehorchen, mag die Welt darüber wüthen." Er will deßhalb „die Augen bedecken und die Ohren verſchließen" vor allen Gefahren und üblen Nachreden und der Wahrheit die Ehre geben. Ueberhaupt zeigt ihn uns die ganze Schrift als Einen, der ſich bewußt iſt, reden zu müſſen, was er redet, weil es ſich auch hier um den erkannten Willen Gottes handelt, und der bereit iſt, ſeine Pflicht zu thun auf jede Gefahr hin.

Angriffe blieben denn auch nicht aus, namentlich als Diejenige, gegen welche dieſe Schrift eigentlich gerichtet war, bald darauf ſtarb und ihr auf dem engliſchen Throne jene Eliſabeth folgte, auf welche die Evangeliſchen ihre Hoffnungen ſetzten. Von den engliſchen Verbannten, ſelbſt von denen in Genf zum Theil, wurde deßhalb dieß Auftreten ihres Predigers gemißbilligt, und wenn auch Manche mit ſeiner Ueberzeugung übereinſtimmen mochten[1]), ſo hielten ſie es doch für unklug, dieſelbe jetzt ausgeſprochen zu ſehen. So ſchrieb Joh. Fox einen Brief an den Verfaſſer, in welchem er ihn, wenn auch in freundlicher Weiſe, auf das Ungeeignete der Veröffentlichung und auf die Rückſichtsloſigkeit, mit der er geſprochen, aufmerkſam machte, worauf denn freilich Knox erwiderte, daß er von den von ihm aufgeſtellten Grundſätzen noch fortwährend überzeugt ſei[2]). Hauptſächlich aber war es Joh. Aylmer, einer von den evangeliſchen Flüchtlingen und vordem Erzdiakon zu Stowe und Erzieher der Johanne Grey, welcher als Gegner des „Trompetenſtoßes" auftrat. Er ſchrieb eine „freundliche Ermahnung an getreue Unterthanen"[3]), und zwar, wie der Biograph Aylmers ſagt[4]), „in Folge einer von den Verbannten gehaltenen Berathung, um deſto leichter die Gunſt der neuen Königin zu erlangen und allen Verdacht zu entfernen, welchen dieſelbe gegen ſie und gegen die von ihnen bekannte Religion faſſen könnte." Aylmer iſt der Meinung, daß, hätte Knox ſich blos an den vorliegenden Fall, d. h. an die Königin Maria gehalten, er „Nichts hätte ſagen können, und wäre es das Härteſte geweſen, das einen Unbefangenen hätte ärgern mögen", denn die Regierung Maria's ſei in der That „unnatürlich, unvernünftig, unge-

1) Goodman, der College Knox' in Genf, theilte ſeine Meinungen, ebenſo Whittingham und Gilby.

2) Vgl. Strype, Annals, I, 127.

3) An Harborowe for Faithful and Trewe Subjectes, against the late blowne Blast concerning the Governement of Women, Anno MDLIX.

4) Strype, Life of Aylmer, p. 16.

recht und ungeſetzlich" geweſen, Knox' Fehler ſei nur, daß er verallgemeinert habe, was nur von dieſem einzelnen und beſonderen Falle gelte. Im Allgemeinen habe Knox Unrecht, und namentlich, ſobald man die engliſche Verfaſſung in's Auge faſſe, ganz beſonders für England. In einem despotiſchen Staate möge ein Frauenregiment mit Gefahren verbunden ſein, in England aber, wo die Geſetze und nicht die Obrigkeiten regierten, ſei dieß nicht der Fall, denn mache da der König oder die Königin ihren Willen allein geltend, ſo ſei dieß ungeſetzlich und eine Schuld des Monarchen, der es thue, eben ſowohl, als des Parlamentes, das es zugebe. Dieß ſei unter Maria der Fall geweſen. „Da verſündigte ſich das Parlament, gegen ſeinen Eid und gegen ſeine Pflicht, welche es der Krone ſchuldig war, an den Privilegien des Hauſes, indem man ſich dazu drängte, den Segen des Teufels zu empfangen, der durch den Apoſtel des Satans, den Cardinal, über ſie ausgeſprochen wurde" [1]).

Knox meinte dagegen in einer bald darauf veröffentlichten Vertheidigung, Aylmer habe ſeine Meinung den Zeitumſtänden angepaßt und es ſei ihm darum zu thun, die Gunſt Eliſabeths davon zu tragen, indem er ihrer Eitelkeit und Herrſchſucht ſchmeichelte [2]), und wirklich trug dem Vertheidiger des Frauenregiments ſeine Schrift auch bald darauf den biſchöflichen Stuhl von London ein, während Knox von Eliſabeth mit unverſöhnlichem Haß behandelt wurde. Doch würde auch er wohl kaum ſeine Trompete angeſetzt haben, wäre, als er die Schrift verfaßte, die zweite Tochter Heinrichs VIII. ſchon Königin von England geweſen. Offenbar war ſein ganzes Vorgehen, wie durch das blutige Verfahren Maria's hervorgerufen, ſo auch nur gegen dieſe gerichtet, und wenn Knox ſeine Anſichten über den Gegenſtand auch nie geändert haben mag, ſo unterließ er doch den zweiten und dritten Trompetenſtoß, den er noch zu thun beabſichtigte [3]). Die Lage der Evangeliſchen in England war durch Eliſabeths Thronbeſteigung eben eine andere geworden. Auch wurde der Reformator durch die Ereigniſſe in ſeinem Vaterlande, die ſeine thätige Hülfe in Anſpruch nahmen, ſo beſchäftigt, daß er ſchwerlich Zeit hatte, noch Anderes in dieſer Sache zu veröffentlichen.

1) M'Crie, life of J. Knox, I, 420 ff.

2) Auch in dem Briefe an Cecil, hist., 206, ſagt er, daß es nur die Schmeichler ſeien, die der Regierung einer Frau das Wort redeten.

3) M'Crie I, 221. Vgl. Knox, hist., 487, wo er die Gründe angiebt, weßhalb er die Veröffentlichung des zweiten Trompetenſtoßes unterlaſſen: „because many are offended etc." Zugleich theilt er die „Contents of the second blait" mit.

Zwölftes Kapitel.

Ereigniſſe in Schottland während Knox' Abweſenheit.

In Schottland hatten während der Abweſenheit Knox' die evangeliſchen Geſinnungen immer mehr um ſich gegriffen. Durch ſeine Bemühungen war es gelungen, die bis dahin zerſtreuten und zerſprengten Anhänger der reinen Lehre zu einer geſchloſſenen Partei zu vereinigen, und wie dieſelbe ſich bemühte, dieſe Einheit unter ſich immer mehr zu befeſtigen, ſo wuchs auch die Zahl derer, die ſich zum Evangelium bekannten, fortwährend. Auch genoſſen die Evangeliſchen einer Ruhe, welche ihnen vortrefflich zu Statten kam. Mancherlei Umſtände wirkten dazu mit, ihnen dieſelbe zu erhalten, und wenn die Regentin ihnen auch keineswegs wohlwollte, ſondern die Freundlichkeit, die ſie gegen ſie an den Tag legte, nur als eine Maske gebrauchte, die ſie bereit war, bei gelegener Zeit abzuwerfen, ſo bedurfte ſie der Hülfe der evangeliſch geſinnten Barone doch noch immer aus politiſchen Gründen, und ſie war zu ſehr eine Schweſter der Guiſen, um von der Politik ſich nicht vor allen Dingen leiten zu laſſen.

Zunächſt war es ein Krieg mit England, der im Herbſt des Jahres 1556 ausbrach, und der Maria von Lothringen zwang, die Evangeliſchen mit Nachgiebigkeit und Verſprechungen zu ködern. Eigentlich ging freilich der ganze Handel die ſchottiſche Nation durchaus Nichts an. Frankreich war mit Spanien in Krieg gerathen, auch nur aus jener Eiferſucht, welche zwiſchen den in beiden Ländern regierenden Familien beſtand, und da die Königin von England mit Philipp von Spanien verheirathet war, ſo wurde auch das britiſche Reich mit in dieſe Feindſeligkeiten hineingezogen. Schottland, als mit Frankreich verbunden, ſollte nun, ſo wollten es die Guiſen, die Engländer ebenfalls angreifen, und wirklich machte die Königin-Mutter Anſtalten zu dieſem Kriege. Ein Haufen von ſchottiſchen Grenzbewohnern fiel plündernd in England ein, und die Barone wurden zu den Waffen gerufen. Zwar erklärten dieſelben, daß ſie den Krieg für unnöthig und durchaus nicht im Intereſſe des Landes hielten — ſie weigerten ſich ſogar, an demſelben Theil zu nehmen — gleichwohl dauerten die Feindſeligkeiten bis in das nächſte Jahr[1]), und — die Regentin durfte nicht wagen, durch Vorgehen gegen die Evangeliſchen und durch Nachgeben gegen die Forderungen der verfolgungsſüchtigen Geiſtlichkeit die Gunſt der Großen zu verſcherzen.

Ein andrer Grund, der die Königin zu vorläufiger Nachgiebigkeit bewog, war ihr Verhältniß zu dem Herzoge von Chatelherault. Dieſem war

1) Vgl. Tytler, VI, 65 f.

es längſt leid geworden, daß er die Zügel der Regierung an ſie überliefert habe, und auf Zureden und mit Hülfe ſeines Halbbruders, des Erzbiſchofs von St. Andrews, ſuchte er ſich unter den Baronen wieder eine Partei zu bilden, welche ihm auf's Neue zur Regentſchaft verhelfen ſollte. Deßhalb durfte es die Königin-Mutter ebenfalls nicht mit den Evangeliſchen verderben, und wir finden auch, daß ſie gerade die Häupter derſelben, wie Lord Jakob Stewart, den Prior von St. Andrews, Wilhelm Kirkaldy und Maitland von Lethington damals mit ihrer Gunſt beehrte, um an ihnen gegen die Hamiltons eine Stütze zu finden[1]).

Vor allen Dingen aber waren es die Abſichten, welche Frankreich auf die Krone von Schottland hegte, was den Evangeliſchen zu Statten kam. Noch immer war Maria Stuart zu jung, um mit dem Dauphin vermählt zu werden, und erſt bei dieſer Gelegenheit war es möglich, an das Parlament die Forderung zu ſtellen, daß auch der Gemahl Maria's als König von Schottland anerkannt würde, mit andern Worten, den Plan zur Vereinigung beider Reiche zu verwirklichen. So mußten denn die Stände des Reiches bei guter Stimmung erhalten bleiben, und ſo ſtellte ſich denn die Regentin, als ob ſie Willens ſei, den Forderungen der Evangeliſchen nachzugeben, die letzte Entſcheidung freilich immer hinausſchiebend bis zur Mündigkeit ihrer Tochter.

In trefflicher Weiſe wurden dieſe Verhältniſſe nun aber von den Evangeliſchen benutzt. Unangefochten ſtand freilich die römiſche Kirche noch immer da und an eine öffentliche Gottesverehrung nach evangeliſchen Grundſätzen war noch keineswegs zu denken, aber hatten ſich die Freunde der Wahrheit früher verleiten laſſen, noch an der Meſſe und überhaupt an den römiſchen Aufführungen Theil zu nehmen, ſo enthielten ſie ſich deſſelben jetzt gänzlich. Vielmehr bildeten ſie, auf Knox' Rath, eigene Gemeinden, welche auch, wenn auch im Geheimen, ihre Verſammlungen hielten und, ſo gut ſie konnten, für ihre Belehrung und Erbauung ſorgten. Da ſie außer Harlow, Paul Methven, John Douglas und Willock, der zum zweiten Male von Emden kam, keine Prediger hatten, ſo wurde freilich das Abendmahl nicht unter ihnen gefeiert, wenigſtens ſcheint die Nachricht, daß verſchiedene Lords und Edelleute das Mahl des Herrn ſelbſt unter den Ihrigen adminiſtrirt hätten, durchaus zweifelhaft[2]), aber — man wählte einzelne durch Kenntniſſe und Frömmigkeit geeignete Perſonen aus, welche die Schrift vorzuleſen, zu erklären und die Gebete in den Verſammlungen zu ſprechen hatten, und vor allen Dingen ſuchte man die Gemeinden nach dem Muſter der apoſtoliſchen einzurichten, indem man Aelteſte und Diakonen wählte, theils um die Aufſicht über die Sitten zu führen, theils um die Almoſen für die Armen zu

1) Tytler, VI, 67.
2) Vgl. M'Crie, l. c. I, 229.

ſammeln und zu vertheilen. Edinburg war der erſte Ort, wo dieſe Gemeindeordnung in's Leben trat, und zwar ſo, daß dort im Anfang zwei Gemeinden ſich bildeten, die ſich dann aber auf den Rath Erskine's von Dun zu einer zuſammen thaten und bald in Privathäuſern, bald in der Abtei ſich verſammelten, während in Dundee zuerſt ein öffentlicher Gottesdienſt mit einem Prediger und mit Austheilung der Sakramente eingeführt wurde. So organiſirte ſich die evangeliſche Partei immer mehr, ſchloß ſich immer feſter an einander, und — es war nicht zu verwundern, wenn den Prälaten mehr und mehr bange wurde und ſie die Regentin immer dringender beſtürmten, mit Gewalt den Evangeliſchen entgegenzutreten.

Ein Vorfall mußte dazu Veranlaſſung geben. An verſchiedenen Orten des Landes waren die Bilder heimlich fortgenommen worden, und ſo auch in Edinburg das Bild des Schutzheiligen der Stadt, St. Giles. Anfangs hatte man es in den North Loch geworfen und es darauf verbrannt. Das verurſachte allerlei Unruhen in der Stadt, und namentlich erhoben die Mönche ein großes Geſchrei. Die Prälaten wandten ſich endlich an die Regentin, und dieſe willigte denn auch ein, daß die evangeliſchen Prediger vor das biſchöfliche Gericht geladen und wegen ihres „unbefugten Predigens" zur Rechenſchaft gezogen werden ſollten[1]).

Jetzt aber zeigte ſich, daß die Partei der Evangeliſchen ſtark genug war, um den Kampf aufzunehmen. Die Prediger erſchienen freilich, aber in Begleitung der Barone und Edelleute nebſt deren Mannſchaften, ein Umſtand, der unter den Prieſtern nicht geringen Schrecken verurſachte. In einem von der Regentin zuſammenberufenen Rathe war der Biſchof von Gallowey der Meinung, die Regentin ſolle ihre Autorität gebrauchen und die Bewaffneten an die Grenzen des Reiches commandiren[2]), und es erſchien daher auch wirklich eine Proclamation, in welcher einem Jeden, der ohne Befehl in die Stadt gekommen wäre, geboten wurde, auf das Schnellſte ſich zu dem Heere an die Grenze zu begeben und dort fünfzehn Tage lang zu bleiben.

Das aber war vergeblich. Die Edelleute durchſchauten leicht den Plan und weigerten ſich zu gehorchen. Sie begaben ſich vielmehr in Maſſe auf das Schloß, drangen in das geheime Rathszimmer vor, wo eben die Regentin mit den Biſchöfen verſammelt war, und verlangten Gerechtigkeit gegen die Anſchläge der Geiſtlichkeit. Sie meinten, die Regentin würde ſie ſtets als eben ſo treu und gehorſam in Allem, was recht ſei, gefunden haben, als jeden Andern, weßhalb auch ihnen Gerechtigkeit nicht verſagt werden könne. Da die Regentin Ausflüchte ſuchte und keine beſtimmte Zuſagen geben wollte, ergriff endlich Jakob Chalmers von Gathgirth, ein eifriger und unerſchrockener

1) Knox, hist., 94 f.

2) Er ſagte (vgl. Knox, l. c.): „Madame, becaus they ar cum without Ordour, I reid yow send thame to the Border."

Mann, das Wort und ſprach: „Madame, wir wiſſen, daß dieß Alles nur von der Bosheit und den Rathſchlägen jener ſchlechten Menſchen und des Baſtards (des Erzbiſchofs von St. Andrews) kommt, welche da bei euch ſind, aber wir rufen Gott zum Zeugen an, daß wir daran denken werden. Sie unterdrücken uns und unſre Meinungen um ihrer Lügen willen und gehen damit um, uns und unſre Prediger zu tödten — ſollen wir das dulden? Nein, Madame, das wird nicht geſchehen!“ Damit ſetzte er ſeinen Helm auf und die Uebrigen folgten ſeinem Beiſpiel, ſo daß der Regentin Nichts übrig blieb, als gute Miene zu machen. Sie verſicherte, daß ſie weder den Edelleuten, noch ihren Predigern übel wolle. „Die Biſchöfe,“ ſagte ſie, „ſollen euch kein Unrecht thun, ihr ſeid alle meine lieben Unterthanen; ich weiß von jener Proclamation Nichts, und eure Prediger ſollen auch nicht angeklagt werden; ich ſelbſt vielmehr will hören, was zwiſchen euch und den Biſchöfen ſtreitig iſt, ſie aber ſollen euch nichts Böſes thun.“ Dann zu den Biſchöfen gewendet: „Ich verbiete euch, ſie oder ihre Prediger irgend wie zu beläſtigen!“ und nochmals zu den Edelleuten, die ihre Freude kund thaten: „O meine Theuren, ſolltet ihr nicht lieben Gott euren Herrn von ganzem Herzen und euren Nächſten, wie euch ſelbſt[1])?“

So war dieſer Angriff abgeſchlagen, und die Evangeliſchen fühlten um ſo mehr ihre Kräfte und wagten ſich immer kühner hervor. Aber auch die Prälaten glaubten ihre Sache keineswegs verloren geben zu müſſen, und namentlich was die Gebräuche der römiſchen Kirche anlangte, ſo waren ſie nicht Willens, davon auch nur ein Titelchen nachzugeben. St. Gilestag nahte heran, der große Feſttag von Edinburg, an welchem man den Heiligen in feierlicher Proceſſion umherzutragen pflegte. Es wurde daher von der Geiſtlichkeit beſchloſſen, dieſen Tag in gewohnter Weiſe und mit dem hergebrachten Pompe zu feiern, allen evangeliſch Geſinnten zum Trotz, und da das Bild des Heiligen abhanden gekommen war, ſo erging an den Schultheißen (provost) der Stadt die Aufforderung, für die Anſchaffung eines neuen zu ſorgen. Doch hier ſchon trafen ſie auf Widerſtand, wie denn überhaupt die Feſtlichkeit einen üblen Ausgang haben ſollte. Der Rath der Stadt antwortete: „Sie hätten wohl vernommen, daß Gott befohlen habe, die Götzenbilder abzuthun, aber daß er verordne, neue zu errichten, ſei nirgend geſchrieben.“ Damit mußten ſich die Geiſtlichen abgewieſen ſehen, und es half Nichts, daß ſie dem Rathe der Stadt mit dem Fluche drohte, dieſer vielmehr appellirte von dem „parteilichen und ungerechten Gerichte des Biſchofs“ — doch wohl nur um Zeit zu gewinnen — an den Papſt. Dennoch wollten die Prieſter und Mönche einmal ihre Feſtlichkeit haben. Sie ſahen ſich daher genöthigt, ein kleineres Marmorbild des Heiligen von den Franziskanern zu borgen, wofür ſie aber Silbergeräth zum Pfande hinterlegen mußten. Dieß Bild wurde mit Nägeln

1) Knox, l. c. Vgl. Cook, II, 16.

auf einer Bahre befeſtigt, und — ſo ſetzte ſich der Zug in Bewegung, mit Trommeln und Trompeten, Fahnen und Pfeifen, und angeführt von der Regentin ſelbſt „mit all ihren Pfaffen," wie Knox ſagt, „zur Ehre des Tages." Die Evangeliſchen waren über ſolchen Aufzug jedoch auf das Höchſte entrüſtet und entſchloſſen, gegen den Götzendienſt aufzutreten. Zwar riethen auch Einige, wie David Forreſt, ſich ſtill zu verhalten und die Wuth der Prieſter nicht zu reizen, doch konnten dieſe nicht durchdringen. Als daher die Regentin den Zug verlaſſen hatte und ſich derſelbe auf dem Rückwege befand, drängten ſich Einige an das Bild heran, als ob ſie es mit tragen helfen wollten. Sie nahmen die Bahre auf die Schultern und fingen an, ſie zu ſchütteln, um den Heiligen hinab zu werfen, doch verhinderten das die Nägel. Da rief Jemand: „Nieder mit dem Götzenbild! nieder mit ihm!" und nun entſtand eine von jenen wilden Scenen, wie ſie bei ſolchen Volksaufläufen gewöhnlich ſind. Das Bild wurde zu Boden geworfen, es entſtand ein allgemeiner Wirrwarr, die Prieſter wollten Anfangs ihren Heiligen vertheidigen, mußten aber die Flucht ergreifen, und das Volk rief ſpottend aus: „Pfui über Dich, junger St. Giles! Dein Vater würde ſich beſſer betragen haben!" Knox ſchildert dieſen Auftritt mit unverkennbarem Spott. „Die Prieſter und Mönche," ſagt er, „flohen noch ſchneller, als bei Pinky. Nieder ſtürzten die Kreuze, fort ging es mit den Chorhemden, den Rundmützen und den gekrönten Hauben. Die Franziskaner ſchnappten nach Luft, die Dominikaner pruſteten und die Prieſter zitterten und flohen, und glücklich der, der zuerſt nach Hauſe kam, denn ein ſo plötzlicher Schrecken kam nie vorher unter das Geſchlecht des Antichriſts im ganzen Königreiche. Zufällig ſtand da auf der Straße ein luſtiger Engländer, und als er ſah, daß Alles ohne Blutvergießen abging, rief er über die Straße herüber: „Pfui, ihr H—föhne! warum habt ihr eure Reihen verlaſſen? Die Straße hinunter gingt ihr ſtolz und in Freuden, warum fliehet ihr Schufte jetzt ſo ohne Ordnung? Kehrt um und ſchlagt euch doch für die Ehre eures Gottes! Pfui, ihr Feiglinge! pfui! ihr ſeid des Brodes nicht werth, das ihr eßt!" Aber die Ermahnung half Nichts, denn ehe ſie nicht in ihren vier Wänden waren, hatte dieſe Armee keine Ruhe[1])."

Das war nun allerdings ein öffentlicher Friedensbruch, ob zwar hervorgerufen durch den Trotz, mit welchem die Römiſchen die bereits zum öffentlichen Gewiſſen gewordene evangeliſche Ueberzeugung beleidigt hatten. Die Regentin ließ jedoch den ganzen Vorfall ungeahndet. Allerdings wurden Unterſuchungen angeſtellt, um die Rädelsführer zur Strafe zu ziehen, es kam jedoch Nichts dabei heraus, wie Knox meint, weil die Evangeliſchen zu vorſichtig geweſen ſeien, um entdeckt werden zu können, wahrſcheinlich aber, weil die Regentin nicht wagte, gegen die Häupter der Reformbewegung vorzugehen,

1) Knox, hist., 95 f.

theils aus Furcht vor ihrem zahlreichen Anhange, theils auch, weil ſie des guten Willens derſelben gerade jetzt bedurfte.

Es war die Zeit gekommen, wo ihre Tochter mit dem Dauphin vermählt werden ſollte, und da kam es denn ſehr darauf an, die Großen des Reiches ſich geneigt zu erhalten, ſollten die Abſichten Frankreichs überhaupt Erfolg haben. Der König von Frankreich hatte die Schotten aufgefordert, ihr Verſprechen in Betreff dieſer Heirath jetzt zu erfüllen und Geſandte zu ſchicken, welche bei der Vermählung zugegen ſein und dieſelbe im Namen Schottlands ſanctioniren ſollten. Das Parlament folgte dieſer Aufforderung. Außer den Biſchöfen von Glasgow und Orkney, letzterer Präſident des oberſten Gerichtshofes, dem Lord Schatzmeiſter Caſſilis und den Lords Fleming und Seton wurden auch die beiden Häupter der Reformpartei, Lord Stewart und Erskine von Dun nach Frankreich geſandt, aber mit dem Auftrage, nicht anders in die Heirath zu willigen, als bis ſie von der Königin und dem Dauphin das unzweideutige Verſprechen erhalten hätten, daß die Selbſtſtändigkeit des Königreiches, ſo wie die alten Geſetze und Freiheiten desſelben erhalten bleiben ſollten. Zugleich ſollte das königliche Paar aufgefordert werden, eine Regentſchaft zu ernennen, welcher bei der Abweſenheit der Königin von Schottland die höchſte Gewalt zu übertragen ſei[1]).

Die Geſandten führten ihren Auftrag gewiſſenhaft aus, und die Vermählung wurde feierlich vollzogen. Auch ſchwuren die Schotten bei der Gelegenheit nicht blos ihrer Königin, ſondern auch dem Dauphin Treue, doch dieſem letzteren nur, wie es ausdrücklich hieß, weil er der Gemahl ihrer Königin ſei[2]). Das aber war dem franzöſiſchen Hofe nicht genug, man wollte vielmehr die Kronen beider Reiche auf dem Haupte des Dauphin vereinigt ſehen. Maria hatte daher zehn Tage vor ihrer Vermählung eine geheime Acte unterzeichnen müſſen, daß ſie, falls ſie kinderlos ſterbe, den König von Frankreich zu ihrem Erben einſetze[3]), und eben ſo verlangte man von den Geſandten, ſie ſollten im Namen Schottlands ihre Einwilligung zur Uebertragung der königlichen Gewalt an den Dauphin geben. Dieſe aber widerſetzten ſich. Sie erklärten, daß ſie zu einem ſolchen Schritte nicht bevollmächtigt ſeien und es daher als eine Treuloſigkeit gegen ihr Vaterland und ihre Freunde betrachten müßten, wollten ſie in die Forderung willigen. So reiſten ſie ab[4]), und es blieb deßhalb Nichts übrig, als die Angelegenheit vor das Parlament von Edinburg zu bringen und zu ſehen, wie weit man mit demſelben komme. Immer hatte deßhalb die Regentin noch Urſache, die Evangeliſchen zu ſchonen

1) Tytler, VI, 67 ff. Mignet, I, 49 ff. Cook, II, 21 f.

2) Es hieß: „A cause de la dite Dame Reyne Dauphine nostre Souveraine, son Espouse et Compaigne. (Tytler, l. c.)

3) Tytler, VI, 69 f. Cook, II, 23.

4) Eine Anzahl der Geſandten ſtarb plötzlich auf der Rückreiſe, und man hat dabei an Guiſiſches Gift gedacht. (Tytler, VI, 71.)

und ihren guten Willen mit Verſprechungen hin zu halten, und — auch die letzten Edinburger Exceſſe wurden deßhalb nicht in der Weiſe verfolgt, wie es der beleidigten Prieſterſchaft recht ſcheinen mochte.

Die Evangeliſchen waren nun aber auch entſchloſſen, die gute Stimmung der Königin-Mutter für ihre Sache zu nützen, ſo lange dieſelbe dauerte. Daß die Schweſter der Guiſen doch ihre Hintergedanken haben möge, konnten ſie ſich doch kaum verhehlen, wie ſie denn ja auch keineswegs ſich geneigt zeigte, für ihre Perſon mit der römiſchen Kirche zu brechen. Sie duldete die Evangeliſchen, aber dem Evangelium war ſie keineswegs gewogen, und wenn ſie den Anhängern deſſelben auch wohl Verſprechungen in unbeſtimmten Ausdrücken machte, ſo blieben ihre Rathgeber doch vor allen Dingen die Freunde und Vertreter der römiſchen Kirche: die Biſchöfe und namentlich der Geſandte Frankreichs, d'Oſell. So galt es denn für die Evangeliſchen, das Eiſen zu ſchmieden, ſo lange es noch warm wäre, und ſie waren, auf ihre Macht vertrauend, entſchloſſen, es an entſchiedenen Schritten nicht fehlen zu laſſen.

Bald nach der glücklich abgewandten Vorladung der Prediger hatten die Häupter der Reform-Partei jenen Brief an Knox geſchrieben, der ihn zur Rückkehr in ſein Vaterland einlud, und wenn, wie bereits erzählt worden iſt, auch wieder Unentſchloſſenheit bei Einzelnen der evangeliſchen Lords ſich einſtellte, wie die Schwierigkeit des Unternehmens ſie erzeugte — die Abmahnungsſchreiben an den Reformator waren nur von ſolchen einzelnen Perſonen ausgegangen — ſo hatten die darauf erfolgten Briefe Knox' doch die Wirkung, daß man von Neuem beſchloß, auf dem einmal betretenen Wege fortzufahren und die Sache des Herrn mit allen zu Gebote ſtehenden Mitteln zum Siege zu führen.

Im December 1557 kamen die Häupter der Evangeliſchen, unter ihnen namentlich der Graf von Argyle, der Graf von Glencairn, von Morton, Archibald Lord Lorn und Erskine von Dun, zu Edinburg zuſammen und beſchloſſen, daß ſie, wie Knox[1]) es ausdrückt, „ſich und, was ihnen Gott gegeben habe, lieber den Händen Gottes anvertrauen, als dulden wollten, daß ſo offenbarer Götzendienſt länger beſtehen bliebe und daß die Unterthanen des Reiches noch fernerhin der allein rechten Nahrung für ihre Seelen, des lauteren Evangeliums, beraubt ſein ſollten." Sie ſchloſſen deßhalb ein feierliches Bündniß, den ſogenannten erſten Covenant, miteinander, durch welches ſie ſich verpflichteten, alle ihre Kräfte für die Sache des Herrn einzuſetzen und einander gegenſeitig zu helfen und zu ſchützen.

„Da wir," ſo lautete die von den anweſenden Lords unterſchriebene Acte[2]), „ſehen, wie der Satan in ſeinen Gliedern, den Antichriſten unſerer Zeit, grauſamlich wüthet, indem er das Evangelium Jeſu Chriſti und ſeine

1) Knox, hist., 100. Vgl. Cook, II, 30 ff.
2) Ebendaſ. 101.

Gemeinde zu vernichten ſucht, ſo iſt es nöthig, daß wir, nach unſerer Pflicht und Schuldigkeit, für die Sache unſeres Herrn, ſelbſt bis zum Tode, ſtreiten, dürfen wir ja doch auch des Sieges in ihm gewiß ſein. Und weil wir nun alſo dieſe unſre Pflicht wohl erkannt und erwogen haben, ſo verſprechen wir vor der Majeſtät Gottes und vor ſeiner Gemeinde, daß wir, ſo er Gnade giebt, mit allem Eifer alle unſre Macht, Vermögen und ſelbſt unſer Leben einſetzen wollen, um zu vertheidigen, zu fördern und aufzurichten das heilige Wort Gottes und ſeine Gemeinde, und daß wir, ſo viel wir irgend können, dafür wollen Sorge tragen, daß wir gläubige Prediger haben, um rein und lauter das Evangelium Chriſti dem Volke zu verkündigen und die Sakramente recht zu verwalten. Wir wollen ſie verſorgen, ernähren und vertheidigen, und wollen ebenfalls die ganze Gemeinde des Herrn, ſo wie jedes Glied derſelben beſchützen, mit aller unſrer Macht und ſelbſt indem wir unſer Leben auf das Spiel ſetzen gegenüber dem Satan und jeder Macht der Sünde, welche Gewaltthat und Verfolgung gegen die eben genannte Gemeinde auszuüben beabſichtigen ſollte. Dem heiligen Worte Gottes und der Gemeinde unterwerfen wir uns zum Dienſt, und ſagen ab in gleicher Weiſe der Gemeinde des Satans nebſt allem Aberglauben, Freveln und Götzendienſt derſelben, ja, wir erklären uns ſogar für offene Feinde derſelben durch dieß unſer heiliges Verſprechen vor Gott, abgelegt vor ſeiner Gemeinde, und durch unſre hier folgende Unterſchrift. Edinburg, am 3. December des Jahres 1557. Gott iſt Zeuge."

Zu gleicher Zeit richtete die Verſammlung neue Einladungsſchreiben an Knox, indem man zugleich an Calvin ſich wandte und dieſen bat, er möge ſeinen Einfluß auf den Freund geltend machen, um ihn zur Herüberkunft zu bewegen, und eben ſo vereinigten ſich die anweſenden Lords und Barone zu einer Eingabe an die Regentin, in welcher ſie namentlich zwei Forderungen ſtellten in Beziehung darauf, wie es vor der Hand in Betreff der öffentlichen Gottesverehrung im Königreiche gehalten werden ſollte [1]). Sie verlangten 1) daß das Alte und Neue Teſtament, ſowie auch die Gebete aus dem von Knox in Frankfurt entworfenen Gebetbuche [2]) an jedem Sonn- und Feſttage in der Landesſprache in jeder Kirche des Königreiches geleſen werden, und daß, wenn ein Pfarrer dazu nicht fähig oder nicht dazu zu bringen wäre, daß dann irgend eine geeignete Perſon aus den Kirchſpielsgenoſſen mit dieſem Amte beauftragt werden ſollte, und 2) daß den evangeliſchen Predigern erlaubt ſein ſollte, in Privathäuſern zu lehren, bis ihnen die Regierung geſtatten werde, öffentlich zu predigen. Die evangeliſchen Barone wollten ſich durch dieſe Forderungen

1) Knox, hist., 101.

2) Daß es dieß und nicht die Liturgie der Hochkirche geweſen, ſ. M'Crie, I, 423 ff. Note DD. Tytler behauptet, es ſei die Liturgie Eduards VI. geweſen.

wenigſtens das Recht ſichern, in ihren eigenen Gebieten die Reformation einführen zu dürfen, und wirklich wurde ihnen gemäß auch an manchen Orten der Gottesdienſt eingerichtet, auch wurden die Prediger, um ſie vor den Verfolgungen der Prälaten zu ſchützen, in die Häuſer der Edelleute aufgenommen, wo ſie Freiheit hatten, ſowohl dieſen, als auch dem umwohnenden Volke das Wort des Heiles zu verkündigen.

Natürlich waren jedoch weder die Regentin, noch ihre franzöſiſchen Rathgeber, noch auch die Prälaten geneigt, dieſe Forderungen zu bewilligen. Da jedoch die Umſtände verboten, ſie geradezu abzuſchlagen oder gar mit Gewalt vorzugehen, ſo verfiel man auf andre Wege, um dem Umſichgreifen der Reformation zu wehren. Man ſuchte einzeln mit den Häuptern der Evangeliſchen zu unterhandeln und ſie ſo von der Sache des Herrn und dem von ihnen beſchworenen Bündniſſe wieder abwendig zu machen.

So machte ſich der Erzbiſchof von St. Andrews an den alten Grafen von Argyle, ſeinen Jugendfreund. Dieſer hatte den Prediger Joh. Douglas, einen ehemaligen Carmelitermönch, der zum Evangelium übergegangen war, in ſein Haus aufgenommen, wo derſelbe ihm und ſeinen Leuten das Wort Gottes zu verkündigen hatte. Deßhalb nun wandte ſich der Erzbiſchof brieflich an den Grafen und ſchickte zugleich auch ſeinen Vetter, Sir David Hamilton, an ihn, um ihn auf dieſe Weiſe zur Entfernung des Predigers zu bewegen[1]). Er machte den Grafen auf die Gefahren aufmerkſam, welchen er ſich und ſein Haus dadurch ausſetze, daß er dieſen „Ketzer" bei ſich beherberge, indem er hinzufügte, daß er „durch Ehre und Gewiſſen" ſich gebunden fühle, ſeinen alten Freund auf dieſe Ketzereien hinzuweiſen. Ueberhaupt war der Brief des Erzbiſchofs in einer höchſt verbindlichen Weiſe geſchrieben, und es hieß, daß er ſich nur aus Freundſchaft zu dem Grafen bewogen finde, ihn zu warnen. Endlich erbot er ſich auch noch, dem Grafen, wenn er deſſen bedürfe, einen anderen wohl unterrichteten Mann zu ſchicken, für deſſen „reine Lehre" er Bürgſchaft leiſte und der ihm dann predigen könne, „was dem rechten katholiſchen Glauben gemäß ſei."

Dieſer Verſuch mißglückte jedoch gänzlich. Argyle antwortete dem Erzbiſchof zwar in einer ehrerbietigen und gemäßigten, aber doch nicht weniger feſten und entſchiedenen Weiſe, indem er das Verlangen desſelben zurückwies und ſeinen Prediger gegen den Vorwurf der Ketzerei gänzlich in Schutz nahm. Da der Erzbiſchof von ſeinem „Gewiſſen" geſprochen hatte, ſo erwiderte ihm der Graf, die Lehre des Predigers betreffend: „Er predigt gegen den Götzendienſt, ich ſtelle es daher eurer Herrlichkeit Gewiſſen anheim, ob das Ketzerei iſt oder nicht; er predigt gegen Ehebruch und Hurerei, ich ſtelle auch das eurer Herrlichkeit Gewiſſen anheim; er predigt gegen Heuchelei, auch das ſei eurer Herrlichkeit Gewiſſen anheim geſtellt; er predigt gegen jede

1) Knox, hist., 102 ff., wo der Briefwechſel ausführlich mitgetheilt iſt.

Art von Mißbräuchen und Verderben der reinen Lehre Christi, auch das stelle ich eurer Herrlichkeit Gewissen anheim. Mein Herr, ich ermahne euch im Namen Jesu Christi, alle diese Dinge in eurem Gewissen zu erwägen und zu bedenken, ob es nicht eure Pflicht ist, nicht blos dieß Alles nicht zu tadeln, sondern auch dasselbe zu thun. In diesen Stücken, mein Herr, besteht aber der ganze Glaubenswechsel, den ich in meinem Alter vorgenommen habe, und zwar deßhalb, weil ich freilich früher nicht einsah, daß jene Mißbräuche vor Gott verwerflich wären, sie aber jetzt, da ich den in seinem Worte offenbarten Willen Gottes erkannt habe, verabscheue." Was aber das Anerbieten des Erzbischofs betrifft, dem Grafen einen gelehrten römischen Prediger zu senden, so antwortet er: „Der allmächtige Gott möge uns viele der Art senden, welche recht predigen und Nichts als den allgemeinen katholischen Glauben verkündigen wollen, denn wir rohes Hochlandsvolk bedürfen dessen gar sehr, und wenn Ew. Herrlichkeit mir einen solchen Mann verschaffen wollte, so würde ich ihn halten, wie mich selbst, mit großem Dank gegen Ew. Herrlichkeit. Denn fürwahr, ich und manche Andre bedürfen eines solchen Mannes, und da ich im Stande bin, mehr als einen der Art zu unterhalten, so bitte ich Ew. Herrlichkeit recht herzlich, mir einen solchen Mann, wie ihr schreibt, zu besorgen, denn „die Ernte ist groß und wenige sind der Arbeiter."

Der Erzbischof konnte Nichts ausrichten, zu fest stand sein alter Jugendfreund auf dem Boden des Evangeliums, und obgleich der Graf Argyle kurze Zeit darauf starb, so that auch das den Wünschen des Prälaten keinen Vorschub. Der Sohn des Grafen, von dem Vater noch in seinem Testamente ermahnt, alle seine Kraft zur Durchführung der Reformation anzuwenden, trat ganz in des Verstorbenen Fußtapfen und wurde eine der tüchtigsten Stützen der Evangelischen.

Doch waren die Prälaten keineswegs Willens, ihre Sache für verloren zu geben. Die offen ausgesprochenen Forderungen der Evangelischen bezeichneten ja allerdings einen entschiedenen Bruch mit dem hergebrachten kirchlichen Wesen, und mehr und mehr stellte sich die Unmöglichkeit heraus, eine friedliche Lösung der Streitigkeiten herbeizuführen. Solche Vorstellungen wurden daher auch bei der Regentin gemacht, und die Bischöfe verlangten entschiedene Hilfe gegen die hartnäckigen Ketzer. Zu gleicher Zeit suchten sie aber auch ihren guten Willen an den Tag zu legen, zu reformiren, was nach ihrer Meinung reformirbar sei. In einem um diese Zeit abgehaltenen Concil erneuerten sie die früheren Beschlüsse gegen einzelne Anstößigkeiten in dem Leben der Geistlichen: Keiner derselben sollte seine eigenen Kinder in seinem Hause erziehen dürfen, sondern — immer nur die Anderer, Keiner sollte seinem Sohne eine Pfründe zuwenden, und wenn Einer auf Ehebruch ertappt würde, so sollte er beim ersten Betretungsfalle ein Drittel, beim zweiten die Hälfte und beim dritten sein ganzes Einkommen verlieren, aber zugleich wurde auch, im Gegensatz zu den Forderungen des Lords, jedem Nichtgeistlichen verboten,

irgend eine kirchliche Function zu verrichten. Außerdem wurde ein kurzes Glaubensbekenntniß zur Belehrung des Volkes in engliſcher Sprache in Druck gegeben[1]). Doch nützten dieſe Beſchlüſſe gar Nichts. Die Achtung gegen die Prieſter war bereits zu ſehr geſchwunden, als daß dieſelbe durch Maßregeln wieder gewonnen werden konnte, welche eigentlich ſelbſt ein Bekenntniß von der Vorkommenheit der römiſchen Geiſtlichkeit waren, und das Verlangen der Evangeliſchen ging auf Dinge hinaus, die die Prälaten überhaupt nicht zu gewähren vermochten, wenn ſie ſich ſelbſt nicht dem Evangelium hingeben wollten. Man beantwortete dieſe Beſchlüſſe mit unverhaltenem Spott, das Volk nannte das Glaubensbekenntniß der Prälaten ſchlicht weg den „Zweipfennigsglauben", und in Pasquillen wurden die Mißbräuche der Kirche offen an den Pranger geſtellt. Knox[2]) theilt uns ein ſolches mit, überſchrieben: „Die Blinden, Lahmen, Krüppel, Wittwen, Waiſen und alle anderen Armen, welche die Hand Gottes heimgeſucht hat, ſo daß ſie nicht arbeiten können, an die Schaaren aller Mönche im Königreiche", in welchem dieſe auseinander ſetzen, daß ihnen allein die Almoſen zukämen, daß dagegen die Mönche, die ja geſunde, ſtarke und rüſtige Leute ſeien, ſehr wohl arbeiten könnten und deßhalb verpflichtet ſeien, das den Armen beſtimmte Gut herauszugeben, ja, daß ſie, die Armen, zu paſſender Zeit kommen und von den ihnen allein zugehörenden Gütern Beſitz ergreifen und die Mönche hinauswerfen würden. Solche und ähnliche Schriften, halb Spott, halb bittrer Ernſt, wurden, wie früher, ſo auch jetzt, zahlreich im Lande verbreitet, und das Anſehn der Prieſter mußte dadurch um ſo mehr untergraben werden, als ſie nicht im Stande waren, die Wahrheit der wider ſie vorgebrachten Beſchuldigungen zu beſtreiten. Die Regentin aber, deren Hilfe ſie anriefen, fand es noch immer in ihrem Intereſſe, ihre zweideutige Rolle fortzuſpielen. Der Dauphin war noch nicht zum Könige von Schottland ernannt, daher mußten ſich die Prälaten mit Verſprechungen auf die Zukunft vertröſten laſſen und ſehen, wie die Evangeliſchen unangefochten blieben und ihre Anzahl ſich täglich vermehrte. Wahrſcheinlich lag es auch in dem von der Regentin verfolgten Plane, die Stimmen der Prälaten für ihren Zweck dadurch zu gewinnen, daß ſie ihnen die erbetene Hilfe erſt in der Zukunft zeigte.

Doch die Prälaten mochten nicht warten. Zu ſehr ſahen ſie ſich in ihrem Beſitze bereits bedroht und zu ſehr war auch zu fürchten, daß ein längeres Zuwarten die Zahl ihrer Feinde nur noch mehr werde heranwachſen laſſen. Dazu kam dann wohl auch noch der innere Groll, den ſie gegen die Evangeliſchen hegten, kurz, wie der Erzbiſchof von St. Andrews in ſeinem Schreiben an Argyle bereits gedroht hatte, daß er ſich leicht genöthigt ſehen könne, ſtrengere Maßregeln zu ergreifen, ſo entſchloß man ſich nun auch dazu. Un-

1)
2)

kluger hätte man freilich nicht verfahren können, als indem man das bereits in allen ſeinen Schichten gegen die Vertreter der römiſchen Kirche auf das Heftigſte eingenommene Volk durch Grauſamkeiten nur noch mehr reizte, aber — wo wäre eine verlorene Sache durch die unklugen Maßregeln Derer, die ſie vertheidigen wollten, nicht noch mehr ihrem Untergange entgegen geführt worden?

Walter Mill (oder Miln), ein ehemaliger Pfarrer zu Lunan in Angus, hatte ſich ſchon zu den Zeiten des Cardinals Beaton zum Evangelium bekannt, war aber gefangen genommen und zum Tode verurtheilt worden. Auf irgend eine Weiſe war es ihm jedoch gelungen, dem Gefängniſſe zu entrinnen, und er hatte ſeit der Zeit unentdeckt in Schottland gelebt. Als dann, in Folge der bisherigen Nachgiebigkeit Seitens der Regentin, die evangeliſch Geſinnten mehr Freiheit gewannen, war auch er wieder offen hervorgetreten und hatte an verſchiedenen Orten des Landes das Evangelium verkündigt. Er war damals gegen 80 Jahre alt, und ein Mann, wie von reinen Sitten, ſo auch von treuer Anhänglichkeit an den Herrn. Doch drohten ihm bald Gefahren. Da er, als Geiſtlicher, unter dem erzbiſchöflichen Gerichte von St. Andrews ſtand, ſo nahm die Geiſtlichkeit die Jurisdiction über ihn in Anſpruch, und es wurden ihm Nachſtellungen bereitet, um ihn in die Gewalt zu bekommen. Zwar gelang es ihm für eine Zeit lang, ſich wieder zu verbergen, aber einer von den Spionen des Erzbiſchofs, wie derſelbe deren eine ganze Anzahl hielt, entdeckte ſein Verſteck und er wurde gefangen genommen, der Ketzerei angeklagt und zum Flammentode verurtheilt. Es ſcheint, daß die Geiſtlichkeit an ihm ein Exempel ſtatuiren und die Kränkungen und Beängſtigungen, an denen ſie freilich täglich leiden mußte, an dieſem ihr zugänglichen Schlachtopfer rächen wollte. Doch grub ſie ſich durch dieſe That eigentlich ſelbſt die Grube. Wie ſehr die Stimmung des Volkes, gegen frühere Zeiten, verändert war, zeigte ſchon der Umſtand, daß ſich anfänglich Niemand finden wollte, der den grauſamen Richterſpruch an dem Unglücklichen vollzöge, ſo daß ſich der Erzbiſchof genöthigt ſah, zuletzt einen feilen Burſchen unter ſeinen eigenen Dienern mit der Execution zu beauftragen. Eben ſo gab die Menge, die den Verurtheilten zum Richtplatz begleitete, nicht blos durch Thränen ihr Mitgefühl zu erkennen, ſondern es wurden auch Verwünſchungen gegen die Prieſter genug von ihr ausgeſtoßen. Freilich ging die Hinrichtung vor ſich, und Mill ſtarb mit großem Todesmuth. Er bezeugte öffentlich, daß es nur die Wahrheit Jeſu Chriſti ſei, für deren Bekenntniß er leide. „Was mich anbetrifft," ſagte er, „ſo bin ich 82 Jahre alt und kann nach dem Laufe der Natur nicht lange mehr leben, aber hundert Beſſere, als ich, werden aus der Aſche meiner Gebeine aufſtehen. Ich hoffe zu Gott, daß ich der Letzte ſein werde, der für dieſe Sache in Schottland den Tod erleiden muß[1])." Aber — eben dieſe Hoffnung

1) Knox, hist., 122. Vgl. Rudloff, I, 78 ff.

ſollte auch wirklich in Erfüllung gehen, und mit dem Tode dieſes Veteranen der Reformation gab ſich die Hierarchie ſelbſt den Todesſtoß.

Es war ein Schrei der Entrüſtung, der bei der Nachricht von dieſer That durch das Land ging[1]). Die Regentin freilich ſtellte ſich, als ob ſie an derſelben keinen Antheil habe, vielleicht war auch alles ohne ihr Vorwiſſen geſchehen, aber um ſo mehr richtete ſich der Unwillen des Volkes gegen die Geiſtlichkeit. Auch gewann das Evangelium jetzt nur noch mehr Anhänger und offene Bekenner. Waren bisher Manche durch Furcht zurückgehalten worden, an den Verſammlungen der Evangeliſchen Theil zu nehmen, oder auch durch die Rückſicht auf die öffentliche Ordnung, die ſie durch ſolche Theilnahme zu ſtören fürchteten, jetzt traten ſie dem Bunde der Bekenner öffentlich bei und betheuerten, auf jede Gefahr hin die Sache Gottes vertheidigen zu wollen. Die Prediger, Harlow, Douglas und Paul Methven trieb man an, nicht mehr im Geheimen, wie bisher, das Evangelium zu verkündigen, ſondern ebenfalls offen hervorzutreten, und wirklich begannen ſie auch, nicht blos öffentlich zu predigen, ſondern auch die Sakramente zu verwalten. Es war in der That ſo: aus der Aſche Mills erhoben ſich hundert Andere, die für die Sache eintraten, für die er geſtorben war.

Die Häupter der Evangeliſchen brachten denn auch erneuerte Vorſtellungen vor die Regentin. Schon im Juli 1558 — Mill ſtarb am 28. Auguſt — hatten ſie ſich zu Edinburg auf's Neue verſammelt und beſchloſſen, die Regentin um endliche Abhilfe ihrer Klagen und Beſchwerden anzugehen. Folgende Bewilligungen hatten ſie von ihr verlangt: 1) daß die Schrift und die Gebete beim Gottesdienſte in der Landesſprache ſollten geleſen werden; 2) daß es, wenn beim Leſen der Schrift in ihren Verſammlungen dunkle Stellen vorkämen, einem dazu fähigen Manne verſtattet ſein ſollte, dieſelben zu erklären; 3) daß das Sakrament der heiligen Taufe in der Landesſprache verwaltet und mit Belehrungen für die Theilnehmer begleitet ſein ſollte; 4) daß das Abendmahl ebenfalls in der Landesſprache und zwar unter beiderlei Geſtalt ausgetheilt und 5) daß das ſündhafte, ſchändliche, ärgerliche und abſcheuliche Leben der Prälaten und Prieſter ſo verbeſſert werden ſollte, daß das Volk keine Gelegenheit habe, wie ſeit ſo langen Zeiten her, ihr Amt und ihre Predigt, welche hauptſächlich ihres Amtes ſei, zu verachten. Zugleich fügten ſie hinzu, um allen Verdacht ketzeriſcher Lehren von ſich zu entfernen: „Wir ſind damit zufrieden, daß nicht blos die Gebote und Lehren des Neuen Teſtaments, ſondern auch die Schriften der alten Väter und die göttlich bewährten Geſetze Juſtinians als Zeugen in dem Streite zwiſchen

1) Knox erzählt, (hist. 122): Die Leute hätten einen großen Haufen Steine zum Denkmal an dem Orte aufgerichtet, wo Mill verbrannt ſei, und obgleich die Prieſter denſelben weggeräumt, ſei er doch ſtets wieder zuſammengetragen worden.

uns und den Prieſtern angerufen werden“[1]). Dieſe Forderungen baten ſie, vor ein Parlament zu bringen und von demſelben als Landesgeſetz beſtätigen zu laſſen, bis dahin aber ihnen zu geſtatten, mit ihren Brüdern ihrer Ueberzeugung leben und ihre Gottesdienſte derſelben gemäß halten zu dürfen, und — die Regentin, der dieſes Geſuch durch Jakob Sandilands von Calder in Gegenwart vieler Edlen und Biſchöfe übergeben wurde, ſtand nicht an, ihnen die beſten Verſprechungen zu machen. Sie ſagte, ſie wolle Maßregeln ergreifen, um dieſe Wünſche ſobald als möglich zu befriedigen, und gab den Bittſtellern zugleich die Verſicherung, daß ſie bis zu einer endgiltigen Ordnung der Angelegenheiten auf ihren Schutz rechnen dürften.

Dieſe Forderungen wurden jetzt nach dem Tode Mills auf's Neue vor die Regentin gebracht. Die Lords der Congregation baten auf das Beſtimmteſte um Abhilfe „der ungerechten Tyrannei, welche gegen ſie durch diejenigen verübt werde, die ſich die Geiſtlichkeit nennten“. „Ewr. Gnaden“, ſagten ſie, „kann es nicht verborgen geblieben ſein, was für ein Streit geweſen iſt und noch iſt in Betreff der wahren Religion und rechten Gottesverehrung, und wie die Geiſtlichkeit (wie ſie genannt ſein will) eine ſolche Gewalt über die Gewiſſen der Menſchen in Anſpruch nimmt, daß, was ſie irgend befiehlt, befolgt, und was ſie verbietet, vermieden werden ſoll, ohne Rückſicht auf den in ſeinem Worte geoffenbarten Willen Gottes, andernfalls läßt ſie uns Nichts übrig, als Scheiterhaufen, Feuer und Schwert.“ Dann wieſen ſie auf die grauſamen Hinrichtungen ihrer Brüder hin und erklärten, obgleich ſie damals weder dieſe Schlachtopfer vertheidigt, noch auch ihre Befreiung verlangt hätten, ſo wären ſie doch jetzt überzeugt, daß es, da ſie Theilhaber der Macht ſeien, welche Gott in dieſem Reiche habe aufgerichtet, auch ihre Schuldigkeit geweſen wäre, ſie entweder vor ſolchen Grauſamkeiten zu beſchützen oder offen mit ihnen ſchon längſt denſelben Glauben zu bekennen. Es ſei augenſcheinlich, ſagten ſie, daß die Mißbräuche ſo weit gekommen ſeien, daß eine öffentliche Reformation nothwendig wäre, ſowohl in der Religion, als auch im weltlichen Regimente des Staates, und deßhalb bäten ſie ihre Gnaden und den Geheimen Rath derſelben, welche ſie willig als die alleinige Autorität im Reiche anerkennten, der es zukäme, die kirchlichen, wie die bürgerlichen Unordnungen zu verbeſſern, daß ſie ihren Forderungen Gehör geben möge, es ſei denn, daß aus dem Worte Gottes erwieſen werden könne, ſie ſeien ungerecht und deßhalb zu verwerfen[2]).

Die Regentin nahm auch dieſe Zuſchrift mit verſtellter Freundlichkeit auf, obgleich der entſchiedene Ton derſelben und namentlich die Hinweiſung darauf, daß die evangeliſchen Lords ſich verpflichtet halten könnten, ihre bedrohten Brüder zu vertheidigen, wohl ihr Bedenken erregen mochten. Sie gab

1) Knox, hist., 121 f. Buchanan, XVI, 311.
2) Tytler, VI, 87 f.

auf's Neue Zusagen, wie sie dieselben schon früher gegeben hatte, und die Evangelischen, ihr vertrauend, ließen sich von Neuem auf das Parlament vertrösten. Sie fuhren deßhalb fort, ihre Versammlungen wieder im Geheimen zu halten — Joh. Douglas, der zu Leith öffentlich zu predigen begonnen hatte, mußte deßhalb sogar wieder damit inne halten — und überhaupt hütete man sich vor Excessen und Ungesetzlichkeiten. Anders dagegen die Römischen. Heftig griffen sie die Regentin wegen ihrer Zuneigung zu den „Ketzern" an und wagten es sogar auch, einen der bedeutendsten Vertreter der evangelischen Sache, den Laird Erskine von Dun vor ihre Versammlung zu Edinburg zu laden und ihn dort mit Drohungen und Vorwürfen zu überhäufen.

Bald darauf machten jedoch auch sie Friedensvorschläge. Wenn die Evangelischen sich die Beibehaltung der Messe, der Lehre vom Fegfeuer, der Anrufung der Heiligen und der Seelenmessen gefallen lassen wollten, dann, versprachen die Prälaten, wollten sie damit zufrieden sein, daß die Gebete und Taufen bei den Reformern in der Landessprache gehalten würden, vorausgesetzt jedoch, daß diese Neuerungen nicht im öffentlichen Gottesdienste, sondern nur in den Privatversammlungen derselben Platz griffen. Das waren natürlich Anerbietungen, auf welche die Evangelischen nicht eingehen konnten, ohne den Kern ihrer Ueberzeugung selbst Preis zu geben, und überhaupt erwarteten diese nicht mehr, durch gütliche Verhandlungen mit der Geistlichkeit Etwas erlangen zu können. Sie setzten ihre Hoffnungen auf das Parlament und auf die ihnen von der Regentin gemachten Zusicherungen, deren „Falschheit", wie Knox sich ausdrückt[1]), „sie damals noch nicht argwöhnten".

Das Parlament kam denn auch im Decbr. 1558 zu Edinburg zusammen. Der Regentin war es jedoch keineswegs darum zu thun, den Forderungen der Evangelischen bei demselben Gehör zu verschaffen. Ihr kam es nur darauf an, daß die Zwecke Frankreichs gefördert würden, und sie suchte deßhalb auf der einen Seite die Anhänger der Reformation davon zurückzuhalten, bestimmte Anträge, die Angelegenheiten der Kirche betreffend, an das Parlament zu bringen, und auf der andern Seite war sie bemüht, dieselben durch abermals erneuerte Versicherungen ihres guten Willens dahin zu bringen, daß sie zugeständen, was für den Dauphin verlangt würde.

Dieß gelang ihr denn auch auf das Beste. Allerdings hatten die Häupter der Evangelischen vor, eine Petition an das Parlament zu bringen, welche auf Abstellung ihrer Beschwerden hinausging. Sie stellten in derselben vor[2]), wie sie zwar von den Prälaten als „Ketzer" verschrieen und wie einige ihrer Brüder deßhalb sogar auf das Grausamste verfolgt worden seien, wie sie jedoch Nichts verlangten, was einer Bestrafung werth wäre. Es

1) Knox, hist., 122.
2) Ebendas. 122 ff.

handle ſich für ſie nur darum, daß das Wort Gottes in ihren Verſammlungen geleſen und ausgelegt, ſo wie auch, daß die Sakramente unter ihnen gemäß der Einſetzung des Herrn verwaltet werden dürften, und zwar Alles nur zu ihrer und ihrer Brüder Erbauung. Auch ſeien ſie zu dieſen Forderungen nur dadurch getrieben, weil die Geiſtlichen ihre Pflicht nicht thäten, und es läge ihnen doch das Heil ihrer Seelen zu ſehr am Herzen, um nicht nach Abhilfe zu verlangen. „Gott" ſagten ſie, „hat jetzt unſre Augen geöffnet, ſo daß wir deutlich ſehen, in welcher Gefahr unſre Seelen ſtehen, und deßhalb können wir auf keine Weiſe mit dem verdammlichen Götzendienſte und den unerträglichen Mißbräuchen der römiſchen Kirche Gemeinſchaft haben, ſondern müſſen demüthigſt bitten, dieß Alles klüglich zu erwägen und nach gerechtem Urtheil uns dieſe unſre gerechten und vernünftigen Bitten zu gewähren." Sie verlangten daher, daß alle früheren Parlamentsbeſchlüſſe, durch welche die Geiſtlichkeit ermächtigt ſei, gegen die ſogenannten Ketzer einzuſchreiten, ſo lange aufgehoben werden möchten, bis ein allgemeines Concil den Frieden der Kirche wieder hergeſtellt habe, ferner daß es bis dahin keinem Geiſtlichen erlaubt ſein ſolle, Richter über ſogenannte Ketzer zu ſein, ſondern daß die der Ketzerei Beſchuldigten vor die weltlichen Gerichte geſtellt, ſo wie daß es ihnen verſtattet werden ſollte, ſich zu vertheidigen, Gegenbeweiſe zu führen und über ihren Glauben offen Rechenſchaft zu geben; auch ſollten ſie nicht verurtheilt werden dürfen, es ſei denn, daß ſie aus dem Worte Gottes überwieſen werden könnten, von dem zum Heil der Seelen nothwendigen Glauben abgewichen zu ſein. Am Schluß machten ſie noch darauf aufmerkſam, welche Verwirrungen im öffentlichen Leben daraus folgen würden, wenn man die Prälaten ihre Grauſamkeiten fernerhin ausüben laſſen wollte, und ſie baten das Parlament, auf ihre Gewiſſen die gebührende Rückſicht zu nehmen — Forderungen, ohne Zweifel, welche mäßig genug waren, um die Billigung aller Wohldenkenden zu erlangen.

Aber die Petition wurde dem Parlamente nicht übergeben. Da man, im Vertrauen auf den guten Willen der Regentin, ſie dieſer zuerſt überreicht hatte, weil man glaubte, ohne deren Vorwiſſen und Billigung keinen Schritt thun zu dürfen, ſo wußte ſie die Uebergabe an die Vertreter des Reichs zu zu hintertreiben. „Sie ſparte", ſagt Knox[1]), „weder freundliche Blicke, noch gute Worte, aber ſie ſteckte die Schrift in ihre Taſche, und als wir ihre Gnaden im Geheimen baten, ſie möge doch unſre Bitten der ganzen Verſammlung vorlegen, antwortete ſie, ſie glaube, daß das nicht ſo eilig nöthig ſei, denn alsdann würde die geſammte Geiſtlichkeit ſich gegen die ſo hochwichtigen Vorſchläge erklären, die ſie zu machen habe. Aber wenn dieſe Angelegenheit, nämlich die Uebertragung der Krone an den Dauphin, welche durch die Geiſtlichen gehindert werden könnte, in Ordnung gebracht worden

1) Knox, hist., 124. Vgl. Cook, II, 52.

ſei, dann ſollt ihr ſehen, wie gut ich es mit euch meine, und was ich in der Zwiſchenzeit euch gewähren kann, das will ich gern thun." Die Evangeliſchen ließen ſich bereden, zu warten; wie hätten ſie auch in ſolche Worte der Regentin Mißtrauen ſetzen können? und ſo blieb die Petition in der Taſche der Regentin.

Das Parlament bewilligte, was die Regentin verlangt hatte — ſie hatte es ja zu machen gewußt, daß beide Parteien, ſowohl die Prälaten, als auch die Evangeliſchen, ſich überzeugt hielten, durch Nachgiebigkeit gegen die Wünſche der Regentin und Frankreichs für ihre Sache Vortheile zu erlangen — der Dauphin wurde zugleich mit Maria Stuart als König von Schottland anerkannt, und — die Freunde des Wortes Gottes ſollten jetzt nur zu bald erfahren, wie wenig Maria von Lothringen noch glaubte, auf ſie Rückſicht nehmen zu müſſen und wie wenig ehrlich überhaupt die Zuſagen derſelben geweſen waren.

Eine Ahnung davon mochten ſie ſchon haben, als die Sitzungen des Parlaments zu Ende gingen. Wenigſtens übergaben ſie ſchließlich doch noch eine Proteſtation, in welcher ſie ihre Sache zu vertreten ſuchten. Sie machten darin auf die Streitigkeiten aufmerkſam, welche in den letzten Jahren zwiſchen den ſogenannten Prälaten und Regierern der Kirche und zwiſchen den Edlen und Gemeinen des Königreichs in Betreff der öffentlichen Gottesverehrung, der Pflicht der Geiſtlichen und der rechten Verwaltung der Sakramente entſtanden ſeien; ſie hätten, ſagten ſie, ſchon öfter darüber geklagt, daß ihr Gewiſſen mit nutzloſen Ceremonien und vielen götzendieneriſchen Mißbräuchen beladen ſei, und es wäre ihre Abſicht geweſen, bei dem gegenwärtigen Parlamente Abhilfe zu ſuchen. Doch hätten die Verwirrungen der Zeit ſie bewogen, ihre Anträge noch zu verſchieben. Da ſie jedoch fürchteten, daß ihr Schweigen gemißdeutet werden könne, ſo bezeugten ſie nun öffentlich, daß, da es ihnen gegenwärtig unmöglich geweſen wäre, eine gerechte Reformation zu erlangen, ſie es für recht und geſetzlich hielten, wenn ſie in Sachen der Religion und des Gewiſſens ſich in Zukunft ſo verhielten, wie ſie es vor Gott verantworten könnten und wie es dem auf Gottes Wort gegründeten wahren Glauben gemäß ſei und zwar hofften ſie, dadurch, daß ſie ſolchen Parlamentsbeſchlüſſen, welche zu Gunſten ihrer Gegner gemacht ſeien, entgegen handelten, keine Gefahr an Habe und Leben zu laufen. Am Schluß erklärten ſie, daß ſie keine Schuld treffen könne, wenn wegen der Religionsſtreitigkeiten irgend wie Tumult oder Aufruhr unter den Unterthanen des Reichs entſtände, oder wenn ſolche Mißbräuche, die man aus Nachläſſigkeit ſo lange geduldet habe, etwa durch kurzen Prozeß und gewaltſamer Weiſe abgeſchafft werden ſollten.

Dieſe Proteſtation, welche allerdings an den Tag legt, daß die Evangeliſchen ſich ihrer Macht bewußt waren, wurde in öffentlicher Verſammlung verleſen, und wenn auch nicht zu erlangen war, daß ſie in die Regiſter einge-

tragen würde, ſo erlangte man doch, daß die Regentin noch immer, wenn auch in zweideutigen Ausdrücken, ihre Geneigtheit erklärte, den Beſchwerden der Proteſtirenden abzuhelfen. „Ich will der Proteſtation gedenken", ſagte ſie, und „wir werden bald Ordnung in die Dinge bringen, welche jetzt ſtreitig ſind!" Dieſe Worte glaubten die Evangeliſchen auch jetzt noch zu ihren Gunſten auslegen zu dürfen, und wie Knox[1]) erzählt, „ſie reiſten ab mit gutem Vertrauen auf die Gunſt der Königin, und prieſen Gott, daß dieſelbe der Frömmigkeit ſo wohl gewogen war. Die gute Meinung, welche ſie von ihrer Aufrichtigkeit hegten, bewog ſie nicht nur, ihr zu Gefallen Opfer an Geld und Gut zu bringen und das Leben für ſie auf's Spiel zu ſetzen, ſondern ſie ſchrieben auch an jenen ausgezeichneten Diener Gottes, Johann Calvin, und prieſen die Regentin wegen ihrer vortrefflichen Kenntniß des göttlichen Wortes und wegen ihres guten Willens, die Ehre Gottes zu fördern, indem ſie ihn zugleich baten, er möge durch ſeine ernſten Rathſchläge und göttlichen Ermahnungen ihre Gnaden ermuntern, ſtandhaft in demjenigen fortzufahren, was ſie ſo fromm begonnen habe. Ferner wieſen ſie, ſowohl durch Worte, als auch durch Briefe, alle diejenigen entſchieden zurück, welche in ihr irgend wie das Gift der Heuchelei zu argwöhnen ſchienen oder Etwas äußerten, das der Meinung entgegen war, welche ſie von ihrer frommen Geſinnung hegten. Aber" — fährt Knox fort — „wie ſehr ſie in ihrer Meinung betrogen und durch die Liſt der Regentin hintergangen waren, das trat bald genug an's Licht: denn nicht ſo bald waren die Wünſche Frankreichs mit Hilfe der Evangeliſchen bewilligt und Frieden zwiſchen König Philipp und Frankreich, ſowie zwiſchen England und uns geſchloſſen, ſo begann ſie auch das in ihrem falſchen Herzen verborgene Gift auszuſpeien."

In der That hatten die Evangeliſchen bis zuletzt ſich täuſchen laſſen, und als die Regentin erlangt hatte, was ſie wollte, da waren auch alle ihre Zuſagen vergeſſen, aber da begannen auch jene Kämpfe, welche der Reformation den Sieg in Schottland bereiten ſollten und an denen Knox einen ſo wirkſamen Antheil nahm.

1) Knox, hist, 125.

Dreizehntes Kapitel.

Knox' Rückkehr nach Schottland.

Das erneuerte Einladungsschreiben, welches die „Lords von der Congregation", nachdem sie jenes feierliche Bündniß im December 1557 geschlossen, an Knox gerichtet hatten, kam erst im November des folgenden Jahres nach Genf, zugleich mit Briefen von späterem Datum, welche ihn von den Fortschritten der evangelischen Sache in Schottland und von den günstigen Aussichten auf Erfolg, die sie habe, in Kenntniß setzten. Knox war deßhalb auch sofort entschlossen, der Einladung Folge zu leisten. Für eine Zeit lang nahm ihn jedoch noch die Sorge für die Genfer Gemeinde in Anspruch, zumal der gerade jetzt in England erfolgte Thronwechsel eine Auflösung derselben herbeiführte.

Die Königin Maria war gestorben, und Elisabeth, ihre Halbschwester, hatte den Thron Heinrichs VIII. bestiegen. Auf sie setzten die vertriebenen Evangelischen ihre Hoffnung und zögerten nicht, in ihr Vaterland zurückzukehren. Die Gemeinde zu Genf empfing nicht sobald die Nachricht von diesem Ereignisse, als sie einen feierlichen Dankgottesdienst hielt und zugleich beschloß, einen aus ihrer Mitte mit Briefen an die in den verschiedenen Städten des Festlandes zerstreuten Brüder zu senden, um ihnen wegen des erfreulichen Ereignisses Glück zu wünschen. Namentlich aber an die Frankfurter Gemeinde wandte sie sich, um sich mit dieser wieder auszusöhnen und gemeinsame Schritte mit ihr zu berathen, durch welche sie im Stande wären, einen Zustand des kirchlichen Wesens in England herstellen zu helfen, wie derselbe den Bedürfnissen der Evangelischen angemessen sei. Eine freundliche Antwort erfolgte denn auch von Seiten der Frankfurter, und so verließen die Genfer Flüchtlinge die gastfreundliche Stadt und reis'ten wieder nach ihrem Vaterlande ab[1]).

Knox war so der Sorge für sie entledigt, keine Pflicht band ihn mehr an Genf, und so verhinderte ihn denn Nichts mehr, der Stimme des Vaterlandes zu folgen. Er beschloß jedoch, seinen Weg ebenfalls durch England zu nehmen, um Diejenigen wieder zu sehen, denen er vordem das Evangelium verkündigt hatte, vielleicht auch, weil er hoffte, für eine entschiednere Durchführung der Reformation dort wirksam sein zu können, und besonders war es noch ein dritter Grund, der ihm die Reise über London wünschenswerth machte: die Kenntniß gewisser Pläne der Guisen zum Umsturz der protestantischen Kirche und der Regierung Elisabeths in England, zu der er gelangt war und die er dem dortigen Hofe mitzutheilen gedachte. Deßhalb sandte er mit

1) M'Crie, I, 237.

den rückkehrenden Flüchtlingen Briefe an Einige seiner früheren Freunde voraus, welche nun an dem Hofe Elisabeths waren, und bat um die Erlaubniß, seinen Weg nach Schottland durch England nehmen zu dürfen.

Das sollte ihm jedoch wider Erwarten abgeschlagen werden. Im Januar 1559 reis'te er von Genf ab, nachdem ihm die Stadt in Anerkennung seiner Verdienste das Bürgerrecht geschenkt hatte[1]), und seine Frau nebst Kindern ließ er unter dem Schutze Calvins zurück, bis er im Stande wäre, sie ohne Gefahr nach Schottland zu bringen. Als er aber, um die Mitte des März, in Dieppe ankam, empfing er die Nachricht, daß die englische Regierung sich weigere, ihm die Durchreise durch ihr Land zu gestatten. Knox hatte seine Bitte für eine bloße Formalität gehalten und war entschlossen gewesen, seinen Weg auf London zu nehmen, ohne eine Antwort erst abzuwarten — er hatte gedacht, in einem Lande, in welchem er vordem eine so bedeutende Thätigkeit ausgeübt habe, werde doch seinem Aufenthalte Nichts entgegen stehen — jetzt erfuhr er, daß Diejenigen, welche sein Gesuch übergeben hätten, kaum dem Gefängniß entronnen seien[2]).

Zwei Gründe wirkten zusammen, um die Königin Elisabeth gegen den Reformator einzunehmen, einmal die Intriguen seiner früheren Frankfurter Gegner und das andre Mal der „Trompetenstoß gegen das Weiberregiment", den auch Elisabeth nicht vergessen konnte. Diejenigen, welche es vermocht hatten, den mit so viel Entschiedenheit auf Reinheit der Lehre und des Gottesdienstes dringenden Mann bei dem Frankfurter Senate als Hochverräther anzugeben, waren auch jetzt wieder thätig, ihn bei der Königin von England anzuschwärzen. Sie beschuldigten ihn aufrührerischer Tendenzen und wiesen, sich berufend auf den „Trompetenstoß", darauf hin, daß er nicht blos dem Regimente der Frauen im Allgemeinen entgegen sei, sondern daß er auch gegen Elisabeth persönlich Abneigung hege, wie sie denn zugleich auch die früheren Mitglieder der Genfer Gemeinde verdächtigten, als ob sie von ihrem Prediger zu denselben Meinungen verführt worden seien. Die Ankläger, eifrige Anhänger des englischen Liturgienbuches und der ganzen Gestalt, welche die Kirche von England zur Zeit Eduards VI. gehabt hatte, mochten glauben, fürchten zu müssen, daß Knox, wie seine Genfer Freunde, auf die Königin einen Einfluß gewinnen könnten, der ihren Liebhabereien gefährlich wäre, und — ihre Anschuldigungen fielen nur auf zu guten Boden.

Daß Knox in dem „Trompetenstoß" die Königin Elisabeth durchaus nicht im Auge gehabt habe, ja, daß überhaupt die ganze Schrift nur durch die Grausamkeiten Maria's hervorgerufen worden war, konnte freilich kaum Jemandem entgehen, und vollends hatten die Genfer Flüchtlinge sich durchaus

1) Sebenier, Histoire Litteraire de Génève, I, 375.
2) Knox, hist., 205.

als getreue Anhänger Eliſabeths dargeſtellt. Gleich nach der Thronbeſteigung derſelben hatten ſie eine Ausgabe der Pſalmen veranſtaltet und dieſe der neuen Königin gewidmet, ihr glückwünſchend und ihr ihre volle Treue und Anhänglichkeit bezeugend[1]). Gleichwohl ließ ſich Eliſabeth, wie gegen Knox, ſo auch gegen ſeine ehemaligen Genoſſen einnehmen. Während ſie Diejenigen, die früher auf das Heftigſte ihr entgegen geweſen waren, bei Hofe zuließ und ſelbſt die ärgſten Verfolger der Proteſtanten mit äußerſter Milde behandelte — ſelbſt Bonner, der berüchtigte Schlächter der Evangeliſchen, durfte ihr bei Hofe die Hand küſſen[2]) — wurden die Genfer Flüchtlinge auf eine Weiſe gequält, daß ſie bedauerten, ihre friedliche Zufluchtsſtätte an den Ufern des Leman verlaſſen zu haben, und — Knox wurde die Durchreiſe durch England verboten. Mag es nun auch ſein, daß Eliſabeth, deren Thron ja Anfangs keineswegs feſt ſtand, Grund zu haben meinte, gerade Diejenigen fern zu halten, welche im Stande wären, die Rechtmäßigkeit ihrer Herrſchaft in Zweifel zu ziehen, und dagegen ihre ehemaligen Gegner in den Tagen ihrer Schweſter mit Verzeihung zu beſchwichtigen: einen großen Antheil an ihrem Verhalten gegen Knox mag doch auch ihre Eitelkeit gehabt haben, die ſich ja in den von dem Reformator gegen die Befähigung der Frauen zur Regierung gerichteten Angriffen mit angegriffen ſah, und ſie hat demſelben auch dieſe Schrift nie verziehen, ſelbſt da nicht, wo es ihr politiſcher Vortheil erheiſchte, ihm die Hände zu bieten[3]).

Knox ertrug die Behandlung, die er und ſeine Freunde auf dieſe Weiſe erdulden mußten, keineswegs leicht. Beinahe wäre er dahin gekommen, den „zweiten Trompetenſtoß", den er früher beabſichtigt hatte, jetzt wirklich erſchallen zu laſſen. Er ſagt darüber in einem Briefe (Dieppe, 6. April 1559)[4]): „Mein erſter Trompetenſtoß hat alle meine Freunde in England von mir weggeblaſen, doch bezeugt mir mein Gewiſſen, daß ich Nichts ſuche, als die Gnade meines Gottes, und deßhalb bin ich ohne Furcht. Der zweite Stoß, fürchte ich, wird noch etwas ſchärfer tönen, es ſei denn, daß die Leute ein wenig gemäßigter ſich betragen, als ich höre, daß es geſchieht. England hat mich verſtoßen, aber weil es zuvor auch Jeſum Chriſtum von ſich geſtoßen hat, ſo frage ich wenig nach dem Verluſte ſeiner Freundſchaft. Und doch bin ich dir ein treuer und zuverläſſiger Freund geweſen, o England, in Fällen, in denen du dir ſelbſt nicht helfen konnteſt". Knox war ja ein Gemüth, in welchem es raſch aufloderte, daher denn auch jetzt dieſe Gedanken, auch gegen Eliſabeth zu ſchreiben, in ihm aufſtiegen, zumal die milde Behandlung, welche ſie den Verfolgern der Evangeliſchen angedeihen ließ, ihn

1) M'Crie, I, 241 Anm.
2) Burnet, II, 374. 396. Eliſabeth ſchauderte freilich bei dem Handkuſſe.
3) Vgl. die ſpäter zu berichtenden Vorgänge.
4) Vgl. M'Crie, I, 241.

auch über ihre eigentlichen Absichten in Zweifel setzen mochten. Doch hat er diesen Schritt nicht gethan. Andere Geschäfte nahmen ihn bald völlig in Anspruch, und später verhielt sich die Königin ja auch so, daß er Ursache hatte, mehr ihre Gunst zu suchen, als ihren Zorn auf's Neue zu erregen.

Ueberhaupt konnte es dem Reformator ja doch auch von Anfang an kaum verborgen geblieben sein, wie sehr ein gutes Einvernehmen mit der Königin von England in seinem und seiner schottischen Freunde Interesse sei. Gegen Maria von Lothringen und die von ihr gegebenen Zusagen scheint gerade er, wie ja auch aus dem veröffentlichten Briefe an sie und dessen Zusätzen hervorgeht, fortwährend Argwohn gehegt zu haben, und es lag seiner beabsichtigten Reise durch England auch von Anfang an noch der Gedanke zu Grunde, daß es gerathen sei, sich mit den dort wieder zur Geltung gekommenen Anhängern der Reformation für alle Fälle in Verbindung zu setzen. Seit er Genf verlassen hatte, waren ihm eben jene Dinge bekannt geworden, welche nur geeignet waren, seinen Verdacht gegen die Regentin zu vermehren und ihm die Hülfe der Engländer als unentbehrlich erscheinen zu lassen. Auf seiner früheren Reise durch Frankreich war er nämlich auch mit einigen Leuten vom Hofe bekannt geworden, und durch diese erfuhr er von einem geheimen Plane der Lothringischen Prinzen, welcher auf nichts Geringeres hinausging, als die beiden britischen Königreiche in die Hände Frankreichs zu bringen und die Reformation in beiden Reichen gänzlich zu unterdrücken. Der Plan war dieser: Maria Stuart sollte ihre Erbansprüche, die sie von ihrer Großmutter, der Tochter Heinrichs VIII. ableitete, auf England geltend machen; von Schottland aus, wo natürlich sowohl die Reformation, als auch die Selbstständigkeit des Reiches zuvor ganz unter die Füße getreten werden sollte, wollte man dann England angreifen und Elisabeth unter dem Vorwande, daß sie ein Bastard und eine Ketzerin zugleich sei, das Scepter des Landes entreißen. Diese Entdeckung mußte dem Reformator ohne Weiteres zeigen, wie sehr in dem gegenwärtigen Augenblicke die beiden Reiche eins an das andre gewiesen sein, sowohl hinsichtlich ihrer kirchlichen, als auch ihrer politischen Freiheit. Daß die schottische Reformpartei nicht im Stande sein werde, für sich allein dem Andrange Frankreichs, wenn dieses Ernst mache, zu widerstehen, war eben so ersichtlich, wie daß nicht weniger das Interesse Englands, als die Pflicht desselben ihm gebieten müsse, den Schotten in ihren Bestrebungen Hülfe zu leisten, und da zu fürchten war, daß eine selbstsüchtige und kurzsichtige Politik da Mancherlei in den Weg legen könnte, bis es zu spät sei, so trieb es ihn um so mehr, die Aufmerksamkeit der Königin Elisabeth bei Zeiten auf diese Verhältnisse zu lenken und ihr deßhalb mitzutheilen, was er in Betreff der französischen Pläne in Erfahrung gebracht hatte. Deßhalb war die Weigerung der Königin, ihm die Reise durch ihr Land zu gestatten, denn auch um so empfindlicher für ihn, aber — eben deßhalb vermochte er es auch

über ſich, ſich über die perſönliche Kränkung hinwegzuſetzen und anſtatt jenes zweiten Trompetenſtoßes vielmehr auf's Neue Schritte zu thun, um wenigſtens das, was er wußte und unter den gegenwärtigen Umſtänden für geboten hielt, zur Kenntniß Eliſabeths und ihrer Rathgeber gelangen zu laſſen.

Er ſchrieb deßhalb, nachdem auch eine zweite Bitte um Erlaubniß zur Durchreiſe abgewieſen war, am 10. April einen Brief an den Staatsſecretär Cecil, der der nächſte Berather der Königin war und den er ſelbſt von London her kannte[1]). Zunächſt ſuchte er in demſelben die ehemaligen Mitglieder der Genfer Gemeinde von dem Verdachte zu reinigen, als ſeien ſie Mitſchuldige an dem „Trompetenſtoß". Er habe, verſicherte er, vor der Veröffentlichung der Schrift mit Keinem von ihnen darüber geſprochen. Was ihn ſelbſt betreffe, ſo ſei er denn allerdings nicht Willens, in Abrede zu ſtellen, daß er der Verfaſſer ſei, noch auch die in dem Buche ausgeſprochenen Grundſätze zurückzunehmen, obgleich er auf der andern Seite der Perſon und der Regierung der neuen Königin durchaus freundlich geſinnt ſei und von Herzen über ihre Erhebung ſich gefreut habe. „Sollte Jemand", ſchreibt er, „meinen, daß ich ein Feind der Perſon oder der Regierung der Königin ſei, welche Gott jetzt auf den Thron geſetzt hat, ſo würde er durchaus über meine Geſinnung im Irrthum ſein, denn dieſe wunderbarliche That Gottes, der ſeine Verfolgten durch ein ſo ſchwaches Werkzeug tröſten will, erkenne ich ſehr wohl, und der Kraft ſeines gewaltigen Armes, welcher diejenigen erhebt, die er nach ſeiner Gnade für die Beſten hält, und zu unterdrücken weiß, die wider ſeine Ehre ſtreiten, bin ich bereit, zu gehorchen, obgleich die Natur ſowohl, wie Gottes vollkommenes Gebot gegen ein ſolches Regiment ſtreiten. Um deutlicher zu reden, wenn die Königin Eliſabeth bekennt, daß eine außerordentliche Veranſtaltung der großen Gnade Gottes das bei ihr geſetzlich macht, was ſowohl die Natur, als auch das Geſetz Gottes allen Frauen verbietet, dann wird Niemand in England mehr bereit ſein, ihr geſetzliches Anſehen zu unterſtützen, als ich, aber wenn ſie, ohne Gott die Ehre zu geben, ihr Recht, was Gott verhüten wolle, auf Gewohnheit oder menſchliche Geſetze und Anordnungen zu gründen ſucht, dann bin ich überzeugt, daß eine ſolche thörichte Anmaßung die Majeſtät Gottes im höchſten Grade beleidigt, und ich fürchte ſehr, daß in dieſem Falle ihre Undankbarkeit nicht lange wird auf die Strafe zu warten haben. Und dieß bitte ich Euch im Namen des ewigen Gottes und ſeines Sohnes Jeſu Chriſti (vor welchem wir Beide einſt ſtehen werden, um von den Rathſchlägen, die wir geben, Rechenſchaft abzulegen) ihrer Gnaden in meinem Namen anzuzeigen und hinzuzufügen, daß allein ihre Demuth und Unterwürfigkeit vor Gott die feſte Stütze ihres Thrones ſein wird, welcher, wie ich weiß, auf

1) Knox, hist., 204 ff., wo der Brief mitgetheilt iſt.

mehr als eine Weiſe wird angegriffen werden." Er ſetzt dann weiter auseinander, wie er keine andre Abſicht habe, als die, „einigen armen Seelen Troſt zu bringen durch die Predigt von Jeſu Chriſti", und wie „Niemand zu fürchten habe, daß es ihm darum zu thun ſei, den Hof zu beſuchen oder auch längere Zeit in England zu verweilen." Außerdem habe er aber dem Staatsſecretär und Andern „Dinge mitzutheilen, die er dem Papier oder der Discretion Andrer nicht anvertrauen könne." Sowohl ihre Gnaden, als auch alle Gläubigen in England würden Vortheil davon haben, und „ihn zurück weiſen, hieße einen Freund von ſich ſtoßen." Es war jedoch nicht leicht, dieß Schreiben in die Hände Cecils gelangen zu laſſen. Die Stimmung der Königin gegen Knox war zu wohl bekannt, als daß ſich Jemand hätte dazu verſtehen wollen, ſich ſelbſt durch Ueberbringung eines Briefes von der Hand dieſes Mannes die Ungnade Eliſabeths zuzuziehen. Endlich ließ ſich Harriſon, einer der von England in Frankreich gehaltenen Spione, bewegen, den Brief wenigſtens anzunehmen, doch wagte auch der ihn nicht eher abzugeben, als bis er ihn dem engliſchen Geſandten in Paris, Nic. Throckmorton, vorgelegt und von dieſem die Beglaubigung empfangen hatte, daß das Schreiben ungefährlich ſei.

Knox konnte nun aber zu Dieppe nicht länger warten. Da der Erfolg ſeiner neuen Bemühungen bei Cecil doch immerhin ein unſicherer war und die ſchottiſchen Angelegenheiten ſeine Gegenwart im Vaterlande mehr und mehr erforderten, ſo reiſte er am 22. April von Dieppe ab und landete am 2. Mai 1559 wohlbehalten in Leith. Wir werden jedoch ſehen, daß der engliſche Staatsſecretär klug genug war, um die Vortheile zu durchſchauen, die ihm und ſeiner Königin aus einer Verbindung mit den Evangeliſchen Schottlands erwachſen müßten, und ebenſo hielt auch Knox den Gedanken feſt, ſich der franzöſiſchen Uebermacht lieber mit Hilfe der ſtammverwandten Nachbarn zu entledigen, als ihr die kirchliche und politiſche Freiheit ſeines Vaterlandes zur Beute werden zu laſſen. Auch erhielt er auf der Reiſe noch einen neuen Beweis, daß die Nachrichten, die er von den Plänen des franzöſiſchen Hofes empfangen hatte, nicht unbegründet ſeien. Mit ihm auf demſelben Schiffe befand ſich ein an die Königin Regentin abgeſandter franzöſiſcher Courier, und dieſer zeigte ihm im Vertrauen, wie auf dem großen Siegel, das ſeine Depeſchen verſchloß, nicht blos die Wappen Frankreichs und Schottlands, ſondern mit ihnen auch das von England vereinigt war, ein augenſcheinlicher Beweis, daß man wirklich mit der Vereinigung der drei Kronen auf dem Haupte der Valois umging. — — — —

Die Verhältniſſe in Schottland hatten nun aber, als Knox landete, bereits ein vielfach anderes und für die Hoffnungen der Evangeliſchen weniger günſtiges Ausſehen gewonnen. Die Regentin hatte die Anhänger der Reformation mit Verſprechungen hingehalten, ſolange ſie derſelben zu ihren Zwecken bedurfte — nachdem jetzt die Krone auf den Dauphin übertragen

war, hatte ſie erreicht, was ſie wollte, und warf die Maske ab. Mehr und mehr zeigte ſich, daß ſie ein durchaus doppelzüngiges Spiel getrieben hatte, und daß von ihr Nichts zu hoffen, vielmehr Alles zu fürchten ſei. Zwar ſuchten die Evangeliſchen noch eine Zeit lang den Glauben an die Ehrlichkeit der Königin feſtzuhalten und ungern geſtanden ſie ſich ſelbſt, daß ſie betrogen worden ſeien, aber am Ende konnten ſie doch nicht mehr zweifeln, worauf die Regentin hinausginge: das Bündniß derſelben mit der römiſchen Geiſtlichkeit trat offen zu Tage.

Raſch war zuvörderſt eine Ausſöhnung zwiſchen ihr und dem Erzbiſchofe von St. Andrews zu Stande gekommen. Hatte Hamilton, theils aus perſönlichen Intereſſen, theils wegen der ſcheinbaren Zuneigung der Regentin zu den Evangeliſchen, bisher ſich mehrfach als einen Gegner der Regierung Maria's von Lothringen gezeigt und ihre Maßregeln zu tadeln gewagt, ſo ergriff er doch ſofort wieder die Partei derſelben, als ſie das Intereſſe der Krone mit dem der römiſchen Kirche identificirte[1]). Schon im Juli 1558 hatten deßhalb Beide Berathungen darüber gepflogen, wie die Evangeliſchen am wirkſamſten zu unterdrücken ſein möchten, und unmittelbar nach jenem Parlamente vom November, in welchem die proteſtantiſchen Lords der Regentin ſo gute Dienſte geleiſtet hatten, verband ſie ſich förmlich mit dem Prälaten und ſtellte ihm die ganze Macht der Krone zu Gebote, um mit ihrer Hilfe die Autorität der römiſchen Kirche wieder herzuſtellen.

Hamilton ging deßhalb auch ohne Weiteres vorwärts. Im December erließ er ein Aufforderung an ſämmtliche evangeliſche Prediger, ſich am 2. Februar des folgenden Jahres vor ſeinem Gerichte in St. Andrews zu ſtellen und ſich darüber zu verantworten, daß ſie ſich geiſtliche Befugniſſe angemaßt und Ketzereien verbreitet hätten, und es zeigte ſich bald, daß die Regentin mit dieſem Schritte durchaus einverſtanden ſei, auch wenn ſie vor der Hand gerathen fand, auf die Zurücknahme dir Citation zu dringen.

Die proteſtantiſchen Lords nämlich begaben ſich ſofort zu der Königin, ſie an ihre Zuſagen erinnernd und ihr bemerklich machend, daß ſie Grauſamkeiten, wie die, welche Mill kürzlich hätte erleiden müſſen, nicht weiter zu dulden Willens wären. Sie erwarteten von der Königin Gerechtigkeit gegen ihre Prediger, und ſollte ja die Verfolgung ihren Fortgang nehmen, ſo werde ſich zu St. Andrews eine Verſammlung einfinden, größer, als jemals bei einer Gerichtsverhandlung zugegen geweſen wäre. Das wirkte denn freilich, und der Erzbiſchof wurde angewieſen, einſtweilen von ſeinem Vorhaben abzuſtehen.

Dagegen aber ergriff die Regentin jetzt ſelbſt ihre Maßregeln. Auf den 7. März 1559 berief ſie eine Verſammlung der Großen des Reiches nach Edinburg, um, wie ſie ſagte, mit ihnen zu berathen, auf welche Weiſe die Streitigkeiten in Betreff der Religion, die die Nation trennten, am geeignetſten bei-

1) Knox, hist., 125.

gelegt werden könnten, und zugleich forderte ſie den Erzbiſchof auf, ein Provincialconcil zuſammen zu berufen, daß bereits vom 1. März an in Edinburg gehalten werden ſollte[1]). Auf dieſe Weiſe hoffte ſie die Prälaten ſofort als eine geſchloſſene Partei den proteſtantiſchen Edlen entgegenführen zu können, und allerdings war es auch nöthig, die Prieſter, welche auch mit einander um ihre weltlichen Ehren in Streit gerathen waren, zuvor unter ſich ſelbſt wieder auszuſöhnen, wenn die Regentin auf ſie ſich ſtützen und mit ihrer Hilfe die Pläne gegen die Evangeliſchen in Ausführung bringen wollte.

Namentlich zwiſchen den beiden Erzbiſchöfen von St. Andrews und Glasgow hatte ſchon ſeit längerer Zeit ein Rangſtreit ſtattgefunden, der ſogar zu blutigen Schlägereien zwiſchen den beiderſeitigen Anhängern geführt hatte[2]). Beide erhoben Anſprüche auf Unabhängigkeit des einen von dem anderen, der Erzbiſchof Beaton von Glasgow, indem er ſich darauf berief, daß ſein Stuhl zuerſt aufgerichtet worden ſei, der Erzbiſchof von St. Andrews dagegen, indem er behauptete, ſeinem Sitze ſei von ſeiner Gründung an der Primat über die ganze Kirche von Schottland zuertheilt worden. Jetzt vertrugen ſich beide Kirchenfürſten wieder mit einander, und Beaton, obgleich er Anfangs noch ſich ſträubte, dem Einladungsſchreiben ſeines Nebenbuhlers Folge zu leiſten, gab wenigſtens inſofern nach, daß er zuletzt mit ſeinen Geiſtlichen auf dem Concile erſchien. Der der römiſchen Kirche von allen Seiten drohende Feind mochte es räthlich erſcheinen laſſen, für den Augenblick ſolche perſönliche Zwiſtigkeiten zu vergeſſen, um mit gemeinſamer Kraft dem gemeinſamen Verderben zu wehren[3]).

So bildete die römiſche Geiſtlichkeit denn allerdings eine Macht, die noch immer nicht zu verachten war, zumal ſie ſich noch in dem vollen Beſitze aller ihrer reichen Güter befand. Kam dazu dann noch die Macht der Krone, die bereits im Lande befindliche franzöſiſche Hilfe und das, was einzelne der alten Kirche treu gebliebene Barone aufzubieten hatten, ſo ſchienen die Ausſichten der Evangeliſchen auf den endlichen Sieg ihrer Sache doch noch ſehr zweifelhaft zu ſein, zumal auch unter ihnen noch immer ein Schwanken darüber beſtand, wie weit ſie in ihrem Widerſtande gegen die Krone gehen dürften.

Dennoch beſchloſſen ſie, ſich nicht zurückſchrecken zu laſſen. Auf einer Verſammlung, die ſie ebenfalls zu Edinburg hielten, wählten ſie eine Anzahl Commiſſäre, welche der Zuſammenkunft der Edlen, wie dem Concil ihre Forderungen vorlegen ſollten, und dieſe dehnten ſie ſogar noch über das bisher Beanſpruchte hinaus. Sie verlangten jetzt geradezu, daß jede für das geiſtliche Amt untaugliche und unwürdige Perſon von ihrer Stelle entfernt werden ſolle,

1) Wilkins, Concilia, IV, 205.
2) Knox, hist., 51.
3) Die Regentin mag zu der Ausſöhnung beider Prälaten das Ihrige gethan haben. M'Crie, I, 252, Anm.

und wie ſie für die Barone das Recht begehrten, bei der Beſetzung der in ihren Gebieten liegenden Prälaturen mitzuwirken, ſo nahmen ſie ein gleiches Recht auch für die Gemeinden bei der Wahl ihrer Pfarrer in Anſpruch, ein Begehren, das in der ſpäter aufgerichteten presbyterianiſchen Kirchenordnung ſeine Befriedigung fand, das aber jetzt, wenn gewährt, augenſcheinlich der römiſchen Kirche die Axt an die Wurzel legen mußte[1]).

Und nicht blos von den Evangeliſchen wurden Reformvorſchläge gemacht ſondern ſogar von einer Seite her, von welcher die Prieſter es am wenigſten erwartet haben mochten: von Seiten einer Anzahl ſonſt durchaus römiſch Geſinnter. Dreizehn Artikel waren es, welche dieſe dem Concil vorlegten und in denen ſie „Abhilfe verſchiedener beklagenswerther Mißbräuche in der kirchlichen Verwaltung Schottlands" begehrten. Unter Anderen verlangten ſie Abſchaffung der Sterbfallgebühren und der an die Geiſtlichen zu entrichtenden öſterlichen Opfer, beides nicht unbedeutende Einnahmequellen der Geiſtlichkeit, ferner daß zur beſſeren Belehrung derer, welche an den Sakramenten Theil nähmen, „eine fromme und gläubige Erklärung derſelben in engliſcher Sprache aufgeſetzt und dieſe dem Volke jedes Mal erſt vorgeleſen werden ſollte," wenn die Sakramente verwaltet würden, wie ſie denn auch auf den Gebrauch der Landesſprache bei den gewöhnlichen Kirchengebeten und Litaneien drangen, aber freilich auch, daß Jedem verboten werden ſollte, unehrerbietig über die Meſſe zu reden, Neuerungen in den hergebrachten Gebräuchen einzuführen und ohne Erlaubniß der Biſchöfe Etwas zu unternehmen, was nur den Geiſtlichen zukomme[2]). Wie mäßig und beſcheiden aber dieſe Wünſche auch ſein mochten, ſie beweiſen doch ſo viel, daß ein Bedürfniß nach Verbeſſerung des kirchlichen Weſens allgemein war und — den Prälaten mochten gerade Anträge von dieſer Seite auch am unerwünſchteſten ſein.

Dieſe waren jedoch entſchloſſen, in keiner Weiſe nachzugeben, weder den Evangeliſchen, noch den eigenen Parteigenoſſen. Zwar erneuerten ſie die Beſchlüſſe früherer Concile, welche das Leben der Geiſtlichkeit wenigſtens in die Form äußerlichen Anſtandes zu bringen beabſichtigt hatten, aber von Veränderungen im Gottesdienſt, wie in Lehre und Regiment der Kirche wollten ſie Nichts wiſſen. Es iſt die Hartnäckigkeit im Feſthalten an allem Hergebrachten ja ſtets die ſtarke Seite dieſer Art Leute geweſen, und das bewieſen ſie auch hier. Selbſt das Verlangen, daß der Gottesdienſt in der Volksſprache gehalten werde, wurde auf das Entſchiedenſte abgewieſen, und was die Lehren und Gebräuche der römiſchen Kirche betrifft, ſo beſtätigten ſie dieſelben ohne Ausnahme gegenüber allen Einwendungen der Evangeliſchen. Dazu befahlen ſie, daß die ſtrengſte Unterſuchung gegen Diejenigen eingeleitet werden ſollte, welche ſich von der Meſſe fern hielten, und bedrohten Solche, welche die Sakramente

1) M'Crie, I, 252.
2) Wilkins, l. c. IV, 207 f.

nach evangelischer Weise verwalteten oder empfingen, mit Bann und Excommunication. Aeltern, wie Taufzeugen, welche Kinder von den protestantischen Predigern hatten taufen lassen, sollten angehalten werden, sie auf's Neue den Römischen zur Taufe zu bringen, und im Falle der Weigerung sollten auch sie mit strengen Strafen heimgesucht werden, eine Verordnung, die eigentlich gegen allen kirchlichen Brauch war, und bei der man sich vor dem Vorwurfe der Wiedertaufe dadurch zu bewahren suchte, daß man zugleich festsetzte, der Geistliche sollte als Formel bei solchen Taufen sprechen: „Wenn Du getauft bist, so taufe ich Dich nicht, bist Du aber nicht getauft, so taufe ich Dich im Namen des Vaters u. s. w.[1])."

Die Geistlichkeit war sich der Macht bewußt, die sie durch das mit der Regentin geschlossene Bündniß und durch die Hilfe Frankreichs, die ihr zur Seite stand, erlangt hatte[2]), das merkte man an ihrem ganzen Auftreten, und das merkten denn auch bald die Vertreter des Evangeliums. Die Abgeordneten derselben verließen deßhalb auch die Hauptstadt, Willens, nicht länger fruchtlose Verhandlungen mit Denen zu führen, die nur durch die Gewalt der Umstände zum Nachgeben gezwungen werden konnten, aber zugleich doch auch entschlossen, Widerstand bis auf das Aeußerste zu leisten. Es gewann allerdings immer mehr das Ansehn, daß eine friedliche Lösung des Streites nicht mehr möglich sei. Die Römischen wollten nicht nachgeben, die Evangelischen konnten es nicht, ohne dem Herrn und ihren heiligsten Ueberzeugungen untreu zu werden.

Kaum waren die protestantischen Lords aus der Stadt, als die Regentin ganz offen auf die Seite der Römischen trat. Durch eine Proclamation, die sie am Marktkreuz von Edinburg verkündigen und anheften ließ, verbot sie Jedermann, ohne Erlaubniß der Bischöfe zu predigen oder die Sakramente zu verwalten, und befahl allen Unterthanen, das bevorstehende Osterfest nach römischem Ritus zu feiern. Im Fall man ihren Befehlen nicht gehorchte, sollten die Prediger der Evangelischen zur Rechenschaft gezogen werden, was denn auch wirklich geschah, als dieselben keinen Gehorsam leisteten, sondern nicht blos fortfuhren, das Evangelium zu verkündigen, sondern auch die Mißbräuche der römischen Kirche anzugreifen. Die Regentin selbst aber zeigte sich in ihrem ganzen äußerlichen Betragen von jetzt an als die eifrigste Anhängerin der römischen Kirche. Nicht nur, daß sie selbst die Messe auf das Eifrigste besuchte, auch ihre Dienerschaft hielt sie dazu an und wachte darüber, daß Niemand sich auf einer Vernachlässigung in dieser Beziehung betreffen ließe[3]).

So wußten die Evangelischen denn nun, woran sie mit der Regentin

1) Wilkins, l. c.

2) Die Prälaten hatten der Regentin die Summe von 40,000 Livres versprochen, wenn sie die „Ketzerei" unterdrücken helfe. Knox, hist., 122.

3) Knox, hist., 126.

waren: daß ſie von ihr auf die hinterliſtigſte Weiſe betrogen waren[1]), und — es galt nun, Maßregeln zu ergreifen, um ſich ſelbſt und ihre Prediger gegen Verfolgungen ſicher zuſtellen. Zuvörderſt wollte man jedoch noch den Weg der Güte verſuchen, denn — Aufruhr gegen die oberſte Staatsgewalt lag durchaus nicht in dem Sinne der Evangeliſchen. Deßhalb begaben ſich der Graf Glencairn und Sir Hugh Campbell, der Schultheiß von Ayr, zu der Regentin, um ihr wegen ihres Verfahrens Vorſtellungen zu machen. Doch das war vergeblich. Die Edelleute baten ſie, ſie möge doch ihre Prediger nicht beunruhigen, es ſei denn, daß dieſelben überführt werden könnten, gegen das Wort Gottes gelehrt zu haben, aber davon wollte ſie Nichts wiſſen. „Und wenn ſie lehren, wie Paulus ſelbſt," rief ſie aus, „ſo ſollen ſie doch aus dem Lande gejagt werden!" Als dann Glencairn ſie ruhig an die Verſprechungen erinnerte, die ſie ihnen gemacht habe, brach ſie in die Worte aus: „Verſprechungen dürfen Fürſten nur dann vorgehalten werden, wenn es ihnen genehm iſt, ſie zu erfüllen." Dagegen war dann freilich nicht aufzukommen. Doch ließen ſich die Edelleute auch nicht einſchüchtern. „Wenn," erwiderte Glencairn mit Entſchiedenheit, „ihr nicht entſchloſſen ſeid, euren Unterthanen euer Wort zu halten, ſo werden auch wir uns unſrer Treue für entbunden anſehen, und Ew. Gnaden mögen dann bedenken, welch ein Unglück durch ſolche Verhältniſſe über das Land kommen wird[2])." Das wirkte denn allerdings. Die Königin ſchlug einen milderen Ton an und erklärte ſich am Ende bereit, den Befehl zur Vorladung der Prediger zurückzunehmen und Alles noch einmal in Erwägung zu ziehen.

Aber es war eben kein Frieden mehr möglich. Die Evangeliſchen hatten das Vertrauen zu der Regentin völlig verloren und trafen Vorbereitungen, um auf alle Fälle gerüſtet zu ſein, und — die Regentin konnte auch nicht mehr zurück. Sie war ja auch nicht freien Willens. Von Frankreich aus bekam ſie ihre Befehle, und dieſe lauteten einfach: Ausrottung der Ketzerei und Unterwerfung Schottlands unter franzöſiſche Botmäßigkeit[3]). So war der Sturm, der drohte, denn auch nur für kurze Zeit hinausgeſchoben worden, und die Gelegenheit ſollte bald ſich finden, wo er losbrechen mußte.

Die Stadt Perth (damals St. Johnſton genannt) hatte die Reformation angenommen, eben ſo mehre andre Städte des Königreiches. Als die Regentin davon hörte, zu derſelben Zeit, als ſie die Nachricht von dem Bündniſſe empfing, das zwiſchen Frankreich, Spanien und dem Papſt zur Ausrottung der Ketzerei, namentlich in Schottland und England, geſchloſſen war,

1) Die Regentin berief ſich freilich auf franzöſiſche Inſtructionen. Tytler, VI, 95.

2) Knox, l. c. 125. Buchanan, XVI, 312.

3) Tytler meint, wenn die Regentin ihren eigenen Intentionen hätte folgen dürfen, würde ſie andre Wege gegangen ſein — ſehr fraglich. Tytler, VI, 64.

befahl ſie dem Lord Ruthven, dem Schultheißen (Provoſt) der Stadt, die „Ketzerei" in derſelben wieder auszurotten. Doch ließ ſich dieſer nicht dazu gebrauchen. Er erwiderte: „er könne die Leiber ſeiner Bürger zu ihrer Gnaden bringen und ſie zwingen, ſich vor ihr zu Boden zu werfen, bis ſie von dem Blute derſelben geſättigt wäre, aber — über ihre Seelen habe er keine Gewalt," eine Antwort, welche die Königin nur noch mehr aufbrachte. Sie befahl, daß nicht blos Perth, ſondern auch Dundee, Montroſe und alle anderen Städte, welche das Evangelium angenommen hätten, ſich bereit halten ſollten, die Meſſe wieder einzuführen und am kommenden Oſterfeſt durch Theilnahme am römiſchen Gottesdienſt ihre Anhänglichkeit an die beſtehende Kirche zu bezeugen, und zugleich lud ſie die Prediger auf den 10. Mai wieder vor ihr Gericht nach Stirling [1]).

So ſtanden die Angelegenheiten, als Knox wieder in ſeinem Vaterlande ankam: auf der Spitze des Schwertes. Die Evangeliſchen mußten entweder ihre Sache aufgeben oder ſie mußten auch das Aeußerſte daran ſetzen, um ſie durchzuführen, und da das Erſtere nicht geſchehen konnte ohne eine Treuloſigkeit gegen den Herrn ſelbſt, ſo blieb ihnen nur übrig, den letzteren Weg einzuſchlagen, eine Lage, die ohne Zweifel peinlich genug für ſie war. Knox drückte ſeine Empfindungen über die Zuſtände, die er vorfand, in folgendem Schreiben an eine Freundin aus [2]):

„Den fortdauernden Troſt des heiligen Geiſtes zum Gruß! Dieſe paar Zeilen ſollen euch benachrichtigen, liebe Schweſter, daß es der gnädigen Fürſehung meines himmliſchen Vaters gefallen hat, mich nach Edinburg zu führen, wo ich am 2. Mai angekommen bin, ungewiß bis jetzt, was Gott fernerhin in dieſem Lande thun wird, ausgenommen, daß ich ſehe, es werde der Kampf groß ſein. Denn Satan raſet auf das Heftigſte, und ich bin, Gott ſei Lob, gerade in die Hitze des Streites gekommen. Denn meine Mitprediger ſind vorgeladen worden, um ſich am 10. d. M. vor der Regentin zu verantworten, wobei ich, wenn es Gott nicht verhindert, auch zugegen zu ſein gedenke, durch mein Leben oder durch meinen Tod oder auch durch Beides ſeinen heiligen Namen zu verherrlichen, welcher ſo gnädig meine langjährigen Bitten erhört hat. Steht mir, Schweſter, mit euren Gebeten bei, daß ich jetzt nicht zurückſchrecke, wenn der Kampf naht. Noch andre Dinge hätte ich euch mitzutheilen, aber Reiſe um Reiſe nimmt mich ſo ſehr in Anſpruch, daß mir keine Zeit zum Schreiben bleibt. Benachrichtigt meinen Bruder, Mr. Goodman, von meinen Verhältniſſen, wie ich euch auch ſchon in meinem früheren Briefe von Dieppe aus gebeten habe. Die Gnade unſeres Herrn Jeſu Chriſti ſei mit euch! Edinburg, in Eile, 3. Mai." (59.)

1) Knox, l. c. 125 f. Buchanan, hist. 312 ff.
2) Letter to Mrs. Anne Locke, vgl. M'Crie, I, 256.

Vierzehntes Kapitel.

Erſte Erfolge der Evangeliſchen.

Knox ſollte ſich bald genug in den beginnenden Kampf verwickelt ſehen. Kaum war er in Leith an's Land geſtiegen, als auch ſchon die Geiſtlichkeit erfuhr, daß er da ſei. Ein Carmelitermönch hatte erfahren, der gefürchtete Mann habe in Edinburg übernachtet, und verkündet dieſe Neuigkeit eilends den noch im Concil verſammelten Prieſtern. Das gab denn einen großen Schrecken. Die Verſammlung ging in Eile und Verwirrung auseinander, und auf der Stelle ſandte der Erzbiſchof Hamilton einen Courier an die Regentin, um dieſe, welche gerade in Glasgow war, von dem Ereigniſſe in Kenntniß zu ſetzen. Zuletzt ergriff man die Auskunft, an das früher gegen Knox gefällte Urtheil des geiſtlichen Gerichts zu erinnern und ihn auf Grund deſſelben für einen Rebellen und für vogelfrei zu erklären[1]).

Der muthige Mann ließ ſich jedoch dadurch nicht zurückſchrecken. Er wußte, daß er, wenn er ſeinen Feinden in die Hände falle, nicht mit dem Leben davon kommen werde, aber er vertraute auf ſeinen Herrn und wußte auch, daß ſein Leben in deſſen Hand ſtände. Ohne deßhalb um die Wuth der Prieſter gegen ihn ſich weiter zu bekümmern, begab er ſich vielmehr gerade dahin, wo es galt, für das Evangelium zu kämpfen, zu ſeinen Mitpredigern, die eben im Begriff waren, nach Stirling zu gehen und der Vorladung der Regentin Folge zu leiſten. Er war entſchloſſen, ſie vertheidigen zu helfen und ihr Loos mit ihnen zu theilen.

Die Prediger befanden ſich eben in Dundee, und hier ſtieß er zu ihnen, aber zugleich fand er dort auch die Evangeliſchen aus der Grafſchaft Angus und Mearns verſammelt, welche entſchloſſen waren, ihre Prediger zum Gericht zu begleiten und mit ihnen ihre Anhänglichkeit an den Glauben zu bekennen, um deßwillen ſie angeklagt waren. Die Ankunft Knox' brachte natürlich unter dem ganzen Haufen eine freudige Bewegung hervor und diente nur dazu, die Verfolgten noch mehr zu ermuthigen. Sein Anerbieten, ſie begleiten zu dürfen, wurde ohne Weiteres angenommen[2]).

Die Evangeliſchen begaben ſich nun zuvörderſt nach Perth und ſandten von hier aus den Laird Erskine von Dun nach Stirling, um der Regentin anzuzeigen, in welcher Abſicht ſie kämen. Sie ließen erklären, daß ſie durchaus nicht an Gewaltſamkeiten dächten, wie ſie denn auch ohne Waffen er-

1) M'Crie, I, 257.

2) Er bat „that he micht be permitted to assist his Brethven and to give Confessioun of his Fayth with thame." Knox, l. c. 127. Ob Tytler Recht hat, ihn (ſ. oben) der Feigheit zu beſchuldigen?

ſchienen wären[1]), ſondern daß ſie als friedliche Leute kämen, blos um ihren Glauben zu bekennen und ihren Predigern in Vertheidigung der Wahrheit beizuſtehen. Noch immer war es der Wunſch der Evangeliſchen, wo möglich ohne Streit und Blutvergießen zum Ziele zu kommen und die Regentin durch gütliche Vorſtellungen zur Nachgiebigkeit zu bewegen.

Dieſe jedoch traute dem Handel nicht. Sie zog es vor, ſich die unbequemen Gäſte mit guter Manier vom Halſe zu ſchaffen, und nahm dabei ihre Zuflucht wieder zu ihrem gewöhnlichen Mittel: zur Verſtellung. Als Laird Erskine ihr erklärte, daß es der einzige Wunſch der Evangeliſchen ſei, ihren Gottesdienſt nach ihrem Gewiſſen halten zu dürfen und ihre Prediger zu beſchützen, ſo verſprach ſie ihm, daß ſie bereit ſei, das Verfahren gegen die Angeklagten auszuſetzen und ſie unbeläſtigt zu laſſen, wenn nur das Volk auseinander gehen wollte. Zugleich verhieß ſie, daß neue Verſuche gemacht werden ſollten, um die Beſchwerden gegen die Kirche abzuſtellen[2]).

Erskine ließ ſich dadurch überreden. Er ſchrieb ſofort an ſeine Genoſſen, was ihm die Königin verſprochen habe, und die Führer der zu Perth Verſammelten ſandten, um ihre friedlichen Abſichten zu bekunden, auch unverzüglich ihre Leute nach Hauſe[3]). Aber ſie ſollten ſich auch jetzt wieder betrogen ſehen. Als der beſtimmte Gerichtstag kam, ließ die Regentin die Vorladung der Prediger wiederholen, und da dieſe, auf ihr Verſprechen vertrauend, nicht erſchienen, ſo wurden ſie für außerhalb des Geſetzes erklärt und jedem Unterthanen des Reichs bei Strafe des Hochverraths verboten, ſie zu beherbergen oder ihnen Beiſtand zu leiſten[4]).

Das mußte natürlich eine allgemeine Entrüſtung hervorrufen. Erskine verließ ohne Weiteres den Hof[5]) und begab ſich wieder nach Perth, wo noch die Führer der Evangeliſchen bei einander waren. Er klagte ſich ſelbſt an, daß er einer Fürſtin getraut habe, welche ſchon ſo viele Beweiſe ihrer Treuloſigkeit gegeben, er erklärte, jetzt überzeugt zu ſein, daß die Regentin es lediglich auf die Vernichtung der Evangeliſchen abgeſehen habe, und er ermahnte die Brüder, ſich auf alle Fälle gerüſtet zu halten, um den Maßregeln, die man gegen ſie anwenden möchte, wirkſam entgegentreten zu können[6]). Das Verfahren der Regentin konnte in der That kaum anders, denn als eine offene Kriegserklärung betrachtet werden, und — wie es dann zu geſchehen pflegt, die Gewaltſamkeit von der einen Seite rief auch Gewalt-

1) Knox ſagt ausdrücklich, ſie ſeien „witthout Armour, as peaseable Men“ gekommen (p. 126).
2) Knox, l. c. Buchanan, I, 313. Cook, II, 71 f.
3) Doch wurde auch Mißtrauen laut. Knox, l. c.
4) Ibid. Buchanan, I, 313. Burnet, II, 410. Pitscottie, 202.
5) Knox, ibid., ſagt: „for atherwayis, by all Appeirance, he had not eschepit Imprisonment.“
6) Ibid.

ſamkeit von der andern hervor. Obgleich die Evangeliſchen entſchloſſen waren, ſo lange als möglich Frieden zu halten, ſo entſtand, hervorgerufen durch die Aufregung der Gemüther, welche die Nachricht von dem treuloſen Verfahren der Regentin herbeigeführt hatte, doch nun auch zu Perth ein Tumult, der die Anhänger der Reformation in dem Lichte von Rebellen erſcheinen ließ und der Regentin Gelegenheit gab, ihre Streitkräfte gegen ſie aufzubieten.

Die Sache war folgende: Knox, der ſich ebenfalls noch in Perth befand, predigte an demſelben Tage, wo Erskine zurückgekommen war, über das Götzendieneriſche der Meſſe und der Bilderverehrung, und allerdings ſtellte er in der eifrigen und überzeugungstreuen Weiſe, in der er zu reden gewohnt war, ſeinen Zuhörern vor Augen, wie mißfällig dieſe Verunſtaltungen des Evangeliums dem Herrn ſein müßten, wobei er denn auch auf Stellen der Schrift hinwies, welche deutlich beföhlen, alle Denkmäler des Götzendienſtes zu zerſtören. Aber es war keineswegs ſeine Abſicht, die Menge zu einem gewaltthätigen Vorgehen in der Abſchaffung der Bilder und Altäre aufzureizen, und eben ſo wenig kam dieß den Führern der Evangeliſchen in den Sinn. Vielmehr wurden die Zuhörer in Frieden von dem Prediger entlaſſen, ohne daß derſelbe auch nur ein Wort von Selbſthilfe in dieſer Angelegenheit geſagt hätte, und die meiſten gingen auch ruhig davon[1]).

Dennoch hatte die Rede zur Folge, daß das Volk die Hand an die Bilder legte. Einige müßige Leute waren noch in der Kirche zurück geblieben und — ſahen mit Unwillen, wie unmittelbar nach der Predigt des Reformators, gleichſam um durch die That dagegen zu proteſtiren, ein Geiſtlicher kam, den Altar mit den Bildern der Jungfrau und anderer Heiligen öffnete und anfing, Meſſe zu leſen. Sie würden jedoch wahrſcheinlich auch das noch haben geſchehen laſſen, hätte der Geiſtliche ſich nicht noch dazu heraus genommen, einem Jungen, der über ſein Thun ſpottete[2]), Ohrfeigen zu geben. Das war das Zeichen zum Angriff auf die Bilder. Der Junge ſelbſt ergriff einen Stein, zerſchmetterte damit einen der Heiligen und rief den Uebrigen zu, ſie ſollten den Götzendienſt, den Gott verboten habe, nicht dulden. Alle, noch von der Beredtſamkeit des Predigers entflammt, ſtürzten auf den Altar los, riſſen ſeine Bilder herab und warfen ſie in Stücke, und in wenig Minuten waren alle Zierrathen der Kirche zerbrochen und unter die Füße getreten. Bald kamen auf den Lärm noch Mehre herbei, und als die

1) Knox, l. c., Tytler, VI, 99 ſagt: „It is by no means clear, that the preacher, or the leaders of the congregation, who supporter him, entertained at this moment any intention of exhorting the multitude to open violence.“

2) Der Junge rief: Das iſt unerträglich, daß, da Gott in ſeinem Worte den Götzendienſt offen verboten hat, wir dabei ſtehen und ihn deß ungeachtet ſollen vollbringen ſehen!“ Knox, 128.

Menge immer zahlreicher wurde und, von ihrem Haß gegen die römiſche Kirche getrieben, in dem erſten Gebäude keine Arbeit mehr fand, machte man ſich auch an die übrigen dem Dienſt der Kirche gewidmeten Häuſer, namentlich an die Klöſter.

An ein Aufhalten war nicht mehr zu denken. Die Obrigkeit der Stadt, die Führer der Evangeliſchen, und namentlich auch die Prediger ſtellten ſich dem Haufen zwar in den Weg und ſuchten die Ruhe herzuſtellen — es war umſonſt. Bald waren die Klöſter der Dominicaner und Carmeliter vollſtändig verwüſtet. Ohne Vertheidigung hatten ſie die Mönche der Menge Preis gegeben, und die Altäre, die Bilder, die Reliquien, Alles, was ihnen zur Zierde diente und als Heiligthum galt, lagen zerbrochen umher. Daſſelbe Schickſal hatte auch das prächtige Carthäuſerkloſter, Charterhouſe genannt, von welchem man nur noch die Mauern ſtehen ließ. Und was das Schlimmſte war, von den außerordentlichen Reichthümern der Mönche angelockt, begann die Menge auch, dieſelben für ſich hinwegzuſchleppen, freilich ohne daß ein rechtſchaffener Mann ſich an dieſem Raube betheiligte, wie denn auch namentlich die Prediger ſich bemühten, wenigſtens davor zu warnen. Knox ſagt ausdrücklich, es ſei nur das gemeine Volk (the rascal multitude) geweſen, welches überhaupt an dem Tumulte Theil genommen habe[1]).

Dieß Ereigniß wurde nun aber von der Regentin und ihren Prälaten als ein ſolches betrachtet, das der ſtrengſten Beſtrafung würdig ſei, zumal auch andre Orte, z. B. Cupar, dem Beiſpiele von Perth folgten, und man ergriff mit Freuden eine Gelegenheit, welche einen Grund darbot, die Evangeliſchen als Aufrührer zu behandeln. Ueberhaupt mußte ſich die Regentin ja ſelbſt ſagen, daß ſie durch ihr Betragen das Vertrauen der Gegner völlig verſcherzt habe und daß ihr nunmehr Nichts übrig bliebe, als ſie mit Gewalt zur Unterwerfung zu bringen. So fing ſie denn an, das unglückſelige Ereigniß gegen die Evangeliſchen auszubeuten, indem ſie es benutzte, den Unwillen derer, welche ihr wegen ihrer Treuloſigkeit zürnten, auf jene als auf Unruheſtifter und Rebellen zu lenken. Sie berief den Adel nach Stirling und forderte denſelben zur Hilfe auf, indem ſie die Verwüſtung ſo vieler herrlicher Gebäude und namentlich des Charterhauſes beklagte, welches, von den Stuarts gegründet, die Gebeine Jakobs I. beherbergt hatte, und indem ſie Rache forderte gegen Alle, welche an dem Tumulte mitſchuldig ſeien, ja, erklärte, daß ſie die Stadt Perth dem Boden gleich machen und Salz auf ihre Stätte ſtreuen wolle, damit dieſelbe ein Denkmal ewiger Verwüſtung ſei[2]). Natürlich ſtellten ſich die römiſch Geſinnten, wie der Herzog von Chatelherault und der Graf Athol, auch ſofort zu ihrer Dispoſition, aber auch von den evangeliſchen Baronen hielten Einzelne zu ihr, namentlich der junge Graf von Argyle und Lord

1) Knox, hist., 128. Buchanan, 313. Pitscottie, 203. Burnet, II, 410.
2) Knox, 128.

Jakob Stuart, da dieſe ebenfalls über die wilde That entrüſtet waren und die Regentin ihnen gegenüber klug genug war, die Sache ſo darzuſtellen, als handle es ſich bei derſelben keineswegs um die Angelegenheiten des Glaubens und als habe ſie überhaupt nicht die Abſicht, dem Gewiſſen irgend Jemandes Zwang anzuthun. Da ihr unter d'Oſells Befehl auch noch die franzöſiſchen Truppen zu Gebote ſtanden, ſo hatte ſie denn bald eine anſehnliche Armee von 8000 Mann beiſammen, und ſchon am 18. Mai rückte ſie auf Perth los[1]).

Doch auch die Evangeliſchen in Perth ſammelten ihre Kräfte und waren keineswegs Willens, ſich dem Zorne der Regentin ohne Vertheidigung bloßzuſtellen. Vor allen Dingen aber waren ſie darauf bedacht, friedliche Mittel zur Beilegung der Sache zu verſuchen, und ſchrieben zu dem Ende Briefe an die verſchiedenen Parteien, die ſich zu ihrem Untergange vereinigt hatten, um die wahrhafte Lage der Sache in das rechte Licht zu ſetzen[2]). Der erſte war an die Regentin ſelbſt gerichtet. „Bisher", ſagten ſie, „hätten ſie ihr noch willigen Herzens gedient, doch würden ſie gezwungen ſein, das Schwert zu gerechter Vertheidigung zu ergreifen, wenn die Regentin bei ihrer ungerechten Verfolgung beharre. Sie wären bereit, ihrer Königin und deren Gemahle zu gehorchen, jedoch unter der Bedingung, daß man ſie in Frieden leben laſſe und ihnen erlaube, daß das Wort Jeſu Chriſti unter ihnen gepredigt und die Sakramente recht verwaltet würden. Ohne das wären ſie entſchloſſen, ſich niemals einem ſterblichen Menſchen zu unterwerfen." Sie erklärten ferner, daß ſie im Begriff ſeien, ihrer Königin, wie auch dem Könige von Frankreich anzuzeigen, was ſie gethan hätten, und ſie beſchwören deßhalb die Regentin im Namen Gottes und ſo lieb ihr der Frieden des Reichs ſei, ſie nicht anzugreifen, bis ſie die Antwort empfangen hätten.

Ein andrer Brief war ſodann an den Adel von Schottland gerichtet, und dieſer enthielt eine, mehr in's Einzelne gehende Vertheidigung. „Sie wüßten wohl", ſagten ſie darin, „daß der Adel in verſchiedene Meinungen getheilt ſei: Einige betrachteten ſie als eine Partei von Ketzern und Empörern, die dem Gemeinwohl ſchädlich ſeien und gegen welche keine Strafe zu ſtrenge wäre, Andre wären dagegen von der Gerechtigkeit ihrer Sache überzeugt, ja, hätten dieſelbe ſogar einſt offen bekannt, und jetzt, nachdem ſie ſie zu dem Unternehmen ermuntert hätten, zögen ſie ſich zurück und verließen ſie in ihrer äußerſten Bedrängniß." Den Erſteren führten ſie dann zu Gemüthe, daß ihnen Niemand ſolche Beſchuldigungen nachweiſen könne; was ſie gethan hätten, hätten ſie lediglich aus Gehorſam gegen Gott gethan, der ja befohlen habe, den Götzendienſt und ſeine Denkmäler zu zerſtören. „Unſer ernſtliches und fortwährendes Begehren", fuhren ſie fort, „iſt geweſen und iſt

1) Tytler, VI, 101.
2) S. dieſe Briefe bei Knox, 129 ff.

noch jetzt, daß in offener Verſammlung und in Gegenwart von unparteiiſchen Zeugen darüber verhandelt werde, ob dieſe Frevel, von den ſchändlichen Papiſten Religion genannt; und die ſie mit Feuer und Schwert vertheidigen, die wahre Religion Jeſu Chriſti iſt oder nicht? Nachdem nun dieß unſer demüthiges Begehren uns abgeſchlagen iſt, trachtet man uns in der grauſamſten Weiſe nach dem Leben, und ihr, der Adel, deren Pflicht es iſt, die Unſchuldigen zu vertheidigen und der Wuth der Böſen entgegen zu treten, mögen es nun Fürſten oder Kaiſer ſein, ihr laßt euch nichtsdeſtoweniger von ihren Gelüſten leiten und bewaffnet euch gegen uns, eure Brüder und Landsleute. Wenn ihr meint, wir ſeien Verbrecher, weil wir von euren Meinungen abweichen, ſo erwägt doch, wir bitten euch darum, daß die Propheten zur Zeit des Geſetzes, die Apoſtel Jeſu Chriſti nach ſeiner Himmelfahrt, die urſprüngliche Kirche und die Märtyrer mit der ganzen damaligen Welt nicht übereingeſtimmt haben, und — wollt ihr leugnen, daß ihr Thun recht war, und daß Alle, die ſie verfolgt haben, Mörder vor Gott geweſen ſind? Möchte denn daſſelbe in unſeren Tagen nicht ebenfalls wahr ſein? Was für eine Gewißheit habt ihr denn in unſeren Tagen von der Wahrheit eurer Religion, welche die Welt in jenen Zeiten nicht ebenfalls von der der ihrigen hatte? Ihr habt einen großen Haufen, der mit euch deſſelben Glaubens iſt, Jene hatten es auch! ihr beruft euch auf das Alter eurer Lehren, Jene konnten ſich auch darauf berufen! ihr habt Concilien, Geſetze und angeſehene Leute, welche, wie ihr vorausſetzt, Alles aufgerichtet haben, aber Nichts von dem Allen kann einen Glauben angenehm machen vor Gott, denn die Religion kommt allein von ihm, und die iſt die rechte, die er in ſeinem heiligen Worte offenbaret hat. Iſt es denn nicht ein Wunder, daß ihr in ſo tödtlicher Sicherheit ſchlaft, wo es ſich doch um euer eignes ewiges Seelenheil handelt?“ Diejenigen Barone aber, welche, ſelbſt evangeliſch geſinnt, ſie jetzt verlaſſen hatten, ließen ſie ihren ganzen Unwillen fühlen. „Auch wenn ihr“, machten ſie dieſen bemerklich, „euch wieder mit uns vereinigen wolltet, ſo erklären wir euch, daß, wie ihr von Gott als Verräther verworfen ſeid, daß ihr ſo auch von unſrer Genoſſenſchaft ausgeſchloſſen ſein ſollt und von aller Gemeinſchaft mit uns im Gebrauche der Sakramente. Der Ruhm dieſes Sieges, welchen Gott ſeiner Kirche auch in den Augen der Welt verleihen wird, wird euch nicht zugehören, ſondern das ſchreckliche Gericht, welches Ananias und ſein Weib Sapphira ergriff, wird auch euch und eure Nachkommen ergreifen.“ —

Endlich der dritte Brief ging an die römiſche Geiſtlichkeit ſelbſt, „an das Geſchlecht des Antichriſts, die fluchwürdigen Prälaten und ihre Schleppträger innerhalb Schottlands.“ Er enthielt ein ſchreckliches Anathema gegen Diejenigen, welche in ihrer blinden Wuth es bewirkt hätten, daß das Blut der Märtyrer vergoſſen worden ſei, und rief ihnen warnend zu, daß, wenn ſie in ihrer Grauſamkeit beharrten, daſſelbe Schickſal ihnen zu Theil werden

könnte, welches die Einwohner von Canaan durch die Iſraeliten erfahren hätten. Ueberhaupt enthielt dieſer Brief Drohungen, wie ſie dem Chriſten ſchwerlich geziemen möchten und die nur erklärt werden können, wenn man die vielen und langjährigen Mißhandlungen bedenkt, welche die Evangeliſchen von Seiten der Prälaten hatten zu erdulden gehabt. Mit der römiſchen Kirche kein Frieden, ſonſt aber Frieden und zwar von Herzen mit Allen, wie mit der Königin, ſo auch mit den übrigen Gewalten des Reiches, das tritt hier als der Sinn der Evangeliſchen von Perth entgegen, und mag man namentlich den Brief an die Prälaten auch als eine Unklugheit betrachten, er ging doch nur offen und ehrlich aus dem Gegenſatze hervor, in welchem ſich die Verfaſſer deſſelben zu ſtehen bewußt waren, und war auch wohl nur deßhalb veröffentlicht worden, um dieſen Gegenſatz ſcharf zu bezeichnen und den Verdacht abzuwenden, als handle es ſich auch um Aufruhr gegen die königliche Gewalt[1]).

Außer dieſen Schreiben, an denen, nach ihrem ganzen Geiſte zu urtheilen, Knox einen nicht geringen Antheil haben mochte, erließ man auch noch andre an den Commandeur der franzöſiſchen Truppen und an die Soldaten ſelbſt, den Erſteren warnend, nicht eine Flamme anblaſen zu helfen, die, einmal entzündet, nicht ſo leicht wieder gelöſcht werden könne, und die Letzteren daran erinnernd, daß ihre Beſtimmung gar nicht ſei, gegen Schotten zu ſtreiten, und an die mancherlei Gunſtbezeugungen, die ſie vordem von ihnen empfangen hätten[2]). Leider hatten alle dieſe Briefe jedoch keinen Erfolg. Die Regentin beharrte bei ihrem Entſchluſſe, und die Bedrohten mußten daher daran denken, ſich in Vertheidigungszuſtand zu ſetzen. Manche Zuzüge von Gleichgeſinnten aus den benachbarten Diſtricten ſtießen zu ihnen, und ihre Mannſchaft belief ſich bald auf etwa 5000 Mann. Namentlich waren es die Evangeliſchen aus Cunningham und Kyle, welche ſich ihrer Brüder in Perth annahmen, und an ihrer Spitze der Graf Alexander von Glencairn. In der Kirche von Craig, wo die Edelleute der Gegend zuſammengekommen waren, um zu berathen was zu thun ſei, brach er in die Worte aus: „Handle Jeder nach ſeinem Gewiſſen! ich will, ſo Gott will, meine Brüder in Perth ſehen, ja, wenn auch Niemand mich begleiten will, ſo will ich doch hin, und wenn ich auch blos eine Pike auf meiner Schulter hätte, denn ich will lieber mit ihnen ſterben, als nach ihnen noch leben!“ Damit riß er alle Uebrigen fort, und ungeachtet durch den Herold in Glasgow ein Befehl der Regentin ausgerufen wurde, der verbot, den Bedrohten zu Hilfe zu kommen, ſo kümmerte ſich doch Niemand darum. Ebenſo kam aus Fyfe, Angus und

1) Knox, hist., 134, ſagt ausdrücklich, der Brief gegen die Prälaten ſei erſt erlaſſen, als man gehört habe, daß ſie „die Bittſchriften unterdrückt und die Wuth aller Leute gegen die Evangeliſchen angefacht hätten.“

2) Ebendaſ. 130. Er ſagt, dieſe Briefe ſeien in großer Menge verbreitet worden, damit ſie zu Jedermanns Kenntniß gelangen möchten.

Mearns und aus der Stadt Dundee Hilfe herbei, und die Leute in Perth ſchöpften deßhalb neuen Muth, wenn auch Einzelne, wie der Provoſt der Stadt ſelbſt, Lord Ruthven, der übrigens evangeliſch geſinnt war, ſie verließen und zur Regentin übergingen. „Gott," ſagt Knox[1]), „tröſtete ſie ſo, daß zwölf Stunden nach dem Fortgange des Lords „die Herzen Aller wieder aufgerichtet waren, denn die dort verſammelt waren, hofften ja den Sieg nicht ſowohl von ihren eigenen Kräften, als vielmehr von der Macht deſſen, deſſen Wahrheit ſie bekannten, und ſo tröſteten ſie Einer den Andern, bis die ganze Menge wieder neuen Muth bekommen hatte."

Durch ſolchen Zuwachs an Macht, den die Evangeliſchen unausgeſetzt gewannen, und weil ſie ſah, daß dieſelben durchaus nicht Willens waren, ſich ohne Kampf überwältigen zu laſſen, wurde die Regentin nun aber doch bedenklich gemacht. Sie hatte zwar einige Tauſend Mann mehr zu ihrer Verfügung, als ihre Gegner, aber ſie mußte ſich doch auch ſagen, daß auf Seiten der Evangeliſchen der größere Muth die geringere Anzahl erſetzte und daß es das Anſehn der Krone auf die Spitze des Schwertes ſtellen heiße, wenn ſie es auf einen offenen Kampf ankommen ließe. Sie zog es daher vor, auch dieß Mal zur Liſt ihre Zuflucht zu nehmen und zu verſuchen, ob ſie nicht ohne Schwertſtreich die Stadt in ihre Gewalt bringen könnte.

Zu dieſem Entſchluſſe mochte ſie auch hauptſächlich dadurch gebracht worden ſein, daß ſie Grund hatte, die Zuverläſſigkeit der evangeliſchen Barone, welche noch zu ihr ſich hielten, in Zweifel zu ziehen. Der Prior von St. Andrews und der Graf von Argyle waren, wie Knox erzählt[2]), auf Veranlaſſung der Regentin, um zu ſehen, wie die Sachen dort ſtänden, nach Perth gekommen und hatten hier erfahren, daß ihre dort verſammelten Glaubensgenoſſen keineswegs mit Rebellion umgingen, ſondern nichts Andres begehrten, als daß ihnen freie Ausübung ihrer Religion verſtattet würde. „Wir ſind zu keinem andern Zwecke zuſammen gekommen," hatte man ihnen geſagt, „als unſern Brüdern beizuſtehen, welche auf ungerechte Weiſe verfolgt werden, und wenn die Regentin uns unſern Glauben laſſen und unſre Brüder und Schweſtern, welche Jeſum Chriſtum mit uns bekennen, nicht beunruhigen will, ſo wollen wir die Stadt, uns ſelbſt und was uns zugehört, gern der Regentin überliefern." Namentlich war es Knox, der ihnen auseinandergeſetzt hatte, um was es ſich handle. Er hatte ſie darauf hingewieſen, wie diejenigen, welche die Königin und ſie ſelbſt, die Barone, aufreizten, nichts Andres wollten, als das Evangelium unterdrücken, um die Vortheile, die ſie bisher aus den kirchlichen Mißbräuchen gezogen, ſich auch fernerhin zu ſichern; er hatte ſie an das Elend erinnert, das aus ſolchen Dingen für das ganze Königreich hervorgehen müſſe und wie die Sorge für das Gemein-

1) Knox, hist., 135.
2) Ebendaſ. 135.

wohl gerade ihre Sache ſei; und endlich hatte er ſie auch aufgefordert, mit der Regentin zu reden und ihr zu ſagen, wie die Sache, die ſie vertrete, keineswegs die Sache Chriſti ſei, was er, Knox, ihr wider alle Gegner zu beweiſen bereit ſei, wenn ihm nur Sicherheit zugeſagt und das Wort Gottes als Richter in dieſer Sache angerufen werde. „Ich bitte Ew. Herrlichkeiten," hatte er geſagt, „der Regentin in meinem Namen zu beſtellen, daß ich, wie ich früher geſchrieben habe, ſo auch jetzt noch ſpreche, daß nämlich dieſe ihre Unternehmung keinen guten Ausgang haben werde. Wenn ſie auch für einige Zeit lang die Heiligen Gottes quälen mag, denn ſie ficht nicht blos gegen Menſchen, ſondern auch gegen den ewigen Gott und ſeine unüberwindliche Wahrheit, ſo wird das Ende doch ihr Verderben ſein, wenn ſie nicht bei Zeiten bereut und abläßt[1])." Und dieß Alles war der Regentin von den Beiden, zu denen es geredet war, mitgetheilt worden, ohne Zweifel nicht, ohne daß auch ſie ihr zu erkennen gegeben hatten, wie ſie doch nun anfingen, die Sache in einem andern Lichte zu betrachten.

Zwar war die Regentin zuerſt aufgefahren und hatte verkündigen laſſen, daß Jeder, bei Strafe des Verraths, die Stadt vermeiden ſolle, aber ohne Wirkung blieben die ihr gemachten Mittheilungen nicht, zumal als ſie ſah, daß man ſich an ihr Verbot nicht kehrte, ſondern daß der bedrohten Stadt immer noch neue Mannſchaften zugeführt wurden. Es wurde daher den Evangeliſchen die Aufforderung zugeſchickt, daß ſie einige zuverläſſige Männer ſenden ſollten, um mit dem Herzoge von Chatelherault und mit dem Marquis d'Oſell über den Frieden zu verhandeln, ein Verlangen, dem die Leute von Perth, wiewohl ſie den Angriff ihrer Gegner kaum noch zu ſcheuen hatten, auf das Bereitwilligſte genügten. „Verflucht ſei," hieß es allgemein, „der nach Blutvergießen und Bürgerkrieg trachtet! Laßt uns Jeſum Chriſtum haben und die Wohlthat ſeines Evangeliums, und Niemand in Schottland wird ein getreuerer Unterthan ſein, als wir[2])!"

So kam denn auch wirklich ein Friede zu Stande. Die Beauftragten der Regentin verlangten freilich Anfangs, daß man ſich ihr auf Gnade und Ungnade unterwerfen ſolle, doch vereinigte man ſich bald über annehmlichere Bedingungen. Die beiderſeitigen Truppen ſollten entlaſſen und die Stadt der Regentin geöffnet werden, doch ſo, daß Niemand beunruhigt oder wegen des Vorgefallenen, namentlich auch nicht wegen des Glaubenswechſels, zur Rechenſchaft gezogen werden dürfe, vielmehr ſollte der evangeliſche Glaube geduldet werden, bis alle Streitigkeiten in Religionsſachen durch das Parlament geſchlichtet wären. Endlich ſollte auch kein franzöſiſcher Soldat die Stadt und ihren dreimeiligen Umkreis betreten, noch auch die Regentin, wenn ſie Perth wieder verließe, eine franzöſiſche Beſatzung dort zurücklaſſen

1) Knox, hist., 135.
2) Ebendaſ. 137.

dürfen." Ohne Zweifel waren dieſe Bedingungen für die Evangeliſchen günſtig genug. Sie hatten eben erreicht, um was es ihnen zu thun geweſen war, und wenn auch Einzelne unter ihnen, und namentlich auch Knox, den Verſprechungen der Regentin nicht trauen mochten, ſo gingen ſie doch, Gott dankend für ſeine Hilfe, auseinander, nachdem ſie zuvor den Bund, den ſie früher miteinander geſchloſſen, erneuert hatten.

Knox erzählt uns dieß in folgender Weiſe[1]: „Mit dem Grafen von Glencairn kam auch der liebe Bruder Joh. Willock zu uns, und Joh. Knox war ſchon vorher in der Stadt. Dieſe Beiden gingen zu dem Grafen Argyle und dem Prior (Jak. Stuart) ſie der Treuloſigkeit beſchuldigend, weil ſie ihre Brüder in der äußerſten Noth ohne die ihnen ſchuldige Hilfe gelaſſen hätten. Sie antworteten Beide, daß ihr Herz unabänderlich den Brüdern gehöre und daß ſie entſchloſſen ſeien, dieſe Sache mit aller ihrer Macht zu vertheidigen. Aber weil ſie verſprochen hätten, für den Frieden zu wirken und der Königin beizuſtehen, im Fall wir die vernünftigen Anerbietungen ausſchlügen, ſo könnten ſie um der Ehre und des Gewiſſens willen nichts Anderes thun, als ihr Verſprechen halten, und deßhalb bäten ſie, daß die Brüder den annehmbaren Vorſchlägen beiſtimmen möchten, indem ſie eidlich verſprachen, wenn die Königin ein Titelchen des Vertrages bräche, dann mit aller ihrer Macht den Brüdern für alle Zukunft beiſtehen und zu Hilfe kommen zu wollen. Als ſie dieſe Verſprechungen gemacht hatten, beruhigten die Prediger die Menge und erlangten am Ende, daß Jedermann den Friedensbedingungen zuſtimmte, was jedoch nicht ohne große Mühe geſchah, und das war kein Wunder, denn Viele ſahen die Gefahren voraus, die kommen ſollten, ja die Prediger ſelbſt bekannten in ihren Reden öffentlich, daß ſie ſicher überzeugt ſeien, wie es die Königin nicht redlich meine. Aber um den Mund der Gegner zu ſtopfen, welche uns Rebellen ſchalten, verlangten ſie auf das Ernſtlichſte, daß Jedermann den Vorſchlägen beiſtimmen ſolle, damit die Verſtellung Gelegenheit finde, ſich ſelbſt zu offenbaren. Dieſer Vertrag wurde am 28. Mai geſchloſſen und am folgenden Tage um 2 Uhr Nachmittags ging „die Gemeinde" (Congregation) von St. Johnſton (Perth) fort, nachdem Joh. Knox in ſeiner Predigt Jedermann zur Standhaftigkeit ermahnt hatte und dazu, Gott Dank zu ſagen, daß es ſeiner Gnade gefallen habe, der Wuth der Feinde zu ſteuern ohne Blutvergießen, und daß kein Bruder ſich weigern ſollte, diejenigen zu unterſtützen, die in Zukunft auf die gleiche Weiſe verfolgt werden würden. Denn, ſagte er, ich bin gewiß, daß kein Theil der Verſprechungen länger gehalten werden wird, ſobald die Königin und die Franzoſen die Oberhand gewinnen. Viele der Feinde waren bei dieſer Predigt gegenwärtig, denn nachdem der Vertrag abgeſchloſſen war, hatten ſie freien Zutritt in der Stadt, um für ihr Unterkommen zu ſorgen.

1) Knox, hist., 137 f. Vgl. Buchanan, 314.

Bevor aber die Lords abreiſten, wurde der Bund gemacht, deſſen Inhalt hier folgt, wie er geſchrieben und unterzeichnet wurde:

„„Zu Perth am letzten Tage des Mai im Jahre 1559. Die Congregation des Weſtens, zugleich mit der Congregation von Fyfe, Perth, Dundee, Angus, Mearns und Montroſe, nachdem ſie in der Stadt Perth im Namen Jeſu Chriſti zuſammengekommen iſt, um ſeine Ehre auszubreiten, und da ſie dazu Nichts für nöthiger hält, als unabänderliche Freundſchaft, Einigkeit und Genoſſenſchaft mit einander zu halten, wie dieß ja auch von Gott geboten iſt, hat beſchloſſen und ſich dazu verbündet und im Angeſichte Gottes verpflichtet, einander beizuſtehen und zu helfen in allen Dingen, welche von Gott in ſeinem Worte gefordert werden und die zu ſeiner Ehre gereichen mögen; und ebenſo mit aller ihrer Macht zu zerſtören und aus dem Wege zu räumen Alles, was ſeinen Namen verunehrt, ſodaß Gott rein und treu verehrt werden möge. Und im Fall, daß irgend ein Angriff gegen die genannten Congregationen beabſichtigt werden ſollte oder gegen einen Theil und irgend ein Mitglied derſelben, dann ſoll die ganze Congregation Hilfe leiſten, beiſtehen und zuſammenkommen zur Vertheidigung der Gemeinde oder Perſon, die angegriffen wird, und ſoll nicht ſparen Mühe, Güter, Beſitzthümer, Leib und Leben, um die Freiheiten der ganzen Congregation aufrecht zu erhalten und jedes Glied derſelben zu ſchützen, gegen welche Gewalt es auch ſein mag, die es anzugreifen droht, ſei es aus Urſache des Glaubens, ſei es aus einem andern Grunde, der damit zuſammenhängt, oder was ihm ſonſt unter dieſem Vorwande zu Laſt gelegt wird, auch wenn ein anderer fremdartiger Grund vorgeſchützt werden ſollte. Zum Zeugniß und zur Beglaubigung deſſen hat die ganze Congregation beauftragt und ernannt die unterzeichneten Edelleute und Perſonen, um dieß hier zu unterſchreiben. Folgen die Unterſchriften: Arch. Argyle, Robert Lord Boyd, Jakob Stuart, Matthäus Campbell von Teringland, Glencairn, Uchiltree.““ — —

Perth wurde ſo den Händen der Regentin überliefert, aber bald zeigte ſich, wie Recht diejenigen gehabt hatten, die ihr nicht hatten trauen wollen. „Am 29. Mai,“ erzählt Knox weiter[1]), „zog die Königin in die Stadt ein, nebſt dem Herzoge (von Chatelherault), Mr. d'Oſell und den Franzoſen, welche, als ſie ihre Hakenbüchſen abſchoſſen, das Haus des Patrick Murray auf's Korn nahmen, eines Mannes, der ſehr eifrig im Glauben war und mit großer Kühnheit alle Gefahren während der Belagerung ausgehalten hatte. Gegen deſſen Treppe richteten ſie ſechs oder ſieben Schüſſe und ſogar gerade auf Diejenigen zu, die auf derſelben ſaßen. Alle entkamen jedoch, mit Ausnahme des Sohnes jenes Patrick, eines Knaben von 10 oder 12 Jahren, der erſchoſſen wurde, was in Gegenwart der Regentin geſchah. Aber als ſie vernahm, weſſen Sohn es ſei, ſagte ſie ſpottend: „Es iſt Schade, daß man

1) Knox, hist., 139. Vgl. Buchanan, 314. Pitscottie, 204.

den Sohn und nicht auch den Vater getroffen hat, aber da man einmal ſolche Verwechslung begangen, ſo vermögen wir Nichts gegen das Schickſal.“ Dieß war ihr freundlicher Einzug in St. Johnſton und der große Eifer für Gerechtigkeit, den ſie an den Tag legte.

„Ein Schwarm von Papiſten zog mit ihr ein und machte ſofort Anſtalten, um Meſſe zu leſen, und weil die Altäre nicht ſo leicht wieder herzuſtellen waren, ſo nahmen ſie Tiſche, welche noch kurz vorher zu Trinkgelagen, Würfel- und Kartenſpielen gedient hatten, aber ſie waren heilig genug für die Prieſter und ihr Heidenthum. Die Königin fing an, gegen alle frommen und rechtſchaffenen Leute zu wüthen, ihre Häuſer wurden von Franzoſen angefüllt, die rechtmäßige Obrigkeit, ſowohl der Provoſt als die Bailly's wurden ungerechter Weiſe und gegen die Ordnung abgeſetzt. Ein ſchlechter Menſch, würdig des Zornes Gottes und aller Tugend baar, der Laird von Kynfauns, wurde zum Provoſten der Stadt gemacht, worüber alle rechtſchaffenen Leute ſich ärgerten. Sie verließen ihre Wohnungen und ſuchten mit ihren Weibern und Kindern für einige Zeit Zuflucht bei den Brüdern. Sie (die Regentin) gab Befehl, daß vier Compagnien Soldaten in der Stadt bleiben ſollten, um den Götzendienſt aufrecht zu erhalten und der Congregation zu widerſtehen. Rechtſchaffene und unparteiiſche Leute fragten ſie, warum ſie in ſo offenbarer Weiſe ihr Wort bräche? Sie antwortete, ſie ſei nicht verpflichtet, Ketzern ihr Wort zu halten, und außerdem habe ſie auch nur verſprochen, keine Franzoſen in die Stadt zu legen, welches ſie, wie ſie ſagte, ja auch nicht gethan habe, da diejenigen, welche darin ſeien, Schotten wären. Aber als man ihr einwendete, daß alle Diejenigen, welche in franzöſiſchem Solde ſtänden, auch franzöſiſche Soldaten wären, antwortete ſie: Fürſten ſind nicht verpflichtet, ſich ſo genau an ihr Wort zu binden. Ich ſelbſt, ſagte ſie, würde mir kein Gewiſſen daraus machen, allen ſolchen Leuten Leib und Leben zu nehmen, wenn ich es nur unter einem anſtändigen Vorwande thun könnte. Und dann verließ ſie die Stadt im äußerſten Elende, nachdem ihre gottloſen Franzoſen auf das Grauſamſte den größten Theil derer behandelt hatten, welche in der Stadt zurückgeblieben waren.

„Der Graf von Argyle jedoch und der Prior von St. Andrews, als ſie bei der Königin Nichts als Falſchheit und Tyrannei wahrnahmen, erinnerten ſich ihrer den Brüdern gemachten Verſprechungen und verließen mit ihren Truppen heimlich die Stadt. Und mit ihnen ging auch der früher genannte Lord Ruthven, der Graf von Monteith und der Laird von Tullybardine fort, welche ſich feierlich mit einander verbündeten, indem ſie ſich eidlich gelobten, Einer den Andern gegen jede Perſon zu vertheidigen, die ſie des Glaubens wegen verfolgen würde, und ebenfalls, daß ſie mit aller ihrer Macht und Gewalt die Brüder beſchützen wollten, die aus derſelben Urſache verfolgt würden. Die Königin, höchlichſt erzürnt über die plötzliche Abreiſe der genannten Männer, ſandte ihnen den Befehl, bei Vermeidung ihres höch-

ſten Mißfallens zurückzukehren, aber ſie antworteten, daß ſie mit gutem Gewiſſen nicht die Genoſſen einer ſolchen Tyrannei ſein könnten, wie ſie von ihr ausgeübt werde, und einer ſo großen Treuloſigkeit, wie ſie von ihr und ihren gottloſen Rathgebern, den Prälaten begangen ſähen."

Dieſe Handlungsweiſe der Regentin führte den vollſtändigen Bruch zwiſchen ihr und den evangeliſchen Lords herbei, die aus Unterthanenpflicht noch auf ihrer Seite geſtanden hatten. Man ſah, daß von ihr durchaus Nichts zu erlangen ſei, daß ſie vielmehr entſchloſſen war, alle, auch die unehrlichſten Mittel anzuwenden, um die Sache des Evangeliums zu vernichten. Die evangeliſchen Lords beſchloſſen daher, nun, ohne ſich um die Regentin weiter zu kümmern, die Einführung der Reformation in Schottland zu betreiben, und Graf Argyle und Lord Stuart thaten unverzüglich Schritte, um ihren Entſchluß in's Werk zu ſetzen. Sie ſchrieben an die Lairds von Dun und Pittarrow, an den Provoſt von Dundee und Andere ihrer Glaubensgenoſſen und forderten ſie auf, ſich zu St. Andrews zu verſammeln, um von hier aus die Reformation zu beginnen. Namentlich war es aber auch die Ueberzeugung, die ſie gewonnen hatten, daß Frankreich damit umginge, nicht blos das Evangelium, ſondern auch die Freiheiten des Landes zu unterdrücken, was ſie antrieb, nicht mehr zu zögern [1]).

Am 4. Juni kam man zu St. Andrews zuſammen. Auch Knox fand ſich ein. Er hatte nach der Uebergabe von Perth die Stadt verlaſſen und ſich in die Grafſchaft Fyfe begeben, wo er an verſchiedenen Orten gepredigt hatte: zu Crail und Anſtruther. Jetzt war es die Abſicht, daß er am nächſten Sonntage in der Kathedrale von St. Andrews ſelbſt eine Predigt halten ſollte und daß man darauf zur Reformation der Stadt ſchreiten wolle. Doch ſchien das Unternehmen allerdings für den Reformator nicht ungefährlich zu ſein. Der Erzbiſchof, als er vernommen hatte, die Evangeliſchen ſeien in ſeine Stadt eingerückt und Knox werde dort predigen, war ſelbſt herbeigeeilt und drohte, den Reformator auf der Kanzel erſchießen zu laſſen, wenn er wagen würde, ſie zu beſteigen. Er hatte ihm ſagen laſſen: „ein Dutzend Musketen ſollten ihn begrüßen, wovon die meiſten ihm um die Naſe leuchten ſollten." Knox jedoch ließ ſich dadurch nicht abſchrecken. Seine Freunde waren freilich der Anſicht, daß er ſein Vorhaben aufſchieben ſolle, und es war ja allerdings auch wohl Grund zu Befürchtungen vorhanden. Von den Einwohnern der Stadt war man noch keineswegs gewiß, ob ſie der Reformation zuſtimmen würden, und von dem Biſchofe und ſeinen Geiſtlichen ließ ſich erwarten, daß ſie das Aeußerſte wagen würden. Dazu kam, daß die Königin mit ihren Truppen nicht weit von St. Andrews in Falkland lag und im Stande war, dem Biſchofe raſch zu Hilfe zu kommen. Die Anzahl

1) Knox, hist., 139 f. Vgl. Buchanan, 315.

der Evangeliſchen, welche damals in der Stadt zuſammengekommen waren, war aber noch eine ſehr geringe.

Knox aber beſtand auf ſeinem Entſchluß, ſei es, weil er der Meinung war, daß man kein Zeichen von Entmuthigung geben und dadurch die Sache von vornherein verderben müſſe, ſei es, weil er dem Erzbiſchofe doch den gewaltſamen Schritt nicht zutraute, mit welchem dieſer gedroht hatte. Er antwortete daher denen, die ihn abmahnten[1]: „Ich kann die Predigt für morgen um des Gewiſſens willen nicht aufgeben, denn in dieſer Stadt und Kirche hat mich Gott zuerſt zu der Würde eines Predigers berufen, und von hier wurde ich durch die Tyrannei Frankreichs und auf Veranſtaltung der Biſchöfe hinweggeriſſen, wie ihr alle wohl genugſam wiſſen werdet. Wie lange ich Gefangener war, was ich auf den Galeeren ausgeſtanden habe, wie ſchwer die Seufzer meines Herzens geweſen ſind, iſt jedoch jetzt nicht Zeit zu erzählen. Das allein kann ich nicht verhehlen, daß mehr als Einer mich hat ſagen hören, als mein Leib noch fern von Schottland war, meine gewiſſe Hoffnung ſei, daß ich in voller Verſammlung noch zu St. Andrews predigen würde, bevor ich ſtürbe. Deßhalb, meine Herren, da ich ſehe, daß Gott wider alles menſchliche Erwarten meinen Leib an dieſen Ort geführt hat, wo ich zuerſt zum Amte eines Predigers berufen worden bin und von wo ich auf ſo ungerechte Weiſe hinweggebracht wurde, ſo erſuche ich euch, mich nicht zu hindern, vor den Brüdern zu erſcheinen, und — was die Furcht vor der Gefahr betrifft, die mir droht, ſo möge deßhalb Niemand ſich Sorge machen, denn mein Leben ſteht unter dem Schutze deſſen, deſſen Ehre ich ſuche. Deßhalb fürchte ich denn auch den Stolz und die Bosheit Jener nicht ſo, daß ich durch ſie mich abſchrecken laſſen ſollte, meine Pflicht zu thun, wo Gott in ſeiner Gnade mir eine Gelegenheit dazu bietet. Ich verlange nicht, daß Jemand die Hand oder das Schwert zu meiner Vertheidigung aufhebe, ich begehre nur Gehör, und wenn mir dieß jetzt verweigert wird, ſo muß ich weiter gehen, wo ich es finden möge."

Die Predigt fand denn auch am 10. Juni ſtatt. Knox nahm zum Text die Tempelreinigung durch den Herrn und wandte denſelben auf die damaligen Zuſtände der Kirche an, indem er zugleich darauf hinwies, was geſchehen müſſe, um dem Verderben zu wehren. An den drei folgenden Tagen redete er dann noch weiter in derſelben Weiſe und hatte einen ſolchen Erfolg, daß der Provoſt, die Bailly's und die Einwohner der Stadt den Entſchluß faßten, die Reformation in's Werk zu ſetzen. Die Bilder und Altäre wurden aus den Kirchen entfernt, die Klöſter niedergeriſſen und der Gottesdienſt im Sinne der reformirten Kirche eingerichtet. Von Gewaltſamkeiten, die ſich die Geiſtlichkeit gegen den Prediger erlaubt hätte, war nicht die Rede,

1) Knox, hist., 140 f.

und der Erzbiſchof ſelbſt hatte es für gerathen gehalten, ſich bei Zeiten aus der Stadt und zu der Regentin nach Falkland zu begeben.

Hier war man aber mit dieſen Vorgängen, die noch dazu an dem Sitze des geiſtlichen Primas ſelbſt in's Werk geſetzt waren, begreiflicher Weiſe durchaus nicht einverſtanden, und da die Regentin und ihre Rathgeber vernahmen, daß die Zahl der Evangeliſchen in St. Andrews eine durchaus geringfügige ſei, ſo beſchloß man, ſie zu überfallen. Man glaubte, ſie mit leichter Mühe aufheben zu können, und die Regentin gab deßhalb ſofort Befehl, nach St. Andrews vorzurücken. Doch ſollte dies Unternehmen auf unerwartete Hinderniſſe ſtoßen. Kaum war die Gefahr, in der die Evangeliſchen ſtanden, bekannt geworden, als auch die Glaubensgenoſſen aus den benachbarten Grafſchaften ihnen ſo raſch, wie möglich, zu Hülfe kamen, „ſie ſchienen", wie Knox[1]) ſich ausdrückt, „vom Himmel zu regnen", und ehe die Regentin ſich's verſah, fand ſich's, daß die Evangeliſchen, welche ihr nach Cupar-Moor entgegengerückt waren, ihre Mannſchaft bei Weitem übertrafen. Auch zeigte ſich, daß die evangeliſchen Lords ihre Truppen ſo wohl aufgeſtellt hatten, daß an keinen Sieg auf Seiten der Regentin zu denken war.

Die Regentin zog es daher vor, auf's Neue Unterhandlungen anzuknüpfen, und man kam denn auch darin überein, daß kein Franzoſe innerhalb der Grenzen von Fyfe bleiben ſolle, mit Ausnahme der Garniſonen, welche ſchon immer in einigen Küſtenſtädten gelegen hatten, und ebenſo, daß einige Edelleute, welche die Königin und ihr geheimer Rath zu ernennen habe, mit den Führern der Proteſtanten zuſammenkommen ſollten, um zu berathen, auf welche Weiſe der Frieden des Landes am beſten wieder hergeſtellt werden könne.

So war denn der Sieg auf der Seite der Evangeliſchen, die Reformation von St. Andrews ſchien eine vollendete Thatſache zu ſein, und eine ganze Reihe von Städten folgte dem dort gegebenen Beiſpiele: ſo Crail, Cupar, Lindores u. A. Ueberall wurden die Kirchen von ihren Bildern gereinigt, die Klöſter zerſtört und der reformirte Gottesdienſt eingeführt. Es ſchien in der That, als ob dem Werke der Reformation kein Widerſtand mehr ſollte geleiſtet werden.

Doch die Regentin hatte auch dies Mal an keinen ehrlichen Frieden gedacht, nur Aufſchub hatte ſie geſucht, um der gewiſſen Niederlage bei Cupar-Moor zu entgehen. Deßhalb blieben denn auch die Commiſſäre, die ſie zu ſenden verſprochen hatte, aus, und vergeblich warteten die evangeliſchen Lords zu St. Andrews auf ſie. Da man nun Grund hatte, der Regentin nicht zu trauen, und da um dieſelbe Zeit auch Nachrichten von den Gewaltthaten einliefen, die noch immer zu Perth verübt wurden, ſo beſchloß man

1) Knox, hist., 151.

auf Seiten der Evangeliſchen, die Sache weiter zu führen und ſich der drohenden Gefahren bei Zeiten zu erwehren, namentlich aber der Stadt Perth Hülfe zu bringen und darauf zu beſtehen, daß die ihr gethanen Verſprechungen gehalten würden. Der Muth und die Zuverſicht der Evangeliſchen war überhaupt durch die letzten Ereigniſſe bedeutend gewachſen. Sie hatten ihre Kräfte kennen gelernt und waren entſchloſſen, ſie für ihren Glauben und für die Freiheit ihres Vaterlandes auch zu gebrauchen. Auch war ihnen in den letzten Tagen noch ein neuer Zuwachs an Macht geworden. Wilhelm Kirkaldy von Grange, ein erfahrener und unerſchrockener Kriegsmann, hatte ſich mit ihnen vereinigt und ihnen ſeine Streitkräfte zugeführt. So durften ſie des Sieges gewiß ſein.

Es erging deßhalb eine Aufforderung an alle Brüder, ſich am 24. Juni in der Nähe von Perth zu verſammeln. Die Regentin dachte nun freilich, dieß zu verhindern und ihnen zu Stirling die Wege zu verlegen. Es war umſonſt. Perth wurde belagert und die Garniſon aufgefordert, die Stadt zu verlaſſen und die Thore zu öffnen. Da ſie ſich weigerte, ſo eröffnete man den Sturm, Lord Ruthven griff von Weſten, die Bürger von Dundee von Oſten her die Stadt an, und es zeigte ſich bald, daß Widerſtand vergeblich ſei. Die franzöſiſchen Söldner mußten die Waffen ſtrecken, und Perth kam wieder in die Hände der Evangeliſchen. Doch iſt anzuerkennen, daß man die Feinde mit aller, den Umſtänden nach möglichen Milde behandelte und, ihrer eigenen Gewaltthaten nicht gedenkend, ihnen freien Abzug geſtattete, ſobald ſie darum baten und ihre Unterwerfung erklärten. „Wir dürſteten nicht nach Blut", ſagt Knox, „ſondern ſuchten blos die Befreiung unſerer Brüder[1])!"

Das war nun ein großer Sieg, ſowohl des Evangeliums, als auch der nationalen Freiheit, gegenüber den franzöſiſchen Unterdrückungs-Gelüſten, und man feierte denſelben mit Dank gegen Gott. Doch ſuchte man ſich auch in dem Gewonnenen zu befeſtigen, und ſah ſich deßhalb nach Bundesgenoſſen um. Schon die ganze Zeit hindurch hatten Einzelne der Führer der Evangeliſchen mit dem engliſchen Hofe in Verbindung geſtanden, und Eliſabeth hatte, wie es ihrem Vortheile angemeſſen war, die Sache derſelben begünſtigt. Jetzt, hoffte man, werde die Königin von England ſich noch offener ihrer annehmen, und es wurde daher beſchloſſen, ſich an ſie mit dem ausdrücklichen Verlangen um Unterſtützung zu wenden. Auch Knox machte nochmals den Verſuch, mit Cecil, dem Staatsſecretär Eliſabeths, in Verbindung zu treten und den Zorn der Königin zu beſänftigen[2]). „Ich weiß", ſchrieb er an denſelben, „daß ich der Königin und ihrem geheimen Rath ſo verhaßt bin, daß ſelbſt mein Name ihren Ohren widerwärtig klingt, aber

1) Knox, hist., 145. Vgl. Buchanan, 315 ff. Cook, II, 131 ff.
2) S. Tytler, VI, 112 f., wo der Brief mitgetheilt iſt.

doch will ich nicht aufhören, mich ſelbſt anzubieten, und erſuche euch deßhalb, in Gottes Namen dieſen meinen Brief ihrer königlichen Gnaden zu übergeben: er enthält durchaus keine Schmeichelei und daher, hoffe ich, wird er nur um ſo annehmbarer ſein. Weßhalb mich ihre Gnaden oder die Gläubigen in ihrem Reiche als einen Feind zurückweiſen ſollten, davon ſehe ich keine gerechte Urſache ein. Eins weiß ich, daß England durch mich in dieſer Zeit nicht beleidigt worden iſt, ja, es hat, durch die Gnade Gottes, die mit mir war, eine Wohlthat von mir empfangen, die bis jetzt Niemandem in England bekannt iſt und der ich auch nicht Luſt habe mich zu rühmen. Nur das will ich ſagen, daß, wenn England und deſſen unrechtmäßige Königin (Maria) mir feindlich geſinnt war, ſo war ich doch ſein Freund, und die Frucht meiner Freundſchaft war, daß die Grenzen in der äußerſten Bedrängniß gerettet wurden. Lange ſchon habe ich an eine fortdauernde Freundſchaft zwiſchen dieſen beiden Reichen gedacht, und jetzt iſt die Gelegenheit da, ſie zu Stande zu bringen, wenn ihr euch dazu verſtehen wollt, ſie mit kühnem Muthe zu ſuchen. Denn die Gnade Chriſti des Gekreuzigten hat hier jetzt in Wirkſamkeit zu treten begonnen, und ſie mag die Herzen Derer vereinigen, welche Satan durch ſeine Liſt lange getrennt hat. Um dieß zu Stande zu bringen, möchte ich Erlaubniß haben, zu euch zu kommen. Gott möge eure Herzen recht lenken, den Zuſtand beider Reiche zu bedenken, welche in größerer Gefahr ſtehen, als Menſchen ſich einbilden mögen. Das Gerücht, zweifle ich nicht, wird euch von den Bedrängniſſen erzählen, welche neulich hier wegen des Streites um Glaubensſachen entſtanden ſind. Die Wahrheit iſt, daß Viele vom Adel, der größte Theil der Barone und Edelleute, nebſt einer Anzahl von Städten und einer Feſtung ſich daran gemacht haben, den Götzendienſt und ſeine Werkzeuge abzuſchaffen. Die Reformation geht ein wenig gewaltſam zu Werke, weil die Gegner äußerſt hartnäckig ſind, doch Niemand, der mit uns Jeſum Chriſtum bekennt, beabſichtigt Etwas gegen die weltliche Obrigkeit, wenn nicht Fremde herbeigerufen werden, um die Freiheiten dieſes armen Landes zu unterdrücken und zu vernichten. Wenn das Jemand verſuchen wollte, ſo weiß ich nicht, was daraus folgen würde."

Der Brief war, wie ſich zeigen wird, nicht ohne Folgen: Eliſabeth ließ es nicht an Unterſtützung Derer fehlen, die damit, daß ſie die Herrſchaft der Franzoſen in dem eigenen Vaterlande zu vernichten ſuchten, zugleich auch die Sicherheit Englands vertheidigen halfen. Vorläufig waren die Evangeliſchen jedoch auf ihre eigenen Kräfte angewieſen, und ſie waren auch mächtig genug, um der Regentin gegenüber das Feld zu behaupten. In Perth wurde der evangeliſche Gottesdienſt ſofort wieder hergeſtellt und, was noch vom römiſchen Weſen übrig geblieben war, gänzlich vernichtet. Selbſt die in der Nähe gelegene Abtei Scone, der alte Krönungsort der ſchottiſchen Könige, entging dem Schickſale der Zerſtörung nicht, obgleich dieſelbe

wider den Willen der Oberhäupter und durch einen Volkssturm vollbracht wurde.

Knox[1]) erzählt den Vorgang also: „Zu derselben Zeit erwogen vier eifrige Männer, wie halsstarrig, stolz und voll Verachtung der Bischof von Murray gewesen war und wie er die Stadt durch seine Soldaten und Freunde bedroht hatte, welche in der Abtei von Scone lagen. Sie hielten es deßhalb für gut, daß ihm einige Ordnung beigebracht würde, wie auch seinem ganzen Palaste, der nahe am Ende der Stadt lag. Die Lords schrieben ihm (denn er lag in der Abtei, welche etwa 2 Meilen von St. Johnston entfernt war), wenn er nicht kommen und ihnen helfen wolle, so würden sie weder ihn, noch seinen Palast verschonen. Er antwortete, er werde kommen und thun, was sie für nöthig hielten, er werde ihnen beistehen mit seiner Macht und mit ihnen gegen die übrigen Geistlichen im Parlament stimmen. Aber weil seine Antwort sehr lange auf sich warten ließ, so zog die Stadt Dundee gegen ihn, theils weil sie durch den Tod ihrer Leute erbittert, theils auch und hauptsächlich weil sie dem Bischof nicht gewogen waren, denn er war und ist noch das Haupt der Feinde Jesu Christi und auf seinen Rath allein war es, daß unser Bruder Walter Mill getödtet wurde. Um sie aufzuhalten, wurde zuerst der Provost von Dundee nebst seinem Bruder, dem Hauptmann Alex. Halburton abgeschickt, aber sie richteten wenig aus, weßhalb Joh. Knox ihnen nachgesandt wurde. Doch als er kam, waren sie schon dabei, die Bilder und Altäre niederzureißen, und obgleich Jakob Halburton und sein Bruder Alexander, sowie auch der genannte Johann thaten, was an ihnen war, um die Wuth der Menge aufzuhalten, so waren sie doch nicht im Stande, allgemeine Ordnung herzustellen. Deßhalb schickten sie zu den Lords, dem Grafen von Argyle und Lord Jakob, welche auch rasch herbeieilten und den Palast und die Kirche zu retten suchten; aber weil die Menge, als sie in die Kirche drang, eine große Anzahl von Bildern gefunden hatte, die dort versteckt waren, um sie (wie die Papisten sagen) für „bessere" Tage aufzubewahren, so ruhten die Städte von Dundee und St. Johnston nicht eher, als bis alle Geräthe und Zierrathen der Kirche (wie sie es nennen) zerstört waren. Doch gelang es den Lords, den Palast des Bischofs nebst der Kirche für die Nacht zu retten, denn die beiden Lords gingen nicht eher fort, als bis sie die ganze Anzahl derer mit sich hinweggenommen hatten, welche am meisten dem Bischof zu Leibe wollten. Der Bischof, höchlichst darüber entrüstet, daß Etwas zur Reformation seines Hofes unternommen werden sollte, verlangte von den Lords seinen Brief zurück, welchen er kaum zwei Stunden zuvor ihnen geschickt hatte, und als dieser seinem Boten, Adam Brown, übergeben wurde, wurde ihm gesagt, daß, wenn ihm noch weiter Uebles zugefügt würde, er sie nicht dafür schelten solle.

1) Knox, hist., 145 f. Vgl. Buchanan, 316.

„Die Leute des Biſchofs begannen in der Nacht den Hof wieder zu befeſtigen und thaten Denen Gewalt an, welche mit ſich fortnahmen, was ſie kriegen konnten. Des Biſchofs Speicher wurde in der erſten Nacht durch J. Knox gerettet, welcher durch ſein Zureden Diejenigen abzuhalten wußte, welche dort einbrechen wollten. Aber in derſelben Nacht ging der Graf von Argyle und Lord Jakob, wie hernach erklärt werden ſoll, von St. Johnſton fort, und am folgenden Morgen kamen einige Arme in der Hoffnung auf Beute und Einige von Dundee, um zu ſehen, was geſchehen ſei, nach der Abtei von Scone, worüber des Biſchofs Leute ärgerlich wurden und anfingen, ihnen zu drohen und zu trotzen, ja, wie es allgemein verſichert wurde, einer von den Söhnen des Biſchofs durchſtach einen Einwohner von Dundee mit dem Rappier, weil derſelbe in die Thür des Vorrathshauſes geſehen hatte. Das Gerücht davon verbreitete ſich bald, die Stadt Dundee gerieth noch mehr in Zorn, als vorher, ſie bewaffneten ſich, und ließen den Einwohnern von St. Johnſton ſagen: wenn dieſe ihnen nicht beiſtänden, um die Beleidigung zu rächen, ſo würden auch ſie denſelben niemals mehr Hülfe leiſten. Die Menge, leicht entflammt, gerieth in Aufruhr, und ſo wurde die Abtei und der ganze biſchöfliche Hof dazu beſtimmt, zerſtört zu werden. Man hielt keine lange Berathung, ſondern übergab Alles den Flammen, worüber eine nicht geringe Anzahl von uns ſo erzürnt wurde, daß wir lange Zeit kein ruhiges Wort zu Einem von Dundee oder St. Johnſton ſprechen konnten. Nur ein armes altes Weib, als ſie ſah, wie die Flamme ſo mächtig aufloderte und daß Niemandem ein Leid geſchehen war, brach fröhlich und ernſt in die Worte aus: „Nun ſehe und verſtehe ich, daß Gottes Gericht recht iſt, und daß Keiner im Stande iſt, zu entrinnen, wenn er ihn ſtrafen will. Seit meinem Gedenken iſt dieſer Platz nichts Andres, als eine Höhle von Kupplern geweſen. Es iſt kaum zu glauben, wie viele Frauen dort zum Ehebruch verführt und wie viele Jungfrauen durch die ſchändlichen Hunde entehrt worden ſind, welche in dieſer Höhle ihren Schlupfwinkel hatten. Wenn alle Leute das ſo wüßten, wie ich, ſie würden Gott preiſen und Niemand ſich über das ärgern!“ Dieſe Frau wohnte in der Stadt nahe bei der Abtei, und Viele wurden durch ſie beruhigt, indem ſie mit ihr überzeugt waren, es ſei ein Gericht Gottes. Und gewiß, wenn die Bemühungen eines Menſchen jenen Platz hätten retten können, er würde nicht zerſtört worden ſein, denn Leute von großem Anſehen gaben ſich Mühe, ihn zu retten.“ —

Graf Argyle und Lord Stuart waren von Perth fortgeeilt, weil die Nachricht gekommen war, die Regentin denke franzöſiſche Soldaten nach Stirling zu werfen, um ſo den Evangeliſchen das weitere Vordringen zu verwehren, und wirklich hatte ſie dieſen Plan. Aber man kam ihr zuvor. Noch in derſelben Nacht, als ſie von Perth fortgeeilt waren, bemächtigten ſich die Evangeliſchen der Stadt, und auch hier wurden Bilder und Klöſter

beſeitigt und der reformirte Gottesdienſt hergerichtet. Dann zogen ſie nach Linlithgow, um auch dieſe Stadt zu reformiren.

Als die Regentin davon erfuhr, ergriff ſie vollkommne Muthloſigkeit. Sie hatte gehofft, durch die Beſetzung von Stirling die Uebergänge über den Forth verlegen und ſo die Vereinigung der Evangeliſchen aus dem Hochlande mit denen aus den Niederlanden verhindern zu können. Jetzt ſtand dieſer Vereinigung Nichts mehr im Wege, und Maria von Lothringen ſah ſich hilflos der verbundenen Macht ihrer Gegner gegenüber, welche ſchon der Hauptſtadt ſich näherten. Eiligſt begab ſie ſich daher mit ihren franzöſiſchen Truppen nach Dunbar, aber eben dadurch ſtand nun auch Edinburg den Evangeliſchen offen. Am 29. Juni 1559 zogen ſie triumphirend in die Hauptſtadt ein. Auch dort wurden die Klöſter eine Beute der Verwüſtung. Der Provoſt der Stadt, Lord Seaton, hatte ſie Anfangs vertheidigen wollen, jedoch weichen müſſen, und ſchon vor der Ankunft der Evangeliſchen hatte das Volk dieſe Freiſtätten der verhaßten Mönche zerſtört und „Nichts übrig gelaſſen, als die nackten Mauern[1]).“

Fünfzehntes Kapitel.

Knox als Diplomat.

Vorläufig waren die Evangeliſchen die Sieger. Die Hauptſtadt war in ihren Händen, und der reformirte Gottesdienſt wurde auch dort ohne Weiteres eingerichtet, wobei das Volk auf das Bereitwilligſte entgegenkam. Auch wurde Knox, der mit den Lords in die Stadt gekommen war, gleich in den erſten Tagen zum Prediger der Gemeinde von Edinburg erwählt.

Schon am Tage ſeiner Ankunft hatte er eine Predigt in St. Giles gehalten und eben ſo am nächſten Morgen in der Kirche der Abtei. Am 7. Juni verſammelten ſich denn die evangeliſch geſinnten Einwohner der Stadt im Tolbooth und ernannten ihn zu ihrem Seelſorger, eine Wahl, welche be-

1) Knox, hist., 146. Tytler, VI, 115. Man hat die Reformirten wohl der Barbarei angeklagt, daß ſie ſo viele „ſchöne Alterthümer“ zerſtört hätten, vgl. aber was M'Crie, I, 271 darüber ſagt: daß nämlich die Schönheit dieſer Dinge in der Regel nicht weit her geweſen, und daß man bei der Beurtheilung dieſer Maßregeln doch auch noch andre, als blos äſthetiſche Geſichtspunkte geltend machen müſſe. „Antiquarians have no reason to complain of the ravages of the reformers, who have left them such valuable remains, and placed them in that very state which awakens in their minds the most lively sentiments of the sublime and beautiful by reducing them to — Ruins.“ Gewiß eine vernünftige Bemerkung.

greiflicher Weiſe ganz die Billigung der Lords hatte, und die er auch für ſeine Pflicht hielt, ohne Weiteres anzunehmen. Sofort begann er ſeine Arbeiten in der Stadt[1]), und ſo ſchien es denn freilich, als könne der Reformation in Schottland kein Hinderniß mehr in den Weg gelegt werden. Der größte Theil des Adels und des Volkes ſtand auf ihrer Seite, die Hauptſtadt war vom „Götzendienſte" gereinigt, und die Regentin, blos noch auf die Hilfe der franzöſiſchen Truppen und einiger Barone angewieſen, hatte weichen müſſen.

Aber Maria von Lothringen war noch keineswegs Willens, das Feld zu räumen. Hatte der erſte Schreck ſie auch zur Flucht getrieben, ſo hoffte ſie doch eines Theils auf neue Hilfstruppen von Frankreich und anderen Theils auch auf den Zeitpunkt, wo die Evangeliſchen ſich wieder in ihre verſchiedenen Ortſchaften zerſtreuen und wo ſich ihr dann die Gelegenheit darbieten würde, ſich der Hauptſtadt wieder zu bemächtigen. Lange unter Waffen zu bleiben, lag weder in der Gewohnheit des ſchottiſchen Adels, noch war es ihm der Unkoſten wegen möglich[2]); nach gethaner Arbeit zog Jeder mit ſeinen Mannſchaften wieder nach Hauſe, und daß das auch hier geſchehen werde, war vorauszuſehen. Darauf rechnete die Regentin denn auch dieß Mal und ſie ſowohl, wie ihre Freunde, die Prälaten, ließen es nicht an ſich fehlen, die Sache der Evangeliſchen beim Hofe von Frankreich als bloße Rebellion darzuſtellen, durch welche namentlich der Prior von St. Andrews auf den Thron zu gelangen hoffe[3]), und deßhalb die ſchleunigſte Hilfe in Anſpruch zu nehmen.

Zu gleicher Zeit ließ ſie aber auch durch öffentlichen Ausruf zu Edinburg und zwar im Namen der Königin und ihres Gemahls, des Dauphins, die Congregation auffordern, die Stadt zu verlaſſen. Sie ſetzte dabei auseinander, wie ſie längſt ja Willens geweſen ſei, den Forderungen der Evangeliſchen nachzugeben und auch bereits, was Knox geradezu eine Lüge nennt[4]), ein Parlament zur Beilegung der Streitigkeiten auf den nächſten Januar zuſammenberufen habe, wie aber gleichwohl die Congregation gegen ſie die Waffen ergriffen, und zwar aus keinem anderen Grunde, als um nicht blos ihr ſelbſt die Regentſchaft zu nehmen, ſondern auch ihre Tochter vom Throne zu ſtoßen. Innerhalb ſechs Stunden ſollte ein Jeder, der nicht in die Stadt gehöre, Edinburg verlaſſen, bei Strafe des Hochverraths[5]).

---

1) M'Crie I, 278 f.

2) Deßhalb denn auch ſtets dieß Verlangen nach Geldunterſtützung bei Eliſabeth, das wohl nicht, wie Tytler meint, aus reiner Habſucht der Barone kam.

3) Frankreich ſchickte eigens den Rob. Melvil ab, um den Lord Stuart wegen ſeiner Abſichten auszuforſchen. Tytler, VI, 125. Cook, II, 124 ff.

4) Knox, hist., 147.

5) Die Proclamation war in der Form eines Briefes der Königin Maria und ihres Gemahls, der jedoch bloße Erdichtung geweſen zu ſein ſcheint. Am 29. Juni zog die Congregation in Edinburg ein, am 2. Juli vertheidigte

Darauf hin beſchloſſen nun aber die Führer der Evangeliſchen, dieſe Beſchuldigungen nicht ruhig hinzunehmen. Sie richteten ein Schreiben an die Regentin (2. Juli), in welchem ſie ſagten, dieſe Vorwürfe „könnten nur von den finſtern Angebereien herrühren, welche ihre Feinde bei der Regentin gegen ſie vorbrächten, ſie hätten nichts Andres im Sinn, als die Ehre Gottes zu fördern, die Prediger ſeines Wortes zu ſchützen und den Götzendienſt und andre Mißbräuche abzuſchaffen, und ſie erſuchten ihre Gnaden, dieſer Sache ſich anzunehmen, wie es einer chriſtlichen Fürſtin und guten Obrigkeit Pflicht ſei.“ In allen bürgerlichen und politiſchen Dingen verſprachen ſie willigen Gehorſam. Zugleich ſetzten die evangeliſchen Lords auch in einer Proclamation an das Volk die Lage der Sache und ihre wahrhaften Abſichten auseinander und ſandten ſodann auch noch die Lairds von Pittarrow und von Cuninghamhead an die Regentin ab, um ihr mündlich ihre Forderungen und Zwecke nochmals auseinander zu ſetzen. Reformatiou der Kirche und Entfernung der franzöſiſchen Truppen aus Schottland war Dasjenige, worauf ſie beſtanden.

Das führte denn zu weiteren Unterhandlungen, bei denen ſich aber die Regentin ſo verhielt, daß es augenſcheinlich iſt, ſie ſuchte die Evangeliſchen nur hinzuhalten, einestheils um ſie ſelbſt müde zu machen und anderntheils, um die Ankunft der von Frankreich erbetenen Hilfe abzuwarten.

Die Geſandten der Congregation empfing ſie Anfangs auf das Freundlichſte und zeigte ſich geneigt, auf ihr Begehren einzugehen, doch wünſchte ſie mit Leuten „von größerem Anſehn“ zu verhandeln, weßhalb denn auch der Graf Glencairn, die Lords Ruthven und Ochiltree und der Laird von Pittarrow zum zweiten Male an ſie abgeſandt wurden (12. Juli). Dieſen gegenüber aber gebrauchte ſie Winkelzüge. Sie warf ihnen ihre Untreue vor und „redete von anderen Dingen, die nicht zur Sache gehörten,“ endlich verlangte ſie den Grafen von Argyle und Lord Stuart zu einer geheimen Unterredung, denn „ſonſt, ſagte ſie, könne ſie ſich nicht überzeugen, daß die Evangeliſchen nicht doch noch etwas Anderes, als nur die Reformation der Kirche im Schilde führten[1].“

Das ſchien aber den Evangeliſchen bedenklich zu ſein. Gerade Argyle und den Prior hatte die Regentin in den Verdacht zu bringen geſucht, als ob ſie hochverrätheriſche Pläne hätten, und es war ihr gelungen, nicht blos den Herzog von Chatelherault dadurch gegen dieſe beiden Führer der Congregation einzunehmen, ſondern auch viele Andre, und ſelbſt unter den Evangeliſchen hatte dieſer Verdacht Wurzel geſchlagen. „Sowohl die Prediger in ihren

ſie ſich gegen die in der Proclamation enthaltenen Beſchuldigungen, in drei Tagen konnte die Nachricht von der Einnahme Edinburgs, die in dem Briefe erwähnt wird, ſchwerlich nach Frankreich und der Brief wieder zurückgekommen ſein. Vgl. Knox, l. c. 147.

1) Knox, hist., 149.

Reden, als auch die Lords in ihren Proclamationen hatten genug zu thun gehabt," die Ihrigen wegen ſolcher Gerüchte zu beruhigen [1]). Da nun auch die Regentin ſich bereits früher hatte verlauten laſſen, daß ſie gegen Michaelis den beiden Gegnern die Köpfe abzuſchlagen hoffe, ſo hielt man es für gefährlich, ſie zu ihr zu ſchicken und damit in ihre Hände zu liefern, und nur dann wollte man mit dieſer Zuſammenkunft zufrieden ſein, wenn ſie an einem ſicheren Orte und unter Begleitung einer hinreichenden Anzahl von Truppen ſtattfinden ſolle.

Damit war jedoch die Regentin nicht zufrieden, und ſie zog es deßhalb vor, in eine Zuſammenkunft von Abgeſandten beider Parteien zu willigen, welche den Frieden verhandeln ſollten. Dieſe fand zu Preſton ſtatt. Von Seiten der Regentin kamen der Herzog von Chatelherault, der Graf von Huntley, die Lords Erskine und Somerville und Mr. Gawin Hamilton nebſt dem Vorſitzenden des oberſten Gerichtshofes, während die Sache der Evangeliſchen durch die Grafen Argyle und Glencairn, die Lords Stuart, Boyd und Ochiltree und durch die Lairds Erskine von Dun und von Pittarrow vertreten wurde. Doch auch dieſe Zuſammenkunft blieb ohne Erfolg. Die Regentin wollte zwar die Religion frei geben, aber ſie ſtellte die Bedingung, daß, wo ſie ſich aufhalten möge, die Prediger weichen und die Meſſe wieder eingeführt werden müſſe, eine Forderung, in welche die Evangeliſchen nicht willigen mochten, weil es klar war, daß dadurch die Reformation in Frage geſtellt werde. Sie antworteten: „wie ſie die Regentin nicht zum Glauben an das Evangelium zwingen wollten, ſo könnten ſie um des Gewiſſens Willen auch nicht zugeben, daß einem irdiſchen Geſchöpfe zu Gefallen den treuen Boten Gottes Schweigen auferlegt werde, und eben ſo wenig könnten ſie dulden, daß die rechte Verwaltung des Sakramentes Jeſu Chriſti dem Götzendienſte Platz machen ſollte; dadurch würden ſie ſich ſelbſt als Feinde Gottes, Jeſu Chriſti, ſeiner ewigen Wahrheit und der Freiheit und feſten Begründung ſeiner Kirche im Königreiche erklären; würde das Verlangen der Königin erfüllt, ſo könnte keine Kirche im Königreiche ſo feſt gegründet ſein, daß ſie nicht nach dem Gefallen der Königin, indem dieſelbe bald hier, bald dort reſidire, wieder umgeſtürzt werden könne." So zerſchlug ſich auch dieſe Verhandlung, und die Evangeliſchen baten die Regentin, in einfachen und klaren Worten zu ſagen, wie ſie's zu halten gedenke. Wenn die Religion frei gegeben und die franzöſiſchen Truppen aus dem Lande entfernt würden, ſo ſeien ſie bereit, ſich zu unterwerfen und ihre Sache einem freien Parlamente, d. h. einem ſolchen, in welchem die Prälaten nicht mit ſtimmten, anheim zu ſtellen. Auch erboten ſie ſich, den Franzoſen die Schiffe zur Ueberfahrt zu liefern und ſie bis dahin vor allen Unbilden zu ſchützen [2]).

1) Knox, hist., 149. Vgl. Cook, II, 141 ff.
2) Ebendaſ. 149.

Die Regentin antwortete auf dieſe Vorſchläge nur in ganz unbeſtimmten Ausdrücken, gegen ihre Vertrauten aber ließ ſie ſich verlauten: „die Evangeliſchen hätten zwei Monate lang gekämpft, ſie gedenke noch andre zwei Monate zu kämpfen," und — wirklich ſchienen ſich ihre Ausſichten allmälig günſtiger zu geſtalten. Was ſie beabſichtigt hatte, war wenigſtens zum Theil bereits geſchehen. Den evangeliſchen Lords begann das Geld zu mangeln, womit ſie ihre Truppen hätten beſolden können, und eine Anzahl von ihnen war daher wieder nach Hauſe zurückgekehrt. Es konnte nicht fehlen, daß in kurzer Zeit Diejenigen, welche die Hauptſtadt zu vertheidigen hatten, auf eine geringe und deßhalb leicht zu überwältigende Zahl zurückgebracht werden mußte. Dazu kam, daß um dieſe Zeit Heinrich III. von Frankreich an jenem unglücklichen Lanzenſtiche[1]) ſtarb, den die Evangeliſchen wohl nicht mit Unrecht als ein Strafwerkzeug Gottes bezeichnet haben, und daß die Guiſen dadurch auf den höchſten Gipfel ihrer Macht ſtiegen. Der reichlichen Hilfe von Frankreich, wo nun ihr Schwiegerſohn auf dem Throne ſaß, konnte die Regentin deßhalb gewiß ſein, und — ſie dachte daher daran, auf anderem Wege, als auf dem der Verhandlungen, wieder in den Beſitz der Hauptſtadt zu kommen[2]).

Ueberhaupt waren die Ausſichten der Evangeliſchen, wie glänzend auch ihr Sieg Anfangs war, doch keineswegs die günſtigſten. Um ihre Sache mit Gewalt durchzuſetzen, wie ſie dieſelbe begonnen hatten, fehlte es ihnen an den hinreichenden Geldmitteln, und namentlich wenn Frankreich mit ſeiner überlegenen Macht ſich der römiſchen Kirche in Schottland annahm, ſo war es klar, daß ſie auf die Dauer nicht würden widerſtehen können. Ihre Truppen waren für den Augenblick zuſammengerafft, während die Franzoſen wohl geübte Soldaten waren, und wo ſie gleich im Anfange mit allerlei Noth zu kämpfen hatten, ſtanden der Regentin nicht blos die reichen Mittel der Geiſtlichkeit, ſondern auch die Frankreichs zu Gebote.

Ohne fremde Unterſtützung war an kein Aufrechthalten der evangeliſchen Sache zu denken, und wir haben bereits geſehen, wie man deßhalb ſchon von Perth aus an den engliſchen Staatsſecretär ſich wandte, um die Hilfe des Nachbarlandes zu gewinnen. Eliſabeth und ihr geheimer Rath hatten denn auch nicht verfehlt, mit denen in Verbindung zu treten, welche in indirecter Weiſe auch England vertheidigten, indem ſie die franzöſiſchen Pläne kreuzten und die Streitkräfte Frankreichs beſchäftigten, und ſo mächtig war das politiſche Intereſſe, daß die Königin von England ſich ſelbſt den ihr verhaßten Knox als Unterhändler gefallen ließ. Außer Knox führten jedoch auch noch Wilhelm Kirkaldy von Grange und Heinrich Balnaves von Hallhill die Verhandlungen mit England.

1) Vgl. Polenz, Geſchichte des franzöſiſchen Calvinismus, I, 482 f.
2) Knox, hist., 150 f. Buchanan, 317. Pitscottie, 207.

Doch gingen diese Unterhandlungen[1]) allerdings langsam von Statten und nicht ohne große Zurückhaltung von Seiten Elisabeths und ihres Ministers, so daß sie für die Evangelischen vor der Hand von geringem Nutzen waren. Die Königin von England war ja im Herzen der Sache des Evangeliums wenig gewogen und nur aus politischen Gründen hatte sie sich auf die Seite der Protestanten gestellt. Dazu kam, daß sie und ihr Staatssecretär auch für gut fanden, Frankreich gegenüber den Schein zu vermeiden, als unterstützten sie die schottischen „Rebellen," so daß denn die Freundschaft, welche Knox und die Seinen in London fanden, eine sehr laue und die Hilfe eine äußerst kärgliche war. Man beschränkte sich darauf, den Führern der Evangelischen nicht sehr bedeutende Hilfsgelder zufließen zu lassen, und namentlich scheint es die Absicht Elisabeths gewesen zu sein, sie durch die immer nur erst in Aussicht gestellte Unterstützung bei gutem Muth zu erhalten und sie mehr aufzustacheln, als ihnen wirklich zu helfen.

Die uns aufbewahrte Correspondenz zwischen Cecil und den Unterhändlern der Schotten, namentlich Knox, bestätigt dieß auf das Deutlichste. Knox und seine Freunde waren auf den von Perth aus an den Staatssecretär gerichteten Brief an Heinrich Percy, den damaligen Gouverneur an der Grenze verwiesen worden, welcher die ferneren Verhandlungen zu führen haben sollte, und an diesen schrieb Cecil (4. Juli), daß er es als seine hauptsächliche Aufgabe zu betrachten habe, „das Feuer zu schüren" und die Protestanten dahin zu bringen, daß sie sich beeilten mit dem, was sie vor hätten, denn wenn neue französische Truppen kämen, sei es zu spät. Als dann bald darauf eine Zusammenkunft zwischen Kirkaldy und Percy zu Norham stattfand — Knox durfte den englischen Boden noch nicht betreten — erhielten die Schotten freilich die Zusicherung, daß England ihren Plänen günstig und geneigt sei, ein Bündniß mit ihnen zu schließen, um ihre Zwecke fördern zu helfen — Kirkaldy, in der Freude darüber, schrieb an Cecil: „ganz Europa soll erfahren, daß ein Bündniß, im Namen Gottes geschlossen, eine sichrere Grundlage hat, als Verträge, welche blos auf irdischen Interessen beruhen" — aber auch jetzt blieb es bei bloßen Zusagen von Seiten Englands, und die Evangelischen in Schottland sahen sich doch immer noch blos auf ihre eigenen Kräfte angewiesen, eine Lage, die von Tage zu Tage bedenklicher wurde, weil ihnen die Subsistenzmittel für ihre Truppen ausgingen und sie vor Augen sahen, daß sie, immer mehr zusammenschmelzend, doch am Ende der Macht der Regentin würden weichen müssen.

Deßhalb wandten sie sich auf's Neue nach London. Sie schrieben an die Königin selbst und ebenso an den Minister, indem sie das ihnen von Seiten Englands auf's Neue entgegen geha[redacted]Bedenken, als gingen sie doch mit Aufruhr um, zu widerlegen suchten. Es sei ihnen lediglich, betheuerten sie, um

1) Ausführliches bei Tytler, VI, 116 ff., auf dem Londoner Staatsarchiv.

Aufrichtung des evangeliſchen Glaubens zu thun, und an einen Wechſel in der Regentſchaft hätten ſie durchaus nicht gedacht; nur die äußerſte Noth könne auch ſie zum Aeußerſten treiben. Zugleich richtete mit dieſen Briefen auch Knox ein wiederholtes Schreiben an Eliſabeth, in welchem er ſich bei ihr zurechtfertigen ſuchte und nicht anſtand, zu erklären, daß ihr Mißfallen ihm eine ſchwere und unerträgliche Laſt ſei und daß ihn daſſelbe, hätte er nicht das Zeugniß eines guten Gewiſſens für ſich, längſt in Verzweiflung gebracht haben würde[1]).

Doch auch jetzt blieb die verlangte Hilfe noch aus. Cecil leiſtete wieder Verſprechungen für die Zukunft, im Uebrigen aber ermahnte er, man ſolle ſich ſo ſchleunig, als möglich, der eigenen, wie überhaupt der Hilfsmittel Schottlands bedienen. Namentlich ſollten ſie ſich der Kirchengüter bemächtigen, um damit ihre Truppen zu bezahlen. „Ihr wißt," ſagt er, „daß eure hauptſächlichen Gegner, die papiſtiſchen Prieſter, dafür bekannt ſind, klug zu ſein nach ihrer Weiſe, dazu ſind ſie reich, weßhalb ſie ſich auch viele Freunde machen, ſowohl durch liſtige Ueberredungen, als auch durch Beſtechungen. So lange ſie keinen entſchiedenen Widerſtand ſehen, ſind ſie muthig, aber wenn ſie Furcht ergreift, ſind ſie auch die größten Feiglinge. Auch hier würden zu Heinrichs VIII. Zeit die Prälaten den Sieg behalten haben, hätte man ihnen ihre Reichthümer gelaſſen. Ich liebe den Raub nicht, aber ich meine, von guten Dingen ſolle man auch einen guten Gebrauch machen[2])." Doch würde Eliſabeth, obgleich der erſt jüngſt mit Frankreich geſchloſſene Friede es ſchwer mache, einen unverfänglichen Weg zu finden, auf dem ihnen Beiſtand zu gewähren ſei, ihre Pläne begünſtigen und ſie weder im Stich laſſen, noch auch dulden, daß ſie unterdrückt würden.

Allerdings wäre der da gemachte Vorſchlag ja wohl ein Mittel geweſen, um den Evangeliſchen zu verſchaffen, was ſie bedurften: Geld, um ihre Mannſchaften zu beſolden. Aber ſie mochten ſich doch dieſes Mittels nicht bedienen, ſei es aus Rechtsgefühl, ſei es, weil ſie ſich ſcheuten, um der Aufrichtung der evangeliſchen Kirche willen aufzuzehren, was ihr ſpäter zu ihrer Unterhaltung nothwendig war[3]). Auch hatten ſie wohl nicht mehr Zeit, eine ſolche Maßregel in's Werk zu ſetzen, da die Regentin bereits mit ihrer Macht gegen ſie im Anzuge war.

Maria von Lothringen glaubte den Zeitpunkt gekommen, auf den ſie gewartet hatte. Die Mannſchaften der Evangeliſchen waren immer mehr zuſammengeſchmolzen und Edinburg nur noch von einer verhältmäßig geringen Zahl vertheidigt. Sie dachte daher daran, die Hauptſtadt wieder zu erobern, und rückte mit ihren franzöſiſchen Truppen und denjenigen unter

1) Knox, hist., 226.
2) Tytler, VI, 123.
3) Es iſt wahrſcheinlich, daß Knox, der ſpäter für Erhaltung des Kirchengutes zum Dienſt der Kirche ſtritt, auch jetzt von der vorgeſchlagenen Maßregel abgemahnt hat.

den einheimiſchen Lords, die ihr treu geblieben waren, gegen Edinburg vor. Knox[1]) erzählt den für die Evangeliſchen unglücklichen Erfolg dieſes Unternehmens in folgender Weiſe:

„Die Regentin brachte theils durch ihre Liſt und Ueberredung, theils durch die Bemühungen der Biſchöfe von St. Andrews und Glasgow die ganze Schaar derer, die bei ihr waren, dahin, daß ſie einwilligten, uns mit aller Grauſamkeit und Schnelligkeit zu verfolgen, bevor wir unſre Mannſchaften, welche damals zerſtreut waren, wieder ſammeln konnten. Die Nachricht davon kam am Sonnabend, 25. Juli, Nachts zu uns, und wir ſuchten ſo raſch wie möglich unſre Brüder in Kenntniß zu ſetzen. Aber es ging nicht an, daß die aus dem Weſten in irgend welcher Anzahl zu uns ſtoßen konnten, denn der Feind marſchirte am Sonntag von Dunbar ab und kam am Montag noch vor Sonnenuntergang bis auf wenige Meilen Entfernung uns nahe. Sie hofften nämlich, durchaus keinen Widerſtand zu finden, da ſie wußten, daß nur noch die Lords mit wenigen Edelleuten in der Stadt waren. Indem wir Gott nun um Rath anriefen, überlegten wir, wodurch wir uns zunächſt vertheidigen könnten. Wir hätten die Stadt verlaſſen und uns ohne Gefahr zurückziehen können, aber dann würden wir unſre Brüder von Edinburg Preis gegeben haben und der Dienſt am Wort würde dort wieder unterdrückt worden ſein, was unſeren Herzen ſo ſchmerzlich war, daß wir es für beſſer hielten, lieber das Aeußerſte zu wagen.

„Der größte Theil der Stadt hielt ſich ja zu uns und nicht zu der Partei der Königin; auch verſprachen uns die Einwohner, uns bis auf das Aeußerſte zu vertheidigen, was ſie denn auch treulich gehalten haben. Daſſelbe that auch die Stadt Leith, aber ſie hielt nicht in der gleichen Weiſe ihr Verſprechen, denn als wir ihr zu Hilfe kommen wollten und ſchon unterwegs waren — die Franzoſen rückten nämlich auf ſie heran — da übergaben ſie ſich ohne allen Widerſtand, und zwar, wie vermuthet wurde, durch den Verrath Einiger unter ihnen und auf die Ueberredung des Lairds von Reſtalrig, welcher zuvor ſich für einen der Unſrigen ausgegeben hatte und nun doch einige Tage hernach an Mr. d'Oſell ſich ergab, ohne daß er es nöthig gehabt hätte. Dieſer unvorhergeſehene und plötzliche Abfall entmuthigte Viele, doch zogen wir uns ruhig nach der Seite von Craigingate zurück, welchen Ort wir erwählten, um dort dem Feinde Widerſtand zu leiſten.

„Während der Zeit ſuchten verſchiedene Leute eine Vermittlung anzubahnen, unter denen von unſrer Seite hauptſächlich der Lord Ruthven war. Alexander Erskine[2]) bemühte ſich ſehr, uns aufzuhalten und unſre Soldaten an einer Vereinigung mit denen von Leith zu verhindern, bevor ſich dieſe den Franzoſen ergeben hatten. Er verſprach, daß auch die Franzoſen Halt machen

1) Knox, hist., 151 f.
2) Nicht zu verwechſeln mit dem Laird Erskine von Dun.

würden, wenn wir uns nicht mit denen von Leith vereinigen wollten. Aber als ſich dieſe ergeben hatten, hörten wir von ihm Nichts, als Drohungen und Scheltworte. Gegen 8 Uhr Morgens hatte Gott unſern Muth wieder entflammt, und eine anſehnliche Zahl war beiſammen, um der Wuth der Feinde zu widerſtehen. Die ganze Stadt Edinburg, wie viele in ihr das Evangelium angenommen hatten, und noch verſchiedene Andre zeigten ſich treu und muthig. Die Edelleute von Lothian, namentlich Calder, Ormiſton und Hatton, gereichten uns zu großem Nutzen ſowohl durch ihren Rath, als auch durch ihren Beiſtand. Einige Edelleute von Fyſe kamen den Franzoſen zuvor, andre wurden aufgehalten, weil die Franzoſen Leith erobert hatten. Ueberall ergriff den Feind ſolche Furcht, daß er nicht wagte, uns anzugreifen, wo wir ſtanden, ſondern beſchloß, in Edinburg von der Seite von Leith her einzuziehen. Sie hatten nämlich das Schloß von Edinburg zum Freunde, was uns nicht bekannt war, da wir vermutheten, Lord Erskine, der Befehlshaber des Schloſſes, ſei entweder unſer Freund oder doch wenigſtens neutral. Aber als wir beſchloſſen, in den Kampf zu ziehen, ließ er dem Grafen Argyle, dem Lord Jakob Stuart, ſeinem Schweſterſohne, und den Andern, die mit uns waren, ſagen, er werde ſich für ihren und der Stadt Feind erklären und auf ſie feuern laſſen, wenn ſie die Franzoſen hindern wollten, in die Stadt einzurücken. Dieſer verrätheriſche Abfall, uns durch den Laird von Richartſon zugeſandt, entmuthigte Viele, denn wir konnten nicht fechten oder den Feind aufhalten, wenn es das Schloß uns nicht erlaubte. Deßhalb wurde Rath gehalten und beſchloſſen, die Friedensbedingungen anzunehmen, obgleich ſie nicht der Art waren, wie wir gewünſcht hatten."

So war die Regentin wieder Herrin der Hauptſtadt geworden. Doch waren die Bedingungen, welche ſie den Evangeliſchen zugeſtehen mußte, den Umſtänden nach weniger ungünſtig, als ſie Knox anſehen mochte. Es wurde zwar auf der einen Seite beſtimmt, daß „die Lords der Congregation und alle Mitglieder derſelben gehorſame Unterthanen ihrer rechtmäßigen Königin bleiben, ſowie auch, daß ſie in Zukunft keinen Geiſtlichen beunruhigen und kein Kirchengut (Klöſter u. dergl.) mehr antaſten ſollten, aber auf der andern Seite mußte die Regentin doch auch zugeſtehen, daß Niemand von ihnen für das Geſchehene zur Rechenſchaft gezogen werden dürfe weder von einer weltlichen, noch von einer geiſtlichen Behörde und daß es den Predigern erlaubt ſein ſolle, öffentlich ihr Amt zu verwalten, bis zu dem auf den 10. Januar 1566 zuſammenberufenen Parlamente. Ebenſo ſollte auch den Einwohnern von Edinburg im Beſonderen geſtattet ſein, die Religion nach ihrem Gefallen zu wählen, und der reformirte Gottesdienſt in der Hauptkirche der Stadt (zu St. Giles) blieb unangetaſtet, wie dann endlich auch noch feſtgeſetzt wurde, daß keine franzöſiſchen Truppen in die Stadt gelegt werden ſollten[1]). Es

1) Tytler, VI, 124. Knox, hist., 152. Buchanan, 317.

war ein Waffenstillstand, der so zwischen der Regentin und den evangelischen Baronen geschlossen wurde, aber — es sollte sich bald genug zeigen, wie weder der eine, noch der andre Theil sich mit diesem Abkommen genügen zu lassen Willens war.

Die Evangelischen namentlich waren nicht damit einverstanden, daß sie sich alles weiteren Reformirens enthalten sollten[1]). Die Artikel, in denen dies ausgesprochen wurde, waren wider ihr Wissen in den Vertrag aufgenommen worden, und gleich vom Anfang an waren sie darüber unwillig. „Unsre Lage," sagten sie, „ist noch nicht so verzweifelt, daß wir zu Dingen unsre Zustimmung geben müßten, die unvernünftig und sündhaft sind, und wenn wir es thun, so ist zu befürchten, daß Alles einen üblen Ausgang nehmen wird[2])." Sie erließen deshalb eine Proclamation, welche auf dem Marktplatze von Edinburg verkündigt wurde und in der sie erklärten, daß sie auf der Religionsfreiheit in jeder Weise bestehen würden, und ebenso gab noch der Graf Argyle und der Lord Stuart die Erklärung ab, daß sie sofort sich gegen die Regentin erheben würden, sobald diese sich einfallen lasse, auch nur ein Jota von dem zu brechen, was sie versprochen habe; sie würden alsdann die Sache des Evangeliums mit aller ihrer Macht vertheidigen.

Aber auch die Regentin dachte nicht bei dem stehen zu bleiben, was sie errungen hatte. Sie wartete nur auf Hilfe von Seiten Frankreichs, um auf's Neue gegen die Evangelischen loszubrechen. Zugleich dachte sie aber auch ihre Gegner dadurch zu schwächen, daß sie einestheils Uneinigkeit unter dieselben zu säen und anderntheils die Unterthanen der evangelischen Lords gegen ihre Grundherren aufzuwiegeln versuchte. Deshalb aber kamen die Lords der Congregation, nachdem sie sich von Edinburg zurückgezogen hatten, in Stirling zusammen, und der Erfolg war, daß sie den alten Bund mit einander auf feierliche Weise erneuerten. „Da wir vorhersehen," so lautete die Acte, „daß die List und Schlauheit unsrer Gegner uns auf alle Weise zu hintergehen sucht und nichts Anderes im Sinne hat, als Jeden von uns im Besonderen durch freundliche Zusagen und Versprechungen zu verlocken, um uns so Einen von dem Andern zu trennen und unser Verderben herbeizuführen, so verbinden wir uns, um uns dagegen zu schützen, fest und treu mit einander, und versprechen in Gegenwart Gottes, die wahre Religion aufrecht zu erhalten und daß Keiner von uns in Zukunft an den Hof der Königin Witwe gehen, mit ihr reden, einen Briefwechsel mit ihr anfangen oder auch nur eine Botschaft zu ihr senden soll, es sei denn mit Zustimmung der Uebrigen und nach gemeinsamer Berathung. Auch verpflichten wir uns, sobald eine Botschaft oder ein Schreiben von ihr an Einen von uns gelangt,

1) Knox, hist., 152, beklagt sich, daß die Friedensbedingungen überhaupt von der Regentin gefälscht seien.

2) Ebendas. 154.

dies unverzüglich Einer dem Andern mitzutheilen, so daß in dieser Angelegenheit Nichts ohne die gemeinsame Zustimmung von uns Allen geschehen darf. Stirling, 1. August 1559[1])." — —

Knox nun hatte mit den evangelischen Lords Edinburg wieder verlassen. Er selbst wäre, auch nach der Einnahme der Stadt durch die Regentin, am liebsten bei seiner Gemeinde geblieben, aber die Barone fürchteten, ihn auf's Spiel zu setzen, da gerade er den Römischen am meisten verhaßt war, und sie nahmen ihn deshalb mit sich fort. An seiner Statt wurde jedoch Willock, der weniger anrüchig war, als Prediger der Gemeinde zurückgelassen, und seiner Klugheit, Mäßigung und Festigkeit gelang es auch, sich unangetastet zu behaupten. Die Regentin dachte zwar durch Ueberredung die Einwohner von Edinburg zum Verlassen des evangelischen Glaubens zu bewegen, und namentlich war es ihr darum zu thun, die Kirche von St. Giles für den römischen Gottesdienst wieder zu gewinnen — Graf Huntley war es, der es übernommen hatte, die Bürger selbst dahin zu bringen, daß sie erklärten, die Wiederaufrichtung der alten Kirche sei ihr Wunsch — aber es war umsonst, sowohl daß Huntley im Geheimen die Leute zu gewinnen suchte, als auch, daß er eine öffentliche Versammlung berief, in welcher er die Sache der römischen Kirche verfocht. Die Bürger bestanden auf den bei der Uebergabe der Stadt ihnen zugesicherten Rechten, und — Willock blieb, obgleich die französischen Soldaten oft den evangelischen Gottesdienst störten, an seinem Platze. Im Monat August theilte er, unter den Augen der Königin, zum ersten Male in Edinburg das Abendmahl nach reformirter Weise aus, und der römische Gottesdienst blieb auf die königliche Capelle und die Kirche zu Holyroodhouse beschränkt[2]).

Knox dagegen suchte seine Zeit auf andre Weise für die Sache des Evangeliums zu verwenden. Er unternahm eine Reise durch das Königreich, das Wort von Christo verkündigend, wohin er kam. Noch war ja die Sache des Herrn nicht durchgekämpft, noch war sie vielmehr mit den größten Gefahren umgeben, und es bedurfte der Anstrengung der ganzen Nation, wenn das Errungene nicht wieder verloren gehen und das Ziel, das dem Reformator vor Augen stand: die Aufrichtung der reinen evangelischen Kirche im ganzen Bereiche von Schottland, erreicht werden sollte. Um so größer war deshalb aber auch sein Eifer, um an allen Orten des Königreichs die Seelen für die große Sache des Herrn zu entflammen. So besuchte er Kelso, Jedburgh, Dumfries, Ayr, Stirling, Perth, Brechin, Montrose, Dundee, und kehrte dann nach St. Andrews zurück, überall auch mit gutem Erfolge gekrönt, so daß durch diese seine Reise das Wort der Wahrheit nur noch weiter verbreitet und die Anhänglichkeit an dasselbe nur noch fester begründet wurde.

1) Knox, hist., 155.
2) M'Crie, I, 280. Knox, hist., 159.

Es war ja das Verlangen nach der rechten Speiſe für die heilshungrigen Seelen aller Arten wachgerufen, wie hätten die begeiſterten Worte des Predigers, der ſo ganz nur in Chriſto lebte, nicht auch überall einen freudigen Wiederhall finden ſollen[1])?

Von Muthloſigkeit war deßhalb auch in Knox' Seele jetzt keine Spur. Hatten ihn früher die größten Widerwärtigkeiten und Verfolgungen nicht dahin bringen können, die Hoffnung auf den endlichen Sieg der Sache, die er vertrat, aufzugeben, ja war ſein Glaube, daß der Herr doch am Ende das Feld behalten werde, ſelbſt da nicht erſchüttert, als nach menſchlichem Bedünken ſogar keine Ausſicht auf Erfolg vorhanden zu ſein ſchien: jetzt, wo er die Nation ſo freudig vom Geiſte ergriffen ſah, mußte auch ſeine Seele freudig werden und voll der beſten Zuverſicht. So ſpricht er ſich denn auch in den Briefen aus, die er um dieſe Zeit und überhaupt ſeit ſeiner Rückkehr nach Schottland ſchrieb[2]).

„Wie ſehr," ruft er da aus (24. Juni), „hat Gott den Ruhm ſeines lieben Sohnes doch unter uns gefördert! O, daß mein Herz dankbar genug ſein könnte für dieſe überſchwängliche Gnade meines Gottes! Der lange Durſt meines armen Herzens iſt ſo völlig geſtillt, daß es ganz über meine Erwartung geht, denn nun hat 40 Tage hindurch und länger Gott meine Zunge gebraucht, um in meinem eigenen Vaterlande ſeine Ehre zu verkündigen! Was nun noch folgen mag in Betreff meines eigenen Lebens, ſo ſei ſein heiliger Name geprieſen! Das Verlangen des armen Volks ſowohl, als auch der Edelleute iſt hier wunderbar groß, welches mich mit dem Troſte erfüllt, daß Jeſus Chriſtus hier in dem nördlichen und äußerſten Ende der Erde bald den Sieg gewinnen wird." In einem andern Briefe, vom 2. Sept., ſagt er: „Die Zeit iſt für mich ſo koſtbar, daß ich mit genauer Noth innerhalb 8 Tagen eine Stunde ſtehlen kann, um mich zu erholen und an meine Freunde zu denken. Ich bin ſeit dem Vertrage (mit der Regentin) fortwährend auf Reiſen, und ungeachtet das Fieber mich gequält hat, ſo bin ich doch den größten Theil des Reiches durchwandert, wo (Gott ſei Lob und Dank!) Leute von allerlei Art und Stand die Wahrheit erfaſſen. Feinde haben wir manche, wegen der Franzoſen, welche angekommen ſind und von denen unſre Papiſten goldene Berge hoffen. Da wir nicht im Stande ſind, ihnen Widerſtand zu leiſten, ſo beſchränken wir uns darauf, um Jericho herumzugehen, die Trompeten zu blaſen, ſoweit Gott Kraft dazu giebt, und Sieg von ſeiner Macht allein zu hoffen."

Und ſo groß war ſeine Zuverſicht auf die göttliche Hilfe, daß er keinen Anſtand mehr nahm, auch ſeine Familie in ſein Vaterland nachkommen zu laſſen. Am 13. Juni kamen ſeine Frau und Schwiegermutter in Paris an

1) Sadler, I, 431. M'Crie, I, 281.
2) M'Crie, I, 282 f., nach Manuſcript.

und wandten ſich an den engliſchen Geſandten Nic. Throkmorton um die Erlaubniß, durch England reiſen zu dürfen. Ihnen wurde ſie nicht verweigert. Throkmorton[1]), der die Pläne der Guiſen kennen gelernt hatte und wohl einſah, wie nützlich die Freundſchaft des ſchottiſchen Reformators ſeiner Königin werden könnte, ſchrieb ſelbſt an Eliſabeth und rieth ihr, die Beleidigung des kühnen Trompetenbläſers zu vergeſſen und ſich ihn durch eine freundliche Behandlung ſeiner Frau zu verbinden, ein Rath, der jetzt nicht mehr überhört wurde. Mrs. Knox kam nach England, und nachdem ſie auf Befehl des Hofes bis an die Grenze geleitet worden war, traf ſie mit ihrem Manne am 20. September zuſammen, während die Schwiegermutter eine Zeitlang in Berwick blieb und dann auch der Tochter nach Schottland folgte.

Zugleich mit der Familie des Reformators kam dann auch noch ein andrer Mann in Schottland an, der ihm zu nicht geringer Hilfe gereichen ſollte: Chriſtoph Goodman, ſein früherer Mitprediger in Genf. Knox hatte ihn wiederholt aufgefordert, zu kommen und ihm Beiſtand zu leiſten, und war ſchon über ſein Zögern ungehalten geweſen. Jetzt hatte er auch dieſen bewährten Zeugen Chriſti zur Seite, und das war um ſo mehr ein Gewinn, als es überhaupt noch an ordentlichen Predigern in Schottland fehlte. Knox, in einem Briefe vom 2. Sept., erwähnt 8 Städte, die mit Predigern verſehen waren, nämlich Edinburg, St. Andrews, Dundee, Perth, Brechin, Montroſe, Stirling und Ayr[2]), während das ganze übrige Land noch derſelben entbehrte. Goodmann wurde ſofort zu St. Andrews als Prediger angeſtellt, während Knox vorläufig ohne einen feſten Aufenthaltsort blieb, bald predigend das Land durchziehend, bald aber auch im Dienſte der Congregation die Unterhandlungen mit England führend, die jetzt wieder lebhafter und auch mit mehr Entgegenkommen von Seiten Eliſabeths, wenn auch noch immer nicht ſo, wie es Knox und ſeine Freunde gewünſcht hätten, betrieben wurden.

Durch den Tod Heinrichs II. von Frankreich waren die Guiſen in dieſem Lande vollends zur Herrſchaft gekommen, und um ſo mehr glaubte der engliſche Hof deßhalb Urſache zu haben, ſich vor ihnen vorzuſehen. Daß das letzte Ziel dieſer ehrgeizigen und ſo ganz und gar mit der römiſchen Kirche verbündeten Prinzen die Entthronung Eliſabeths ſei, war ja längſt kein Geheimniß mehr, und Cecil wurde von den Intriguen, die ſie anzettelten, ſtets durch ſeine Agenten unterrichtet. So ſtellte ſich auch für England immer mehr die Nothwendigkeit heraus, mit den Evangeliſchen Schottlands gemeinſame Sache zu machen zur Abwehr des gemeinſamen Feindes, und auch Knox wurde jetzt mit mehr Rückſicht und Freundlichkeit behandelt. Das Betreten Englands wurde ihm erlaubt, und zugleich der Gouverneur von Berwick,

1) M'Crie, I, 283. Anm.
2) Ebendaſ. I, 284.

Jakob Krofts, beauftragt, mit ihm, als dem Bevollmächtigten der Congregation, Namens der Königin Eliſabeth in Unterhandlungen zu treten.

So begab ſich Knox denn im Auftrage ſeiner Freunde nach Berwick[1]), und ließ es nicht an ſich fehlen, die Engländer zu entſchiedenem Auftreten für die Sache der Reformation in Schottland zu bewegen. Er verlangte eben ſowohl Geld[2]), damit die Lords in den Stand geſetzt würden, ihre Mannſchaften zu bezahlen, als auch thätige Hilfe, namentlich zur See. Vor Allem, meinte er, ſei es nöthig, Stirling zu beſetzen, da dieß der wichtigſte Platz ſei, durch welchen, wenn er in den Händen der Regentin wäre, die Hochlande von den Niederlanden durchaus abgeſchnitten ſeien und ſo eine gemeinſame Action beider unmöglich gemacht werden würde. Dundee und Perth müßten dadurch geſichert werden, daß England vom Meere aus zu Hilfe käme. England müßte ſodann auch die Grenzfeſtungen beſetzen und die Barone an den Grenzen aufbieten, um den Schotten zu Hilfe zu kommen, wie er denn auch verlangte, daß Eliſabeth Truppen ſende, um den Evangeliſchen, wenn ſie angegriffen würden, beizuſtehen. Auf ſolche Bedingungen hin, erklärte Knox, wären die Lords der Congregation bereit, in ein Schutz- und Trutzbündniß mit Eliſabeth einzutreten und ihr zu verſprechen, daß ſie niemals ohne Zuſtimmung der Königin von England mit Frankreich unterhandeln wollten.

Freilich wurden dieſe Vorſchläge jedoch nicht mit dem Eifer aufgenommen, mit welchem ſie gemacht wurden. Knox hatte kein anderes Intereſſe, als die Sache des Evangeliums, und um dieſe zu fördern, war er bereit, alle Hebel in Bewegung zu ſetzen. Nicht ſo die Königin von England. Sie ließ ſich auf die ſchottiſchen Angelegenheiten nur ein, ſoweit es ihr Vortheil erforderte, d. h. es war ihr nur darum zu thun, die Barone gegen Frankreich aufzureizen, um dieſes zu beſchäftigen, aber ſich ſelbſt um die Sache, die es dort galt, ernſtlich zu bemühen und wohl gar ſich um derſelben willen bloß zu ſtellen, lag gar durchaus nicht in ihrem Sinne. Krofts handelte deßhalb auch gewiß nur nach ſeinen Inſtructionen, wenn er den auf Entſcheidung drängenden Knox damit vertröſtete, daß er die ihm gemachten Vorſchläge nach London berichten wolle, aber ohne irgend welche Zuſage zu machen, und wenn er, als Knox dann erklärte, ſelbſt nach London reiſen und dort die Sache betreiben zu wollen, ihn daran verhinderte[3]). Nur als Unterhändler in Berwick wollte man den mißliebigen Mann ſich gefallen laſſen, das übrige England blieb ihm nach wie vor unterſagt, und er mußte ſchleunigſt nach Schottland zurückkehren, wobei er den Nachſtellungen der Regentin, die von ſeiner Reiſe erfahren hatte,

1) Tytler, VI, 127. M'Crie, I, 288 f. Auch eine Zuſammenkunft Knox' mit Cecil war beabſichtigt. Knox, hist., 212.

2) Tytler, 128, wirft den Lords vor, ſie hätten Penſionen von England haben wollen.

3) M'Crie, I, 289.

nur dadurch entging, daß er einen andern, als den gewöhnlichen Weg nahm[1]).

Ueberhaupt zeigte ſich die engliſche Politik noch immer fort als höchſt zweideutig und doppelzüngig. Während Eliſabeth ſo auf der einen Seite mit den Evangeliſchen unterhandeln ließ, richtete ſie auf der andern auch einen Brief an die Regentin, in welchem ſie ihre beſten Wünſche für die Erhaltung des Friedens und des freundſchaftlichen Verhältniſſes zwiſchen beiden Ländern an den Tag legte. Es iſt klar, ſie wollte wohl die beiden Parteien in Schottland eine gegen die andere hetzen, aber ſich ſelbſt weder Koſten, noch Unannehmlichkeiten bereiten, und in dieſem Sinne wurde denn auch ihr damaliger Geſandter in dem Nachbarlande, Ralph Sadler, inſtruirt. „Er ſolle," hieß es, „den Zwieſpalt zwiſchen den Schotten und den Franzoſen zu nähren ſuchen, damit die Franzoſen um ſo mehr beſchäftigt würden und England vor ihnen Ruhe hätte: auch ſolle er auskundſchaften, ob Lord Stuart Abſicht auf die Krone von Schottland habe oder nicht[2])."

Knox ſowohl, wie ſeine Freunde ertrugen dieß Benehmen von Seiten Englands, wenn auch mit großem Unwillen, ſo doch auch mit nicht geringer Geduld. Es lag in dem ganzen Charakter des Reformators, alles unentſchiedene und vollends alles doppelzüngige Weſen von Grund der Seele zu verabſcheuen, zumal wenn es die Angelegenheit galt, die zu fördern ihm als die heiligſte Pflicht jedes Chriſten erſchien und für die er ſelbſt bereit war, Alles auf's Spiel zu ſetzen. Am liebſten, ohne Zweifel, hätte er deßhalb alle Unterhandlungen abgebrochen, aber — die Evangeliſchen konnten der Hilfe Englands nun einmal nicht entbehren und ſo ertrug er denn, was zu ertragen war, und fuhr fort, die Verbindung mit dem engliſchen Hofe zu unterhalten. Zugleich mit Graf Argyle und Lord Stuart, welche Knox freilich zu weiteren Schritten erſt hatte überreden müſſen, richtete er auch auf's Neue ein Schreiben an den Gouverneur Crofts in Berwick, in welchem er auf mehr Entſchiedenheit von Seiten der Engländer drang, und zugleich den Verdacht zu widerlegen ſuchte, der von dort her ausgeſprochen war, als handle es ſich für die Schotten mehr um politiſche Zwecke und um den Umſturz der Regierung, als um die Aufrichtung des Evangeliums.

„Ich kann nicht umhin, euch zu bemerken," ſagte er darin[3]), „daß, obgleich wir durchaus entſchloſſen ſind, vorwärts zu gehen, ihr doch Aller Herzen hier auf's Höchſte entmuthigt, denn ſie können den (gegen uns ausgeſprochenen) Verdacht nicht ertragen. Sie wollen nicht müßig ſein, aber wenn ſie keine Hilfe finden, ſo werden ſie das nächſte beſte Mittel ergreifen (ich meine

1) Knox nahm die Rückreiſe zu Schiffe, doch wurde ein anderer Agent, Aler. Whitlaw von Greenrig, ſtatt ſeiner verfolgt und entging kaum der Gefangenſchaft. Knox, hist., 159.
2) Vgl. Tytler, VI, 129.
3) Ibid.

nicht, daß ſie ſich Frankreich unterwerfen wollen), um ihre Leiber in Sicherheit zu bringen, was dann auch über das Land kommen mag, welches die Feinde leicht beſetzen können, und wenn ſie das gethan haben, ſo berechnet ſelbſt, was dann euch bevorſtehen mag." Ueberhaupt wußte Knox die Lage der Dinge jetzt in einem auch für die Engländer ſo gefährlichen Lichte darzuſtellen, und die Nothwendigkeit, den Schotten Hilfe zu leiſten, ſo dringend zu machen, daß man auch in London wenigſtens Etwas meinte thun zu müſſen, um die Evangeliſchen in Schottland von dem gänzlichen Aufgeben ihrer Sache abzuhalten, zumal Knox auch noch geradezu an Cecil geſchrieben und ihm die Nothwendigkeit der Hilfeleiſtung an's Herz gelegt hatte. Hier hatte er geradezu geſagt, wenn den Schotten nicht wenigſtens Geld verſchafft werde, um ihre Truppen zu bezahlen, ſo ſeien ſie gezwungen, lediglich an ihre Sicherheit zu denken; auch ſeien nicht Alle ſo feſt und zuverläſſig, daß ſie nicht doch am Ende den Franzoſen ſich unterwerfen würden, zumal auch Bettancourt, der franzöſiſche Geſandte[1]), ſich alle Mühe gäbe, ſie durch Drohungen und Verſprechungen zu verlocken, und „ich hoffe," ſagte er, ihr werdet einſehen, daß unſer Verderben auch euer größter Schaden wäre, und daß Frankreich, wäre es, was Gott verhüte, Herr unſeres Landes, euch nur ein ſehr lauer Freund ſein würde."

Endlich mußte ſich England dazu verſtehen, wenigſtens ſeinen guten Willen zu zeigen. Deßhalb kam denn auch jetzt bald eine Antwort von London zurück, und man wies den Schotten eine Summe Geldes an, indem zugleich Ralph Sadler beordert wurde, ſich nach Berwick zu begeben und die Unterhandlungen weiter fortzuführen. Von nun an wurden denn auch regelmäßige Subſidien an die Congregation gezahlt, wenn auch Eliſabeth noch ſich weigerte, die Hilfe zu leiſten, die Knox namentlich begehrt hatte: Truppen und Schiffe, und ſo waren die Schotten denn wenigſtens in den Stand geſetzt, ihre Mannſchaften bei einander zu behalten[2]).

Und es war auch Noth, daß endlich ſolche Hilfe kam. Nicht blos daß wirklich, wie namentlich aus den Briefen Knox' erhellt, die Schaar der Evangeliſchen aus Mangel an Geldmitteln immer mehr zuſammen geſchmolzen war, auch von Seiten Frankreichs wurden ernſtliche Anſtrengungen gemacht, die Evangeliſchen zu unterdrücken. Was der König Franz dem Prior von St. Andrews hatte drohen laſſen, daß er nämlich ſeine Krone auf das Spiel ſetzen werde, um ſeinen Willen in Schottland durchzuſetzen[3]), das ſollte in der That, wie es ſchien, zur Ausführung gebracht werden. Bettancourt, der franzöſiſche Geſandte, kam mit der Nachricht, daß eine Armee

1) Vgl. Tytler, VI, 140.
2) Ebendaſ. 138.
3) S. auch den Brief des Königs an Lord Stuart und deſſen Antwort bei Knox, hist., 156. Der Prior bezeugt, es ſei ihm nur um das Evangelium zu thun.

unter dem Oberbefehl des Marquis d'Elbeuf, eines Bruders der Regentin, im Anzuge ſei, und wirklich wurden bereits gegen Ende Auguſt 1000 Mann, angeführt von einem Italiener, Namens Octavian, in Leith ausgeſchifft. Auch begann die Regentin ſich zu rüſten, und nahm eine drohende Haltung an, indem ſie namentlich in Leith ſich feſtſetzte und die Stadt zu befeſtigen ſuchte. Zugleich kam dann auch der Biſchof von Amiens in Begleitung von 2 Doctoren der Sorbonne als Geſandte des Papſtes in der Abſicht, die Kirche und das Volk von der Ketzerei zu reinigen, aber wenn ihm dieſer Zweck auch nicht gelang und ſeine Bemühungen bei den Führern der Evangeliſchen vergeblich waren, ſo ſah man doch auch daraus, worauf der franzöſiſche Hof hinaus wollte, zumal auch der Biſchof in der Begleitung von 200 Mann Fußſoldaten und 80 Reitern unter Anführung La Brouſſe's gekommen war[1]). Endlich offenbarte die Regentin ihre Abſicht, das Evangelium wieder auszurotten, denn auch noch dadurch, daß ſie einen Preis auf den Kopf des Reformators ſetzte.

Alle dieſe Vorgänge zeigten, daß der Kampf unvermeidlich ſei, und auch die Congregation rüſtetete ſich, nunmehr mit engliſchem Gelde unterſtützt, auf das Eifrigſte. Am 10. September kamen ſie zu Stirling zuſammen und beſchloſſen hier, noch einmal gegen die Anweſenheit franzöſiſcher Truppen im Lande, ſo wie auch gegen die Befeſtigung von Leith, welche bereits begonnen hatte, zu proteſtiren, indem ſie zugleich auch den Lord Erskine, den Befehlshaber des Schloſſes von Edinburg, aufforderten, ſich der Sache des Evangeliums und des Vaterlandes anzunehmen[2]). Als aber die Regentin bei ihrem Sinne beharrte, ſetzten ſie einen anderen Tag (15. Okt.) feſt, wo ſie mit ihrer ganzen Macht zu Stirling ſich vereinigen und von da auf Edinburg marſchiren wollten, um dem Treiben der Franzoſen ein Ende zu machen. Briefe wurden daneben im Lande umhergeſandt, in denen ſie auf die durch die franzöſiſchen Truppen drohenden Gefahren aufmerkſam machten und zur Mithilfe aufforderten, zugleich darauf hinweiſend, wie demüthig ſie bisher die Regentin um Abſtellung ihrer Beſchwerden und um Befreiung des Landes von der Laſt der Franzoſen, aber freilich vergebens gebeten hätten[3]).

An allen dieſen Schritten nahm nun auch ein Mann Theil, der perſönlich freilich ſehr unzuverläſſigen Charakters war, durch deſſen Macht jedoch den Evangeliſchen ein nicht unbedeutender Zuwachs entſtand: der Herzog von Chatelherault, der ehemalige Regent. Daß er die Regentſchaft an die Königin-Mutter abgetreten hatte, war ihm längſt leid geweſen, und mancherlei Intriguen hatte er fortwährend angezettelt, um ſeine Nebenbuhlerin wieder zu verdrängen. Aber zu den Evangeliſchen hatte er ſich bisher nicht ſchlagen

1) Tytler, VI, 140 f.
2) Knox, hist., 169 ff.
3) Ebendaſ. 171 f.

mögen, theils wohl, weil ihn sein Halbbruder, der Erzbischof von St. Andrews, davon zurückhielt, theils auch, weil die Regentin selbst es verstand, ihn mit Verdacht gegen die Führer der Protestanten zu erfüllen, als ob diese damit umgingen, den Prior von St. Andrews auf den Thron zu bringen und damit auch die Ansprüche der Hamilton's zu beseitigen[1]). Der Herzog war überhaupt ein Mann, der lediglich durch die Interessen seines Hauses sich leiten ließ und demgemäß Partei ergriff, woher denn auch das Schwankende und Unzuverlässige seines Charakters kam. Jetzt aber sah er seinen Vortheil auf der Seite der Evangelischen. Die Anhäufung der französischen Truppen im Lande mußte auch ihn wegen der Absichten des Königs von Frankreich besorgt machen, und war Schottland einmal der Krone der Valois unterworfen, so traten auch die Aussichten, welche er auf den schottischen Thron hatte, sehr in den Hintergrund.

Dazu kam dann aber auch noch ein andrer Umstand, der für ihn bedeutend in's Gewicht fallen mußte. Sein Sohn, der junge Graf Arran, hatte bisher in Frankreich in der Leibwache des Königs gedient, und sah sich jetzt den Verfolgungen der Guisen ausgesetzt, welche, da derselbe evangelischen Grundsätzen günstig war, dieß zum Vorwande gebrauchten, in der That aber wohl die Absicht hatten, denjenigen aus dem Wege zu räumen, der künftig auf den Thron von Schottland Ansprüche hätte erheben können[2]). Der Graf Arran hatte nach Genf fliehen müssen, während ein jüngerer Bruder desselben zu Paris gefangen gehalten wurde, und, von England geschützt, kehrte er jetzt in sein Vaterland zurück. Das gab für den Herzog vollends den Ausschlag. Er unterschrieb bei Gelegenheit einer Zusammenkunft mit den Lords der Congregation, die auf seinem Schlosse zu Hamilton im September stattfand, den Covenant, und nahm von dieser Zeit an an all' den Schritten Theil, welche die Evangelischen zum Sturze der Regentin und zur Aufrechthaltung des wahren Glaubens unternahmen[3]).

So standen sich denn beide Parteien wieder drohend gegenüber, und wie die Evangelischen nicht zurück konnten und wollten, so auch war die Regentin nicht gesonnen, zu weichen. Auch sie erließ Sendschreiben an das Land, in welchen sie das Unternehmen ihrer Gegner als einfachen Hochverrath darstellte und sie beschuldigte, die rechtmäßige Gewalt in Schottland stürzen zu wollen[4]), und während die Evangelischen in ihren Unterhandlungen mit England fortfuhren, um von dort her kräftigere Unterstützungen zu erlangen, trieb sie den König von Frankreich dazu an, ihr mit aller Macht zur Hilfe zu kommen. Es war klar, und weder die eine, noch die andre Partei täuschte sich auch noch

1) Knox, hist., 149, 172.
2) Ebendas. 155 f. Tytler, VI, 140.
3) Knox, hist., 169 f. Von ihm gin[illegible] den erwähnte Brief an Lord Erskine aus.
4) Ebend[illegible]

darüber, daß an eine Versöhnung nicht mehr zu denken sei. Entweder die Regentin mußte weichen, oder die Evangelischen mußten die Sache, für die sie bisher Leib und Leben eingesetzt hatten, aufgeben und sich den Römischen auf Gnade und Ungnade unterwerfen[1]).

Sechzehntes Kapitel.

Absetzung und Tod der Regentin.

Die Evangelischen schritten nun auch zum Angriff. Wie sie von Seiten des englischen Ministers unausgesetzt ermahnt wurden, ihre Sache durchzukämpfen, bevor Frankreich im Stande sei, sie mit seiner ganzen Macht zu erdrücken, so dachten sie nun in der That auch daran, der Ankunft neuer französischer Truppen zuvorzukommen und die angefangenen Befestigungen von Leith zu zerstören, ehe sie uneinnehmbar geworden seien. Wie beschlossen war, kamen sie deßhalb auch mit ihrer ganzen Macht — etwa 12000 Mann — am 15. October zu Stirling zusammen und rückten schon am folgenden Tage gegen Edinburg vor, ein Unternehmen, das auch ohne Weiters gelang. Die Regentin, einer solchen Macht nicht gewachsen, zog sich ohne Widerstand nach Leith zurück, und die Hauptstadt kam wieder in die Hände der Evangelischen, welche sich nun hier auch sofort festzusetzen und sich, so gut sie konnten, zu organisiren suchten. Ein geheimer Rath zur Leitung ihrer Angelegenheiten wurde niedergesetzt, bestehend aus dem Herzoge von Chatelherault, dem Grafen Arran, Argyle und Glencairn, den Lords Stuart, Ruthven, Boyd und Macwell nebst dem Laird von Dun, Heinrich Balnaves, Kirkaldy von Grange und dem Schultheißen von Dundee, indem man zugleich zur Besorgung dessen, was die Religion anginge, Knox, Willock, Goodman und Alex. Gordon, den Bischof von Galloway, der sich zum Evangelium bekannt hatte, als besondere Commission niedersetzte[2]). Am folgenden Tage richteten sie dann ein Schreiben an die Regentin, in welchem sie dieselbe nochmals zu friedlichen Maßregeln ermahnten: sie möge die Franzosen und übrigen Truppen aus Leith entfernen und die Stadt den Unterthanen wieder öffnen[3]).

Das war jedoch der letzte friedliche Versuch. Die Regentin antwortete in entschieden abweisendem Tone. Ihr Schreiben, sagte sie, sei so respectwidrig, daß es von Fürsten an ihre Unterthanen, nicht aber umgekehrt von

1) Da wir nicht die Geschichte Schottlands schreiben, so können wir auf nähere Einzelheiten, namentlich auf die Seitens der beiden Parteien gegen einander erlassenen mannigfachen Proclamationen nicht weiter eingehen.

2) Tytler, VI, 143 f. Knox, hist. 181.

3) S. das Schreiben bei Knox l. c. Knox selbst hatte kurz zuvor auch ein ähnliches Ermahnungsschreiben an die Regentin erlassen. Ibid. 179 f.

Unterthanen an ihre Fürſten gerichtet zu ſein ſchiene, und es ſei lächerlich, zu behaupten, daß das Reich von Fremden beſetzt ſei, da die Franzoſen Freunde und Schottland mit Frankreich durch Heirath verbunden wäre. Sie ſchloß damit, daß ſie dem Herzoge und allen ſeinen Genoſſen, bei Strafe des Hochverraths, befahl, die Hauptſtadt zu verlaſſen[1]).

So blieb denn Nichts übrig, als der Krieg. Aber die Evangeliſchen waren gleichwohl in eine peinliche Lage gebracht worden. Was ſollte man mit der Regentin anfangen? Sie angreifen und ſie doch als die Stellvertreterin der rechtmäßigen Gewalt anerkennen, war an ſich ſchon ein innerer Widerſpruch, und die Barone waren auch allmälig zu der Ueberzeugung gelangt, daß an keine friedliche Ordnung der Religions-Angelegenheiten zu denken ſei, ſo lange Maria von Lothringen an der Spitze des Staates ſtehe. Zu offen hatte ſie erklärt, daß ſie nur die römiſche Kirche dulden werde, und zu offen trat es auch hervor, wie gerade ſie die Pläne Frankreichs auf völlige Unterwerfung Schottlands auszuführen geſonnen ſei. Gleichwohl war die Regentin auf geſetzlichem Wege mit ihrer Macht bekleidet worden, und ſie nicht anerkennen oder gar gewaltſam beſeitigen wollen, ſchien in der That nichts Anders, als Empörung gegen die berechtigte Gewalt zu ſein.

Dennoch war es klar, daß kaum etwas Andres übrig bliebe, und die evangeliſchen Barone ſahen ſich ſo zu einem Schritte gedrängt, den ſie bisher als durchaus nicht in ihrer Abſicht liegend und als bloße Verläumdung Seitens ihrer Gegner von der Hand gewieſen hatten. Im Anfang, das geht aus allen ihren Proclamationen und Correſpondenzen hervor, war es ihnen nur um Sache des Glaubens zu thun geweſen. Wenn die Regentin ſie beſchuldigte, daß ſie nach einer Veränderung der Regierung ſtrebten und ſie deßhalb Rebellen nannte, ſo antworteten ſie ſtets, daß ſie bereit ſeien, ihrer Königin und der Stellvertreterin derſelben in allen Stücken gehorſam zu ſein und ſich als getreue Unterthanen zu betragen, ſobald man ihnen nur die Religion freigebe und ihnen verſtatte, Gott nach ihrem Gewiſſen zu dienen, mit einem Worte, ſobald man nur der Reformation keine Hinderniſſe in den Weg lege[2]). Und daſſelbe hatten ſie auch denen geantwortet, deren Freundſchaft ſie ſuchten, den Engländern: den von dieſen ausgeſprochenen Verdacht, als hätten ſie doch auch politiſche Zwecke im Hintergrunde, wieſen ſie anfänglich mit derſelben Entſchiedenheit zurück. So ſchrieb noch Kirkaldy von Grange an Heinrich Percy am 1. Juli 1559: „Wenn die Königin eine Reformation dem lauteren Worte Gottes gemäß bewilligen und die Franzoſen entfernen will, ſo will man ihr gehorſam und unterthänig ſein und alle Einkünfte der Abteien mit der Krone vereinigen[3]),“ und ebenſo hatte Lord Stuart, den man haupt-

1) Knox, hist., 182.
2) S. die Proclamationen bei Knox.
3) Tytler, VI, 117.

den Forderungen des Lords unterwerfe, unzweifelhaft verpflichtet seien, sie in ihre bisherige Macht wieder einzusetzen[1]).

So kam es endlich zur Beschlußfassung. Ein Jeder wurde ermahnt, ganz nur nach seinem Gewissen zu stimmen, und man kam unter Namensaufruf jedes Einzelnen einstimmig dahin überein, daß die Regentin abgesetzt werden sollte. Auch setzte man darüber sogleich eine Acte auf, in welcher man die Gründe, welche die Congregation zu diesem Schritte bewogen habe, weitläufig darlegte, und die man Tags darauf unter Trompetenschall dem Volke verkündigen ließ[2]). An die Regentin aber richtete man ein Schreiben, das auch ihr anzeigte, was man beschlossen habe. Es lautete folgender Maßen:

„— Wir haben eure Antwort und des Creditiv eures Heroldes empfangen, woraus wir hinreichend ersehen haben, daß ihr in der üblen Gesinnung gegen uns, das Wort Gottes, unser öffentliches Wohl und die Freiheiten unseres Vaterlandes beharrt. Um diese zu schützen und gemäß unsrer Pflicht, haben wir im Namen unsrer Souveräne euch von eurem Auftrage und von der Verwaltung des Reiches entbunden, da wir fest überzeugt sind, daß euer Verfahren geradezu gegen den Willen unsrer Königin und ihres Gemahls ist, von denen wir immer voraussetzen, daß ihnen das Wohl, und nicht der Untergang ihres Landes am Herzen liege. Und da euer Gnaden uns, die treuen Barone und Vasallen unsrer Souveräne, nicht anerkennen will als deren Unterthanen und Räthe, so wollen auch wir euch nicht mehr als wahre Regentin und gesetzliche Obrigkeit anerkennen. Wenn ihr auf Grund des von unsrer Souveränin euch gegebenen Auftrages irgend welche Macht habt, so ist dieselbe hiermit aus höchst gewichtigen Gründen und durchaus mit Recht von uns aufgehoben, im Namen unsrer Königin, deren Rathgeber wir sind in Allem, was das öffentliche Wohl betrifft. Und da wir mit Gefahr unsers Lebens entschlossen sind, jene Stadt in Freiheit zu setzen, in welche ihr höchst ungerechter Weise eure Soldaten und die fremden Truppen gelegt habt, so ersuchen wir, wegen der Achtung, die wir eurer Person als der Mutter unsrer Königin schuldig sind, euer Gnaden, von dort fortzugehen, denn ihr sehet, wir sind um des Gemeinwohls willen genöthigt und entschlossen, mit den Waffen in der Hand in sie einzudringen, da wir es auf friedliche Weise nicht können, indem ihr unsre früheren Forderungen zurückgewiesen habt. Möge euer Gnaden doch auch veranlassen, daß mit ihr fortgehe aus der genannten Stadt jede Person, welche eine Gesandtschaft bekleidet, wenn etwa eine solche dort sein sollte, etwa auf einem Kriegsschiff unsrer Königin, so wie auch alle französischen Soldaten, welche in der Stadt sind, denn wir dürften nicht nach ihrem Blute, wegen der alten und langjährigen Freundschaft zwischen Frankreich und uns, welche durch die Verheirathung unsrer Königin mit dem

1) Knox, hist., 183.
2) Ebendas. 184.

ihre Absetzung in Vorschlag brachte. Eine längere Debatte folgte, in welcher die widersprechendsten Meinungen zum Vorschein kamen. Daß die Königin-Mutter noch länger an der Spitze des Staates zu lassen, mit den größten Gefahren für die Freiheiten des Landes verbunden und ihre Entfernung im Interesse Schottlands geboten sei, zumal bei der Unzuverlässigkeit ihres Charakters, da auch ihre heiligsten Zusagen keine Sicherheit boten, das sah man allgemein ein; aber man war nicht darüber einig, ob der von Ruthven vorgeschlagene Schritt auch mit göttlichem und menschlichem Rechte bestehen könne, und gegen das Recht zu handeln schien bedenklich. Endlich beschloß man, die Prediger Willock und Knox über diese Sache zu vernehmen und Alles dem Worte Gottes zu unterwerfen.

Willock, als der Prediger der Stadt, nahm zuerst das Wort und sprach sich dahin aus, daß die Obrigkeit allerdings von Gott geordnet sei und auch von ihm ihre Gewalt empfangen habe, daß aber doch die Macht derselben gewisse Grenzen habe und daß keinem Fürsten durch das Wort Gottes gestattet sei, die Unterthanen ihrer Rechte zu berauben und sie zu unterdrücken, vielmehr stünde es auch den Unterthanen zu, um gerechter Ursachen willen die Obrigkeit abzusetzen. Er führte dann auch Beispeile aus der Schrift an, wo ein solcher Fall wirklich vorgekommen sei, und erinnerte an die vielen Bedrückungen, die sie Seitens der Regentin, welche er eine offene und halsstarrige Götzendienerin nannte, zu erdulden gehabt hätten. Sie habe, sagte er, ihnen Gerechtigkeit verweigert, habe ihre Freiheiten angegriffen und die Predigt des Wortes Gottes verhindert, sie habe sich durchaus nicht gescheut, zu erklären, daß Schottland nicht mehr ein freies und unabhängiges Königreich, sondern nur ein Zubehör zu Frankreich sei, und da sie sich so betragen habe, so sehe er nicht ein, weßhalb sie, die Lords und gebornen Berather des Reiches und Wächter seiner Freiheit, sich bedenken sollten, die Regentin der Macht zu berauben, die sie bisher ausgeübt habe.

Mit dieser Ansicht stimmte denn auch Knox vollkommen überein, nur daß er vorsichtiger zu Werke ging und die Versammelten von jedem unrechtmäßigen und zu weit gehenden Schritte zurück zu halten suchte. Es zeigte sich hier, wie der Reformator noch immer weit davon entfernt war, an irgend welche Auflehnung gegen die weltliche Macht zu denken, die nicht durch das Interesse des bedrohten Evangeliums geboten wäre. Das schlimme Betragen der Regentin, sagte er, dürfe in keiner Weise ihre und der übrigen Unterthanen Herzen von dem Gehorsame abwenden, den sie ihrer wirklichen Oberherrin schuldig seien, und er ermahnte, daß man doch ja auch, bevor man einen Beschluß fasse, seine wahrhaften Beweggründe prüfen möge. Wenn, sagte er, dieß ihr so höchst ernstes Vorhaben nicht aus dem Wunsche hervorgehe, das Gemeinwesen vor Verderben zu schützen, sondern wenn es blos aus den Beweggründen persönlichen Neides und Uebelwollens komme, so würden sie der Strafe Gottes nicht entgehen, wie sie denn auch, wenn die Regentin bereue und sich

den Forderungen des Lords unterwerfe, unzweifelhaft verpflichtet seien, sie in ihre bisherige Macht wieder einzusetzen[1]).

So kam es endlich zur Beschlußfassung. Ein Jeder wurde ermahnt, ganz nur nach seinem Gewissen zu stimmen, und man kam unter Namensaufruf jedes Einzelnen einstimmig dahin überein, daß die Regentin abgesetzt werden sollte. Auch setzte man darüber sogleich eine Acte auf, in welcher man die Gründe, welche die Congregation zu diesem Schritte bewogen habe, weitläufig darlegte, und die man Tags darauf unter Trompetenschall dem Volke verkündigen ließ[2]). An die Regentin aber richtete man ein Schreiben, das auch ihr anzeigte, was man beschlossen habe. Es lautete folgender Maßen:

„— Wir haben eure Antwort und des Creditiv eures Heroldes empfangen, woraus wir hinreichend ersehen haben, daß ihr in der üblen Gesinnung gegen uns, das Wort Gottes, unser öffentliches Wohl und die Freiheiten unseres Vaterlandes beharrt. Um diese zu schützen und gemäß unsrer Pflicht, haben wir im Namen unsrer Souveräne euch von eurem Auftrage und von der Verwaltung des Reiches entbunden, da wir fest überzeugt sind, daß euer Verfahren geradezu gegen den Willen unsrer Königin und ihres Gemahls ist, von denen wir immer voraussetzen, daß ihnen das Wohl, und nicht der Untergang ihres Landes am Herzen liege. Und da euer Gnaden uns, die treuen Barone und Vasallen unsrer Souveräne, nicht anerkennen will als deren Unterthanen und Räthe, so wollen auch wir euch nicht mehr als wahre Regentin und gesetzliche Obrigkeit anerkennen. Wenn ihr auf Grund des von unsrer Souveränin euch gegebenen Auftrages irgend welche Macht habt, so ist dieselbe hiermit aus höchst gewichtigen Gründen und durchaus mit Recht von uns aufgehoben, im Namen unsrer Königin, deren Rathgeber wir sind in Allem, was das öffentliche Wohl betrifft. Und da wir mit Gefahr unsers Lebens entschlossen sind, jene Stadt in Freiheit zu setzen, in welche ihr höchst ungerechter Weise eure Soldaten und die fremden Truppen gelegt habt, so ersuchen wir, wegen der Achtung, die wir eurer Person als der Mutter unsrer Königin schuldig sind, euer Gnaden, von dort fortzugehen, denn ihr sehet, wir sind um des Gemeinwohls willen genöthigt und entschlossen, mit den Waffen in der Hand in sie einzudringen, da wir es auf friedliche Weise nicht können, indem ihr unsre früheren Forderungen zurückgewiesen habt. Möge euer Gnaden doch auch veranlassen, daß mit ihr fortgehe aus der genannten Stadt jede Person, welche eine Gesandtschaft bekleidet, wenn etwa eine solche dort sein sollte, etwa auf einem Kriegsschiff unsrer Königin, so wie auch alle französischen Soldaten, welche in der Stadt sind, denn wir dürften nicht nach ihrem Blute, wegen der alten und langjährigen Freundschaft zwischen Frankreich und uns, welche durch die Verheirathung unsrer Königin mit dem

1) Knox, hist., 183.
2) Ebendas. 184.

Könige von Frankreich vielmehr ſollte zu-, als abgenommen haben, und dieß bitten wir euer Gnaden und ſie innerhalb 24 Stunden zu thun, um der Rückſicht willen, die wir eurer Perſon ſchuldig ſind. Indem wir uns ſo eurer Gnaden zu unterthänigem Dienſt empfehlen, ſtellen wir euch zugleich dem Schutze Gottes anheim. Edinburg, 23. Okt. 1559. Ew Gnaden unterthänige Diener[1])."

Das war nun freilich eine eigenthümliche Auffaſſung, durch welche die Evangeliſchen ihr Vorgehen zu rechtfertigen ſuchten, und von Seiten des beſtehenden Rechtes ließ ſich Vieles dagegen einwenden. Allerdings nahmen die Lords an der oberſten Staatsgewalt Theil und über die Freiheiten des Landes zu wachen, war ihre Pflicht, doch nur, ſofern ſie Sitz und Stimme im Parlamente hatten und dort ihre Gerechtſame ausübten. Aber ein Parlament war ihre Verſammlung nicht, ſondern ſie faßten den Beſchluß, die Regentin abzuſetzen, lediglich als Privatperſonen, und vollends von ihrer Souveränin hatten ſie, wie ſie unterſtellten, durchaus keinen Auftrag. Aber es war einmal die Lage eine ſolche, daß von einem Rechtszuſtande in Schottland kaum noch die Rede war. Diejenigen, welche die Pflicht gehabt hätten, die Unabhängigkeit des Landes zu vertheidigen, ſowohl die Regentin, als die Königin, waren eben Diejenigen, welche ſie zu vernichten drohten, und — ein Parlament konnte nicht zuſammenberufen werden. So erſcheint der Schritt der Barone denn allerdings lediglich in dem Lichte der Nothwehr gegen fremde Vergewaltigung, und immer tritt in dieſem Beſchluſſe doch auch das noch hervor, daß ſie keineswegs geſonnen waren, die Rechte ihrer Königin anzutaſten, ſondern ſie nur in die Schranken zurückzuweiſen, die ihnen gebührten. —

So war nun aber Alles auf die Spitze des Schwertes geſtellt, und an Verhandlungen nicht mehr zu denken. Weder die Regentin konnte ſie anbieten, noch die Lords ſie annehmen, beide vielmehr mußten vorwärts auf der betretenen Bahn. Die Lords zögerten denn auch nicht lange. Am 25. October erſchien ihr Herold vor Leith und forderte „im Namen der Souveräne und des Geh. Raths" die franzöſiſchen ſowohl, wie die im Dienſte der Regentin und in franzöſiſchem Solde ſtehenden ſchottiſchen Soldaten auf, die Stadt innerhalb 12 Stunden zu verlaſſen[2]). Da dieß natürlich zurückgewieſen wurde, beſchloß man den Sturm und traf die Vorbereitungen dazu in aller Schnelligkeit. Doch ſollte der Erfolg kein glücklicher ſein. Wieder trat der Fall ein, der ſo oft die Evangeliſchen vom entſchiedenen Verfolgen ihrer Pläne verhinderte: das Geld fing an zu fehlen. Die engliſchen Subſidien waren aufgezehrt, und die Soldaten der Congregation verlangten ihren Sold, wenn ſie länger dienen ſollten. Es waren, wie Knox ſelbſt ſagt, zum großen Theil „Leute ohne Gott und Ehre[3])," die ſich verlauten ließen, ſie würden Jedem zu Dienſte

1) Knox, hist., 186.
2) Ebendaſ. 187.
3) Ebendaſ. 188.

ſtehen, der ſie bezahle, auch wenn es gelte, die Congregation zu unterdrücken und die Meſſe wieder aufzurichten. Zwar wurden verſchiedene Anſtrengungen gemacht, um die Drängenden zufrieden zu ſtellen. Man ſuchte eine Sammlung zu veranſtalten, aber „die Einen waren zu arm, die Andern zu geizig," als daß dieſe Maßregel von Erfolg hätte ſein können. Man dachte ferner daran, ſich der Münze zu bedienen und die Silberſachen der Barone prägen zu laſſen, doch als dieſer Plan zur Ausführung kommen ſollte, waren die Stempel geſtohlen. Und nicht weniger unglücklich fiel die Bitte aus, mit welcher man an England ſich wandte, um neue Subſidien zu erlangen. Zwar händigte Sadler und Krofts dem zu dieſem Zwecke an ſie abgeſandten Laird von Ormiſton 4000 Pfund ein, und dieſe Summe hätte für die augenblicklichen Bedürfniſſe ja hingereicht, — aber ſie kam nicht in die Hände der Congregation. Die Regentin, welche ihre Spione in Edinburg hatte, hatte davon Wind bekommen, und ſie veranlaßte den Grafen Bothwell, dem Laird von Ormiſton aufzulauern und ihm das Geld abzunehmen, eine That, die um ſo ſchändlicher von Seiten des Grafen war, als er noch wenige Tage vorher ſich geſtellt hatte, als ſei er bereit, mit den Evangeliſchen gemeinſame Sache zu machen. Zwar ſetzten Graf Arran, Lord Stuart und Mr. Macwell dem Räuber nach, aber auch nur, um die Zeit zu verlieren und ohne Etwas wieder zu erlangen. So war denn die Verwirrung allgemein. Die Soldaten, von den geheimen Agenten der Königin aufgereizt, gingen von Drohungen ſogar zu Thätlichkeiten über, und die 12000 Mann, welche man urſprünglich in's Feld geſtellt hatte, verminderten ſich täglich. Endlich kam noch dazu, daß die Regentin, wie ſchon angedeutet, Spione in Edinburg unterhielt und ſelbſt unter der Congregation Verräther fand, die ſie von allen Plänen der Evangeliſchen unterrichteten und es ihr möglich machten, jedem Unternehmen gegen ihre Feſtung mit Kraft zu begegnen. Es war augenſcheinlich, daß man Nichts ausrichten werde, und mit Sicherheit konnten daher die Prediger, auf all' dieß wüſte Treiben blickend, die bevorſtehende Niederlage vorausſagen. „Gott," ſagten ſie, „wird dergleichen Mißbrauch ſeiner Gnade nicht lange ungeſtraft laſſen [1])."

Auch kam es bald wirklich dahin. Zu der Zeit als die oben genannten Lords den Grafen Bothwell verfolgten und der Herzog von Chatelherault nebſt Andern in der Kirche war (31. Oct.), unternahm Haliburton, der Provoſt von Dundee, ein ſonſt ausgezeichneter Soldat, auf eigene Hand mit ſeinen Leuten einen Sturm auf Leith, höchſt wahrſcheinlich, um der Ungewißheit und dem Zögern ein Ende zu machen. Er pflanzte in der Nähe von Holyrood auf einem Hügel ſeine Batterie auf und begann die Stadt zu beſchießen. Aber die Franzoſen waren bereits über die Lage der Evangeliſchen unterrichtet, ſowohl daß Graf Arran und Lord Stuart abweſend, als auch, daß die Uebrigen in der Kirche ſeien, und ſie griffen deßhalb die Batterie an, ſchlugen

1) Knox, hist., 187 ff.

die Gegner in die Flucht und verfolgten sie auf dem Wege nach Edinburg. Dadurch aufgeschreckt, griffen nun freilich auch die in der Stadt anwesenden Lords zu den Waffen, um ihren Brüdern zu Hilfe zu kommen, aber bald entstand auch unter ihnen völlige Verwirrung. Ein Söldling der Regentin, wie Knox berichtet, rief plötzlich, es seien ihnen die Feinde bereits im Rücken, und — so löste sich Alles in wilde Flucht auf. Die Franzosen drangen bis mitten in die Hauptstadt vor, wo sie allerlei Grausamkeiten an wehrlosen Personen ausübten. Greise, Frauen und Kinder wurden erschlagen und die Häuser der Bürger, so weit es die Eile zu ließ, ausgeplündert. Erst am entgegengesetzten Stadtthor gelang es endlich dem Grafen Argyle, die Fliehenden wieder zum Stehen zu bringen, und die Franzosen zogen sich darauf auch wieder in ihre Festung zurück, bewillkommnet von der Regentin, welche darüber lachte, sie mit der Beute der Hauptstadt beladen zu sehn[1]).

Durch diese Niederlage stieg die Verwirrung unter den Evangelischen nur noch mehr. Knox sagt[2]): „Von dem Tage an war der Muth Vieler gebrochen; nur mit großer Schwierigkeit konnten die Leute in der Stadt zurückgehalten werden, ja, Einige von hohem Ansehn beschlossen bei sich selbst, die Sache aufzugeben; Manche flohen heimlich fort, und diejenigen, welche blieben, waren, mit wenigen Ausnahmen, alles Muthes und aller Ueberlegung baar. Mr. Macwell, ein kluger und tapferer Mann, sah die Gefahr voraus und wünschte auf das Ernstlichste, entweder solche Ordnung herzustellen, daß sie dem Feinde Schrecken einflößen könnten, oder sonst sich mit Batterien und Fahnen in Ordnung zurückzuziehen; aber seine Rathschläge fanden kein Gehör, wie denn überhaupt keine ruhige Ueberlegung etwas ausrichten konnte. So standen die Sachen vom Donnerstag den letzten October bis Montag den 5. November, aber es blieben nicht zwei oder drei vierundzwanzig Stunden hinter einander einerlei Meinung."

Am 5. November sollten sich die Sachen vorläufig entscheiden, und zwar zum Nachtheile der Congregation. Die Franzosen machten einen Ausfall, um eine Zufuhr, welche für Edinburg bestimmt war, aufzufangen, und sie wurden deßhalb von Arran und Lord Stuart mit einem kleinen Haufen angegriffen, ein Versuch, der jedoch vollständig mißlang, theils wegen der geringen Anzahl der Angreifenden, theils wegen ihres Mangels an Ordnung und namentlich wegen der unglücklichen Bodenverhältnisse, auf denen sie zu kämpfen hatten. Sie geriethen in Sümpfe hinein, wo sie weder vorwärts noch rückwärts konnten und dem Feuer der Feinde schutzlos ausgesetzt waren. Allgemeine Unordnung riß sofort unter ihnen ein, indem sich ein Jeder, so gut er konnte, zu retten suchte, und sicher würden sie sämmtlich sammt ihren Anführern umgekommen sein, wäre ihnen nicht Haliburton von Dundee zu

1) Knox, hist., 189.
2) Ebendas. 190.

Hilfe geeilt. Ihm gelang es, ſie zu retten, doch verlor er ſelbſt dabei das Leben, und Viele theilten ſein Schickſal, oder wurden von den Franzoſen gefangen genommen. Nach dieſer Niederlage glaubten die Evangeliſchen, ſich in Edinburg nicht länger halten zu können. Noch in derſelben Nacht verließen ſie die Hauptſtadt und zogen ſich über Linlithgow nach Stirling zurück, dieſen Ort wenigſtens beſetzt haltend, um ſich den Verbindungsweg zwiſchen dem Hoch- und Niederlande offen zu erhalten. Die Einwohner von Edinburg aber, zum großen Theil an der Sache, die ſie vertraten, irre geworden, begleiteten die Abziehenden mit Verwünſchungen und Drohungen[1]).

Nur ein Mann war's, der unter allen dieſen Unglücksfällen den Muth nicht verlor: Knox. Wie er in früheren Zeiten, auch wenn Alles verloren ſchien, ſtets auf ſeinen Herrn und Gott, deſſen Sache er zu führen ſich bewußt war, vertraut hatte, ſo auch jetzt, und er ſuchte den geſunkenen Muth ſeiner Freunde auf alle Weiſe wieder zu entflammen. Noch zu Edinburg hatte er begonnen, über den 80. Pſalm zu predigen und darzulegen, daß das Glück des Volkes Gottes nicht nach dem äußeren Anſcheine zu bemeſſen ſei, da es oft im Laufe der Geſchichte ſich zugetragen habe, daß die auserwählte Heerde des Herrn mehr hätte zu leiden gehabt, als die unwiſſenden und götzendieneriſchen Heiden. In dieſem Vortrage durch das eingebrochene Unglück unterbrochen, ſetzte er denſelben jetzt zu Stirling weiter fort, und zwar „in Gegenwart des Herzogs und des ganzen Raths."

„In der Einleitung", wie er ſelbſt berichtet[2]), „erklärte er, weshalb Gott zuweilen zugebe, daß ſeine auserwählte Heerde Schmähungen, Gefahren und ſcheinbarer Vernichtung ausgeſetzt ſei, nämlich damit ſie die Heftigkeit des Unwillens Gottes fühlen und erkennen möchten, wie wenig mit ihrer Macht doch gethan ſei, und dann auch, damit ſie den kommenden Geſchlechtern ein Zeugniß würden, ſowohl von der Bosheit des Teufels gegen das Volk Gottes, als auch von Gottes wunderbarem Thun, indem er ſeine kleine Heerde durch ganz andre Mittel, als Menſchen dächten, zu erretten wiſſe. Indem er die Worte: „Wie lange, o Herr, willſt du zürnen gegen die Bitten deines Volkes", auslegte, erklärte er, wie ſchrecklich und ſchmerzlich es ſei, gegen die Verſuchung anzukämpfen, als ob Gott ſein Antlitz von unſren Bitten hinweg wenden könnte, denn das ſei nichts Anderes, als zu denken, Gott mache ſich auf, uns zu verderben, welche Verſuchung das Fleiſch weder aushalten, noch überwinden könne, wenn nicht der allmächtige Geiſt Gottes plötzlich zu Hilfe käme.

„Als Beiſpiel führt er die Ungeduld Saul's an, als Gott ſein Gebet nicht erhören wollte. Den Unterſchied zwiſchen den Erwählten und Verworfenen bei ſolcher Verſuchung legte er offen dar, indem er ſagte, daß der Er-

1) Knox, hist., 191 f.
2) Ebendaſ. 194.

wählte sie durch die geheime Gewalt des Geistes Gottes bestehe, indem er sich doch auf Gott verlasse, obgleich dieser seine Bitten zu verachten scheine, und das, sagte er, ist das Gott angenehmste Opfer, und heißt gewisser Maßen mit Gott selbst ringen und ihn überwinden, wie Jakob that, als er mit dem Engel rang. Aber der Verworfene, sagte er, da er der Hilfe Gottes entbehrt, hört entweder auf zu bitten und verachtet zugleich Gott, welcher uns doch ernstlich gebietet, uns in den Tagen der Trübsal auf ihn zu verlassen, oder er ergiebt sich dem Teufel, indem er bei ihm sucht, was er von Gott nicht erlangen kann.

„Im zweiten Theile setzte er auseinander, wie schwer es unsrer verdorbenen Natur ankomme, sich nicht selbst zu rühmen und auf sich selbst alles Vertrauen zu setzen, wenn Gott Sieg verleihe, und wie nöthig es deßhalb sei, daß der Mensch durch Unglücksfälle zur Erkenntniß seiner eigenen Schwachheit gebracht werde, damit er nicht, aufgeblasen in eitlem Selbstvertrauen, einen Götzen aus seiner eigenen Kraft mache, ähnlich dem Könige Nebukadnezar. Er redete ernstlich von der Natur der blinden Welt, welche zu allen Zeiten auf unverschämte Weise sich gerühmt habe, wenn Gott seine eigenen Kinder gezüchtigt, dessen Ruhm und Ehre, da sie der Verworfene niemals sehen könne, sie deßhalb verachteten, so wie auch die wunderbaren Werke, die Gott in seinen Auserwählten thue. Und doch, sagte er, ist die Freude und das Rühmen der Welt Nichts, als eitel Kümmerniß, weil ihr Ende plötzliche Vernichtung ist, wie die gerechte Bestrafung Belsazar's beweist, und indem er diese Stücke auf die Zeit und die Personen anwandte, sagte er, wenn Keines von Gottes Kindern vor uns dieselben Trübsale erduldet hätte, die wir jetzt erdulden, so würden dieselben uns wohl unerträglich erscheinen; so ist unsre zarte Weichlichkeit und die Eigenliebe unsres Fleisches beschaffen, daß wir diese Dinge, die wir bei Andern leicht übersehen, auf das Höchste beklagen, wenn sie uns selbst treffen. Ich zweifle nicht, daß Manche von uns diesen Psalm öfters gelesen haben, wie wir auch die Kämpfe und Trübsale unsrer Vorfahren gelesen und gehört, aber wer von uns, wenn wir ihre Leiden und Heimsuchungen vernehmen, kehrte so sehr bei sich selbst ein, daß wir die Bitterkeit ihrer Schmerzen fühlten? Ich glaube: Keiner! Und deßhalb hat uns Gott davon an uns selbst einige Erfahrung machen lassen.

„Aber wenn dieß Alles auch noch dunkel scheinen mag, so lange es nicht deutlicher an's Licht tritt, so brauche ich doch nur die Klagen auszusprechen, welche Gott mir in den Mund legt. Unsre Feinde triumphiren, unsre Herzen haben gezittert vor Furcht, und noch jetzt sind sie mit Sorge und Scham erfüllt. Aber welches mag der wahre Grund gewesen sein, weßhalb Gott uns so niedergeworfen hat? Wenn ich es sagen soll: unsere Sünden und bisherige Undankbarkeit gegen Gott. Glaubt es mir! ich rede die Wahrheit, und rede doch nur noch mehr im Allgemeinen, als ich eigentlich sollte. Denn wenn die Sünden der Menschen nur im Allgemeinen gerügt werden, so ge-

ſchieht es ſelten, daß die Leute Einkehr halten in ſich ſelbſt, um an ſich ſelbſt anzuklagen und zu verdammen, was Gott mißfällt, ſondern ſie zweifeln lieber, ob das eine Sünde ſei, was in der That vor Gott eine Sünde iſt. Zum Beiſpiel: Als die Iſraeliten gegen den Stamm Benjamin kämpften, wurden ſie zwei Mal geſchlagen mit einem Verluſte von 40,000 Mann. Sie klagten und jammerten beide Male, aber wir finden nicht, daß ſie zur Erkenntniß ihrer Sünde und Miſſethat kamen, welches die Urſache war, daß ſie dem Schwerte zur Beute fielen, ſondern ſie zweifelten vielmehr, ob denn das die Urſache ihrer Unglücksfälle wäre, was ihnen Gott befohlen hatte. Denn ſie fragten: „Sollen wir hingehen und noch einmal mit unſern Brüdern, den Benjaminiten, ſtreiten?“ durch welche Frage es augenſcheinlich wird, daß ſie vorausſetzten, ſie ſeien deßhalb in ſolch Mißgeſchick gerathen und beſiegt worden, weil ſie das Schwert gegen ihre Brüder und Landsleute erhoben, und doch befreite der ausdrückliche Befehl Gottes, der ihnen gegeben war, ſie von aller Schuld in dieſer Sache. Doch aber iſt auch kein Zweifel, daß bei den Iſraeliten ein Grund vorlag, weshalb ſie Gott in die Hand dieſer verruchten Menſchen gab, gegen die er ſie durch ſeinen ausdrücklichen Befehl geſandt hatte, um ſein Gericht an ihnen zu vollziehen. Diejenigen, welche die Geſchichte und die Zuſtände jenes Volkes genugſam kennen, können leicht auch die Urſache einſehen, wodurch Gott beleidigt war. Das ganze Volk war von Gott gewichen, Götzendienſt war mit Zuſtimmung der Menge eingeführt, und wie der Text ſagt, „Jedermann that, was ihm gut dünkte.“ Um dieſe Zeit klagte der Levit über die Schmach, welche ihm und ſeinem Weibe angethan ſei, welches, von den Benjaminiten von Gibeah überwältigt, unter ihren gemeinen Lüſten ſtarb, eine abſcheuliche That, die das ganze Volk aufbrachte, um den Frevel zu rächen, und — darin ſündigten ſie nicht, wohl aber war das ihr Fehler, daß ſie hingingen, um das Gericht an den Gottloſen zu vollziehen, ohne ſelbſt Reue und Gewiſſensbiſſe zu empfinden über ihre eigenen früheren Miſſethaten und ihren Abfall von Gott. Und ferner, weil ſie eine große Menge waren, und die Anderen viel weniger zahlreich, als ſie, ſo vertrauten ſie auf ihre eigenen Kräfte, und hielten ſich ſelbſt für ſtark genug, um ihr Vorhaben auszuführen, ohne den Namen Gottes auch nur anzurufen. Aber nachdem ſie zwei Mal die Ohnmacht ihrer eigenen Kraft erfahren hatten, da faſteten und beteten ſie, und da ſie vor Gott ſich demüthigten, ſo empfingen ſie eine günſtigere Antwort und eine gewiſſe Zuſage des Sieges.

„Daſſelbe mag denn nun aber auch wohl mit uns geſchehen, wenn wir es auch nicht ſo plötzlich erwarten dürfen. Und damit ein Jeder ſich ſelbſt prüfen möge, ſo will ich unſere ganze Verſammlung denn in zwei Arten von Menſchen unterſcheiden: die Einen ſind diejenigen, welche vom Anfang dieſer Streitigkeiten an die gemeinſame Gefahr mit ihren Brüdern getheilt haben, die Anderen aber die, welche erſt vor Kurzem ſich mit uns vereinigt. Bei

den Einen, wie bei den Anderen, fürchte ich, werden gerechte Urſachen gefunden werden, daß Gott uns ſo gedemüthigt hat, und wenn dieß auch auf den erſten Blick ſtrenge zu ſein ſcheint, ſo zweifle ich doch nicht, daß, wenn Jedermann ſich ſelbſt recht prüfen und auf ſein Gewiſſen hören will, er doch meiner Meinung beiſtimmen wird.

„Laßt uns mit uns ſelbſt beginnen, die wir am längſten in dieſem Kampfe geſtanden haben! Als wir noch eine geringe Anzahl waren im Vergleiche zu unſeren Feinden und, mit Ausnahme von Wenigen, keine Grafen und Lords zu unſerm Beiſtande hatten, da riefen wir Gott an und hielten ihn für unſern Beſchützer, Vertheidiger und für unſre einzige Zuflucht. Unter uns wurde von keinem Trotzen auf die Menge, auf unſre Stärke und Klugheit gehört, wir ſeufzten allein zu Gott hinauf, er möge die Gerechtigkeit unſrer Sache und die grauſame Verfolgungswuth unſrer Feinde anſehen. Aber ſeit unſre Zahl gewachſen iſt, und hauptſächlich ſeit des Herzogs Gnaden nebſt ſeinen Freunden ſich mit uns vereinigt hat, wurde nichts Anderes mehr gehört, als: „Dieſer Lord wird dieſe vielen hundert Lanzen uns zuführen; jener Mann wird im Stande ſein, das Land zu überreden; wenn der und der Graf unſer ſein wird, ſo wird Niemand es wagen, einen ſolchen Bund anzutaſten", und ſo haben die Beſten unter uns, welche früher die allmächtige Hand Gottes als unſern rechten Beiſtand erkannten, in den letzten Tagen „Fleiſch zu ihrem Arme" gemacht.

„Und worin hat nun der Herzog und ſeine Freunde geſündigt? Es mag das geweſen ſein, daß, wie wir uns auf ſie verlaſſen, ſo auch ſie zu viel Vertrauen auf ihre eigne Kraft geſetzt haben. Aber wenn das auch nicht geweſen wäre, ſo ſehe ich doch eine höchſt gerechte Urſache, weßhalb der Herzog und ſeine Freunde, nebſt den Uebrigen ihrer Brüder ſo gedemüthigt werden mußten. Ich habe noch nicht vergeſſen, was für Schmerz und Angſt mein Herz ergriff, als zu St. Johnſton, Cupar-Moor und Edinburg dieſe grauſamen Mörder, welche uns nun in ſolches Elend gebracht haben, uns mit unſerm gegenwärtig eingetretenen Verderben bedrohten, und während jener drei Tage leiſteten der Herzog und ſeine Freunde ihnen bedeutenden Beiſtand, uns aber gereichten ſie zu großer Entmuthigung, denn ſein Name und Anſehen ſchreckte und ängſtigte uns mehr, als die Gewalt der Anderen, ja, ohne ſeinen Beiſtand würden ſie uns nie dahin gebracht haben, mit der Regentin ſo ungünſtige Bedingungen einzugehen. Ich bin ungewiß, ob der Herzog aufrichtig bereut hat, daß er den Mördern, die uns ſo ungerecht verfolgten, zu Hilfe gekommen iſt, ja, ich bin ungewiß, ob er bereut hat, daß ſo viel unſchuldiges Blut der Zeugen Chriſti durch ſein Vergehen vergoſſen worden iſt.

„Aber wenn er es auch gethan hat, wie ich denn ja höre, daß er ſeinen Fehler vor den Lords und Brüdern von der Congregation bekannt, ſo bin ich doch gewiß, daß weder er ſelbſt, noch auch ſeine Freunde vor dieſer Zeit

die Angſt und den Kummer des Herzens gefühlt haben, den wir empfanden, als ſie in ihrer blinden Wuth uns verfolgten, und deßhalb hat es Gott gerechter Weiſe über ſie und uns verhängt, daß wir zuſammen in ſolch Elend gerathen ſollten: über uns, weil wir unſer Vertrauen und unſre Zuverſicht auf Menſchen ſetzten, und über ſie; weil ſie in ihren eigenen Herzen fühlen ſollten, wie bitter der Kelch war, welchen ſie uns zu trinken gaben. Mögen denn Beide, ſie und wir, zu dem ewigen Gott uns wieder bekehren, und wenn wir das thun, ſo zweifle ich nicht, daß dieſer unſer Kummer, Elend und Furcht in Freude, Ehre und Muth umgewandelt werden wird, eben ſo wie ich ſehe, daß Gott den Israeliten Sieg über die Söhne Benjamins verlieh, nachdem ſie zwei Mal auf ſchmachvolle Weiſe geſchlagen und in die Flucht getrieben waren, ja, was uns und unſre ſterblichen Leiber auch treffen mag, ich zweifle nicht, daß unſre Sache, dem Satan zum Trotz, in Schottland obſiegen werde. Denn da es die ewige Wahrheit des ewigen Gottes iſt, ſo wird ſie auch ſiegen, wie auch die Welt dagegen ſich auflehnen mag. Es mag ſein, daß Gott Einige mit allerlei Qualen heimſuchen wird, weil ſie nicht die Wahrheit lieben, ſondern nur um irdiſcher Zwecke willen ſie begünſtigen, ja, Gott wird vielleicht einige ſeiner liebſten Kinder hinweg nehmen, bevor ihre Augen noch größere Trübſale zu ſehen bekommen, aber weder die Einen, noch die Anderen werden ihn hindern, daß er nicht am Ende den Sieg behalte."

Dieſe Rede, welche von dem ungebrochenen Vertrauen des Reformators auf die Sache, die er vertrat, eben ſo Zeugniß ablegte, wie von den offenen Augen, die er auch für die Schäden ſeiner eigenen Partei hatte, und von ſeinem Muthe, mit dem er dieſe zu rügen wagte, hatte nun auch den beſten Erfolg. „Die Gemüther der Leute wurden wunderbar aufgerichtet", und man beſchloß, auszuharren und ſich durch die augenblickliche Niederlage nicht ſchrecken zu laſſen. Gleich an demſelben Tage, Nachmittags, wurde Rath gepflogen und, nachdem Knox in einem Gebete den Segen des Herrn erfleht hatte, kam man zu dem Beſchluſſe, Alles aufzubieten, ſowohl zur Förderung der Sache des Evangeliums, als auch zur Befreiung des Vaterlandes. Namentlich aber wollte man die Königin Eliſabeth zu energiſcher Hilfe zu bewegen ſuchen, und Maitland von Lethington, bisher Secretair der Regentin, nun aber ganz zu der Partei der Evangeliſchen, die er bis dahin im Geheimen begünſtigt hatte, übergegangen, wurde auserſehen, um nach London zu reiſen und das Anliegen dort zu betreiben. Bis er zurückkehrte, wollte man ſich ruhig verhalten und ſich darauf beſchränken, eine Defenſivſtellung einzunehmen und Vorbereitungen für einen erneuerten Feldzug zu treffen. Zu dem Ende theilten ſich die Evangeliſchen in zwei Haufen. Der Herzog von Chatelherault nebſt dem Grafen Glencairn und den Lords Boyd und Ochiltree, ſowie anderen Freunden, begab ſich in die Gegend von Glasgow, um die dortigen Brüder gegen Vergewaltigung zu ſchützen während Arran, Lord Stuart, Graf Rothes, Lindſay und ihr Anhang in

der Grafſchaft Fyfe ſich feſtſetzten, wohin ſie auch Knox in der doppelten Eigenſchaft als ihr Prediger und Secretair begleitete. Am 16. December wollte man dann aber wieder in Stirling zuſammen kommen, um auf's Neue zu berathen, was zu thun ſei[1]).

Die Regentin war ſo vorläufig wieder Herrin des Landes. Sie hielt unmittelbar nach dem Abzuge der Proteſtanten ihren Einzug in die Hauptſtadt und, jetzt an den früheren Vertrag nicht mehr gebunden, ſtellte ſie ohne Weiteres den römiſchen Gottesdienſt in St. Giles wieder her. Doch traf ſie auch auf Widerſtand Seitens des Lords Erskine, des Befehlshabers auf dem Schloſſe. Dieſer, entſchloſſen neutral zu bleiben, verweigerte ihr eben ſowohl die Uebergabe der Burg, wie er ſie den Evangeliſchen verweigert hatte, und alle ihre Verſuche, ihn zu gewinnen, waren vergeblich. Er habe, erklärte er, von dem Parlamente den Befehl erhalten, das Schloß zu vertheidigen, und Niemand, als dieſe große Rathsverſammlung des Reichs, könne ihn von ſeinem Dienſte entbinden[2]). Sonſt aber ſchien Alles günſtig für die Sache Frankreichs und der römiſchen Kirche zu ſtehen. Die Soldaten waren durch den Erfolg ermuthigt worden, und von Paris kam die Nachricht, daß man dort ſich anſchicke, Schottland mit einer ſolchen Macht anzugreifen, daß die Congregation bald unterdrückt und der Krieg beendet ſein werde.

So weit ſollte es nun aber keineswegs kommen, und man täuſchte ſich, wenn man die Macht der Evangeliſchen für ganz gebrochen hielt. Als die franzöſiſchen Truppen in die Grafſchaft Fyfe einzurücken ſuchten, fanden ſie hier bereits einen Widerſtand Seitens des Grafen Arran und des Lords Stuart, der ihnen bewies, daß die Congregation ihre Sache noch durchaus nicht aufgegeben habe, und — namentlich war es nun England, welches ſich veranlaßt ſah, einzugreifen[3]).

So lange die Evangeliſchen noch für ſich allein den Franzoſen gewachſen zu ſein ſchienen, hatte Eliſabeth ſich geſcheut, durch offene Theilnahme an ihrem Kampfe ſich ſelbſt bloß zu ſtellen. Aber eine Unterdrückung Derer, die England vertheidigten, indem ſie ihr eignes Vaterland vor fremder Unterdrückung ſicher ſtellten, und namentlich den vollſtändigen Sieg der Franzoſen in Schottland konnte ſie nicht ruhig mit anſehen. Maitlands Sendung nach London hatte daher auch den beſten Erfolg, wie er, ein kluger und in diplomatiſchen Dingen erfahrener Mann, denn auch die geeignete Perſönlichkeit war, um Etwas auszurichten. Er ſtellte die Dringlichkeit engliſcher Hilfe in einem ſolchen Lichte dar und bewies mit ſo ſchlagenden Gründen, daß die Lords für ſich allein und mit ihren zuſammengerafften Haufen gegen

1) Knox, hist., 197.
2) Tytler, VI, 151.
3) Ebendaſ. 151 ff.

die Macht Frankreichs und deſſen wohl geſchulte Truppen Nichts vermögen würden[1]), daß Eliſabeth nicht länger meinte zurückhalten zu dürfen.

Nur ein Bedenken ſtand noch entgegen: der Frieden, in welchem England mit Schottland ſich befand, und daß eigentlich kein rechtlicher Grund vorhanden ſei, ihn zu brechen. Ueber dieſen Gegenſtand wurden daher mehrfache Verhandlungen gepflogen, an denen auch Knox ſich betheiligte, indem er ein Auskunftsmittel vorſchlug, das freilich von Seiten Englands zurückgewieſen wurde. Er rieth nämlich in einem Briefe an den Gouverneur Crofts, England ſolle nur erſt ſeine Truppen nach Schottland marſchiren laſſen, hinterdrein könne es ja vorgeben, daß es mit der Sache Nichts zu thun habe und die Soldaten, nachdem ſie in den Dienſt der Congregation eingetreten ſeien, für Rebellen erklären. Da es Jedermann freiſtehe, Kriegsdienſte zu nehmen, wo er wolle, ſo, meinte er, müſſe Frankreich am Ende mit einer ſolchen Ausrede ſchon zufrieden ſein[2]).

Das wäre nun allerdings eine Unredlichkeit geweſen, und Knox hat ſich wegen dieſes Vorſchlags manchen Tadel damals und ſpäter gefallen laſſen müſſen. Aber begreifen läßt ſich doch auch, wie ein ſonſt ſo gerader Mann, dem alle Unwahrhaftigkeit ein Gräuel war — M'Crie[3]) ſagt, es ſei das der einzige Fall, wo er gefunden habe, daß Knox zu Verſtellung gerathen — zu einem ſolchen Vorſchlag kommen konnte: die Noth der Zeit riß ihn dazu fort, und bekannt genug iſt ja doch auch, daß dergleichen Maßregeln den Politikern durchaus nicht fremd ſind. Auch waren die Engländer, wenn ſie auch den Vorſchlag des Reformators mit Entrüſtung zurückwieſen, keineswegs in ihrem eigenen Verhalten gewiſſenhaft. In demſelben Briefe, in welchem er Knox Verwegenheit vorwirft, befiehlt der engliſche Staatsſecretair dem Gouverneur von Berwick, fünf oder ſechs Officiere den Schotten zu Hilfe zu ſenden, welche vorgeben ſollten, ſie hätten den engliſchen Dienſt verlaſſen, weil ſie keinen Sold bekämen, und ſie wollten lieber am Kriege Theil nehmen, als müßig in den Feſtungen zu liegen, ein Verfahren, das ſich von dem Vorſchlage Knox' doch nur dadurch unterſcheidet, daß es einen kleineren Maßſtab hatte[4]).

Maitland brachte endlich den engliſchen Hof zu einem Entſchluſſe. Eliſabeth verſtand ſich dazu, ein geheimes Bündniß mit den Führern der Evangeliſchen zu ſchließen, und es wurde beſtimmt, daß Abgeordnete von beiden Seiten zu Berwick zuſammenkommen und das Nähere berathen ſollten. Zugleich befahl die Königin, eine Flotte auszurüſten, um auf dem Firth zu kreuzen und Truppen zu verſammeln, um der Congregation zu Hilfe zu ziehen[5]).

1) Sadler, State-Papers, I, 565.
2) M'Crie, I, 292 ff. Tytler, 152.
3) Life of J. Knox, I, 294.
4) Sadler, I, 522, 534, 568. S. auch Tytlers Urtheil l. c.
5) Sadler, I, 647.

Als Maitland dieſe Nachrichten nach Schottland brachte, war natürlich die Freude groß, und man willigte auch gern in die Bedingungen ein, welche Eliſabeth meinte ſtellen zu müſſen. Sie beſtand nämlich darauf, daß in dem mit den Schotten abzuſchließenden Vertrage von Religionsſachen durchaus nicht dürfe die Rede ſein, ſondern daß derſelbe geſchloſſen werden müſſe einzig und allein zu dem Zwecke, um die Freiheit Schottlands gegen die Unterdrückungspläne der Franzoſen zu ſchützen[1]), Bedingungen, welche allerdings wohl von dem Mißfallen eingegeben ſein mochten, das die Königin gegen die Reformationsideen Knox' hegte, ſo wie auch von der Furcht, es könne den Anhängern einer freieren Kirchengeſtalt in ihrem eigenen Lande Vorſchub leiſten, wenn ſie in Schottland beförderе, was ſie in England unterdrückte, welche aber von den Führern der Congregation um ſo unbedenklicher angenommen werden konnten, als die franzöſiſchen Truppen die einzigen waren, welche die Durchführung der Reformation in ihrem Lande noch verhinderten und als Eliſabeth keineswegs von ihnen verlangte, von dieſen Plänen abzuſtehen[2]). Am 27. Februar 1560 wurde das Bündniß zu Berwick abgeſchloſſen, indem man es ausſprach, daß die Abſicht einzig und allein ſei, die Selbſtſtändigkeit Schottlands zu vertheidigen, ohne dadurch den Rechten der Königin Maria und ihres Gemahls zu nahe zu treten, und daß auch Eliſabeth mit keinen andern Plänen umgehe. Man verſprach ſich gegenſeitig Hilfe bei dieſem Unternehmen, und die Lords der Congregation gelobten noch beſonders, daß ſie jeden Franzoſen oder Schotten, der England angreifen ſollte, als ihren Feind betrachten, und daß ſie, im Fall die Franzoſen mit Eliſabeth Krieg anfangen würden, dieſelbe ebenfalls mit ihren Truppen unterſtützen wollten[3]).

Das war nun aber auch Hilfe zu rechter Zeit. Die Evangeliſchen in Fyfe, Graf Arran und Lord Stuart an der Spitze, hatten freilich den Franzoſen bis dahin Trotz geboten, zumal es ihnen durch Geldſendungen von England aus möglich geworden war, ihre Mannſchaften zu vermehren[4]), und eben ſo waren auch die zu Glasgow, der Herzog von Chatelherault und Graf Glencairn, nicht müßig geweſen, neue Kräfte zu ſammeln. Sie fuhren nicht nur fort in der „Abſchaffung des Götzendienſtes", indem ſie Bilder, Altäre und Klöſter abriſſen, ſondern nahmen auch die geiſtlichen Güter in Beſchlag, wie es ihnen ſchon früher von Cecil gerathen war. Zugleich erließen ſie auch eine Proclamation, in welcher ſie darauf aufmerkſam machten, daß die Regentin abgeſetzt und die ganze Staatsgewalt auf diejenigen Mit-

1) Sadler, I, 569.

2) Tytler, VI, 154, tadelt Knox und ſeine Freunde wegen Annahme dieſer Bedingungen — mit Unrecht —, denn nach Vertreibung der Franzoſen verſtand ſich die Reformation von ſelbſt.

3) Knox, hist., 217 ff.

4) Sadler, I, 631 ff.

glieder des Geheimraths übergegangen sei, welche sich zum reformirten Glauben bekannten, und die Geistlichen, welche dem römischen Aberglauben noch nicht abgesagt hätten, aufforderten, vor dem Rathe zu St. Andrews zu erscheinen, um dort öffentliches Zeugniß von ihrer Bekehrung abzulegen, bei Verlust ihrer Stellen und Einkünfte [1]). Doch würden sie bei allen ihren Anstrengungen den französischen Truppen ohne Zweifel am Ende haben erliegen müssen, wäre ihnen nicht die Königin von England zu Hilfe gekommen.

Nun aber änderten sich die Aussichten vollkommen. Die Regentin, Anfangs über ihren Sieg frohlockend, sah jetzt ängstlich nach der See hinaus, erwartend, ob die versprochene Hilfe von Frankreich unter dem Marquis d'Elbeuf noch nicht ankommen werde, und die Protestanten hatten neuen Muth bekommen. Sie wußten, eine englische Flotte unter dem Admiral Winter war bereits unterwegs, um Leith zu blockiren, und die englische Hilfsarmee näherte sich den Grenzen von Schottland, um sich mit ihnen zu vereinigen. Offenbar waren die Aussichten auf Erfolg jetzt auf Seiten der Evangelischen [2]).

Als die Gerüchte von den Rüstungen in England zu der Regentin gedrungen waren, hatte sie bei Elisabeth durch den französischen Gesandten Vorstellungen dagegen erheben lassen, die aber ohne Erfolg blieben. Elisabeth antwortete, sie sei bereit, die Verträge zu halten, aber mit Sorge sähe sie das Anwachsen der Macht Frankreichs in dem Nachbarlande, weßhalb sie es für gerathen halte, ihre Truppen an der Grenze zu verstärken, und als der Gesandte ihr bemerklich machte, daß es sein Hof mit Mißfallen gesehen, wie sie die schottischen Rebellen mit Geld unterstützt habe, entgegnete sie, sie könne den Adel und das Volk von Schottland nicht für Rebellen halten, sie halte dieselben im Gegentheil für verständige und treue Unterthanen der Krone von Schottland, weil sie gewagt hätten, den König von Frankreich anzugreifen, um die Rechte seiner Frau, die ihre Königin sei, zu vertheidigen. „Und fürwahr", hatte sie hinzugefügt, „wenn diese Barone es dulden wollten, daß die Regierung ihres Landes ihnen aus den Händen gerissen würde, während ihre Königin abwesend ist, wenn sie die Unabhängigkeit ihres Vaterlandes feige aufgeben wollten, weil die Königin sich nicht von Schotten, sondern allein von Franzosen berathen läßt, von ihrer Mutter und anderen Fremden in Schottland, von dem Cardinal und Herzog von Guise in Frankreich, es würde hinreichender Grund sein, daß die ganze Welt sie verachte, ja, wenn die junge Königin ihren Mann überleben sollte, sie hätte in solchem Falle gerechte Ursache, sie alle als Feiglinge und treulose Unterthanen zu verurtheilen [3]).

1) Tytler, VI, 155.
2) Ebendas. 156.
3) Ebendas. 157 f.

So blieb der Regentin denn Nichts übrig, als zu thun, was in ihren Kräften stünde, um ihrer Niederlage vorzubeugen. Es wurde deßhalb in ihrem Rathe beschlossen, wenigstens der Ankunft der Engländer zuvorzukommen und die Congregation zu vernichten, bevor sie unüberwindlich sei. D'Osell sollte unerwartet auf Glasgow ziehen, um den Herzog von Chatelherault zu überfallen und dessen Streitkräfte zu zerstreuen. Aber es war zu spät. Als er an der Küste entlang zog, um zunächst St. Andrews anzugreifen, erschien bereits eine zahlreiche Flotte auf dem Firth. Die Franzosen hielten sie für die aus der Heimath erwartete und jubelten ihr entgegen, doch wurden die englischen Flaggen aufgehißt. Es war Winter, der Admiral Elisabeths, der auch sofort Anker warf und den Firth versperrte, erklärend freilich, daß seine Absichten friedliche und er nur gekommen sei, um Seeräubern aufzulauern[1]). D'Osell suchte nun rasch vorwärts zu kommen. In schnellem Marsche zog er auf Stirling los, wurde aber hier nicht blos durch den Schnee, der seinen Truppen in's Gesicht wehte, sondern auch durch den Lord Stuart und dessen Reiterei hart mitgenommen. Es blieb ihm zuletzt Nichts übrig, als nach Verübung von allerlei Grausamkeiten durch seine Truppen nach Leith zurückzukehren, wo er denn bald genug Arbeit finden sollte.

Die englische Armee unter Anführung des Lord Gray, marschirte am 2. April 1560 in Schottland ein, bestehend aus 2000 Pferden und 6000 Mann Fußvolk, und vereinigte sich bei Preston mit den Truppen der Congregation, welche von dem Herzoge von Chatelherault, den Grafen von Argyle, Glencairn und Menteith, dem Lord Stuart u. A. geführt wurden und sich auf etwa 8000 Mann beliefen[2]). Sie rückten sofort gegen Edinburg vor und besetzten die Stadt, welche von den Franzosen vorher arg verwüstet worden war, worauf die Regentin von dem Lord Erskine in die Burg aufgenommen worden war[3]).

Es handelte sich nun darum, Leith zu belagern und die Franzosen aus dieser Festung, ihrer letzten Zuflucht, zu vertreiben. Man schritt sofort dazu. Lord Gray griff die Stadt von Süden und Südwesten an, während der Admiral Winter sie mit der Flotte beschoß. Bald wurde auch die französische Batterie, welche auf dem St. Antonsthurme aufgestellt war, zum Schweigen gebracht. Leider aber veranlaßten die ersten günstigen Erfolge die vereinigte Armee zu all zu großer Sorglosigkeit. Man fühlte sich überlegen, deßhalb wurde man sicher, und — als die Franzosen einen Ausfall machten, gelang es ihnen nicht nur, drei Kanonen zu erobern, sondern auch die Belagerer in die Flucht zu schlagen[4]).

---

1) Sadler, I, 699.
2) Knox, hist., 223. Vgl. auch Sadler, I, 712.
3) Ibid.
4) Knox, hist., 224.

Zu dieſen Unglücksfällen kamen noch andere, namentlich daß manche von den Baronen, welche ihre Hülfe zugeſagt hatten, mit derſelben zögerten. So vor Allen der Graf Huntley. Dieſer, wie überhaupt die nördlichen Gegenden Schottlands, in denen er anſäſſig war, noch der römiſchen Kirche zugethan, hatte freilich verſprochen, mit der Congregation gemeinſchaftliche Sache zu machen, aber — er ließ vergeblich auf ſich warten, vorſchützend, er laufe Gefahr, von ſeinen Nachbarn angegriffen zu werden, ſobald er mit den Lords ſich verbinde[1]).

Am bedenklichſten war jedoch, daß auch die Königin Eliſabeth andre Saiten aufzuziehen ſchien. Die Vorſtellungen, welche von Frankreich aus ihr gemacht waren, hatten ihren Entſchluß zum Wanken gebracht, zumal auch einige von ihren Räthen mit dem Kriege nicht einverſtanden waren. Sie ließ deßhalb die Belagerung von Leith eine Zeit lang ſehr läſſig betreiben[2]), und verlangte von der Congregation, daß ſie Unterhandlungen anknüpfen ſollte[3]). Von Frankreich kam der Biſchof von Valence mit dem Auftrage, eine Vermittlung zwiſchen der Regentin und den Lords zu verſuchen, und auf Verlangen Eliſabeths mußten ſich die Letzteren darauf einlaſſen, den Biſchof anzuhören. Derſelbe verlangte von ihnen jedoch ein vollſtändiges Aufgeben des Bündniſſes mit England und weigerte ſich, auf ihre Forderung, daß die Feſtungswerke von Leith geſchleift und die Franzoſen aus dem Lande geſchafft werden ſollten, einzugehen, mit andern Worten, ſie ſollten ſich auf Gnade und Ungnade ergeben. Das wieſen ſie natürlich zurück und, aufgeſchreckt durch die drohenden Gefahren, ſchloſſen ſie ein erneuertes Bündniß mit einander[4]), in welchem ſie ſich nochmals verpflichteten, nicht blos die Reformation der Kirche, die freie Predigt des Evangeliums und die rechte Verwaltung der Sakramente aufrecht zu halten, ſondern auch der Tyrannei der Franzoſen zu widerſtehen und ſich zur Vertreibung der Fremden und zur Bewahrung ihrer alten Freiheit zu verbinden.

Doch ſollte die Gefahr, womit ein Abfall Eliſabeths drohte, vorüber gehen. Die Königin nahm anderen Rath an, und Lord Gray erhielt Verſtärkungen. Die Belagerung von Leith wurde deßhalb mit allem Eifer wieder aufgenommen[5]). Auch war zu erwarten, daß ſie nicht lange mehr werde zu dauern haben. Da die Zufuhr von der See her durch die engliſche Flotte den Belagerten abgeſchnitten war, ſo fingen ſie ſchon an, vom Hunger zu leiden, und man konnte daher voraus ſehen, daß ſie ſich bald würden ergeben müſſen. So ſchien es denn in der That mit der franzöſiſchen Herrſchaft zu Ende zu ſein. Graf Huntley ließ ſich deßhalb auch bewegen,

1) Tytler, VI, 160.
2) M'Crie, I, 319.
3) Tytler, VI, 161.
4) Knox, hist., 224 f.
5) M'Crie, l. c.

nach mancherlei Aufſchub endlich den Covenant zu unterſchreiben, und die Regentin begann Diejenigen zu verwünſchen, welche bisher ihre Rathgeber geweſen waren[1]).

Ohne wechſelndes Kriegsglück ging es aber doch noch nicht ab. Im Anfang Mai ſollte ein allgemeiner Sturm auf die Feſtung unternommen werden, aber ſei es nun, daß Verrath, ſei es daß blos Sorgloſigkeit im Spiele war, derſelbe endete mit einer Niederlage der Verbündeten. Jakob Crofts[2]), der den Angriff zunächſt dem Seeufer zu leiten hatte, führte ſeine Abtheilung nicht zu rechter Zeit in's Feuer, die Sturmleitern erwieſen ſich, als man ſie gebrauchen wollte, als nicht lang genug, u. d. gl. m., kurz: die Engländer wurden mit ſchwerem Verluſte zurückgeworfen, wodurch denn der Muth der franzöſiſchen Partei wieder geſtärkt wurde. Die Regentin ſelbſt hatte dem Kampfe vom Schloſſe zu Edinburg aus zugeſehen und frohlockte über den Sieg, und ſchon hofften die Römiſchen, die Engländer würden abziehen und die Belagerung aufgeben.

Das geſchah jedoch nicht. Der Herzog von Norfolk, der damals zu Berwick lag, ſandte neue Verſtärkungen und verhieß, im Nothfall ſelbſt zu kommen, um die Sache zu Ende bringen zu helfen. Der augenblickliche Sieg war deßhalb für die Belagerten kaum eine Erleichterung. So dachte die Regentin denn endlich ihrer Seits daran, den Verſuch zu machen, ob ſie den Frieden herſtellen könne. Sie bat deßhalb um eine Unterredung mit den Führern der Congregation, und dieſe erklärten ſich auch bereit, den Kampf aufzugeben und ſich der Regentin wieder zu unterwerfen, ſobald die franzöſiſchen Truppen aus dem Lande entfernt würden. Die Religions-Angelegenheit, ſagten ſie, wollten ſie dann der freien Entſcheidung des Parlamentes anheim ſtellen.

Aber das konnte Maria von Lothringen nicht für ſich allein bewilligen. Wie ſie überhaupt in Allem den Inſtructionen gefolgt war, welche ihr von Frankreich aus zugegangen, ſo hielt ſie ſich auch jetzt noch durch dieſelben gebunden, und wollte wenigſtens Nichts bewilligen, bevor ſie nicht mit ihren franzöſiſchen Rathgebern, d'Oſell, La Brouſſe und dem Biſchof von Amiens, geſprochen hätte. Sie bat deßhalb um eine Unterredung mit dieſen, aber — davon wollten nun die Lords Nichts wiſſen, ſei es, weil ſie der Regentin, die ſie ſo oft betrogen hatte, nicht trauten und Verrätherei fürchteten, ſei es, weil ſie der Anſicht waren, daß die Franzoſen in die Angelegenheiten Schottlands überhaupt Nichts drein zu reden hätten. Man kann dieſe Verweigerung Seitens der Lords eine Unklugheit nennen[3]), aber — das war ja eine der hauptſächlichſten Beſchwerden der Schotten gegen die Regentin, daß ſie

1) Knox, hist. 225.
2) Knox ſagt, er habe vorher mit der Regentin geſprochen, l. c. 226.
3) Tytler, VI, 163.

ſich in Angelegenheiten Schottlands fremder Rathgeber bediente. So blieben dieſe Bemühungen der Königin ohne Erfolg, und die Belagerung nahm ihren Fortgang.

Maria ſollte auch das Ende derſelben nicht erleben. Die mancherlei Anſtrengungen und Gemüthsbewegungen der letzten Jahre hatten ihre Geſundheit völlig untergraben, und während der ganzen Zeit ihres Aufenthaltes auf dem Schloſſe war ſie bereits krank geweſen. Sie fühlte, daß ihr Ende nahe ſei, und verlangte deßhalb nochmals eine Unterredung mit den Führern der Congregation. Chatelherault, Marſhal, Glencairn und der Prior von St. Andrews begaben ſich deßhalb zu ihr auf das Schloß, und hier fand denn eine rührende Scene ſtatt. Die ſterbende Frau empfing ſie mit vieler Freundlichkeit und indem ſie ihren Kummer über die im Lande eingeriſſene Verwirrung an den Tag legte, rieth ſie, ſowohl die Franzoſen, als auch die Engländer aus dem Königreiche zu entfernen. Zugleich klagte ſie die verkehrten Rathſchläge Frankreichs an, denen ſie hätte gehorchen müſſen, ſowie auch die Unredlichkeit des Grafen Huntley, der hauptſächlich Schuld ſei, daß die zu Preſton gehaltene Zuſammenkunft[1]) ohne Erfolg geblieben. Sie ermahnte die Lords, dem Bündniſſe mit Frankreich, das wegen der Ehe ihrer Königin mit Franz II. geboten ſei, treu zu bleiben, und bat mit Thränen um Vergebung, wenn ſie Jemanden beleidigt habe, wie denn auch ſie zum Vergeben bereit ſei.

Die Lords wurden durch das Alles allerdings tief gerührt, aber — in den Verhältniſſen konnte Nichts dadurch geändert werden, und wie wenig die Vertreter der Congregation bereit waren, von ihren Forderungen zu laſſen, geht daraus hervor, daß ſie der Regentin riethen, den evangeliſchen Predigern Zutritt zu geſtatten, damit ſie von dieſen nicht blos Troſt, ſondern auch Belehrung empfinge.

Maria willigte darein, und Willock durfte ſie in den nächſten Tagen beſuchen. Mild und doch zugleich feſt in ſeinem Glauben redete er der ſterbenden Fürſtin von dem alleinigen Verdienſte Jeſu Chriſti und von der Verwerflichkeit der Meſſe, und ſie gab ihm auch die Verſicherung, daß ſie auf den Tod des Herrn allein ihr Vertrauen ſetze, doch ohne über die Meſſe Etwas zu ſagen. Sie ſtarb am 10. Juni 1560, „voll von Glauben und Hoffnung[2])", und ihr Leichnam wurde ſpäter nach Frankreich gebracht[3]).

1) S. oben S. 200.
2) Tytler, VI, 164.
3) Knox, hist., 271.

Siebenzehntes Kapitel.

Sieg der Reformation.

Die Belagerung von Leith dauerte auch nach dem Tode der Regentin noch fort, und es war, bei aller Anstrengung Seitens der verbündeten englisch-schottischen Armee, kaum zu erwarten, daß die Festung so bald werde eingenommen werden. Maitland schreibt an den Herzog von Norfolk geradezu: gut verproviantirt, würde die Stadt im Stande sein, sich gegen ein Heer von 20000 Mann zu halten[1]).

Doch sollte der Frieden schneller geschlossen werden, als zu erwarten war. Elisabeth, überhaupt nur durch die Gefahr, welche ihr von den Plänen der Guisen drohte, und eigentlich sehr wider Willen zur Unterstützung der Congregation bewogen, ließ nicht nach, auch Friedensunterhandlungen mit dem französischen Hofe zu führen und wünschte Nichts mehr, als daß die Feindseligkeiten aufhören möchten, sobald es mit Ehre und Sicherheit geschehen könnte. Auch kam man ihr von Seiten Frankreichs jetzt mit gleichen Wünschen entgegen. Da man dort erkannte, daß jene Pläne der Guisen, welche auf die Vereinigung der drei Königreiche England, Schottland und Frankreich hinausgingen, von dem englischen Hofe entdeckt seien, so fand man es gerathen, dieselben wenigstens vorläufig aufzugeben, und ebenso nöthigte auch die Lage des eigenen Landes, die Streitkräfte nicht auf auswärtige Unternehmungen zu verwenden. Auch in Frankreich selbst drohte der Bürgerkrieg um des Evangeliums und um der tyrannischen Willkür willen, welche die Guisen ausübten[2]), und man konnte deßhalb nicht mehr daran denken, den Brand bei den Nachbarn zu löschen, weil es im eigenen Hause an zu brennen fing. Dazu kam, daß die für Schottland ausgerüstete Flotte durch einen Sturm zerstört worden war: kurz, auch Frankreich zeigte sich zum Frieden geneigt, und was endlich die Lords der Congregation anging, so mußte auch ihnen eine Vermittlung willkommen sein, wenn durch dieselbe ihren Wünschen Rechnung getragen würde. Nur nothgedrungen hatten gerade sie ja das Schwert ergriffen, und es konnte ihnen nicht verborgen bleiben, daß eine Verlängerung der Feindseligkeiten für sie verderblich sein müsse. Nicht nur, daß ihr Heer noch immer mit der Gefahr drohte, auseinander zu laufen, sobald ihm der Sold zu fehlen begann, auch ihre eigenen Mittel wurden ja mehr und mehr aufgezehrt, je länger der Krieg dauerte, und es war augenscheinlich, daß sie am Ende ruinirt werden würden.

1) Tytler, VI, 167.

2) Vgl. Polenz, Gesch. des französischen Calvinismus, II, §. 2 ff.

Nachdem man sich daher über die Präliminarien verständigt hatte, kam der englische Staatssecretair Cecil in Begleitung des Dr. Wotton selbst nach Edinburg (16. Juli), und die Verhandlungen desselben mit den französischen Bevollmächtigten, den Bischöfen von Valence und Amiens, so wie den militärischen Befehlshabern D'Osell und La Brousse und dem Sieur Randam [1]) hatten am Ende den Erfolg, daß die Franzosen ihre Pläne auf Schottland aufgeben und damit der Reformation freien Lauf lassen mußten. Ohne lange Verhandlungen ging das freilich nicht ab. Die Franzosen bestanden Anfangs hartnäckig darauf, daß der Vertrag von Berwick, zwischen England und der Congregation geschlossen, als nichtig anerkannt und alle Verbindung zwischen Beiden aufgelöst werden sollte, aber — als Cecil drohte, in diesem Fall die ganze englische Armee in Schottland einrücken zu lassen [2]), mußten sie am Ende nachgeben. Der Friede wurde unter den günstigsten Bedingungen, wie für England, so auch für die Congregation abgeschlossen [3]). Das Recht Elisabeths auf den englischen Thron, so lange von Frankreich in Frage gestellt, wurde anerkannt, und die Lords konnten nicht mehr verlangen, als ihnen zugestanden wurde. Alles, was geschehen sei, sollte vergeben und vergessen sein und ein allgemeiner Friede hergestellt werden, der eben sowohl die Evangelischen, als auch die Anhänger des „alten Glaubens" umfaßte. Niemand sollte in Zukunft um des Geschehenen willen belästigt werden dürfen, der Einfluß Frankreichs ganz aufhören. Die Regierung des Landes wurde, während der Abwesenheit der Königin, einem Regentschaftsrathe von 12 Mitgliedern übertragen, von denen Maria 7 und das Parlament 5 zu wählen hätte, und es sollten nur Eingeborne in demselben Sitz und Stimme haben dürfen, wie denn auch in die obersten Staatsstellen nur Schotten gebracht werden sollten. Alle fremden Truppen, jedoch die englischen erst nach Einschiffung der französischen, sollten das Land räumen, so daß also auch dadurch den Schotten ihre volle Freiheit in Ordnung der eigenen Angelegenheiten zurückgegeben wurde. Endlich sollte schon im August desselben Jahres ein Parlament zusammentreten, um festzusetzen, was in diesem Vertrage noch nicht näher bestimmt war (d. h. die Religions-Angelegenheiten).

Es war für die Evangelischen ein voller Triumph, und daß nunmehr die Sache der Reformation siegen werde, war vorauszusehen. Zwar hatte man absichtlich in den Friedensvertrag keine weiteren Bestimmungen darüber aufgenommen, wie es künftig mit den kirchlichen Angelegenheiten gehalten werden sollte, aber das war auch durchaus nicht nothwendig. Daß Diejenigen, welche überhaupt als die Sieger hervorgingen, auch in dieser Beziehung ihren Willen durchsetzen würden, war gar nicht anders denkbar, zumal ihnen ja

1) Knox, hist., 228.
2) Tytler, VI, 169.
3) S. die Bedingungen ausführlich bei Knox, hist., 229 ff.

ausdrücklich die Gewalt in die Hände gegeben wurde und ihr Gegner, die Prälaten, nicht im Stande waren, gegen sie Etwas auszurichten. Einzelne Gegenden in den Hochlanden abgerechnet, war die Anhänglichkeit an die römische Kirche fast überall völlig im Lande verschwunden, und die Prediger hatten während der Zeit des Krieges Alles aufgeboten, um das Volk im Evangelium nur noch mehr zu befestigen. Wie Knox, so waren auch seine Genossen im Lande umhergezogen, und der Erfolg war, wie sie nur wünschen konnten[1]). Entweder daß man den römischen Gottesdienst ganz abgethan hatte, oder wo er noch bestand, da waren es die Priester, die ihn abhielten, das Volk aber kümmerte sich nicht mehr darum, man kann sagen, die römische Kirche stand von Gott und Menschen verlassen da. Auch hatte sich die Anfangs so geringe Zahl evangelischer Prediger in dem letzten Jahre nicht unansehnlich vermehrt, indem mancher ehemalige Priester und Mönch, der sich früher aus Vorsicht zurückgehalten hatte, sich jetzt offen zur Wahrheit des Wortes Gottes bekannte: so jener bereits früher erwähnte Subprior von St. Andrews, Joh. Winram, ferner Adam Herriot, ein Mönch aus derselben Abtei, Joh. Spottswood, Pfarrer von Calder, und Joh. Carsewell, Rector von Kilmartine; an welche dann auch noch andre, in den Wissenschaften erfahrene Männer sich anschlossen: David Lindsay, Wilh. Christison, Andr. Hay, Rob. Montgomery, Patrick Adamson und Archibald Hamilton. Diese Alle hatten für Verbreitung der Erkenntniß des Evangeliums so eifrig und erfolgreich gewirkt, das es den Franzosen, selbst wenn sie Sieger gewesen wären, doch würde schwer geworden sein, den alten Aberglauben aufrecht zu erhalten, und was sollten die Prälaten jetzt, da sie der französischen Hilfe beraubt waren, für ihre Sache noch hoffen?

Freilich machten sie ja einzelne Anstrengungen, um auch ihrer Seits auf das Volk zu wirken, aber in einer Weise, daß ihre Erfolglosigkeit von vorn herein einleuchten mußte. So hatte in den Tagen nach der Wiedereinnahme der Hauptstadt durch die Regentin der Erzbischof von St. Andrews selbst es unternommen, auf der Kanzel der dortigen Abteikirche zu erscheinen und zum Volke zu reden, aber er hatte sich bald so sehr verwirrt, daß er zum Spott wurde und mit der Entschuldigung abtreten mußte, er sei diese Art geistlicher Wirksamkeit bisher nicht gewohnt gewesen[2]). Die römische Geistlichkeit erwies sich eben selbst als unfähig für den Dienst der Kirche, und vollends den glühenden Reden eines Knox gegenüber mußte sie in dem ungünstigsten Lichte erscheinen. Da half es denn auch nicht, daß der Bischof von Amiens mit seinen beiden Doctoren zu ihrem Beistande herbei kam. Er hatte verheißen, die evangelischen Prediger ad absurdum zu führen und das Volk durch die überzeugende Kraft seiner Beweisführung wieder mit der römischen Kirche auszusöhnen, aber —

1) M'Crie, I, 321.
2) Ebendas. 280 f.

er mußte ſich bald darauf beſchränken, den römiſchen Geiſtlichen einige Reformen anzurathen, wie ſie dieſelben ſelbſt früher ſchon vergeblich verſucht hatten und die jetzt vollends nutzlos waren. Es war ein Spiel, das von vorn herein verloren war.

Vollends aber verloren die Prieſter auch den letzten Reſt von Anſehen, als eine Spekulation, die ſie auf die Unwiſſenheit der Maſſen gebaut hatten, auf das Glänzendſte vereitelt wurde. Die Sache war folgende[1]): „In der Nachbarſchaft von Muſſelburg war eine Capelle, der heiligen Jungfrau von Loretto geweiht, deren Heiligkeit dadurch beſonders groß geworden war, daß in ihr der hochberühmte Eremit Thomas ſich am liebſten aufgehalten hatte. Nach dieſem heiligen Orte waren die Einwohner von Schottland ſeit unvordenklichen Zeiten gewallfahrtet, um ihre Gaben der Jungfrau darzubringen und um die Kraft ihrer Fürbitte und die wunderbaren Heilungen des „Eremiten von Loretto[2])" zu erproben. Im Laufe des Jahres 1559 machten nun die Mönche öffentlich bekannt, daß ſie die Wahrheit ihrer Religion dadurch zu beweiſen beabſichtigten, daß ſie bei der Capelle an einem jungen Menſchen, der blind geboren ſei, ein Wunder verrichteten. An dem beſtimmten Tage kam deßhalb auch eine ungeheure Menſchenmenge aus der Grafſchaft Lothian zuſammen. Der junge Mann, begleitet von einem feierlichen Zuge von Mönchen, wurde auf eine Tribüne geführt, welche auswärts an der Capelle errichtet war, und ſo der Menge gezeigt. Viele erkannten ihn als den blinden Menſchen, den ſie oft hatten betteln ſehen und an deſſen Unglück ſie geglaubt hatten. Alle ſahen zu ihm hinauf und erklärten, daß er ſtockblind ſei. Die Mönche begannen dann ihre Gebete mit großem Eifer, indem ſie den Beiſtand der Jungfrau anriefen, an deren Altar ſie ſtanden, ſowie auch den aller Heiligen, die ſie verehrten, und nachdem ſie einige Zeit alſo in Gebeten und mit allerlei Ceremonien hingebracht hatten, öffnete der Blinde die Augen zur größten Verwunderung aller Zuſchauer. Nachdem er den Mönchen und ihren Schutzheiligen für dieſe wunderbare Heilung gedankt hatte, ließ man ihn von der Tribüne herabſteigen, um die Neugier des Volks zu befriedigen und ſeine Almoſen zu empfangen.

„Aber zufälliger Weiſe befand ſich unter dem Haufen ein Edelmann aus Fyfe, Robert Colville von Cleiſh, welcher wegen ſeiner romantiſchen Tapferkeit gewöhnlich der Squire von Meldrum genannt wurde, nach einem Manne dieſes Namens, welchen David Lindſay in einem Gedichte verherrlicht hatte. Er gehörte den Evangeliſchen an, aber ſeine Frau war eifrig römiſch geſinnt, und da ſie um dieſe Zeit guter Hoffnung war, hatte ſie einen Diener mit einem Geſchenke nach der Capelle von Loretto geſandt, um ſich den Beiſtand der

1) Wir erzählen mit den Worten M'Crie's, I, 323 ff.

2) Graf Glencairn hatte denſelben in einem ſatyriſchen Gedichte beſungen, vgl. Knox, hist., 25, wo daſſelbe mitgetheilt iſt.

Jungfrau bei ihrer Niederkunft zu ſichern. Der Squire war zu galant, um die Gefühle ſeiner Frau dadurch zu verletzen, daß er das Geſchenk zurückgehalten hätte, aber er war entſchloſſen, es dem Diener unterwegs abzunehmen, und in dieſer Abſicht war er nach Muſſelburg gekommen.

„Er hatte das an dem Blinden vollbrachte Wunder mit jenem Unwillen mit angeſehen, welcher dem Proteſtanten natürlich war, und beſchloß, wenn es möglich wäre, den Betrug aufzudecken, bevor er den Ort verließe. Deßhalb ſuchte er den jungen Menſchen aus dem Haufen bei Seite zu ziehen, ſchob ihn ein Stück Geld von anſehnlichem Werthe in die Hand und überredete ihn, ihm in ſeine Wohnung nach Edinburg zu folgen. Dort nahm er ihn allein mit ſich auf ein Zimmer, verſchloß die Thür und ſagte ihm offen, er ſei überzeugt, daß er mit den Mönchen ein ſchändliches Complott gemacht habe, um die Leichtgläubigkeit des Volkes zu betrügen. So erfuhr er endlich von ihm das Geheimniß der Begebenheit.

„Als der Burſch noch ein Knabe geweſen war, hatte er das Vieh, welches den Nonnen von Siena gehörte, in der Nähe von Edinburg hüten müſſen, und er hatte ihre Aufmerkſamkeit durch eine eigenthümliche Gabe auf ſich gezogen, welche darin beſtand, daß er das Weiße des Auges hervorzukehren und demſelben eine ſolche Stellung zu geben vermochte, daß es vollkommen ſo ausſah, als ob er blind ſei. Dieß war einigen der Mönche in der Stadt mitgetheilt worden, und dieſe faßten ſogleich den Entſchluß, ſich ſeiner zu ihren Zwecken zu bedienen. Sie bewogen die Nonnen, ihnen den Knaben zu überlaſſen, und brachten ihn in ihrem Kloſter unter. Indem er nun tägliche Uebungen anſtellen mußte, wurde er endlich äußerſt geſchickt in der Kunſt, einen Blinden darzuſtellen, und nach dem er ſo lange in ſeinem Verſteck geblieben war, bis er von ſeinen früheren Bekannten nicht mehr erkannt werden konnte, wurde er hinaus geſchickt, um als ein armer Blinder zu betteln. Die Mönche hatten ihm dabei ein feierliches Gelübde ablegen laſſen, daß er das Geheimniß nicht verrathen wolle.

„Um nun ſeine Erzählung zu beſtätigen, führte er ſein Kunſtſtück vor Cleiſh auf, indem er die Augenlider hinaufzog und das Weiße hervorkehrte, ſo daß er wie ein Blinder ausſah, ganz in derſelben Weiſe, wie auf der Tribüne von Loretto. Der Edelmann hielt ihm nun das Schändliche ſeines Betragens vor und ſagte ihm, daß er am folgenden Tage die ganze Geſchichte öffentlich am Marktkreuze zu Edinburg werde erzählen müſſen, und wenn ihn das der Rache der Mönchen ausſetzen würde, ſo wolle er ſein Beſchützer ſein und ihn als Diener bei ſich in's Haus nehmen. Der junge Menſch war damit zufrieden, und Cleiſh ſtand mit entblößtem Schwerte neben ihm, bis er ſein Bekenntniß zu Ende gebracht hatte, dann nahm er ihn zu ſich auf das Pferd und brachte ihn hinweg nach Fyfe.

„Die Entdeckung dieſes Betruges wurde bald durch das ganze Land verbreitet und erfüllte die Mönche mit Beſtürzung.“ Ohne Zweifel, dieſer

Vorgang mußte den letzten Reſt von Achtung einer Prieſterſchaft nehmen, welche dadurch an den Tag legte, daß fromme Betrügerei die letzte Waffe ſei, mit der ſie ſich zu vertheidigen wiſſe, und nicht zu verwundern iſt es, wenn es in dem nun bald verſammelten Parlamente gelang, die römiſche Kirche gänzlich zu beſeitigen und das Evangelium wieder auf den Leuchter zu ſtellen, ohne daß auch nur ein Widerſpruch, geſchweige denn ein Widerſtand von Seiten des Volkes ſich erhoben hätte. Es hatte eines langen Kampfes bedurft, um die Reformation endlich zum Siege zu führen, aber um ſo mehr hatte auch die römiſche Kirche Gelegenheit gehabt, ſich in ihrer ganzen Blöße zu zeigen, und um ſo gründlicher war auch das Evangelium in die Herzen des Volkes eingewurzelt. So konnten die evangeliſchen Lords denn auch getroſt ſein, als ihre Forderung, auch Garantien für die Freiheit des Wortes Gottes mit in den Friedensvertrag aufgenommen zu ſehen, nicht blos von Seiten Frankreichs, ſondern auch von England zurückgewieſen wurde: ſie wußten, die römiſche Kirche ſei in Schottland eine Unmöglichkeit geworden, und konnten deßhalb ruhig die Entſcheidung des bevorſtehenden Parlamentes erwarten[1]), obgleich auch die Prälaten in demſelben noch Sitz und Stimme haben ſollten. —

Am 8. Juli 1560 wurde der Frieden öffentlich zu Edinburg verkündigt, und bald darauf die Franzoſen, 4000 Mann ſtark, auf engliſchen Schiffen nach Frankreich gebracht, worauf auch das Heer Eliſabeths das Land verließ. Die Evangeliſchen aber betrachteten ſich ſofort als die Herren der Situation und legten dieß zunächſt dadurch an den Tag, daß ſie einen feierlichen Dankgottesdienſt zu St. Giles durch ihre Prediger abhalten ließen. Vermuthlich war es Knox ſelbſt, der das Gebet ſprach, das er uns in ſeiner „Geſchichte“ aufbewahrt hat und das nichts Anderes, als ein eben ſo demüthiges, als freudiges Frohlocken über den Sieg iſt, es lautet alſo[2]):

„O ewiger und unwandelbarer Gott, Vater unſres Herrn Jeſu Chriſti, der Du uns nicht allein befohlen haſt, zu bitten, und verſprochen, uns zu erhören, ſondern auch willſt, daß wir Deine Gnade preiſen und Deinen Namen rühmen, wenn Du Dich gnädig und barmherzig gegen uns erweiſeſt, namentlich aber, wenn Du uns aus den allergrößeſten Gefahren erretteſt — denn ſo thaten Deine Knechte Abraham, David, Joſaphat und Heſekiel, ja, das ganze Volk Iſrael unterließ nicht, Dir zu danken, wenn Du durch Deine allmächtige Hand ihre Feinde ſchlugſt und ſie von Furcht und Gefahr des Todes befreiteſt! Wir dürfen und können nicht vergeſſen, o Herr, in wie

1) Cecil, in einem Brief an Eliſabeth, ſagt, die Religionsangelegenheit ſei zwar in dem Frieden nicht geordnet, aber das Evangelium ſei ſo tief in die Herzen gepflanzt, daß es ſchwer ſein würde, es wieder auszurotten („a hard thyng now to alter, as it is planted“). Vgl. M'Crie, I, 327. Anm.

2) Knox, hist., 235 f. Knox nennt den Prediger nicht.

elendem Zuſtande dieß arme Land ſich befand und wir, die berechtigten Einwohner deſſelben, noch vor wenigen Tagen, als noch der Götzendienſt beſtand, als noch grauſame Fremde herrſchten, als Jungfrauen entehrt, Wittwen geſchändet, Ehefrauen gewaltſam und ſchändlicher Weiſe überwältigt, das Blut der Unſchuldigen ohne Barmherzigkeit vergoſſen wurde, und endlich, als die ungerechten Befehle grauſamer Tyrannen als Geſetze galten. Aus dieſem Elende, o Herr, konnte weder unſer Verſtand und unſre Klugheit, noch auch unſre Macht uns erretten, ja, Du zeigteſt uns, wie eitel die Hilfe der Menſchen iſt, wenn Deine Gnade nicht den Sieg verleiht[1]). In dieſen unſern Nöthen, o Herr, ſeufzten wir zu Dir hinauf, wir riefen nach Deiner Hilfe, wir verkündigten Deinen Namen als Deine ſchwer heimgeſuchte Heerde, die um Deiner Wahrheit willen verfolgt werde. Gnädig haſt Du uns erhört, o Herr, gnädig, wir müſſen es ja bekennen, weil weder in uns ſelbſt, noch in unſeren Verbündeten ein Grund war, weßhalb Du uns ſo raſch und ſo freudig hätteſt erretten ſollen. Denn Keiner von uns hörte auf, Uebles zu thun, ſelbſt mitten in der größten Bedrängniß, und doch haſt Du auf uns ſo barmherzig hernieder geſehen, als wenn wir Dir vollkommnen Gehorſam geleiſtet hätten. Du haſt die Rathſchläge der Liſtigen vereitelt und haſt der Wuth der Blutgierigen ein Ende gemacht, Du haſt in Deiner Gnade dieß unſer Land, das ſchon dem Untergange nahe war, wieder in Freiheit geſetzet. O gieb uns Herzen, Du Herr, von dem alle guten Gaben kommen, voll von Ehrfurcht und Scheu, damit wir bedenken Deine wunderbaren Thaten, die Du jüngſt vor unſeren Augen gethan haſt, und laß das Andenken davon nie undankbar aus unſern leicht bewegten Herzen entſchwinden. Wir erkennen es ja, o Herr, daß wir Alles, was Du an uns gethan haſt, doch bald wieder vergeſſen und es ſo zu unſerer Verdammniß gereichen würde, wenn Du durch die Kraft Deines heiligen Geiſtes das Andenken davon nicht immer neu und unverändert in uns erhalten wollteſt. Deßhalb bitten wir Dich, o Vater der Barmherzigkeit, daß Du, wie Du durch Deine unverdiente Gnade zum Theil die Finſterniß von uns genommen, den Götzendienſt unterdrückt und vor dem drohenden Schwerdte feiler Fremdlinge unſer Leben bewahrt haſt, daß Du ſo auch Dein Wohlgefallen daran haben mögeſt, alſo die angefangene Gnade unter uns zu vollenden. Und obwohl in uns Nichts iſt, das Deine Heiligkeit bewegen könnte, uns Deine Huld zu erweiſen, o, um Chriſti Jeſu, Deines eingebornen lieben Sohnes Willen, deſſen Namen wir tragen und deſſen Lehre wir bekennen, bitten wir Dich, Du wolleſt uns nie verlaſſen, noch verleugnen die Wahrheit, die wir jetzt bekennen. Aber da wir ja ſehen, daß Du uns gnädig erhörſt und Deiner Wahrheit in uns zum Siege verholfen haſt, ſo vertrauen wir auch, Du werdeſt das angefangene Werk auch vollenden, damit Dein heiliger Name in uns, Deinen Geſchöpfen, verherrlicht

1) Dieſe Worte hat Knox ſelbſt im Druck hervorgehoben.

werde, und weil Nichts ſo verhaßt vor Deinem Angeſichte iſt, o Herr, als Undankbarkeit und Meineid und Bruch des Bundes, der in Deinem Namen geſchloſſen iſt, und weil Du unſre Verbündeten von England zu den Werkzeugen gemacht haſt, durch welche wir nun in Freiheit geſetzet ſind, denen wir ja auch in Deinem Namen gegenſeitige Treue gelobt haben, ſo laß uns, o Herr, denn nie in jene Undankbarkeit verfallen, daß wir uns ihnen undankbar erweiſen und Deinen heiligen Namen mißbrauchen. Vereitle Du die Rathſchläge Derer, die damit umgehen, das in Deinem Namen errichtete Bündniß zu brechen, und gieb uns, daß wir ſo feſt zu einander halten durch die Kraft Deines heiligen Geiſtes, daß es dem Satan nie gelingen möge, Zerwürfniß und Zwietracht unter uns zu ſtiften. Verleihe uns Deine Gnade, um in jener chriſtlichen Liebe zu leben, welche Dein Sohn, unſer Herr Jeſus, ſo ernſtlich allen Gliedern ſeines Leibes befohlen hat, damit auch andre Völker, durch unſer Beiſpiel bewogen, allen gottloſen Krieg, Streit und Raub aufgeben und ſich bemühen mögen, in Ruhe und Frieden zu leben, wie es gezeimt den Schaafen Deiner Weide und dem Volke, das täglich auf ſeine endliche Befreiung harrt durch die Wiederkunft unſeres Herrn Jeſu Chriſti. Ihm, nebſt Dir und dem heiligen Geiſte ſei allein Ruhm und Preis und Ehre jetzt und in Ewigkeit! Amen!"

Zugleich nahmen die Evangeliſchen auch, ohne erſt das Parlament zu erwarten, eine Ordnung ihrer Kirche vor, indem ſie die Prediger, welche damals faſt ſämmtlich in Edinburg waren, in die verſchiedenen Städte vertheilten, um dort die ordentliche Seelſorge zu verwalten. So wurde Knox ſelbſt wieder zum Prediger von Edinburg ernannt, Goodman kam nach St. Andrews, Adam Herriot nach Aberdeen, Joh. Row nach Perth, Paul Methven nach Jedburg, Wilh. Chriſtiſon nach Dundee, Dav. Ferguſon nach Dumfermline, und Dav. Lindſay nach Leith. Außerdem ernannte man ſog. Superintendenten, d. h. ſolche Prediger, welche einen größeren Bezirk als Wirkungskreis angewieſen bekamen, um in demſelben das Evangelium zu verkündigen. Der Mangel an tauglichen Männern machte es unmöglich, ſofort jede Gemeinde mit einem ordentlichen Prediger zu verſehen. Deßhalb traf man die Einrichtung, daß in denen, die des Seelſorgers noch entbehren mußten, Leute aus dem Volke mit dem Vorleſen der Schrift u. ſ. w. beauftragt wurden, die ſog. Leſer und Ermahner, und über dieſe ſollten die Prediger die Aufſicht führen. Man wies ſo dem ehemaligen Pfarrer von Calder, Joh. Spottswood, die Grafſchaft Lothian, dem Subprior Winram Fyſe, Joh. Willock Glasgow, dem Laird Erskine von Dun Angus und Mearns und Joh. Carſewell Argyle und die Inſeln als Wirkungskreis an[1]). Aber die ganze Einrichtung ſollte nur beſtehen, ſo lange der Mangel an wirklichen Predigern dauere, von einer Ueberordnung des einen Predigers über den

1) Knox, hist., 236.

anderen war dabei durchaus nicht die Rede, ſondern in dieſer Beziehung hielt man ſchon jetzt darauf, daß ein Diener am Wort dem andren gleich und Keinem verantwortlich ſei, als nur dem Herrn. „Ihr aber ſeid Alle Brüder!“

So kam das Parlament heran, und die Evangeliſchen rüſteten ſich, den letzten Kampf, der kaum noch einer ſein konnte, zu beſtehen. Vor allen Dingen mußte man daran denken, ſich die Majorität zu ſichern, zumal den Prälaten gegenüber, die noch am Parlamente Theil zu nehmen berechtigt waren. Deßhalb veranlaßte man eine Anzahl von niederen Edelleuten, welche früher zwar Sitz und Stimme in der Verſammlung gehabt, dieß ihr Recht aber ſeit vielen Jahren, zum Theil aus Gleichgültigkeit, weil ſie die Koſten geſcheut, nicht ausgeübt hatten, ſich wieder zum Parlamente einzufinden. Es waren etwa 100 Stimmen, um welche die Partei der Evangeliſchen auf dieſe Weiſe zunahm[1]).

Namentlich aber war es Knox, der jetzt die Zeit zu benutzen ſuchte und ſich bemühte, nicht blos der reformirten Kirche einen geſetzlichen Boden in Schottland zu ſichern, ſondern auch die Führer der Congregation vor Mißbräuchen und Ungerechtigkeiten zu bewahren, deren ſie ſchon anfingen, ſich ſchuldig zu machen. Was nämlich während des Krieges der engliſche Staatsſecretair angerathen hatte: ſich der Kirchengüter zu bemächtigen, um davon die Koſten der Kriegführung zu beſtreiten, das hatten doch Manche der Edelleute bereits in Ausführung zu bringen geſucht. Der Herzog von Chatelherault, der ja überhaupt nur weltliche Intereſſen im Sinn hatte, war damit voran gegangen, und Viele waren ihm nachgefolgt. Die Kirchengüter waren ja eine zu willkommene Beute. Knox jedoch dachte ſie für die Bedürfniſſe ſeiner Kirche zu ſichern und mochte der Meinung ſein, daß auch über dieſen Gegenſtand vom Parlamente ſofort ein bindender Beſchluß gefaßt werden ſolle. Er unterließ es daher nicht, auch öffentlich in ſeinen Predigten die Frage nach dem Kirchengut zu erörtern. So redete er um dieſer Zeit über den Propheten Haggai, deſſen „Lehren, wie er ſelbſt ſagt, ihm für die Umſtände recht paſſend ſchienen,“ und zwar hielt er mit ſeiner Meinung durchaus nicht zurück. Das Kirchengut ſei für den Dienſt der Kirche, für die Erhaltung der Prediger und Lehrer und zur Vertheilung von Almoſen beſtimmt, und Niemand habe ein Recht, es der Kirche zu entziehen[2]). Dadurch freilich beleidigte er Manche. Die Barone waren nicht geneigt, herauszugeben, was ſie ſich zugeeignet hatten, und man zürnte und ſpottete über den Prediger. „Wir müſſen nun uns ſelbſt vergeſſen und die Axt nehmen, um das Haus Gottes zu bauen,“ rief Einer der Edelleute[3]), und Knox traf in dieſer Beziehung nur auf Ablehnung und Widerſtand[4]). Den Prediger ſchreckte das nicht.

1) M'Crie, I, 329.

2) Es ſollte ſich ſpäter, als die Prediger oft in den drückendſten Verhältniſſen leben mußten, zeigen, wie weiſe der Rath Knox' geweſen war.

3) Nach Tytler, VI, 180, war es Maitland von Lethington.

4) Vgl. Knox, hist., 237.

Ihm lag nur das Wohl der Kirche am Herzen, weßhalb er in der ſogleich zu erwähnenden Petition die Frage auch vor das Parlament zu bringen wagte.

Am 1. Auguſt trat dann das Parlament zuſammen, und Schottland hatte vielleicht nie eine Verſammlung ſeiner Stände geſehen, deren Aufgabe eine ſo wichtige war. Der Zudrang in Edinburg war deßhalb auch ein ungeheurer. Von allen Seiten waren die Menſchen herbeigeſtrömt, theils um mit zurathen, theils um die Berathungen anzuhören — es hing die ganze religiöſe Zukunft des Landes von dieſer Verſammlung ab. Dieſem Bewußtſein wurde denn auch von Maitland von Lethington Ausdruck gegeben, als ihn das Parlament zu ſeinem Sprecher erwählt hatte. Er ermahnte die Stände [1]), ihre perſönlichen Intereſſen bei Seite zu ſetzen und nur dafür zu ſorgen, daß der rechte Gottesdienſt in dem Lande aufgerichtet werde. Auch ſah man die Stimmung der Verſammlung von vorn herein darin, daß in die Commiſſion, welche die zu gebenden Geſetze vorläufig zu berathen hatte (Lords der Artikel), kein römiſcher Geiſtlicher oder Anhänger der römiſchen Kirche gewählt wurde. Selbſt für die Angelegenheiten der Kirche wählte man entweder Geiſtliche, die zum Evangelium übergetreten waren, oder in Ermangelung ſolcher weltliche Lords.

Nachdem dann einige unumgängliche Fragen, wie die nach der Geſetzlichkeit der Verſammlung, ohne daß ſie von der Königin zuſammenberufen wäre, erledigt waren — man berief ſich für die Rechtmäßigkeit des Parlamentes auf den Friedensvertrag, in welchem die Einberufung deſſelben auf den 1. Auguſt angeordnet war [2]) — kam auch ſogleich die große Angelegenheit des Tages zur Sprache. Eine Petition wurde der Verſammlung Seitens einer Anzahl Evangeliſcher übergeben, welche die Reformation verlangte, und es iſt unzweifelhaft, daß Knox, wenn er nicht der Verfaſſer derſelben war [3]), doch den größten Antheil an ihr hatte. Sie verlangte auf das Entſchiedenſte, daß die von der römiſchen Kirche bekannten Lehren, welche auf ſo tyranniſche Weiſe von der Geiſtlichkeit aufrecht erhalten wurden, verdammt und abgeſchafft werden ſollten, und unter den Irrthümern, die zu verwerfen ſeien, nannte ſie hauptſächlich die Transſubſtantiation, die Anbetung der Hoſtie, das Verdienſt der guten Werke, das Fegfeuer, das Wallfahrten und die Anrufung der Heiligen; ſie erklärte, daß Gott in ſeiner großen Gnade durch das Licht ſeines Wortes einer nicht geringen Anzahl im Königreiche die Augen über die verderblichen Irrthümer der römiſchen Kirche geöffnet habe, Irrthümer, welche die Diener dieſer Kirche mit Feuer und Schwert aufrecht zu erhalten geſucht,

1) Vgl. Tytler, VI, 177.
2) Knox, hist., 231.
3) Knox, der ſie (hist., 237 f.) mittheilt, nennt ſich nicht als den Verfaſſer, aber es iſt ganz ſeine Ausdrucksweiſe, in der ſie abgefaßt iſt.

hätten und welche doch die Verdammniß über die Seelen brächten, welche ſie hegten; ſie wies in einer ernſten und eindringlichen Sprache darauf hin, daß die Sakramente unſers Herrn auf das Schamloſeſte von der römiſchen Kirche gemißbraucht und durch ſie die rechte Zucht der Kirche aufgehoben ſei, und ſtellte ein abſchreckendes Bild von dem Leben Derer dahin, welche ſich ſelbſt die „Geiſtlichen" nannten; daß kein ordentlicher Diener in der römiſchen Kirche zu finden ſei, das verhieß die Petition „allem Geſchwätz der Prieſter" gegenüber darthun zu wollen, ſobald nur das Wort Gottes und die Weiſe der Apoſtel und der Urkirche als die alleinige Autorität anerkannt würde, und indem ſie die Prieſter als Diebe, Mörder, Rebellen, Verräther und Ehebrecher bezeichnete, die in aller Art von Schändlichkeit lebten und nicht werth wären, in einem Gemeinweſen geduldet zu werden, verlangte ſie im Namen Jeſu Chriſti, daß die römiſche Geiſtlichkeit zur Verantwortung gezogen, für unwürdig der Herrſchaft in der Kirche erklärt und ihres Sitzes im Parlamente beraubt würde. „Wenn ihr das nicht thut," hieß es, „ſo warnen wir euch, euch an die Furcht Gottes und an die Drohungen ſeines Wortes erinnernd, daß, wie ihr ein ſchweres Joch und eine unerträgliche Laſt auf der Kirche Gottes in dieſem Reiche laſſet, daß ſie (die Prieſter) euch ebenſo Dornen in den Augen und Stiche in den Seiten ſein werden, und daß ihr hernach, wenn ihr wolltet, doch nicht mehr die Gewalt haben werdet, ſie zu entfernen." Dieſe außerordentliche Bittſchrift ſei jedoch nicht ihre, ſondern Gottes, welcher dieß durch ſeine Diener verlange, und ſie bäten Gott, daß er den Mitgliedern des Parlamentes ein aufrichtiges Herz und ein richtiges Verſtändniß für ihre Forderungen verleihen möge.

Durch dieſe Petition wurde dieß Parlament ſogleich auf ihren Gegenſtand gelenkt und ihm ſeine Aufgabe gegeben. Zwar waren die Gefühle, mit der ſie aufgenommen wurde, bei den verſchiedenen Parteien natürlich auch höchſt verſchiedene. Die Römiſchen[1]) konnten ſie nicht billigen, ihnen mußte ſie nur als ihr Todesurtheil klingen, und auch mild Denkende unter den Evangliſchen nahmen an den harten Ausdrücken der Bittſchrift Anſtoß, ja, leicht hätte ſie auch die Barone, die ſonſt entſchiedene und rückſichtsloſe Gegner des Papſtthums waren, gegen ſich einnehmen können. Sie redete nämlich auch vom Kirchengut und verlangte, daß dieß von Denen zurückgegeben würde, die es an ſich geriſſen hätten, ein Verlangen, das, wie Knox ſagt, den Edlen nicht recht war, welche aus weltlichem Intereſſe einer vollkommnen Reformation entgegen waren. Doch ließ man ſich auf die Petition ein. Man ließ die Frage nach dem Kirchengut dahin geſtellt ſein, und — die Majorität des Parlamentes befahl den Predigern, ein Glaubesbekenntniß aufzuſetzen, welches

1) Knox ſagt (hist., 236): „Die Hauptpfeiler der papiſtiſchen Kirche waren erſchienen, wie die Biſchöfe von St. Andrews, Dumblane und Dunkeld, nebſt Anderen niederen Ranges."

in der Kürze diejenigen Lehren enthielte, die ſie für heilſam und mit dem Worte Gottes übereinſtimmend anſähen [1]).

Knox nebſt fünf Anderen ſeiner Gefährten: Winram, Spottswood, Willock, Douglas und Row [2]), übernahmen die Arbeit, und in vier Tagen war ſie zu Stande gebracht, doch muß eben daraus erſichtlich ſein, daß dieß Bekenntniß ſchon länger vorbereitet geweſen ſein wird, wie man denn ohne Zweifel längſt vorher berathen hatte, welche Schritte man thun wolle und welchen Verlauf die Berathungen des Parlamentes nehmen ſollten.

Das Glaubensbekenntniß [3]) enthielt in 25 Artikeln die Grundzüge der reformirten Kirche, und zwar, wie dieß bei dem Verhältniß Knox' zu dem Genfer Reformator kaum anders zu erwarten war, in folgerichtiger Durchführung der Calviniſchen Anſchauungen. Nachdem in einer Vorrede an die „Landsleute und alle anderen Reiche und Völker" die Urſache angegeben iſt, durch welche die Stände zur Aufſtellung dieſes Bekenntniſſes bewogen werden, nebſt dem Erbieten, ſich unterwerfen zu wollen, wenn Jemand „in dieſem Bekenntniß einen Artikel oder eine Meinung nachweiſen ſollte, die dem heiligen Worte Gottes widerſpräche [4])," folgt dann das Bekenntniß ſelbſt, theils die Lehren, in denen man mit der ganzen Kirche einig iſt, darſtellend, theils aber und hauptſächlich den Gegenſatz gegen das Papſtthum und ſeine Verkehrt-

1) Knox, hist, 239.

2) Joh. Row war Anfangs zu St. Andrews Advokat beim erzbiſchöflichen Gerichte geweſen, hatte dann aber um's Jahr 1556 Schottland verlaſſen, um auf dem Feſtlande weitere Studien zu machen. In Italien war er von zwei Univerſitäten zum Doctor der Rechte gemacht worden. Doch beſchränkten ſich ſeine Studien keineswegs auf die Jurisprudenz, ſondern namentlich trieb er auch alte Sprachen und unter dieſen beſonders Griechiſch und Hebräiſch mit Vorliebe. Während ſeines Aufenthaltes in Italien übertrugen ihm die Evangeliſchen mancherlei Sachen, die ſie mit dem Römiſchen Hofe zu verhandeln hatten, und ſo wurde er mit dem Cardinal Sforza, ſowie auch mit den beiden Päpſten Julius III. und Paul IV. bekannt. Wäre er in Italien geblieben, würde er's ohne Zweifel zu hohen kirchlichen Ehren gebracht haben, aber Geſundheitsrückſichten zwangen ihn, nach Schottland zurückzukehren (1558). Der Papſt ernannte ihn zu ſeinem dortigen Nuntius mit dem Auftrage, die evangeliſchen Meinungen nach Kräften unterdrücken zu helfen. Es kam anders. Da Row ſah, daß er Nichts ausrichten werde und daß ſein Vaterland durch die Umtriebe der Prälaten nur immer mehr in Verwirrung gerieth, beſchloß er Anfangs, nach Italien zurückzukehren, doch der Prior von St. Andrews, der in ihm einen tüchtigen Mann erkannte, bewog ihn, in Schottland zu bleiben. Alsdann die Prieſter jenes Schauſpiel zu Muſſelburg aufführten (ſ. oben S. 239 ff.), wurde er am Papſtthum irre, und Knox vollendete die Bekehrung. Später wurde Row Prediger zu Perth und fing an, jungen Leuten Unterricht im Hebräiſchen zu geben. M'Crie, II, 15 f. und Note C.

3) S. Anhang.

4) Vgl. damit den Schluß des kleinen Basler Bekenntniſſes.

heiten hervorhebend. Charakteriſtiſch iſt namentlich die, eigentlich die ganze Darſtellung beherrſchende, Prädeſtinationslehre, ſowie auch die Lehre von den Sakramenten und von der Perſon Chriſti, bei welcher die perſonale Einigung beider Naturen in Chriſto betont und neben anderen Irrthümern auch der der Lutheriſchen, wenn auch nicht namentlich, abgewieſen wird.

Das Bekenntniß wurde nun zunächſt den „Lords der Artikel" vorgelegt und, nachdem es deren Billigung erhalten hatte, dem Parlamente ſelbſt. „Es waren zugegen," ſagt Knox[1]), „nicht blos diejenigen, welche ſich zu Chriſto bekannten, ſondern auch eine große Anzahl von Gegnern unſeres Glaubens, wie die oben genannten Biſchöfe und einige Andere von weltlichem Stande, welche im Namen Gottes aufgefordert wurden, wenn ſie Etwas gegen die Lehre vorzubringen hätten, es zu ſagen. Einige von unſern Predigern waren auch gegenwärtig, einſtehend für ihren Glauben und bereit zu antworten, in Fall Jemand das Papſtthum vertheidigen und unſre Meinungen angreifen würde. Aber weil keine Einwände gemacht wurden, ſo wurde ein Tag zur Abſtimmung über dieſen Gegenſtand anberaumt. Unſer Bekenntniß wurde Artikel für Artikel noch einmal vorgeleſen, in der Ordnung, wie ſie geſchrieben waren, und das Votum jedes Einzelnen gefordert. Vom weltlichen Stande ſtimmten allein der Graf Athol und die Lords Somerville und Borthwick dagegen[2]), brachten aber für ihre Meinung nichts Andres vor, als daß ſie ſagten: „Wir wollen glauben, wie unſre Väter geglaubt haben." Die Biſchöfe, ich meine die papiſtiſchen, ſagten Nichts. Alle Andren von den drei Ständen bekannten ſich zu der Lehre, und Viele um ſo mehr, als die Biſchöfe Nichts dagegen zu ſagen wagten, und dieß war das Votum des Grafen von Marſhall: „„Es iſt ſchon lange her," ſagte er, „daß ich der Wahrheit zugethan geweſen bin und Verdacht gegen die papiſtiſche Religion gehegt habe, aber ich preiſe Gott, daß er heute mich zur klaren Erkenntniß ſowohl in der einen, als auch in der anderen Hinſicht gebracht hat. Denn da ich ſehe, daß die Herren Biſchöfe, welche gelehrt genug ſind, um Etwas einwenden zu können, das der Wahrheit Gottes entgegen wäre, und welche gemäß dem Eifer, den ſie für die Wahrheit hegen ſollten, wie ich vermuthet, auch wohl Etwas einwenden möchten, daß die Herren Biſchöfe, die hier gegenwärtig ſind, Nichts gegen die aufgeſtellte Lehre ſagen, ſo kann ich nur dafür halten, daß es die volle Wahrheit Gottes und das Gegentheil eine trügliche Lehre ſei, und deßhalb, ſoviel an mir iſt, billige ich die eine und verwerfe die andre Lehre, und bitte Gott, daß nicht blos ich, ſondern auch alle meine Nachkommen des Troſtes der Lehre ſich erfreuen mögen, die wir heute mit unſren Ohren gehört haben, ja, noch mehr, ich kann nur dafür ſtimmen, und wäre es auf

1) Knox, hist., 253.

2) Der engliſche Geſandte Randolph, Brief an Cecil d. d. 19. Aug., nennt die Grafen Caſſilis und Caithnes als diſſentirend. Vgl. Tytler, VI, 183.

dem Wege einer Proteſtation, daß wenn hernach irgend welche von der Geiſtlichkeit dieſem unſrem Bekenntniß ſich widerſetzen ſollten, daß ihnen dann kein Raum gegeben und kein Glauben geſchenkt werde, zumal ihnen ſchon lange dieß unſer Bekenntniß hinreichend bekannt geweſen iſt und jetzt doch Keiner von ihnen in einem geſetzmäßigen, freien und friedlichen Parlamente Etwas gegen das vorbringt, was wir bekennen. Deßhalb, wenn Einer von dieſer Art ſpäter ſich anmaßen ſollte, ſich dagegen aufzulehnen, ſo proteſtire ich dagegen und erkläre, daß er dafür anzuſehen ſei, daß er mehr ſeinen eigenen Vortheil und die Ehre der Welt lieb hat, als die Wahrheit Gottes und das Heil unſerer Seelen.""

Eben ſo ſprach ſich auch der ehrwürdige Lord Lindſay aus. Er pries Gott, daß er ihn dieſen Tag habe erleben laſſen und meinte, jetzt könne er mit Simeon ſagen: „Nun läſſeſt Du Deinen Diener in Frieden fahren!" wie denn überhaupt die Freude über das endliche Gelingen des mit ſo viel Blut und Trübſal errungenen Werkes der Kirchenverbeſſerung und über die nunmehr erlangte Freiheit von dem römiſchen Drucke eine allgemeine war. Die Stadt Edinburg ſtellte ein Dank- und Freudenfeſt an, und im ganzen Lande pries man Gott für ſeine große Barmherzigkeit, das Parlament aber, nachdem es das Glaubensbekenntniß angenommen hatte, vollendete ſein Werk noch dadurch, daß es drei weitere Beſchlüſſe faßte, durch welche es die päpſtliche Jurisdiction für immer beſeitigte, alle von früheren Parlamenten zu Gunſten der römiſchen Kirche und gegen das Evangelium gefaßten Beſchlüſſe aufhob und die Ausübung der Meſſe im ganzen Königreiche verbot[1]). Wer es wagen würde, noch ferner Meſſe zu leſen oder zu hören, ſollte beim erſten Betretungsfalle mit Einziehung ſeines Vermögens, beim zweiten mit Landesverweiſung und beim dritten mit dem Tode beſtraft werden. Alle Beamten des Reiches wurden angewieſen, darüber zu wachen, daß dieſe Beſchlüſſe beobachtet würden[2]). —

Dadurch nun aber, daß man die alte kirchliche Ordnung abſchaffte, wurde es nöthig, eine neue nach evangeliſchen Grundſätzen aufzurichten. Ganz ohne eine gewiſſe Ordnung waren die Gemeinden der Evangeliſchen freilich auch ſchon bisher nicht geweſen, und namentlich Knox, wie wir bereits geſehen haben, hatte ſich es fortwährend angelegen ſein laſſen, allen Geiſt der Unordnung und Willkür fern zu halten, wie man denn ja auch unmittelbar nach dem Friedensſchluſſe darauf bedacht geweſen war, die verſchiedenen Prediger

1) Tytler, VI, 185; Knox, hist., 254, wo die Beſchlüſſe wörtlich mitgetheilt ſind.

2) Man hat die Evangeliſchen in Schottland wegen dieſer ſtrengen Maßregeln gegen die Anhänger der römiſchen Kirche oft der Unduldſamkeit angeklagt, und namentlich Tytler wird nicht müde, dieſe Beſchuldigung zu erheben, aber jedenfalls mit Unrecht. Man konnte damals gegen diejenigen nicht duldſam ſein, die als geſchworene Feinde des Evangeliums daſſelbe ſtets bedrohten.

auch in bestimmte Gemeinden einzuweisen und die Ortschaften, welche noch nicht mit einem eigenen Prediger versehen werden konnten, sog. Superintendenten zuzutheilen. Aber eine fest begründete, gesetzlich anerkannte Ordnung fehlte gleichwohl noch, und keineswegs war es blos der Mangel an Predigern, über den man zu klagen hatte: auch Willkürlichkeiten aller Art mochten hervorgetreten sein und vor allen Dingen wohl ein Mangel an ordentlicher Zucht. Bedenken wir, wie unordentlich es unter dem Heerhaufen der Congregation zuging, als Leith belagert wurde, so müssen wir überzeugt werden, daß von kirchlicher Zucht damals noch wenig zufinden sein mochte. So empfingen die Prediger nach Auflösung des Parlamentes vom Geh. Rath den weiteren Auftrag, auch ein Statut über die Ordnung der neuen Kirche auszuarbeiten und vorzulegen[1]), und es entstand nun jenes „Disciplinbuch" (book of discipline), welches für die Ordnung in der schottischen Kirche maßgebend geworden ist[2]).

Knox war es hauptsächlich, der in Gemeinschaft mit den vier für Abfassung des Glaubensbekenntnisses ernannten Predigern[3]) bei Ausarbeitung dieser Kirchenordnung thätig war, wie denn ja sein Einfluß auch auf seine Mitprediger nicht größer sein konnte. Es war deßhalb nicht zu verwundern, wenn die strengen Grundsätze dieses allein für die Sache seines Herrn lebenden Mannes auch in diesem Buche sich geltend machten, obwohl voraus zu sehen war, daß der Widerstand kein geringer sein würde, den Manche der Barone diesen Forderungen des Prediger entgegensetzen würden. Hatte Knox schon vor seiner Bekanntschaft mit Calvin dieselben Anschauungen in Betreff der allein rechtmäßigen kirchlichen Ordnung gehegt, welche von dem Genfer Reformator vertreten wurden, namentlich was die Verfassung der Kirche, die Reinheit und Einfachheit des Gottesdienstes und die kirchliche Zucht anbetrifft, so war er darin während seines Aufenthaltes in Genf nur noch bestärkt worden[4]), und die mancherlei Erfahrungen, welche er in der letzten Zeit, wie über die Willkürlichkeit der Großen, so auch über die Zuchtlosigkeit unter dem Heere der Evangelischen gemacht hatte, konnten ihn von seinen Grundsätzen am wenigsten zurückbringen. Vor allen Dingen wollte er nicht, daß die den Händen der römischen Prälaten entrissene Kirche nun eine Beute der Barone und weltlichen Herren werden sollte, ihm galt sie vielmehr lediglich als die „Braut Christi," und Er, der himmlische Bräutigam und König, sollte deßhalb auch der alleinige Herr der Kirche sein, der sie regiere durch sein Wort und seinen heiligen Geist, und dem ein Jeder, welche Stellung er auch

1) Knox, hist., 256.
2) S. dasselbe bei Dunlop, Confessions, II.
3) S. oben.
4) Doch bezeugt Row, daß sie sich „nach keiner Kirche der Welt," sondern nur nach dem Worte Gottes bei Abfassung dieser Kirchenordnung gerichtet hätten. Vgl. M'Crie, II, 4.

in der Welt einnehmen möge, ſich unbedingt zu unterwerfen habe. Dieſen Geiſt athmet denn auch die von Knox und ſeinen Freunden dem Parlamente vorgelegte Kirchenordnung durchaus. Ihre Grundſätze ſind folgende[1]):

Chriſtus iſt das einzige und alleinige Haupt ſeiner Kirche und theilt ſeine Gewalt mit Niemandem, wer es auch ſein mag; deßhalb iſt aber die Kirche auch nicht etwa blos von Rom unabhängig, ſondern ebenſo unabhängig iſt ſie auch von allen Einflüſſen des Staates auf ihre inneren Angelegenheiten. Ihre geiſtlichen Rechte (das Amt der Schlüſſel) hat ſie nicht vom Staate, ſondern von Chriſto empfangen, und die Ausübung derſelben ſteht daher auch nur den Amtsträgern der Kirche zu, die als ſolche nicht Staatsbeamte, ſondern nur den kirchlichen Behörden unterworfen und verantwortlich ſind. Dieſe Rechte aber ſind: Predigt des Wortes, Verwaltung der Sakramente, Zulaſſung und Ordinirung zum geiſtlichen Amte, geiſtliche Regierung und Ausübung der Zucht. Beide, Staat und Kirche, „das weltliche und geiſtliche Schwert", ſind freilich beide von Gott geordnet, aber doch auf das Strengſte von einander zu ſcheiden, und weder der Eine noch der Andere hat in die Befugniſſe ſich einzumiſchen und einzugreifen, welche jedem von Beiden zuſtehen.

Die Verfaſſung der Kirche iſt die presbyterianiſche, wie ſie von den Apoſteln angeordnet und deßhalb allein ſchriftgemäß iſt, und zwar ſollen beide Stände in der Kirche, der geiſtliche und der weltliche, zuſammen wirken, um die Zwecke der Kirche zu verwirklichen. Eine Organiſation der gläubigen Elemente in der Gemeinde zur Auferbauung des Reiches Gottes iſt in dieſer Beziehung der Grundgedanke, und namentlich tritt die Hineinziehung des ſogenannten Laienelementes in den Dienſt der Kirche auf das Entſchiedenſte hervor.

Die Prediger werden nur gewählt durch die Gemeinden[2]), doch kann Niemand zugelaſſen werden, der nicht vorher vor offener Gemeinde geprüft und als fähig zum geiſtlichen Amte ſich ausgewieſen hat. Nach der Wahl wird dann der Prediger durch andere bereits im Amte ſtehende eingeführt, wobei eine Predigt gehalten, und Gebete geſprochen werden, jedoch glaubte man die Handauflegung, jedenfalls aus Oppoſition gegen den römiſchen Brauch, beſeitigen zu müſſen[3]).

Unter den Predigern ſoll keine Rangordnung beſtehen, eben ſo wenig, wie eine Ueberordnung oder Herrſchaft des geiſtlichen Standes über das chriſtliche Volk geſtattet iſt, ſondern der Prediger hat eben nur einen Dienſt (ministery) am Worte Gottes und an der Kirche des Herrn, aber durchaus keine Vorrechte vor den Mitgliedern der Gemeinde. Uebrigens werden die

1) Vgl. darüber namentlich auch M'Crie, II, 6 ff., wo eine gute Zuſammenſtellung.

2) Es gelang jedoch nicht, das Patronat zu beſeitigen.

3) Später wurde ſie wieder eingeführt.

geiſtlichen Amtsträger in vier Claſſen getheilt, nämlich 1) Miniſter oder Prediger, 2) Doctoren oder Lehrer an den Seminarien und Univerſitäten, 3) die ordnenden Aelteſten und 4) die Diakonen, welche ſich um das Kirchenvermögen und die Armenpflege zu bekümmern haben, wozu dann, als vorübergehend noch hinzu kamen die Leſer und Ermahner[1]) in denjenigen Gemeinden, welche aus bereits angeführten Gründen noch nicht mit wirklichen Predigern verſorgt werden konnten, und die Superintendenten, d. h. Prediger, welche in einem weiteren Bezirke die Aufſicht über die noch nicht mit Geiſtlichen verſehenen Gemeinden zu führen und in ihnen den Dienſt an Wort und Sakramenten zu verſehen hatten[2]).

Dieſe kirchlichen Beamten bilden die kirchlichen Verſammlungen, denen dann die Gerichtsbarkeit in kirchlichen Dingen zukommt. Zunächſt in den einzelnen Gemeinden treten Prediger und Aelteſte zu der Kirchenſitzung (Kirk-Session) zuſammen, die ſich wöchentlich zu verſammeln und die Gemeinde zu leiten hat. In jeder größeren Stadt ſollen dann die „wöchentlichen Uebungen" (weekly exercise oder prophesying) gehalten werden, Verſammlungen, welche ſich mit der Auslegung der Schrift beſchäftigen und zu denen ſich die Prediger, Leſer, Ermahner und andre unterrichtete Leute aus der benachbarten Landſchaft einfinden ſollen[3]). Zwei Mal des Jahres tritt ſodann der Superintendent mit den Predigern und abgeordneten Aelteſten zu einer Provincial-Synode zuſammen, welche ſich um die kirchlichen Angelegenheiten ihres Bezirks zu kümmern hat, und das ganze kirchliche Leben gipfelt in der General-Verſammlung, zuſammengeſetzt aus den von den einzelnen Bezirken des Königreichs abgeſandten Predigern und Aelteſten, welche zweimal des Jahres, nach Bedürfniß auch öfter ſich zu verſammeln hat, um die Intereſſen der Geſammtkirche wahrzunehmen.

In den Händen dieſer Verſammlungen liegt die ganze kirchliche Gewalt, und ganz beſonders iſt es auch die Zucht, welche ſie auszuüben haben. Dieſe hat es mit ſolchen Sünden zu thun, welche ſich dem Strafamte der weltlichen Obrigkeit entziehen. Ihr haben ſich Alle gleichmäßig zu unterwerfen, weß Standes ſie auch ſein mögen, auch die Prediger nicht ausgenommen[4]), geübt aber wird ſie nicht etwa von den Predigern allein, ſondern ſie iſt weſentlich Sache der Aelteſten. Um ſie ausüben zu können, werden den

1) Die Leſer hatten nur die Schrift vorzuleſen, die Ermahner, wozu die Geſchickteren gewählt wurden, durften ſie auch erklären, beide konnten aber auch, nach abgelegter Prüfung, Prediger werden.

2) Auch Viſitoren wurden von der General-Synode ernannt, jedoch nur mit beſtimmtem Auftrage für beſtimmte Zeit. Knox hat öfter ſolchen Auftrag empfangen.

3) Aus dieſen Zuſammenkünften bildeten ſich ſpäter die „Presbyterien oder Claſſical-Verſammlungen."

4) S. unten das Verfahren gegen Paul Methven.

Aelteſten beſondere Abtheilungen der Gemeinden zugewieſen, denen ſie als Aufſeher (visitors) vorſtehen und von deren Verhalten ſie wöchentlich Bericht zu erſtatten haben. Alle Uebertretungen des Sittengeſetzes gehören vor das Forum dieſes Aelteſtengerichts, und namentlich wird Niemand zum Abendmahle zugelaſſen, der nicht vorher wegen etwaiger Vergehungen Genüge geleiſtet hat. Auch üben die Aelteſten die Censura fraterna unter einander.

Der Gottesdienſt wurde möglichſt einfach eingerichtet, beſtehend aus Gebet und Predigt, gemäß dem früher von Knox entworfenen Gebetbuche der Genfer Flüchtlingsgemeinde; wenigſtens lag dieß Anfangs zu Grunde. Am „Sabbath" war zwei Mal Gottesdienſt, Morgens und Nachmittags, und zwar wurden am Nachmittage Jugend und Gemeinde katechiſirt. In den Städten fand denn auch noch ein Wochengottesdienſt ſtatt, und faſt täglich wurde in den Kirchen gepredigt und die Schrift geleſen. Die Taufe wurde nie anders als vor der Gemeinde verrichtet und mit einer Predigt oder Katechiſation über die Bedeutung derſelben begleitet, während das Abendmahl in den Städten vier Mal, auf dem Lande aber nur zwei Mal jährlich gefeiert wurde, und zwar jedes Mal Morgens und Nachmittags zugleich. Alle aus der römiſchen Kirche hergebrachten Gebräuche aber, wie das Kreuzſchlagen bei der Taufe und das Knieen beim Empfange des Abendmahls, wurden abgeſchafft, wie auch die römiſchen Heiligentage nicht mehr gefeiert wurden.

Namentlich richteten die Verfaſſer des Disciplinbuchs ihre Aufmerkſamkeit dann auch auf die Erziehung der Jugend und drangen darauf, daß in jedem Kirchſpiele eine Schule errichtet werden ſollte, um die Kinder in der Religion, der Grammatik und im Lateiniſchen zu unterrichten. Eben ſo ſollte in jeder bedeutenderen Stadt ein Collegium für Logik und Rhetorik, ſo wie auch für die gelehrten Sprachen hergeſtellt werden, wie denn auch auf eine zweckmäßige Einrichtung der drei Univerſitäten des Königreichs gedrungen wurde. Das ganze Schulweſen aber, auch die Univerſitäten, ſollte von den kirchlichen Verſammlungen überwacht werden.

Wie zweckmäßig nun aber und durch die Umſtände geboten alle dieſe Vorſchläge auch ſein mochten, ſie fanden gleichwohl bei dem Adel nicht geringen Widerſtand. Hatte Knox ſchon früher, als er bei Gelegenheit ſeiner Predigten über Haggai[1]) dieſe Dingen berührte, von Seiten mancher Lords Worte der Unzufriedenheit und des Spottes hören müſſen, ſo ging es ihm jetzt nicht beſſer. Er ſelbſt ſagt[2]): „Einige billigten das Buch und wollten, daß es zum Geſetz erhoben würde, Andre dagegen, als ſie einſahen, daß ihre Freiheit und weltlicher Nutzen dadurch einigermaßen Schaden litten, murrten und es ging ſo weit, daß der Name des Disciplinbuches bei ihnen verhaßt

1) S. oben S. 244.

1) Knox, hist., 256 f.

wurde. Alles, was ihren verderbten Neigungen entgegen war, bezeichneten ſie ſpottend als „fromme Träumereien.“ — Einige waren leichtfertig, Andre hatten allmälig ſich der Kirchengüter bemächtigt und noch Andre dachten, ſie wollten am Rocke Chriſti auch ihr Theil haben, und das ſogar, bevor er noch gekreuzigt war, wie es ihnen oft-genug von den Predigern vorgehalten wurde. Der Hauptſächlichſte unter den Großen, welcher Jeſum Chriſtum bekannt hatte, und ſich weigerte, das Disciplinbuch zu unterſchreiben, war der Lord Erskine, und das war kein Wunder, denn außerdem, daß er eine wahre Iſabel zur Frau hatte, ſo würde, wenn die Armen, die Schulen und die Prediger das Ihrige bekommen hätten, ſein Tiſch zwei Gänge weniger gehabt haben. Sicherlich haben ſich Manche von uns gewundert, wie Leute, welche Jeſum Chriſtum bekannten, ſo lange Zeit hindurch die Drohungen Gottes gegen Diebe und deren Häuſer hören und, da ſie ſich ſelbſt ſolcher Dinge ſchuldig wußten, wie wir ihnen offen vorwarfen, doch niemals Gewiſſensbiſſe empfinden, noch ſich entſchließen mochten, Etwas von dem heraus zu geben, was ſie ſchon lange geſtohlen oder geraubt hatten. Da war Niemand im ganzen Königreiche ſo ungnädig gegen die Prediger, als Diejenigen, welche die größten Einkünfte von den Kirchen hatten.“

Die Urſachen, weßhalb die Barone der Einführung des Disciplinbuches widerſtrebten, giebt Knox in dieſen, vom tiefſten Unwillen eingegebenen Worten deutlich an: Einmal war es die ſtrenge Kirchenzucht, der ſie ſich nicht unterwerfen wollten, und dann eben die Rückſicht auf die Güter der Kirche, die ſie als die ihnen zukommende Beute betrachteten. Die Verfaſſer des Disciplinbuches verlangten, daß dieſe Güter auch für die evangeliſche Kirche erhalten blieben. Die Prediger, die Schulen und die Armen bezeichneten ſie als Diejenigen, denen dieſelben zu Gute kommen ſollten, und das Buch brachte Vorſchläge der Art. Für die Prediger verlangten ſie „anſtändige Verſorgung“, ſo daß dieſelben weder im Ueberfluß lebten, noch Mangel litten, und eben ſo ſollte für die Univerſitäten, Collegien und Schulen geſorgt werden, wie auch für die wirklich bedürftigen Armen. Doch das war nicht nach dem Sinne der Lords, und daher der Widerſtand, der denn auch dahin führte, daß das Parlament aus einander gegangen, ohne dieſe ſo wichtige Sache geordnet zu haben, und daß Knox auch ſpäter ſo wenig durchzudringen vermochte. Nachdem die evangeliſche Kirche frei geworden war, überließ man es lieber ihr ſelbſt, ihre Angelegenheiten zu ordnen, und — nahm die Hinterlaſſenſchaft der römiſchen Geiſtlichkeit für ſich ſelbſt. Doch nennt Knox[1]) auch eine Anzahl von Edelleuten, welche das Buch hernach unterzeichnet haben, und unter dieſen gerade Diejenigen, welche nicht erſt in der letzten Zeit ſich zum Evangelium bekannt hatten.

Dieſe Irrungen zwiſchen den Predigern und einem Theile der Lords

1) Knox, hist., 257.

waren jedoch für die Sache der Reformation wenigſtens nicht in dem Grade verderblich, daß ſie das Parlament von ſeinem Beſchluſſe zu Gunſten des Evangeliums zurückgebracht hätten. Sie waren die Vorboten mancher ſchweren Kämpfe, welche die neu aufgerichtete Wahrheit zu beſtehen haben ſollte, bevor ſie im Stande wäre, in Saft und Mark des Volkes überzugehen, aber — die römiſche Kirche gewann keine Anhänger dadurch, vielmehr blieb es bei den ſtrengen Maßregeln, welche man gegen dieſelben ergriffen hatte, ja, man ſchritt ſogar gegen die Prälaten noch weiter ein, indem man die Einziehung der Kirchengüter zum Geſetz erhob. Da eine große Anzahl derſelben beim Parlamente nicht erſchienen waren, alle aber die Verſammlung für ungeſetzlich erklärten, weil die Krone nicht in ihr vertreten ſei, ſo wurde eine Anklage gegen ſie Seitens der Barone erhoben, freilich, wie der engliſche Geſandte meldete[1]), mehr in allgemeinen Ausdrücken das ärgerliche Leben der Biſchöfe angreifend, als Etwas vorbringend, das ein beſonderes Verbrechen geweſen wäre. Die Prälaten ſuchten ſich dieſem Angriffe nun freilich dadurch zu entziehen, daß ſie nicht vor dem Parlamente erſchienen, und ſelbſt die drei anweſenden Biſchöfe, welche beſonders aufgefordert wurden, ſich zu vertheidigen, gaben keine Antwort. Aber die Folge davon war, daß das Parlament beſchloß, die Einkünfte der römiſchen Geiſtlichkeit einzuziehen, und eben ſo gegen die Maßregel Schritte zu thun, durch welche die Prälaten bedacht waren, ſich ihr Einkommen zu ſichern. Mit Genehmigung des Papſtes hatten ſie nämlich die Kirchengüter gegen Zahlung einer jährlichen Rente und unter der Bedingung der Rückgabe zu gelegener Zeit an Perſonen ihres Anhanges abgetreten, und das Parlament beſchloß, daß alle ſolche Entäußerungen als ungeſetzlich zu betrachten ſeien und ihnen durchaus keine Folge gegeben werden dürfe[2]). So war denn in der That die römiſche Kirche in Schottland von Grund aus vernichtet.

Es fehlte nur noch die Genehmigung der Königin und ihres Gemahls, um dieſen Beſchlüſſen volle Geſetzeskraft zu geben[3]), und deßhalb kam man überein, daß der Kompthur des Johanniterordens, Jacob Sandilands von Calder, nach Frankreich geſandt werden ſolle, um dieſe Genehmigung zu erwirken[4]), indem man zugleich auch einen geheimen Rath, aus zwölf Mitgliedern beſtehend, errichtete, der die Angelegenheiten des Staates wahrnehmen und wenigſtens zur Hälfte immer in Edinburg anweſend ſein, bei wichtigen Anläſſen jedoch vollzählig ſich verſammeln ſollte. Auch dachte man darauf, die Bande zwiſchen England und Schottland nur noch mehr zu befeſtigen, um im Nothfalle gegen Frankreich eine Stütze zu haben, und es

1) Vgl. Tytler, VI, 189.
2) Tytler, l. c.
3) Es war in dem Frieden von Leith ausdrücklich beſtimmt, daß die Beſchlüſſe des Parlaments der Königin und ihrem Gemahl vorgelegt werden ſollten.
4) Knox, hist., 255.

wurde deßhalb der Vorſchlag Maitland's von Lethington angenommen, der rieth, „bei der Königin von England auf paſſende Art das Geſuch anzubringen, daß es ihrer Majeſtät gefallen möge, zur Aufrichtung einer fortdauernden Freundſchaft zwiſchen den beiden Reichen ſich mit dem Grafen von Arran zu verheirathen[1])." Lethington nebſt den Grafen Morton und Glencaire wurden auserſehen, dieſe Angelegenheit in London zu betreiben, und das Parlament löſte am 27. Auguſt 1560 ſich wieder auf.

Achtzehntes Kapitel.

Erſte General-Verſammlung.

So war denn für eine neue Ordnung der Dinge in Schottland der Boden gereinigt. Aber wenn die Reformation auch über die Gegner den Sieg gewonnen hatte, ſo fehlte doch noch Viel, daß die evangeliſche Kirche bald auf Ruhe hätte rechnen können.

Vor allen Dingen drohte Gefahr von Seiten Frankreichs. Daß man hier die kirchlichen Verbeſſerungsmaßregeln, wie ſie das Parlament beliebt hatte, und die gänzliche Unterdrückung des Papſtthums nur ſo lange dulden werde, als man ſie nicht hindern konnte, war vorauszuſehen, und die Prälaten hatten auch wohl nur deßhalb lautlos zugeſchaut, wie man ſie ihrer Vorrechte beraubte, weil ſie jede Proteſtation als vergeblich erkannten und dagegen erwarteten, Frankreich werde ohne Weiteres zu ihrem Schutze herbei eilen. Auch war in der That die Miſſion Sandilands ſchwierig genug. Er ſollte rechtfertigen, wovon er wußte, daß der franzöſiſche Hof ſich ſelbſt hätte untreu werden müſſen, wenn derſelbe es billigen ſollte, und die Genehmigung für Schritte zu erlangen ſuchen, die geradezu gegen Frankreich und ſeine politiſchen und kirchlichen Abſichten gerichtet waren. Die Aufnahme, die er fand, war deßhalb auch eine äußerſt ungünſtige, wenn auch die Formen der Höflichkeit gegen ihn beobachtet wurden. Die Guiſen ſowohl, wie die Königin ſelbſt beklagten ſich über das Verfahren der Schotten auf das Heftigſte. Mit dem Munde, hieß es, nennten ſie ſich getreue Unterthanen, aber mit der That ſeien ſie Rebellen und vermäßen ſich Dinge, die ihnen gar nicht zukämen[2]). Der Vertrag mit England wurde als Landesverrätherei bezeichnet, wie es denn auch übel vermerkt wurde, daß das Parlament an Eliſabeth eine zahlreiche Geſandtſchaft aus den angeſehenſten

1) Knox, hist., 257.
2) Tytler, VI, 192 f.

Männern des Königreichs, an Maria dagegen nur den Komthur Sandilands geſchickt habe, einen „armſeligen Edelmann, der, weil er verheirathet ſei, nicht einmal mehr den Namen eines geiſtlichen Ritters verdiene[1].“ Eine Genehmigung, ſowohl des Bündniſſes mit England, als auch der Parlamentsbeſchlüſſe zu Gunſten des Evangeliums lehnte die Königin auf das Entſchiedenſte ab[2]. Sie wolle erſt ihre Commiſſarien, ſagte ſie, nach Schottland ſchicken und dann ſolle ein neues Parlament gehalten werden, das dieſe Angelegenheiten zu ordnen hätte.

Sandilands konnte am Ende von Glück ſagen, daß er noch glimpflicher Weiſe davon kam, und ſicher würde man ihm den Zorn noch fühlbarer gemacht haben, den man empfand, hätte man nicht Urſache gehabt, ſelbſt zu wünſchen, daß man Zeit gewinnen möge. Die Guiſen ſahen für den Augenblick keine Möglichkeit, das mit England verbündete Schottland wirkſam angreifen zu können. In Frankreich ſelbſt drohte der Religionskrieg und — die Caſſen waren erſchöpft. Namentlich wenn Eliſabeth ſich auf das Heirathsproject mit dem Grafen Arran, dem präſumtiven Kronerben von Schottland, einlaſſen und dann alle ihre Macht aufbieten würde, um die Sache der Schotten zu unterſtützen, war es mißlich, gewaltſam aufzutreten. Deßhalb wurde Sandilands denn wenigſtens höflich behandelt[3], und man ſuchte die Entſcheidung hinzuhalten. Erſt wollten die Guiſen abwarten, was Eliſabeth thun werde, und danach dann ihre Maßregeln treffen, unter allen Umſtänden aber, bevor man zur Gewalt ſchritte, durch Intriguen Uneinigkeit unter die Vertreter der evangeliſchen Kirche und der nationalen Unabhängigkeit zu bringen ſuchen. Beſonders wenn Eliſabeth eine abſchlägliche Antwort ertheilte, meinte man die Führer der Congregation ſowohl gegen England einnehmen, als auch Einen wider den Andern hetzen zu können. Eliſabeth wollte man alsdann den Schotten als eine Bundesgenoſſin verdächtig machen, die nur ihren Vortheil ſuche, und dadurch hoffte man wenigſtens einen Theil derſelben wieder für Frankreich zu gewinnen. Graf Arran und dadurch auch ſein Vater, der Herzog von Chatelherault, ſollte dann ganz beſonders an Frankreich gefeſſelt werden, theils durch eine Heirath mit einer franzöſiſchen Prinzeſſin, die man ihm anbieten wollte, theils aber auch dadurch, daß man ihn zum Statthalter in Schottland machte und ihm die Einkünfte des Landes überließe. Da man wußte, daß die Hamilton's im Grunde nur von politiſchen Intereſſen geleitet wurden, wenn auch der Vater mehr, als der Sohn, ſo hoffte man dieſen Plan auch durchſetzen zu können und dadurch die Congregation zu ſprengen. Wenn dagegen Eliſabeth, ſei es auf die Heirath mit Arran einginge, ſei es auch nur in feſter

1) Tytler, VI, 194.
2) Ebendaſ. 193. Vgl. Cook, II, 341.
3) Ebendaſ. 195.

Verbindung mit den Schotten bliebe, so wollte man wenigstens doch Arran und den Lord Stuart zu verfeinden suchen und überhaupt Alles aufbieten, um sich unter den Führern der Congregation eine Partei gegen England zu bilden[1]).

Vor der Hand aber sollte Frieden gehalten werden, und deßhalb wurde Sandilands denn auch, nach mancherlei Vorwürfen, die er hatte hören müssen, freundlich entlassen, mit der Aufforderung, sich selbst als einen treuen Diener der Krone zu bewähren, und mit einem Schreiben der Königin und ihres Gemahls an die Stände von Schottland, in welchem es hieß, daß ihr Gesandter die Monarchen zwar versichert habe, die Schotten wünschten auf das Ernstlichste, getreue und gehorsame Unterthanen zu sein, aber man habe aus den erhaltenen Nachrichten gesehen, wie weit sie von dieser Pflicht sich entfernt hätten; deßhalb wolle die Königin nun aber zwei vertraute Personen als Commissarien senden, welche ein neues Parlament zusammenberufen und die Beschwerden und Wünsche der Schotten in Erwägung ziehen sollten, die Vergehungen der letzten Zeit aber sollten, im Fall die Schotten sich fügten, vergeben und vergessen sein[2]).

So hatten die Prälaten denn allerdings vorläufig auf Hülfe von Seiten Frankreichs nicht zu rechnen, und jener Same der Uneinigkeit, den die Guisen unter die schottischen Barone zu streuen beabsichtigten, sollte auch nicht aufgehen. Elisabeth war durch ihren Gesandten von diesem Vorhaben zeitig genug unterrichtet worden, und wenn sie es auch vorzog, die Heirath mit dem Grafen Arran in höflichen Worten abzulehnen[3]), so betrachtete sie das Bündniß mit den Schotten doch als zu vortheilhaft für sich, um es aufzugeben. Sie schickte deßhalb einen ihrer geschicktesten Agenten, Mr. Clark, nach Schottland, dem es denn auch gelang, den Plänen der Guisen entgegen zu arbeiten, noch bevor diese im Stande waren, ihre Mineu springen zu lassen[4]). Dazu kam dann aber noch ein anderes Ereigniß, das den Guisen vollends einen Strich durch die Rechnuug machte: König Franz II. starb am 6. Dec. 1560, und dadurch wurde die ganze politische Lage verändert. Die enge Verbindung mit Frankreich, in welche Schottland durch die Verheirathung ihrer Königin mit dem französischen Monarchen gerathen war, hörte damit auf, und die Guisen wurden noch dazu durch die Königin-Mutter, Catharina von Medicis, so sehr aus ihrem Einflusse herausgedrängt, daß sie an ein Ueberziehen Schottlands mit französischen Truppen vor der Hand nicht mehr denken konnten. Für die Schotten selbst aber fiel damit der hauptsächlichste

1) Tytler, VI, 196 f.

2) Ebendas. 203.

3) Knox, hist., 260. Arran tröstete sich bald und warf sein Auge auf Maria Stuart selbst, die eben (s. unten) Wittwe geworden war. „He bare it heavely in Heart", sagt Knox, l. c.

4) Tytler, VI, 197.

Grund des Widerſtandes hinweg, den ſie ihrer Königin bisher entgegen geſetzt hatten: die Gefahr für ihre nationale Unabhängigkeit, und es war am Ende auch zu hoffen, daß ſie, nach Schottland zurückgekehrt und den unmittelbaren Einflüſſen ihrer Verwandten in Frankreich entzogen, auch gegen die kirchlichen Verbeſſerungen anders geſinnt werden würde, als bisher.

Mit großer Freude wurden deßhalb die Nachrichten von dem Tode Franz' II. in Schottland aufgenommen. Die Prediger bezeichneten das frühe Hinſcheiden des Königs nicht nur als ein Strafgericht Gottes — Knox[1]) ſagt: „Als Alles bereit war, unſchuldig Blut zu vergießen, da legte ſich der Ewige, unſer Gott, der immer über die Seinigen wacht, in's Mittel und brachte ſein Werk raſch zur Ausführung, denn als der König bei der Meſſe ſaß, wurde er plötzlich von einem Geſchwüre befallen eben an jenem tauben Ohre, das die Wahrheit Gottes nimmer hatte hören wollen" — ſondern auch als ein Ereigniß, das ihnen Rettung brächte, und Lethington ſagte geradezu, es müſſe nun eine gänzliche Veränderung in ſeiner und ſeiner Freunde Politik eintreten[2]). Auch verfehlten die Führer der Congregation nicht, ihrer Königin ihre Treue verſichern und ihr ihre Dienſte anbieten zu laſſen. Hätte Maria verſtanden, die religiöſen Intereſſen ihres Volks auch nur zu ſchonen, vollends aber, wäre ſie nicht zu leichtfertig geweſen, um überhaupt das Evangelium mit ſeinem Ernſt und ſeiner Kraft zur Seligkeit nur zu verſtehen, ſie würde ſich und ihrem Volke jetzt noch all das Herzeleid und Unheil haben erſparen können, das ſie heraufbeſchworen hat. —

Knox nun hatte während aller dieſer Begebenheiten Mühe und Arbeit genug gehabt. In ſeiner Hand und auf ſeiner Seele lag ja zum größten Theil die neu errichtete Kirche, und es galt, das Gewonnene zu ſichern, die Angriffe der Feinde abzuwehren, die Freunde zu ſtärken und warm zu halten, und vor allen Dingen das Gebäude auszubauen, zu dem der Grund jetzt gelegt war — Alles Aufgaben, die nicht leicht waren, ſondern alle Kräfte des Reformators in Anſpruch nahmen. War doch die Hierarchie, die zwar geſchlagen und ihrer Güter beraubt, aber noch keineswegs vernichtet war, aller Orten geſchäftig, um wieder Anhänger für ſich und ihre Sache zu gewinnen[3]), und waren doch auch ſchon die geheimen Agenten der Guiſen in's Land gekommen und warfen ſie ihre Köder doch ſogar den Evangeliſchen hin! Dazu kam, daß auch unter den Baronen zwar nur wenige, aber doch angeſehene und mächtige Anhänger der alten Kirche ſich fanden, die es nicht verhehlten, daß ſie nicht daran dächten, ſich die Anordnungen des letzten Parlamentes auf die Dauer gefallen zu laſſen, und ob Eliſabeth bei erneuerten

1) Knox, hist., 259.

2) In einem Briefe an Cecil, bei Tytler, VI, 202 f.

3) Knox, hist., 257 f. Selbſt Gewaltthaten verſuchten ſie ſchon. So wurde dem Grafen Arran aufgelauert. Für den Frühling erwarteten die Prälaten beſtimmt franzöſiſche Hülfe.

Angriffen, zumal wenn es ſich bei denſelben mehr um religiöſe, als um politiſche Dinge handelte, bereit ſein werde, auch auf's Neue mit Geld und Mannſchaften den Evangeliſchen zu Hülfe zu kommen, ſtand wenigſtens Anfangs dahin. So waren die Führer der Congregation denn oft muthlos genug, wenn nicht gar eine Anzahl von ihnen daran dachte, ob es nicht auch gerathen ſei, ihren Frieden mit dem franzöſiſchen Hofe zu machen. Da galt es denn alſo, nach allen Seiten hin thätig zu ſein und namentlich dafür zu wirken, daß die Barone bei gutem Muthe erhalten blieben. Knox ſagt in dieſer Beziehung von den Predigern, und es gilt das ohne Zweifel am meiſten von ihm ſelbſt: „Viele (unter den Evangeliſchen) waren furchtſam geworden, denn Manche argwöhneten, daß England nicht bereit ſein werde, zu rechter Zeit zu kommen, zumal ſeine früheren Koſten ſchon groß genug waren. Der hauptſächliche Troſt beruhte jedoch auf den Predigern, denn dieſe verſicherten uns im Namen Gottes, daß Gott das Werk auch vollenden werde, das er ſo mächtig begonnen habe, da es ja nicht unſer, ſondern ſein Werk ſei. Und deßhalb ermahneten ſie uns, daß wir ſtandhaft ſein und fortfahren ſollten, alle Mißbräuche abzuſchaffen und den rechten Dienſt am Worte Gottes ſo aufzurichten, wie wir es nach Gottes Wort zu rechtfertigen vermöchten; dann werde Gott ſchon Erfolg verleihen, er, in deſſen Macht alle Königreiche ſtänden. Und ſo begannen wir zu thun, denn die in Ausſicht ſtehenden Drangſale bewogen uns, den Ermahnungen der Diener Gottes Gehör zu geben[1])."

Wenn Knox daher über den Tod des Königs frohlockte und denſelben als eine Fügung Gottes betrachtete — „O, daß wir Herzen hätten", ruft er aus[2]), „um gehörig würdigen zu können, was Du an uns gethan haſt, o Herr! daß wir Dich preiſen möchten mitten unter dieſem halsſtarrigen und ſündhaften Geſchlechte und das Andenken daran der Nachwelt überlieferten, welche, fürchten wir, dieſe Deine unſchätzbaren Wohlthaten vergeſſen wird!" — ſo kann man es wohl begreifen. Er zuerſt hatte die Nachricht von der Krankheit und dem Tode Franz' II. durch einen ſeiner Freunde in Paris erfahren[3]), und begab ſich deßhalb auch ſofort zu dem Herzoge von Chatelherault, der damals in Edinburg ſich aufhielt, um dieſem ſeine Neuigkeit mitzutheilen und mit ihm zu berathen, was zu thun ſei. Dort fand er auch den Lord Stuart, und man kam überein, daß eine Verſammlung des Adels zu Edinburg gehalten werden ſollte, um über die nothwendig gewordenen Schritte zu berathſchlagen. — In dieſer Verſammlung brachte Knox denn auch das Disciplinbuch nochmals zur Sprache und ſuchte ſie zur Annahme deſſelben zu bewegen.

1) Knox, hist., 258. Der Reformator redet in der erſten Perſon als im Namen der Evangeliſchen.

2) Knox, hist., 259.

3) Ebendaſ. 260. Denn er hatte damals vielerlei Briefwechſel mit der Kirche und mit Einigen vom Hofe in Frankreich.

Knox hatte nicht verfehlt, immer wieder daran zu erinnern, daß es nöthig ſei, der evangeliſchen Kirche, wenn ſie beſtehen ſollte, auch eine feſte Ordnung und damit eine geſicherte Grundlage zu geben, und es war ihm allerdings auch in den letzten Tagen gelungen, die Annahme des Disciplinbuches Seitens einer Anzahl von Baronen zu erwirken. In der Mitte Decembers wurde nämlich die erſte kirchliche General-Verſammlung zu Edinburg gehalten, deren Aufgabe eben die Conſtituirung der Kirche ſein ſollte, und dieſe, beſtehend aus 40 Mitgliedern meiſt weltlichen Standes — es waren nur ſechs Geiſtliche, eben die Verfaſſer des Disciplinbuches anweſend, — hatte die vorgeſchlagene Ordnung der Kirche nach ſorgfältiger Erwägung jedes Einzelnen genehmigt. Aber es fehlte doch noch immer die Annahme derſelben Seitens der Staatsgewalt und damit ihre Erhebung zum geſetzlich anerkannten Grundgeſetze für die Kirche, und jetzt, wo der Tod des Königs eine ſo große Veränderung in die ganze Lage der Dinge zu bringen verſprach, mochte es dem Reformator doch vor allen Dingen nothwendig erſcheinen, dieſe Angelegenheit raſch zu ordnen. Was man von Maria Stuart, wenn ſie nach Schottland zurückkehren werde, zu erwarten habe, war noch immer zweifelhaft, und Knox gab ſich gewiß am wenigſten ſanguiniſchen Hoffnungen hin. Auf alle Fälle aber war es am ſicherſten, die Verfaſſung der Kirche feſt zu begründen, bevor die Königin in's Land käme, damit man ihr nicht mehr Gelegenheit böte, da ſtörend und verwirrend einzugreifen. Sie mußte die Kirche in einem Zuſtande finden, der ihr die Möglichkeit nahm, ihren Willen in dieſen Dingen noch geltend zu machen[1]). Dieſe Ueberzeugung, daß der Kirche eine geſicherte und rechtlich anerkannte Grundlage auch hinſichtlich ihrer äußerlichen Ordnung gegeben werden müſſe, wenn ſie überhaupt ein Beſtehen haben ſolle, war nun doch auch in der Weiſe allgemein geworden, daß die anweſenden Barone das Disciplinbuch unterzeichneten. Zugleich wurde es dann auch der Regierungscommiſſion vorgelegt und trug auch deren Genehmigung davon, wenn auch einzelne ihrer Mitglieder, die, wie der Graf Huntley, der römiſchen Kirche anhingen, die Unterſchrift verweigerten. Von der Zeit an bildete das Buch die Grundlage für die Ordnung der ſchottiſchen Kirche und wurden die Gemeinden nach ſeinen Grundſätzen organiſirt, obgleich allerdings die in demſelben enthaltenen Forderungen in Betreff der Kirchengüter nicht zur Ausführung kamen.

Dieſer Verſammlung legte denn auch Sandilands, der eben von Frankreich zurückgekehrt war, den Brief der Königin vor[2]), und zugleich kam

1) Knox, hist., 280, ſagt: The Preicheours vehemently exhortet us (sc. die Lords) to establische the Buik of Discipline, by ane Act and publist Law, affirming, that if they sufferit thingis to hang in suspens quhen God had gevin unto thame sufficient Power in thair Hands, they sould efter sobe for it, bot suld not get it.

2) Tytler, VI, 203.

auch die Antwort Eliſabeths auf die ihr gethanen Vorſchläge, durch welche freilich die Heirath mit Arran abgelehnt, ſonſt aber das Verſprechen gegeben wurde, die Schotten nicht zu verlaſſen. Dieß Verſprechen beruhigte die Lords in hohem Grade, und um die eigene Königin den Einflüſſen der Guiſen zu entziehen, wurde der Beſchluß gefaßt, daß man auf's Neue eine Geſandtſchaft an ſie abſenden wolle, um ſie zur Rückkehr in ihr Reich einzuladen. Es ſchien dieß beſonders auch deßhalb geboten zu ſein, als voraus zu ſehen war, daß Graf Huntley und die römiſche Partei nicht ſäumen werde, ſich in der Gunſt der Königin feſt zu ſetzen und dieſelbe dann für ihre Zwecke auszubeuten[1]). Lord Stuart, der Baſtardbruder Maria's, würde zu dieſer Botſchaft auserſehen, doch wurde ihm freilich auch eingeſchärft, daß er der Königin in Betreff der kirchlichen Angelegenheiten durchaus keine Conceſſionen zu machen habe. Weder öffentlich noch im Geheimen die Meſſe wieder einzuführen, ſollte ihr geſtattet ſein[2]), und überhaupt war man von vorn herein entſchloſſen, nur dann ſich der Königin zu unterwerfen, wenn ſie in friedlicher Abſicht käme und Nichts gegen das Evangelium und ſeine Bekenner unternehmen würde[3]). Bis zum Mai erwartete man den Lord Stuart zurück und auf den 20. d. M. wurde deßhalb der Zuſammentritt eines neuen Parlamentes feſtgeſetzt, welches die Angelegenheiten weiter zu behandeln habe. Namentlich aber war es Knox, der die Rückberufung der Königin betrieb, denn, wie er ſelbſt ſagt[4]), „er mißtraute ihr damals noch nicht, wohl aber dem böſen Willen ihrer Freunde."

Gelegentlich bei dieſer Verſammlung fanden auch Religionsgeſpräche mit einzelnen Anhängern der römiſchen Kirche ſtatt. So namentlich mit Alex. Anderſon, Subprinzipal eines Collegs zu Aberdeen. Derſelbe hatte die Meſſe in Schutz genommen, und man lud ihn deßhalb vor, ſich zu verantworten. Da er ſich weigerte, Rede zu ſtehen, ſo wurde er — wahrſcheinlich von Knox — darauf aufmerkſam gemacht, daß nach dem Befehle Petri ein Jeder Verantwortung in Betreff ſeines Glaubens zu geben habe. Alles, ſagte man ihm, ſei übrigens nach dem Worte Gottes zu richten, ſo auch die Lehren, Einrichtungen und Gebräuche der Kirche, und namentlich die Meſſe ſei durchaus dem Worte Gottes entgegen. Wer ſie adminiſtrire, begehe eine Läſterung, und wer ſie höre, mache ſich des Götzendienſtes ſchuldig, da ſie Nichts ſei, als eine Annullirung des Opfertodes Chriſti, und der Prieſter ſich Etwas anmaße, das dem Herrn allein zukomme, nämlich Opfer zu bringen für die Sünde. Als dann Anderſon leugnete, daß der Prieſter in der Meſſe ein Opfer darzubringen vorgebe, wurde ein Meßbuch geholt und ihm nachge-

1) Tytler, VI, 206 f.

2) Lord Stuart beſtand jedoch darauf, daß man der Königin die Meſſe in ihrem Hauſe nicht wehren könne. Knox, hist., 262.

3) Tytler, VI, 215 f.

4) Knox, hist., 262.

wieſen, daß dieß allerdings der Fall ſei. Anderſon geſtand dann zu, daß das Abendmahl nicht ein Sühnopfer ſei, ſondern, wie er ſich ausdrückte, ein Opfer des Dankes und der Erinnerung, und mußte überhaupt zuletzt ſich damit zu helfen ſuchen, daß er ſagte, er ſei weniger in der Theologie, als in der Philoſophie bewandert, während Knox den Satz aufrecht erhielt, daß „uns von Chriſto zwar der Befehl gegeben ſei, zu nehmen und zu eſſen und ebenſo zu nehmen und zu trinken, aber keineswegs den Leib Chriſti darzubringen, ſei es als Dank-, ſei es als Sühnopfer, und daß deßhalb die Römiſchen ſich Etwas anmaßten, was ihnen nicht befohlen ſei.“ Dann wurde auch Joh. Lesley, der ſpätere Biſchof von Roß, aufgefordert, ſich wegen derſelben Anhänglichkeit an die Meſſe zu vertheidigen, doch auch er weigerte ſich zu antworten. „Er ſagte,“ berichtet Knox, „mit Gravität: Wenn unſer Meiſter (Anderſon) Nichts zu ſagen hatte, ſo habe ich auch Nichts zu ſagen, denn ich kenne Nichts, als das kanoniſche Recht.“ „Als der Adel nun hörte, daß weder der Eine, noch der Andere eine offene Antwort zu geben bereit war, ſagte er: „Wir ſind auf das Schändlichſte betrogen worden, denn wenn die Meſſe weder Lebendigen, noch Todten Vergebung der Sünden verſchaffen kann, weßhalb ſind denn alle Abteien ſo reichlich mit unſeren Gütern ausgeſtattet worden [1])?“

Der Erfolg ſowohl der Annahme des Disciplinbuches durch die Verſammlung, als auch dieſer Religionsgeſpräche, bei welchen, wie Knox ausdrücklich ſagt, übrigens den Römiſchen volle Freiheit gegeben war, ihre Sache zu vertreten, war kein anderer, als daß man nur noch mehr entſchloſſen wurde, die neue Ordnung der Kirche aufrecht zu erhalten. Ueberall im Königreich, mit Ausnahme der Gebiete natürlich, welche die Anhänger Roms noch inne hatten, wurde nun die Reinigung der Kirchen von allem abergläubiſchen Apparat betrieben, und die Gemeinden richteten ſich nach Maßgabe des Disciplinbuches ein. Aelteſte wurden gewählt, die Kirchenſitzungen (Kircksessions) nahmen ihren Anfang und ebenſo begann man auch die Zucht mit dem ſtrengen Ernſte zu üben, wie derſelbe in den Abſichten Knox' lag. „Die Diener Gottes, ſagt der Reformator [2]), bemühten ſich gewiſſenhaft (uprichtly), die Laſter zu beſtrafen und die Tugend zu pflanzen.“ So wurde ein allerdings ſtrenges Geſetz, das aber nach den Sitten der damaligen Zeit bemeſſen werden muß, gegen diejenigen erlaſſen, die ſich fleiſchlicher Sünden und des Ehebruchs ſchuldig machen würden. Sie ſollten auf einem Karren öffentlich durch die Stadt gefahren und aus der Gemeinde ausgeſchloſſen werden, bis ſie Buße gethan hätten und von dem Presbyterium wieder angenommen würden. Und eben ſo verfuhr man überhaupt gegen jeglichen Unfug, der mit einem ehrbaren und ruhigen Leben, wie es das Evangelium vorſchrieb, nicht beſtehen könnte.

1) Knox, hist., 261 f.
2) Ebendaſ. 269.

Aber eben dieſe Strenge war doch keineswegs nach dem Sinne der Leute und erregte Anfangs allerlei Widerſtand. Die römiſche Kirche hatte geduldet, was ſie nur nicht in ihrem Beſtehen gefährdete, und die Umkehr von der Leichtfertigkeit, die vordem von Geiſtlichen und Laien getrieben wurde, zu dieſem heiligen Ernſte, wie ihn die Prediger von der Gemeinde Chriſti verlangten, war nicht ſo leicht durchzuſetzen. Tumulte und offene Widerſetzlichkeit blieben deßhalb nicht aus, wobei denn Knox[1]) Recht haben mag, wenn er meint, daß die „Papiſten" dabei ihre Hände im Spiele gehabt hätten.

So wurde ein Fleiſcher in Edinburg, Namens Sanderſon, überführt, daß er in Bigamie lebe, indem er eine Frau verſtoßen und eine andere geheirathet habe, und die Kirchenſitzung ſchritt deßhalb gegen ihn ein: er ſollte „gekarrt" werden. Aber, ſagt Knox[2]), „die Menge, durch einige gottloſe d. h. römiſch geſinnte Handwerker aufgereizt, machte einen Aufſtand, zerbrach die Karre, mißhandelte die Gerichtsdiener und nahm den Uebelthäter mit ſich hinweg."

Bald darauf entſtand ein ähnlicher Tumult. „Die Menge," erzählt Knox[3]), „aufgereizt durch die Papiſten, machte den Robin Hood (eine Art Faſtnachtsaufzug), ein Skandal, der ſeit langen Jahren nicht vorgekommen und durch das Parlament verboten war[4]). Doch wollten ſie ſich nicht ſagen laſſen, ſondern beunruhigten die Stadt, namentlich des Nachts, weßhalb die Bailly's ihnen ein Paar Schwerter und eine Fahne wegnahmen. Das aber gab die Veranlaſſung, daß ſie in derſelben Nacht einen Aufruhr erregten. Sie beſetzten die Thore der Stadt, und verfolgten einige Leute bis in deren Häuſer, indem ſie die Rückgabe der Schwerter verlangten. Auch hörten ſie danach noch nicht auf, ſowohl die Einwohner von Edinburg, als auch verſchiedene andere unſerer Landsleute zu beläſtigen, indem ſie ihnen Geld abnahmen und mit anderen Mißhandlungen drohten." Der Magiſtrat ſah ſich endlich genöthigt, Gewalt zu gebrauchen, und es wurde einer der hauptſächlichſten Rädelsführer, Namens Kyllon, ein Schuſter, in's Gefängniß geworfen und vor Gericht geſtellt. Da er überführt wurde, dem Joh. Mowbray 10 Kronen abgenommen zu haben, ſo ſollte er auf dem Marktplatze von Edinburg gehängt werden. „Aber, fährt Knox fort, „da erhoben ſie einen Tumult, der Tolbooth (Stadthaus) wurde erbrochen, und nicht allein der genannte Kyllon gewaltſam befreit, ſondern auch andere Uebelthäter in Freiheit geſetzt und der Galgen zerſchlagen. Als dann der Provoſt ſich nach dem Tolbooth begab, um den Aufruhr zu ſtillen, griffen ſie das Gebäude nochmals an, indem ſie Allen, welche darin waren, den Tod drohten, und nur mit Mühe konnten ſie zurückgehalten werden.

1) Knox, hist., 269.
2) Ebendaſ. 269.
3) Ebendaſ. 269 ff.
4) NB. früher hatten die Prälaten auf das Verbot gedrungen, weil man die Maskerade zur Verſpottung der römiſchen Geiſtlichkeit benutzt hatte.

Daß nun aber bei dieſem Aufſtande papiſtiſch geſinnte Leute ihre Hand im Spiele gehabt hätten, davon meint Knox, Beweiſe zu haben. Es ſeien, erzählt er, eben acht dieſer Leute, die er mit Namen nennt, zu ihm gekommen und hätten verlangt, er ſolle den „Provoſt und die Stadt bewegen, die Hinrichtung zu unterlaſſen," und als er ihnen geantwortet, daß er ſchon bei dem früheren Tumult Einigen ausgeholfen habe, daß er nun aber ſähe, wie ſie ihn nur zum Schutzpatron ihrer Verbrechen machen wollten, da hätten ſie ihm gedroht, daß, wenn die Hinrichtung nicht aufgeſchoben werde, er und die Bailly's es entgelten ſollten; er aber habe ſie mit den Worten fortgeſchickt, er wolle ſein Gewiſſen nicht aus Menſchenfurcht beflecken. Gleich darauf ſei dann der Aufruhr entſtanden.

Der Magiſtrat ſah ſich endlich genöthigt, nachzugeben und zu verkündigen, daß er Keinen, der bei dem Tumult betheiligt geweſen ſei, zur Rechenſchaft ziehen werde, aber — die Kirche ließ ſich nicht ſo leicht ſchrecken. Knox berichtet, es ſeien ſämmtliche Theilnehmer des Aufſtandes für ſo lange vom Abendmahl ausgeſchloſſen worden, bis ſie bereut und der Obrigkeit Genugthuung gegeben hätten. — —

Die Anhänger der römiſchen Kirche, denen Knox vorwirft, daß ſie dieſe Unruhen angezettelt hätten, machten allerdings noch immer allerlei Anſtrengungen und Pläne, wie ſie ihre Macht wieder erlangen möchten. Gleichzeitig mit dem Lord Stuart ſchickten auch ſie ihren Botſchafter, den Biſchof von Roß, Joh. Lesley, nach Frankreich, um bei der Königin ihre Sache zu betreiben, und als bald darnach noch ein franzöſiſcher Geſandter ankam, um mit den Baronen zu unterhandeln, pflogen ſie mit dieſem mannigfach Rath, was zu thun ſei. Die Biſchöfe hielten eine Verſammlung zu Stirling, und man beſchloß denn, daß man Edinburg angreifen und es erobern wolle, noch bevor das Parlament zuſammenkäme. Die Grafen Huntley, Athol und Bothwell ſollten ihre Mannſchaften dazu hergeben. Auch ging das Gerücht, daß der Herzog von Chatelherault durch ſeinen Bruder, den Erzbiſchof von St. Andrews, wieder der Sache des Evangeliums abwendig gemacht worden ſei und, da er als die „zweite Perſon" im Königreich der natürliche Stellvertreter der Königin wäre, in deren Namen Schritte zu Gunſten der römiſchen Kirche zu thun gedenke. Doch waren die Proteſtanten auch wachſam genug, um ſich nicht überrumpeln zu laſſen. Sie kamen wieder in Edinburg zuſammen, um die Stadt gegen mögliche Angriffe zu vertheidigen, und die Römiſchen, welche ſchon in zwei Haufen heranzogen, mußten ihr Unternehmen aufgeben, die Proteſtanten aber, ſich am 27. Mai 1561 im Tolbooth verſammelnd, — zweite General-Synode — beſchloſſen eine Zuſchrift an den geheimen Rath und das bereits eröffnete Parlament zu richten, in welcher ſie ihre Begehren nochmals zuſammenſtellten und baten, die folgenden Punkte zum Geſetz zu erheben[1]):

1) Knox, hist., 271.

1) Daß der Götzendienſt und alle Denkmäler deſſelben im ganzen Königreiche unterdrückt und diejenigen, welche die Meſſe leſen oder hören würden, beſtraft werden ſollten gemäß dem früheren Parlamentsbeſchluſſe;

2) daß beſondere und ſichere Vorkehrung getroffen würde zur Unterhaltung der Superintendenten, Prediger, Ermahner und Leſer, daß Superintendenten und Prediger eingeſetzt werden möchten, wo ſich noch keine befänden, daß denen Strafe gedroht würde, welche den Superintendenten in ihrem Amte ungehorſam wären und ſie verachteten;

3) daß den Verächtern der Sakramente und Denen, die ſie mißbrauchten, Strafe gedroht würde;

4, 5 und 6) daß man Vorkehrungen träfe, damit die Einkünfte der Kirchen (Zehnten) auch im Dienſte der Kirche verwendet würden, und

7) daß diejenigen beſtraft werden möchten, welche päpſtliche Bullen erwirken, heimbringen und ausführen würden.

Dieſe Forderungen wurden denn auch vom Parlamente bewilligt und Befehl gegeben, ſie in Vollzug zu ſetzen, ſodaß Knox darüber frohlocken konnte, „daß die Anſchläge des Satans ſchlechten Fortgang hätten[1]." Wenigſtens zeigte das Parlament, daß es ſeine früheren Beſchlüſſe zu Gunſten des Evangeliums aufrecht zu erhalten entſchloſſen ſei, und auch die Prediger konnten jetzt ſich deſſen getröſten, daß ſie zum Mindeſten nicht vollſtändigen Mangel würden erliegen müſſen, wenn auch ihr Einkommen noch immer gering genug war.

Um dieſe Zeit kam auch Lord Stuart von Frankreich zurück. Er hatte zuerſt ſeine Reiſe über London genommen, theils um Eliſabeth von dem Zwecke ſeiner Sendung zu unterrichten — daß er Nichts gegen das Bündniß mit England im Schilde führe — theils auch wohl um eben mit der Königin von England und ihren Diplomaten zu bereden, auf welche Weiſe dem Einfluſſe der Guiſen bei Maria entgegen gearbeitet und dieſe zu dem Entſchluſſe gebracht werden könnte, den die Verhältniſſe Schottlands nothwendig machten: zur Genehmigung des Friedens von Leith und der durch das Parlament von 1560 gefaßten Beſchlüſſe in Betreff der Religionsangelegenheiten. Daß die Schotten entſchloſſen waren, vom Evangelium nicht zu laſſen, ſondern im Gegentheil Alles, auch das Aeußerſte dran zu ſetzen, um ihr evangeliſches Glaubensbekenntniß und die nunmehr thatſächlich beſtehende reformirte Kirche zu ſchützen, konnte ſich der Prior nicht verhehlen, wie er denn auch ſelbſt nicht geneigt war, Etwas von dem aufzugeben, wofür er ſelbſt alle ſeine Macht und Thätigkeit eingeſetzt hatte, und ſollten in Schottland Ruhe und Frieden eintreten, ſollte Maria ſelbſt eine geſicherte Regierung führen, ſo blieb ihr allerdings Nichts übrig, als ſich in die Verhältniſſe zu fügen und

1) Knox, hist., 273.

mit Aufrichtigkeit anzunehmen, was nicht zu ändern war[1]). In dieſem Sinne faßte der Prior ſeine Miſſion an ſeine Halbſchweſter auf, und was war natürlicher, als daß er dabei die Hilfe und den Beirath derer in Anſpruch nahm, welche die Verbündeten der Evangeliſchen Schottlands waren: der Engländer?

Lord Stuart traf dann die Königin von Schottland zu Rheims, wo damals der franzöſiſche Hof gerade ſich aufhielt. Er fand, daß ihm Lesley, der Abgeſandte der Römiſchen, bereits zuvorgekommen war, aber auch, daß dieſer keine eben günſtige Aufnahme bei Maria gehabt hatte. Der Official von Aberdeen hatte ihr die Ergebenheit der Anhänger Roms in ihrem Königreiche bezeugt und zugleich zu verſtehen gegeben, daß dem Prior von St. Andrews nicht zu trauen ſei, da derſelbe ſelbſt nach der Krone von Schottland ſtrebe, aber die Königin ſchien für Beides keinen Glauben zu haben. In Betreff der Treue der römiſch geſinnten Barone erinnerte ſie deren Geſandten daran, daß ja Huntley während des letzten Krieges mit den Evangeliſchen gemeinſame Sache gemacht habe, um auch ſeinen Antheil an den Gütern der Kirche davonzutragen, und die Beſchuldigungen gegen ihren Bruder wies ſie ebenfalls zurück. Der Prälat erlangte nichts Anderes, als daß die Königin ihm erlaubte, ihrem Gefolge ſich anzuſchließen[2]).

Ein bei weitem freundlicheres Willkommen fand dagegen Lord Stuart, und er verſtand es auch, das Vertrauen der Königin ſich in wenig Tagen zu erwerben. Das geſchwiſterliche Verhältniß, in welchem er zu ihr ſtand, bahnte ihm den Weg, und es ſtellte ſich bald ein freundſchaftlicher Verkehr zwiſchen Beiden her. Er ſagte der Königin, daß nur die Anhänglichkeit an ihre Perſon ihn bewogen habe, die Reiſe zu übernehmen, und gab ihr die Verſicherung, daß ſie, wenn ſie ſich entſchließen könne, nach Schottland zurückzukehren, dort einer freundlichen Aufnahme und der Treue der Evangeliſchen gewiß ſein könne[3]). Sie zu dieſer Rückkehr, die durch die Verhältniſſe ſo

1) Aus einem Briefe Lethingtons an Cecil, d. d. 6. Februar 1561, geht hervor, daß die Schotten entſchloſſen waren, Maria nicht bei ſich aufzunehmen, „wenn dieſelbe, auf die Rathſchläge der Guiſen hörend, damit umginge, das Vaterland in neue Schreckniſſe zu ſtürzen.“ Tytler, VI, 205 f.

2) Tytler, VI, 217.

3) Ohne Zweifel meinte es der Prior redlich mit ſeiner Schweſter, und es war wohl gewiß aus ſeinem Herzen geſprochen, wenn er ſagte, daß brüderliche Liebe ihn zu ihr getrieben habe. Tytler, l. c., nimmt freilich Anſtoß daran, daß er ihr das geſagt habe, aber — wäre es denn nicht wirklich zum Heile Maria's geweſen, wenn ſie dem Rathe ihres Bruders gegefolgt wäre und den Evangeliſchen ungeheuchelte Freundſchaft bewieſen hätte? Freilich verkehrte der Prior auch mit Eliſabeth und pflog mit dieſer und ihren Geſandten Berathung, aber — war nicht auch ein Bündniß mit England für Schottland und für — Maria vortheilhafter, als ein ſolches mit Frankreich und mit den Guiſen? Tytler legt offenbar einen zu

durchaus geboten war, und zu der eben so nothwendigen offenen Anerkennung der Parlamentsbeschlüsse von 1560 zu bewegen, ließ er unausgesetzt seine Sorge sein.

Damit aber gelangte er freilich nicht weit. Wie freundschaftlich auch sein Verkehr mit der Schwester war und wie große Vertraulichkeit sie gegen ihn auch an den Tag legte, so vermochten doch seine Vorstellungen Nichts über sie. Die Ratifikation des Friedens von Leith, namentlich das Bündniß mit England lehnte sie auf das Bestimmteste ab, und ebenso gab sie auch im Betreff der Sicherheit der reformirten Kirche in Schottland keine Zusicherungen, wie sie denn auch die Rückkehr in ihr Königreich hinauszuschieben Willens war. Sie stand damals, wie auch die ganze Zeit hernach, vollständig unter dem Einflusse der Guisen, und daß da keine günstige Gesinnung gegen das Evangelium in ihrem Herzen aufkommen konnte, ist begreiflich. Statt der Genehmigung der kirchlichen Veränderungen in Schottland war sie vielmehr entschlossen, die römische Kirche dort wieder aufzurichten, und statt sich an England anzuschließen, blieb sie ihrem Bündnisse mit Frankreich treu. Deßhalb aber schob sie ihre Abreise nach Schottland auch noch hinaus, besonders weil es bei der damaligen Lage in Frankreich selbst den Guisen unmöglich war, die Sache ihrer Nichte in Schottland kräftig zu unterstützen[1]). Lord Stuart redete deßhalb vergebliche Worte, und anstatt die Königin für seine Pläne zu gewinnen, mußte er vielmehr erleben, daß man ihn vielmehr für die ihrigen zu gewinnen suchte.

Es wurde geradezu der Versuch gemacht, ihn durch allerlei große Versprechungen zum Rücktritt in die römische Kirche zu bewegen. Ein Cardinalshut wurde ihm angeboten, und man stellte ihm überhaupt die höchsten kirchlichen Würden in Aussicht, wenn er dem Evangelium entsagen und den Plänen der Guisen und seiner Schwester sich dienstbar machen wolle[2]). Das lehnte er denn freilich ab, treu seinem evangelischen Glauben und überzeugt, daß es für sein Vaterland nur eine Hilfe gebe: die aufrichtige Anerkennung der Reformation, und daß damit seiner Schwester auch am besten gedient

---

niedrigen Maßstab an das Verhalten des Lord Stuart und betrachtet dasselbe lediglich unter dem von vorn herein angenommenen Gesichtspunkte persönlichen Ehrgeizes. Der Prior konnte auch durchaus uneigennützig sein und doch so handeln. Daß er seine Schwester aufgegeben habe, ehe sie sich selbst aufgab und nicht mehr zu retten war, ist nicht nachzuweisen. Tytler sagt selbst (VI, 214), daß der Prior bei einer Zusammenkunft mit Elisabeth abgelehnt habe, den speciellen Interessen Englands zu dienen. War das Verrath?

1) Auch mochte ihre Vorliebe für Frankreich sie bewegen, sowie ein Heirathsplan mit dem Kronprinzen von Spanien, der damals im Werke war, und den sie zum Abschluß zu bringen hoffte, wohl auch, um gegen ihre „rebellischen" Unterthanen eine Stütze an Spanien zu haben.

2) Tytler, VI, 220.

ſei. So fand denn eine wirkliche Annäherung weder von der einen, noch von der andern Seite ſtatt und Lord Stuart mußte unverrichteter Sache wieder abreiſen, nicht ohne daß, wie Knox[1]) erzählt, ſogar Nachſtellungen gegen ſein Leben verſucht worden ſeien.

Maria freilich hielt bei alledem den freundlichen Verkehr mit ihrem Bruder aufrecht, ob aus wirklichem Zutrauen zu ihm, wie Tytler meint[2]), oder weil ihr die Klugheit gebot, es mit dem einflußreichſten Manne in ihrem Königreiche von vorn herein nicht zu verderben, laſſen wir dahingeſtellt, und es kam keineswegs zu einem Bruche zwiſchen Beiden. Sie verſprach ihm vielmehr, ihn für die Zeit ihrer Abweſenheit von Schottland zum Regenten ernennen und ihm die Vollmacht darüber nachſenden zu wollen, ein Verſprechen, das denn freilich nicht in Ausführung kam. Bei der Abreiſe ſuchte die Königin ihren Bruder noch zu bewegen, von dem Bündniſſe mit England abzutreten und wenigſtens ſeinen Rückweg nicht über London zu nehmen — da der Prior auch in dieſer Beziehung bei Dem blieb, was ihm nothwendig erſchien, und der Königin von England von dem Erfolge ſeiner Sendung Bericht erſtattete, ſo blieb die Vollmacht aus[3]), wohl auch, weil Maria ſich bald darauf doch entſchloß, ſich ſelbſt nach Schottland zu begeben und die Leitung der Angelegenheiten dort, unter Beirath ihrer franzöſiſchen Verwandten, mit eigener Hand zu übernehmen.

Maria und die Guiſen hatten während der Zeit einen eigenen Geſandten nach Schottland geſchickt, den Grafen von Noailles, der den Verſuch machen ſollte, ebenſowohl die Barone von dem Bündniß mit England zurückzubringen, als auch das Bündniß zwiſchen Frankreich und Schottland wieder zu betreiben, und zugleich auch den Aenderungen in Sachen des Glaubens Einhalt zu thun. Noailles richtete jedoch gar Nichts aus. Eben als Lord Stuart von Frankreich zurückkehrte[4]), war eine Verſammlung von Lords bei einander[5]), und es wurde beſchloſſen, dem Geſandten aus Frankreich zu antworten, daß Frankreich es um Schottland nicht verdient habe, mit ihm fernerhin ein Bündniß einzugehen, da daſſelbe unter dem Vorwande von Freundſchaft und Heirath ihr Reich und deſſen Freiheiten auf verrätheriſche und grauſame Weiſe habe zu unterdrücken geſucht, daß dagegen ihr Gewiſſen ſowohl, wie die Furcht vor zeitlicher Schande den Lords gebiete, das Bündniß mit England aufrecht zu erhalten, das unter feierlichen Eidſchwüren geſchloſſen ſei, zumal ihnen auch England gegen die Grauſamkeit

1) Knox, hist., 273.
2) Tytler, VI, 220.
3) Ebendaſ. 221.
4) Ebendaſ. 225: der Prior ſei am 20. Mai in London und am 3. Juni 1561 in Edinburg geweſen, Knox, hist., 273, hat keine nähere Zeitangabe.
5) Knox ſagt, l. c., „the Lords and Assambly wer togidder“ — alſo wohl die General-Synode.

und Tyrannei Frankreichs Hilfe geleiſtet habe; endlich daß ſie diejenigen, welche ſich Biſchöfe und Geiſtlichen (Kirkmen) nennten, nicht als rechte Hirten der Gemeinde anerkennen, noch auch zugeben könnten, daß dieſelben ihre Einkünfte rechtmäßiger Weiſe bezögen, vielmehr hielten ſie dieſelben für Nichts, als Wölfe, Diebe, Mörder und faule Bäuche, und deßhalb könnten ſie auch nicht, da Schottland das Joch des Papſtes abgeworfen habe, die geſchworenen Schildträger deſſelben fernerhin unterſtützen und dulden[1]). Zugleich faßte man den Beſchluß, der dem Geſandten auch als Antwort dienen konnte, daß man in der Zerſtörung des „Götzendienſtes" fortfahren wolle. Es war augenſcheinlich, daß an Frieden mit der Königin, ſo lange ſie auf ihrem Sinne beharrte und nicht ehrlich die Reformation anerkannte, nicht zu denken ſei, und — aus dieſem Grunde mochte Lord Stuart es wohl am gerathenſten halten, wenn Maria noch nicht in Schottland erſchiene: ein Zuſammenſtoß mit den Evangeliſchen konnte leicht ſofort Alles verderben und nicht blos Schottland, ſondern auch Maria in unſägliches Elend bringen. Er ſuchte deßhalb Schritte zu thun, um ihre Rückkunft in ihr Land hinauszuſchieben, und hatte dazu um ſo mehr Grund, als ihm von dem engliſchen Geſandten Throckmorton mitgetheilt wurde, daß ſich unter Maria's Auſpicien eine ſtreng römiſche Partei gegen ihn und die evangeliſche Kirche gebildet habe[2]).

Aber gerade die Nachrichten, welche Noailles von Schottland zurückbrachte, ſcheinen den Entſchluß Maria's beſtimmt zu haben, die Zügel der Regierung in ihrem Lande ſelbſt in die Hand zu nehmen. Es ſchien ihre Gegenwart dort nun durchaus nöthig zu ſein, wenn den Baronen, die jetzt thatſächlich an der Spitze des Reiches ſtanden, nicht vollſtändig das Feld gelaſſen werden ſollte, und nur wenn ſie dort war, war es möglich, ihnen ein Gegengewicht entgegenzuſtellen. So erbat ſie ſich denn jetzt von Eliſabeth einen Paß, um ihre Reiſe durch England zu nehmen, und war entſchloſſen, das ganze Gewicht ihres königlichen Namens, wie ihrer perſönlichen Reize in die Wagſchale zu legen, um das bereits verlorene Feld, wenn auch nur allmälig, wieder zu erobern. Daß die Guiſen an dieſem Entſchluſſe den bedeutendſten Antheil hatten, iſt kaum anders zu denken. Maria ſtand durchaus unter dem Einfluſſe derſelben[3]).

Eliſabeth war jedoch nicht geneigt, auf ihr Begehren einzugehen, theils aus Furcht für ihre eigene Sicherheit — da die römiſche Kirche noch immer Anhänger genug in England zählte, und dieſe in Maria Stuart ihre recht-

1) S. die Antwort bei Knox, hist., 274.

2) Vgl. Tytler VI, 224 f. und wie Tytler das Verfahren des Priors beurtheilt.

3) Maria ſagt zu Throckmorton, ihre Unterthanen hätten ſich herausgenommen, was ihnen nicht zuſtehe, und ſie beruft ſich auf ihren Onkel, den Cardinal. Tytler, VI, 227.

mäßige Königin und Diejenige erblickten, die allein im Stande wäre, ihre Sache zu fördern, so war die Anwesenheit einer solchen Nebenbuhlerin im eigenen Reiche gewiß nicht ohne Bedenken — theils aber auch, weil sie Grund hatte zu wünschen, daß Maria nicht eher in Schottland erschiene, als bis der Vertrag von Leith ratificirt worden sei. Dieß Letztere hatte sie noch vor Kurzem von der Königin von Schottland durch Throckmorton wiederholt verlangt, aber diese hatte es ebenso entschieden verweigert, wie früher, und dabei zugleich zu erkennen gegeben, wie wenig sie der Reformation in Schottland gewogen sei[1]). Deßhalb schlug Elisabeth ihr denn nicht blos in wenig freundlicher Weise die Erlaubniß, durch England zu reisen, ab, indem sie d'Osell, der darum nachsuchte und den Auftrag hatte, dann weiter nach Schottland zu gehen, um dort Maria's Ankunft zu melden, sofort nach Frankreich zurückschickte, sondern sie ließ auch Schiffe ausrüsten mit der Absicht, der Königin von Schottland aufzulauern, wenn diese ihren Weg zur See nehmen sollte[2]).

Maria wurde durch dieß Betragen im höchsten Grade aufgebracht[3]). Doch blieb sie bei ihrem Entschlusse. Sie ließ in der Stille Schiffe in Stand setzen und verließ am 21. Juli 1561 Paris, um sich, nachdem sie eine Zeit lang auf günstigen Wind hatte warten müssen, am 14. August zu Calais einzuschiffen. Die Geschichtschreiber erzählen, wie sie mit vielem Schmerze nach der Küste Frankreichs zurückgeblickt habe, bis ihr dieselbe aus den Augen verschwunden sei, und Dichter haben ihr „Lebewohl an Frankreich" sogar besungen[4]) — wichtiger ist, daß sie noch kurz vor ihrer Abreise eine Zusammenkunft mit dem Cardinal von Lothringen und den übrigen Häuptern der Guisen hatte und dort ihr künftiges Verfahren vorgezeichnet bekam. Begleitet wurde sie von ihrem Oheim, den Marquis d'Elbeuf, auch einem Guisen, und andern Anhängern dieser Partei.

Die Engländer kreuzten vergeblich. Ohne von ihnen angehalten zu werden, kam sie in Leith an, zum großen Staunen der Schotten, die auf ihre Ankunft nicht vorbereitet waren. Wenigstens nennt Knox[5]) ihre Ankunft eine „plötzliche." — — —

— Während dieser Zeit, wo des Reformators Seele mit so viel Sorgen für seine neu errichtete Kirche erfüllt war, erlitt er auch einen schweren häuslichen Kummer: Seine vortreffliche Frau, die so Vieles mit ihm getragen und ihm stets eine treue Gefährtin gewesen war, wurde ihm durch den Tod entrissen, etwa um die Zeit, als die Nachricht von dem Ableben des

1) S. die Aktenstücke bei Tytler, l. c.
2) Ibid., 228.
3) Vgl. ibid. 231 die Depesche Throckmortons.
4) Vgl. Beranger Adieu de Marie Stuart in dessen Chansons.
5) Knox, hist., 280.

Königs von Frankreich nach Schottland kam[1]). Er selbst erzählt uns, wie der Lord Stuart und der Herzog von Chatelherault sich bemüht hätten, ihn zu trösten, und wohl war es für ihn ein harter Verlust. Zwei unerwachsene Kinder blieben dem so viel beschäftigten Manne zur Obhut zurück, und, wenn er auch noch die Schwiegermutter hatte, so war dieselbe doch auch so tief gebeugt, daß er Mühe hatte, sie aufzurichten. Die vielfältige Arbeit und Sorge, welche die drohenden Zeitumstände ihm machten, dienten ihm wohl dazu, ihm über diese Schmerzen hinweg zu helfen. Auch Calvin schrieb dem Freunde einen Trostbrief, in welchem er an den Tag legte, wie hoch er die Frau geachtet habe, wie denn auch dem Genfer Reformator dieser Verlust sehr zu Herzen gegangen zu sein scheint. „Dein Verlust, heißt es da, ist mir, wie billig, schmerzlich und bitter. Du hattest eine Frau, der wenige verglichen werden können[2])."

Neunzehntes Kapitel.

Maria's erster Zusammenstoß mit Knox.

Die Königin wurde in durchaus freundlicher Weise von ihren Unterthanen empfangen. Die Barone kamen ihr bis Leith entgegen und holten sie von da in feierlichem Zuge nach Edinburg ab, und wenn sie es in Schottland auch nicht so glänzend fand, wie in Frankreich, das ja schon damals das Land der Ueppigkeit war, so zeigte ihr doch Alles, daß sie willkommen sei[3]). Beide Parteien setzten ihre Hoffnungen auf die Anwesenheit der Königin im Vaterlande, die Römischen, indem sie erwarteten, an ihr eine Stütze zu finden, die Evangelischen, indem sie hofften, ein längerer Aufenthalt Maria's unter ihnen und namentlich der Umstand, daß sie dem unmittelbaren Einflusse der Guisen entzogen sei, würde am Ende bewirken, daß sie der Reformation geneigter würde[4]).

Beide sollten sich jedoch in ihren Erwartungen betrogen sehen. Um dem Evangelium Geschmack abzugewinnen, dazu war die Zöglingin des französischen Hofes überhaupt zu leichtfertig, auch wenn die Anhänglichkeit an die römische Kirche weniger tief in ihrem Herzen wäre eingeprägt gewesen,

1) Vgl. Knox, hist., 260.
2) Calvini Oper. IX, 150.
3) Vgl. über den Empfang Knox, hist., 203 f. Tytler, VI, 236.
4) Knox, hist., 285. Die Edelleute sagten: „If we were not assaved, that she mycht be wone, we sould be als grit Enemies to her Mess as ye suld be."

als es wirklich der Fall war, und namentlich dieſer ſtrenge Ernſt, mit welchem die ſchottiſchen Proteſtanten, den Grundſätzen der reformirten Kirche gemäß, auf Ehrbarkeit und Heiligung des Lebens drangen, war der an üppiges Weſen Gewöhnten ein Gräuel. In Frankreich war ſie eine Zeit lang die erſte Frau im Staate, von tauſend Schmeichlern umgeben, die ihren Winken gehorchten und nichts ſagten, als was ihr angenehm war[1]), hier dagegen wagten es die Vertreter der evangeliſchen Kirche, die Prediger, ihr ohne Menſchenfurcht und Menſchengefälligkeit und ohne alle Verhüllung die Wahrheit vor die Augen zu ſtellen und ihr nicht blos in Sachen des Glaubens zu widerſtehen, ſondern auch ihre eigene Lebensweiſe zu rügen, und ſie hätte eine tiefer und ernſter angelegte Natur geweſen ſein müſſen, wenn ſie das hätte würdigen und dadurch nicht vielmehr geärgert und abgeſtoßen, als bekehrt werden ſollen. So war denn am Ende vorauszuſehen, daß ſie den Evangeliſchen Nichts zugeſtehen werde, wozu ſie ſich nicht durch die Gewalt der Umſtände gezwungen ſähe.

Aber auch die Römiſchen täuſchten ſich, wenn ſie meinten, Maria werde nun ohne Weiteres Schritte thun, um ihnen wieder aufzuhelfen. Die Zurückführung des Papſtthums blieb zwar fortwährend das von der Königin

1) M'Crie, II, 22 ſagt: Die Erziehung, welche Maria am franzöſiſchen Hofe empfing, wie ſehr ſie auch ihrer Schönheit förderlich ſein mochte, war die ſchlechteſte, die man ſich denken kann, um ſie geſchickt zu machen, ihr Vaterland in der gegenwärtigen Lage zu regieren. Schon von Natur heftigen Gemüthes, war ſie durch die Unterwürfigkeit, welche ſie gewohnt war, ihren perſönlichen Reizen gewidmet zu ſehen, gegen jeden Widerſpruch im höchſten Grade empfindlich geworden. An den Glanz und die galanten Manieren des üppigſten und ſittenloſeſten Hofes von Europa gewöhnt, konnte ſie es nicht über ſich gewinnen, ſich die Zurückhaltung aufzulegen, welche die ſtrengere Lebensweiſe ihrer Unterthanen von ihr forderte, und während dieſe durch die Freiheit ihres Betragens geärgert wurden, verbarg ſie die Abneigung und den Widerwillen nicht, den ſie an den Sitten derſelben empfand. Voll von hohen Meinungen über die Vorrechte der Könige, betrachtete ſie die letzten Ereigniſſe in Schottland als eine Empörung gegen ihre Autorität, und nachdem ſie aufgezogen war von Kindheit an in blinder Anhänglichkeit an die römiſche Kirche, wurde, ehe ſie Frankreich verließ, jedes Mittel angewandt, ſie in ihren Vorurtheilen zu beſtärken und ſie mit Abſcheu gegen die Religion zu erfüllen, welche ihr Volk angenommen hatte. Man lehrte ihr, daß es der größte Ruhm ihrer Regierung ſein würde, ihr Reich zur Unterwürfigkeit gegen den römiſchen Stuhl zurück zu führen und ſich mit den papiſtiſch geſinnten Fürſten des Kontinents zur Ausrottung der Ketzerei zu verbinden. Wenn ſie die Religion, in der ſie erzogen worden ſei, aufgäbe, würde ſie die Freundſchaft dieſer Fürſten verſcherzen, wenn ſie aber darin beharre, könne ſie ſich auf deren Beiſtand verlaſſen und ſie würden ſie in den Stand ſetzen, ihre rebelliſchen Unterthanen zu züchtigen und ihre Anſprüche auf den engliſchen Thron gegen die Uſurpation einer Ketzerin durchzuſetzen."

verfolgte Ziel, aber ſie ſowohl, wie ihre Vettern hatten ſich überzeugt, daß daſſelbe nur auf Umwegen zu erreichen ſei, da man es auf dem geraden Wege der Gewalt nun einmal nicht vermochte. Deßhalb war ſie denn auch entſchloſſen, vor der Hand ihre eigentlichen Pläne in ein tiefes Geheimniß zu verhüllen, bis es ihr gelungen ſein würde, das geſchloſſene Bündniß der Evangeliſchen durch Intriguen zu ſprengen[1]), und ſo war ihre erſte That denn die, daß ſie den „Zuſtand der Religion", wie ſie ihn bei ihrer Ankunft in Schottland vorgefunden hatte, als rechtsbeſtändig anerkannte und ſich nur ausbedang, die Meſſe in ihrer Privatcapelle feiern laſſen zu dürfen.

Das Letztere erregte aber ſofort den Verdacht und Unwillen Derjenigen unter den Evangeliſchen, die am Hofe Nichts meinten zu ſuchen zu haben, während dagegen freilich Andere, wie namentlich Lethington, aber auch Lord Stuart, Letzterer wohl aus brüderlicher Geſinnung gegen Maria, die Partei der Königin nahmen. Faſt wäre es ſofort zum Aufſtande gekommen. Als die Königin gleich am erſten Sonntage nach ihrer Ankunft (24. Auguſt) die Meſſe in ihrer Capelle abhalten laſſen wollte, entſtand ein Sturm des Unwillens. Man erblickte darin eine Verletzung der Parlamentbeſchlüſſe, durch welche der „Götzendienſt" für den ganzen Bereich des Landes verboten war, und indem man es als eine Verhöhnung des evangeliſchen Glaubens empfand, fürchtete man darin den Anfang weiter greifender Maßregeln gegen denſelben. „Die Herzen aller Frommen", erzählt Knox[2]), „fingen an ſich zu empören, und man ſagte offen: Soll dem Götzendienſte wieder Raum im Reiche gegeben werden? Das ſoll nicht geſchehen!" Ein Haufen von Edelleuten aus Fyfe, an der Spitze Lord Lindſay, und Andere ſtürmten nach dem Schloſſe und riefen zur Thür der Capelle hinein: „der götzendieneriſche Prieſter ſolle des Todes ſterben, wie es das Wort Gottes gebiete." Sie würden ohne Zweifel ihren Vorſatz ausgeführt haben, hätte ſich ihnen Lord Stuart[3]) nebſt einigen anderen Baronen nicht in den Weg geworfen und ſie von weiterem Vordringen abgehalten. So konnte die Meſſe denn allerdings gefeiert werden, „die Herzen der Frommen waren mit Kummer erfüllt und am Nachmittage begaben ſie ſich nach der Abtei, Klagen über dieß Vorgehen der Königin führend und indem ſie zugleich es ausſprachen, ſie könnten es nicht dulden, daß das Land, welches Gott durch ſeine Allmacht vom Götzendienſte gereinigt hätte, nun wieder vor ihren Augen damit befleckt werden ſollte." Nur mit Mühe gelang es, ſie zum Frieden zu reden, indem man den Edelleuten Seitens der Hofpartei vorſtellte, daß ſie durch ein ſolches Benehmen die Königin ſofort wieder vertreiben würden und daß

1) Vgl. M'Crie, II, 23.

2) Knox, hist., 284. Vgl. Buchanan, 329.

3) Knox ſagt, Lord Stuart habe die Thür zugehalten und vorgegeben, die Schotten von der Theilnahme an der Meſſe zurückhalten zu wollen. (l. c.)

ja Aussicht sei, Maria, wenn man ihr nur Zeit lasse, für das Evangelium zu gewinnen. „Durch diese und ähnliche Ueberredungen wurde der Eifer der Brüder gedämpft."

Knox bemühte sich nun allerdings selbst, den Unwillen seiner Brüder zu besänftigen [1]). Er wollte nicht, daß die Königin gleich bei ihrer Rückkehr beleidigt und dadurch von vorn herein gegen das Evangelium eingenommen werde, da ja auch er hoffen mochte, sie noch für dasselbe gewinnen zu können. Gleichwohl aber war auch er nicht wenig von dem Vorfalle ergriffen, und obgleich er von allem gewaltsamen Vorgehen abmahnte, so sah er sich doch veranlaßt [2]), öffentlich auf der Kanzel ein unumwundenes Zeugniß wider die Messe abzulegen, jedenfalls weil er meinte, daß sein Schweigen Niemanden zu einem Fallstricke dienen solle.

„Am nächsten Sonntage", erzählt er selbst [3]), „predigte er gegen den Götzendienst und zeigte, was für schreckliche Plagen Gott über die Königreiche und Nationen um desselben willen verhängt habe, indem er zugleich hinzufügte, daß eine Messe für ihn furchtbarer sei, als wenn zehntausend Feinde im Königreiche an's Land stiegen, um den heiligen Glauben zu unterdrücken. Denn, sagte er, unser Gott hat Macht genug, die Menge in die Flucht zu schlagen, wenn wir uns unbeweglich auf ihn verlassen, und davon haben wir ja auch Erfahrung genug gemacht; aber wenn wir mit dem Götzendienste uns einlassen, so ist kein Zweifel, daß Gott seine Hand von uns wenden wird, und was soll dann aus uns werden? Ach! ich fürchte, Erfahrung wird es uns lehren zum Wehklagen Vieler!"

Doch die Königin setzte ihren Willen durch, daß ihr die Abhaltung der Messe gestattet wurde. Auf den Rath ihres geheimen Rathes, den sie gleich nach ihrer Ankunft niedergesetzt hatte, bestehend aus dem Herzoge von Chatelherault, dem Lord Stuart, dem Grafen Huntley, Argyle und Anderen, erließ sie einen Befehl [4]), daß Jedermann sich ruhig verhalten und Niemand, bis zum Zusammentritt eines Parlaments, welches diese Angelegenheit in Ordnung bringen werde, irgend eine Veränderung oder Neuerung in Religionssachen vornehmen solle, bei Strafe des Hochverrathes. Auch solle Niemand sich unterstehen, an ihrer Dienerschaft oder an Personen, welche zu ihr aus Frankreich kämen, unter was immer für einem Vorwande sich zu vergreifen. Dadurch wurden Viele beruhigt, namentlich als den Edelleuten, welche sich Anfangs gegen die Messe aufgelehnt hatten, bemerklich gemacht wurde, daß es gelte, mit der Königin Geduld zu haben und zu warten, bis sie für das Evangelium gewonnen sein werde. So gab man sich am Ende zufrieden.

1) M'Crie, II, 24.

2) Wahrscheinlich weil Lethington und die rasch sich bildende Hofpartei ihn einer solchen Ermahnung bedürftig scheinen mochte.

3) Knox, hist., 287.

4) Ebendas. 285, wo die Proclamation mitgetheilt ist.

„Die ſchmeichelhaften Worte der Königin", ſagt Knox[1]), „auf der einen Seite, welche immerfort rief: Gewiſſen! Gewiſſen! es iſt ein köſtlich Ding, das Gewiſſen rein zu bewahren! und auf der andern Seite die ſubtilen Ueberredungen derer, die ihr das Wort redeten (wir meinen Solche, welche ſonſt für unſre Freunde galten) bethörten alle Leute und brachten ihnen die Meinung bei, ſie werde ſich dazu verſtehen, die Predigt zu hören, und es ſei kein Zweifel, daß ſie werde gewonnen werden. Und ſo wurde von Allen beſchloſſen, ſie (mit ihrer Meſſe) für eine Zeit lang zu ertragen." Nur Graf Arran ſchlug eine öffentliche Proteſtation an das Marktkreuz von Edinburg[2]), in welcher er ſich auf die Beſchlüſſe des früheren Parlamentes, die Ausrottung des Götzendienſtes betreffend, berief und darauf beſtand, daß von dieſem Geſetze Niemand innerhalb des Königreiches, auch nicht das Hausgeſinde der Königin und die Fremden, die aus Frankreich kämen, ausgenommen ſein könnten[3]).

So war denn allerdings ein Funken der Zwietracht von vorn herein zwiſchen die Königin und ihr Volk geworfen, der, für den Augenblick freilich gedämpft, doch gar leicht in helle Flammen ausſchlagen konnte. Maria mochte das wohl ſelbſt einſehen, daß die Gefahr nicht gering ſei, beſonders, daß Knox nicht ruhen werde, ſo lange der Stein des Anſtoßes in der Capelle von Holyroodhouſe bliebe. Aus dieſem Grunde wünſchte ſie denn eine perſönliche Unterredung mit dem Reformator zu haben, ſei es, daß ſie wirklich hoffte, vertrauend auf ihre ſo ſehr gewinnende Perſönlichkeit, auch ihn an ſich feſſeln zu können, ſei es, daß ein unbeſtimmtes Gefühl ſie trieb, den Mann kennen zu lernen, von dem ſie wußte, daß er die Seele der Partei ſei, die ihren Abſichten gegenüberſtand. Sie ließ ihn deßhalb zu ſich entbieten (Anfang Septembers) und hielt in Gegenwart des Lord Stuart eine jener merkwürdigen Unterredungen mit ihm, um derentwillen Knox ſo oft der unehrbietigen Frechheit gegen ſeine Königin angeklagt worden iſt, die aber doch am Ende nichts Anderes bezeugen, als den Freimuth des Predigers, der ſich bewußt war, welche Sache er der Königin gegenüber zu vertreten hatte, und daß er davon nicht weichen dürfe.

Maria hatte von vorn herein ein Vorurtheil gegen den Reformator. wie dies auch kaum anders ſein konnte, und ſie ließ ihn daſſelbe auch ſogleich empfinden[4]). „Sie machte ihm Vorwürfe, daß er einen Theil ihrer Unter-

1) Knox, hist., 287.

2) Was Arran bewogen, iſt nicht klar. Ob die Zurückweiſung ſeiner Bewerbungen bei Maria?

3) Ebendaſ. 285. In allen geſetzlichen Dingen verſprach die Proclamation, die als im Namen Vieler erlaſſen abgefaßt war, der Königin Gehorſam zu leiſten und fügte hinzu, wie es ſich von ſelbſt verſtände, daß Niemand das Geſinde der Königin verletzen werde. „We have learned in our Maister Chrysts School, To keap Peace with all Men."

4) Ebendaſ. 288 ff.

thanen gegen ihre Mutter und gegen ſie ſelbſt aufgereizt habe, ſie hielt ihm die Schrift wider das Frauenregiment vor, und meinte, ſie wolle dieſelbe von den gelehrten Männern Europa's widerlegen laſſen, ſie beſchuldigte ihn endlich wegen der „verrätheriſchen" Verbindung mit England und daß ihr geſagt worden ſei, er habe einen Bund mit dem Teufel gemacht.

Knox antwortete darauf: „Madame, es gefalle Ew. Majeſtät, mich ruhig anzuhören. Für's Erſte, wenn die Wahrheit Gottes lauter lehren, wenn den Götzendienſt zurückweiſen und das Volk dahin bringen, daß es Gott gemäß ſeinem Worte verehrt, die Unterthanen gegen ihre Fürſten aufreizen heißt, dann bin ich nicht zu entſchuldigen, denn es hat Gott in ſeiner Gnade gefallen, mich nebſt vielen Andern dazu zu erwählen, daß ich in dieſem Reiche die Nichtigkeit der papiſtiſchen Religion und den Betrug, den Stolz und die Tyrannei des römiſchen Antichriſt's an's Licht bringen ſoll. Aber, Madame, wenn die wahre Erkenntniß Gottes und ſeine rechte Verehrung die hauptſächlichſte Urſache iſt, welche die Leute bewegen muß, ihren Fürſten recht von Herzen zu gehorchen, wie es denn gewiß iſt, daß es ſich ſo verhält, weſſen kann ich dann beſchuldigt werden? Ich denke und bin davon ſicher überzeugt, daß Ew. Gnaden unbeweglicher Gehorſam geleiſtet worden iſt und noch wird von Denen, welche in dieſem Königreiche Jeſum Chriſtum bekennen, wie jemals eurem Vater oder euren andern Vorfahren von Seiten derer, die man Biſchöfe nannte. Und was das Buch anbetrifft, welches Ew. Majeſtät ſo ſehr verletzt zu haben ſcheint, ſo iſt es allerdings wahr, daß ich es geſchrieben habe, und ich bin auch gern damit einverſtanden, daß es von allen Gelehrten der Welt beurtheilt werde. Ich höre, daß ein Engländer gegen daſſelbe geſchrieben hat, aber ich habe ihn noch nicht geleſen. Wenn er jedoch meine Gründe hinreichend unterſucht und ſeine Gegenbeweiſungen mit eben ſo augenſcheinlichen Zeugniſſen, wie ich die meinigen, unterſtützt hat, ſo werde ich nicht halsſtarrig ſein, ſondern gern meinen Irrthum und meine Unwiſſenheit bekennen. Aber bis zu dieſer Stunde bin ich überzeugt, daß ich die in meinem Werke behaupteten Dinge werde aufrecht erhalten können und zwar ich allein gegenüber von zehn Gelehrten Europa's, die ſie widerlegen möchten."

„Ihr meint", erwiderte die Königin, „daß ich mit Unrecht auf dem Throne ſitze!"

Knox: „Eure Majeſtät wollen bedenken, daß gelehrte Leute zu allen Zeiten Meinungen gehegt haben, die dem gewöhnlichen Urtheile der Welt gemeinlich entgegen waren, auch haben ſie dieſelben bekannt gemacht, ſowohl mündlich, als ſchriftlich, ungeachtet ſie ſelbſt in der gewöhnlichen Gemeinſchaft mit Anderen gelebt und ruhig die Irrthümer und Unvollkommenheiten ertragen haben, welche ſie nicht beſeitigen konnten. Der Philoſoph Plato ſchrieb ſein Buch über den Staat, in welchem er manche Dinge verwarf, welche damals in der Welt beſtanden, und von manchen verlangte, daß ſie

verbeſſert werden ſollten, dennoch lebte er unter ſolchen Geſetzen, als damals galten, ohne irgend wie den Staat zu beunruhigen. Eben ſo, Madame, zu thun bin ich bereit und zwar mit aufrichtigem Herzen und mit dem Zeugniſſe eines guten Gewiſſens. Ich habe meine Meinung der Welt dargethan, wenn nun das Königreich keinen Anſtoß an der Regierung einer Frau nimmt, ſo werde ich dem, was man allgemein billigt, nicht ferner widerſprechen, es ſei denn inwendig in meinem Herzen, ſondern ich werde eben ſo gern unter der Herrſchaft Eurer Gnaden leben, wie Paulus unter Nero, und ich hoffe auch, daß, ſo lange ihr eure Hände nicht mit dem Blute der Heiligen Gottes befleckt, weder ich, noch das Buch eurem Anſehen Schaden thun wird, denn in der That, Madame, das Buch war ganz beſonders gegen die gottloſe Jeſabel von England geſchrieben."

Maria: „Aber ihr ſprecht vom Frauenregiment im Allgemeinen."

Knox: „Ganz gewiß, Madame, und doch ſcheint mir, daß Eure Gnaden weiſe genug ſein ſollten, um niemals deßhalb Streit anzufangen, was bis jetzt Eurer Gnaden nicht geſchadet hat, weder was die Perſon, noch das Anſehen anlangt. Denn ſeit Kurzem ſind manche Dinge, die man früher für ausgemacht hielt, in Zweifel gezogen, ja, ſie ſind geradezu angefochten worden. Doch aber, Madame, bin ich gewiß, daß weder ein Proteſtant, noch ein Papiſt jemals wird nachweiſen können, daß dieſe Frage" (ſo weit ſie nämlich die Rechte Maria's anbetrifft) „öffentlich oder im Geheimen aufgeworfen worden iſt. Fürwahr, Madame, wenn ich die Abſicht gehabt hätte, eure Rechte anzugreifen, weil ihr eine Frau ſeid, ich würde eine paſſendere Zeit gewählt haben, als jetzt, wo ihr ſelbſt im Reiche anweſend ſeid. Aber nun, Madame, um kurz auf die andern Anklagen zu antworten, ſo preiſe ich Gott von Herzen durch Jeſum Chriſtum, daß Satan, der Feind des Menſchengeſchlechtes, und die Gottloſen von dieſer Welt mir keine andern Verbrechen zur Laſt legen können, als ſolche, von denen die ganze Welt weiß, daß ſie falſche und leere Beſchuldigungen ſind. Denn in England habe ich mich nur fünf Jahre lang aufgehalten, und zwar in Berwick, wo ich zwei Jahre blieb, dann eben ſo lange in Newcaſtle und ein Jahr in London. Wohlan, Madame, wenn in einem dieſer Orte für die Zeit, daß ich dort war, irgend Jemand nachweiſen kann, daß dort Streit, Aufruhr oder Empörung war, ſo will ich bekennen, daß ich ſelbſt der Uebelthäter geweſen bin oder der, der das Blut vergoſſen hat. Ich ſchäme mich jedoch nicht, zu behaupten, daß Gott meine ſchwachen Arbeiten ſo geſegnet hat, daß in Berwick, wo die Leute gemeinlich für Händelſucher gehalten werden wegen der Streitigkeiten, welche dort zwiſchen den Soldaten zu entſtehen pflegten, für die ganze Zeit, daß ich dort war, eine eben ſo große Ruhe geweſen iſt, als heute in Edinburg. Und daß man mich der Magie, der Teufelsbannerei oder irgend einer andern von Gott verbotenen Kunſt beſchuldigt, ſo habe ich, außer meinen Genoſſen, alle die Gemeinden zu

Zeugen, die mich jemals gehört haben, was ich gegen dieſe Künſte und gegen die, die ſolche Frevel üben, geſagt habe. Aber da die Gottloſen von der Welt geſagt haben, daß mein Meiſter, der Herr Jeſus, vom Teufel beſeſſen ſei, ſo ertrage ich es ruhig, daß ich, ein armer Sünder, ungerechter Weiſe wegen Dingen angeklagt werde, die mir in Wahrheit nie in den Sinn gekommen ſind.

Maria: „Aber ihr habt das Volk gelehrt, eine andre Religion anzunehmen, als ſeine Fürſten geſtatten können, und wie kann jene Lehre von Gott ſein? da doch Gott den Unterthanen befiehlt, ihren Fürſten zu gehorchen.“

Knox: „Madame, wie die rechte Religion nie von den weltlichen Fürſten ihren Urſprung genommen und ihre Beglaubigung empfangen hat, ſondern allein von dem ewigen Gott, ſo ſind die Unterthanen auch nicht verpflichtet, ihren Glauben nach den Gelüſten ihrer Fürſten einzurichten, denn oft geſchieht es, daß Fürſten die Unwiſſendſten von Allen in Betreff der rechten Religion ſind, wie wir es in der Geſchichte ſowohl vor, als auch nach dem Tode Jeſu Chriſti leſen können. Wenn alle Nachkommen Abrahams der Religion Pharao's hätten anhängen ſollen, deſſen Unterthanen ſie lange Zeit waren, ſo frage ich euch, Madame, was für eine Religion würde in der Welt ſein? Oder wenn alle Menſchen in den Tagen der Apoſtel hätten von der Religion des römiſchen Kaiſers ſein ſollen, was für eine Religion würde dann auf Erden zu finden ſein? Daniel und ſeine Genoſſen waren Unterthanen Nebukadnezar's und Darius', und doch, Madame, wollten ſie nicht von der Religion derſelben ſein, weder von der des Einen, noch von der des Anderen, denn die drei jungen Leute ſagten: „Wir kündigen dir an, o König, daß wir deine Götter nicht verehren werden!“ und Daniel betete öffentlich zu ſeinem Gott, entgegen dem ausdrücklichen Befehle des Königs. Und ſo, Madame, mögt ihr wohl einſehen, daß Unterthanen nicht verpflichtet ſind, deſſelben Glaubens mit ihren Fürſten zu ſein, obgleich ihnen befohlen worden iſt, denſelben gehorſam zu ſein[1]).

„Ja“, ſagte die Königin, „aber keiner von dieſen Leuten erhob das Schwert gegen ſeinen Fürſten.“

„Doch, Madame“, erwiderte Knox, „ihr könnt nicht leugnen, daß ſie ihnen widerſtanden, denn wer den Befehlen, die ihm gegeben ſind, nicht gehorcht, leiſtet doch gewiß Widerſtand.“

Maria: „Aber doch widerſtanden ſie nicht mit dem Schwert.“

Knox: „Gott, Madame, hatte ihnen nicht die Macht und die Mittel dazu gegeben.“

Maria: „Meint ihr, daß Unterthanen, welche die Macht dazu haben, ihren Fürſten Widerſtand leiſten dürfen?“

---

1) Vgl. damit den in Deutſchland geltenden Grundſatz: Cujus regio, ejus religio!

Knox: „Wenn ihre Fürſten ihre Befugniſſe überſchreiten und Etwas thun, was dem entgegen iſt, um deßwillen ſie Gehorſam finden ſollten, ſo iſt es kein Zweifel, ſie (die Unterthanen) dürfen Widerſtand leiſten, ſelbſt mit Gewalt. Denn Königen und Fürſten ſoll keine größere Ehre und kein andrer Gehorſam erwieſen werden, als Gott befohlen hat, Vater und Mutter zu erweiſen, aber wenn es geſchieht, daß der Vater vom Wahnſinn befallen wird, in welchem er ſeine eigenen Kinder tödten will, und wenn dann die Kinder dagegen ſich auflehnen, ſich mit einander verbinden, den Vater ergreifen, ihm das Schwert und andern Waffen nehmen, endlich ihm die Hände binden und ihn in's Gefängniß ſetzen, bis ſeine Raſerei vorüber iſt, denkt ihr, Madame, daß die Kinder dann Unrecht thun? oder meint ihr, Gott werde durch diejenigen beleidigt, welche ihren Vater davon zurückhalten, ein Verbrechen zu begehen? Eben ſo iſt es, Madame, mit den Fürſten, welche die Kinder Gottes morden wollen, die ihre Unterthanen ſind. Ihr blinder Eifer iſt Nichts, als im eigentlichen Sinne eine tolle Raſerei, und deßhalb ihnen das Schwert wegzunehmen, ihre Hände zu binden, und ſie in's Gefängniß zu werfen, bis ſie wieder zur Beſinnung gebracht ſind, iſt kein Ungehorſam gegen die Fürſten, ſondern rechter Gehorſam, weil es mit dem Willen Gottes übereinkommt.

„Ueber dieſe Worte", erzählt Knox weiter, „wurde die Königin im höchſten Grade beſtürzt. Sie ſtand faſt eine Viertelſtunde ſprachlos da, ſo daß ſchon der Lord Stuart voll Beſorgniß herbeikam und ſie fragte, ob ihr Etwas zugeſtoßen ſei. Zuletzt ermannte ſie ſich und ſagte: „„Wohl, ich ſehe, meine Unterthanen ſollen euch gehorchen und nicht mir, ſie ſollen thun, was ihnen gelüſtet, nicht was ich ihnen befehle, und ſo ſoll ich ihnen unterthänig ſein, und nicht ſie mir!""

„Gott verhüte", erwiderte Knox darauf, „daß ich jemals dahin komme, Jemanden zu befehlen, daß er mir gehorche, oder auch die Unterthanen dahin zu bringen, daß ſie thun, was ihnen beliebt, ſondern was ich bewirken möchte, iſt, daß Beide, Fürſten und Unterthanen, Gott gehorchen! Und glaubt nicht, Madame, daß euch etwas Uebles geſchieht, wenn ihr dahin gebracht werdet, Gott unterthänig zu ſein! Denn er iſt's, der das Volk den Fürſten unterworfen und den Gehorſam befohlen hat, den es ihnen ſchuldig iſt, ja, Gott gebietet den Königen, Pflegeväter ſeiner Kirche, und den Königinnen, die Ammen ſeines Volkes zu ſein[1]). Und dieſe Unterwerfung unter Gott, Madame, und unter ſeine verfolgte Kirche iſt die größte Würde, welche Fleiſch und Blut auf Erden erlangen kann, denn das wird ſie (die Fürſtin) zur ewigen Herrlichkeit führen."

Maria: „Ja, aber ihr ſeid nicht die Kirche, welche ich nähren will.

1) Von Knox ſelbſt hervorgehobene Worte.

Ich will die römiſche Kirche vertheidigen, denn die iſt, denke ich, die wahre Kirche Gottes."

Dieſe Worte, von der Leidenſchaft, in welche die Königin gerathen war, unbeſonnen herausgeſtoßen, belehrten den Reformator, was er von der Königin zu erwarten habe, und, leicht erregt, wie er war, ſo bald er die Sache des Herrn, für die er ſein Leben lang geſtritten hatte, in Gefahr ſah, ließ auch er ſich zu heftiger Erwiderung hinreißen.

„Euer Wille, Madame", ſagte er, „iſt kein Grund, noch macht eure Meinung jene römiſche Hure zu der wahren und unbefleckten Braut Jeſu Chriſti. Und wundert euch nicht, Madame, daß ich Rom eine Hure nenne, denn jene Kirche iſt mit aller Art von geiſtlicher Hurerei befleckt, ſowohl in ihrer Lehre, als auch in ihren Sitten (manners). Ja, Madame, ich erbiete mich, zu beweiſen, daß die Kirche der Juden, welche Jeſum Chriſtum gekreuzigt hat, damals als ſie ſo offenbar den Sohn Gottes verleugnete, nicht ſo weit von den Ordnungen und Geſetzen, die Gott durch Moſes und Aaron ſeinem Volke gab, abgewichen iſt, als jene Kirche von Rom ſeit mehr als fünfhundert Jahren von der Reinheit der Religion ſich entfernt hat, welche die Apoſtel gelehrt und gepflanzt haben."

„Meine Ueberzeugung" (conscienſe), ſagte die Königin, „iſt nicht ſo!"

Knox: „Ueberzeugung, Madame, erfordert Erkenntniß, und ich fürchte, die rechte Erkenntniß habt ihr nicht."

Maria: „Ich habe es ſowohl gehört, als geleſen."

Knox: „So, Madame, laſen die Juden, welche Jeſum Chriſtum gekreuzigt haben, das Geſetz und die Propheten und hörten dieſelben auf ihre Weiſe auslegen. Aber habt ihr irgend eine Lehre gehört, als die, welche der Papſt und die Cardinäle erlaubt haben? Und ihr dürft überzeugt ſein, daß die Nichts ſagen werden, das ihnen ſchaden könnte."

Maria: „Ihr legt die Schrift aus auf die eine Art und jene auf eine andre; wem ſoll ich nun glauben? und wer ſoll Richter ſein?"

Knox: „Ihr ſollt Gott glauben, der offen und klar in ſeinem Worte redet, und mehr, als euch das Wort lehrt, ſollt ihr nicht glauben, weder das Eine, noch das Andre. Das Wort Gottes iſt klar in ſich ſelbſt, und wenn ja eine Dunkelheit an irgend einer Stelle hervortritt, ſo erklärt der heilige Geiſt, der ſich nie ſelbſt widerſpricht, dieſelbe deutlicher an anderen Stellen, ſo daß da kein Zweifel übrig bleiben kann, als nur für diejenigen, welche hartnäckiger Weiſe unwiſſend bleiben wollen. Und nun, Madame, um einen von den hauptſächlichſten Punkten hervorzuheben, welcher heut' zu Tage zwiſchen uns und den Papiſten ſtreitig iſt: die Papiſten lehren und haben es frech behauptet, daß die Meſſe ein Gebot Gottes, eine Einrichtung Jeſu Chriſti und ein Opfer für die Lebenden und für die Todten iſt, wir dagegen leugnen das Eine, wie das Andre, und behaupten, daß die Meſſe, wie ſie jetzt gehalten wird, Nichts, als eine Erfindung der Menſchen und

daß ſie daher ein Frevel vor Gott und keineswegs ein Opfer iſt, welches er jemals befohlen hätte. Wohlan, Madame, wer ſoll Richter zwiſchen uns Beiden ſein in dieſem Streite? Iſt es nicht vernünftig, daß keinem von beiden Theilen weiter geglaubt werde, als ſie im Stande, ihre Behauptung durch unverdächtige Zeugen zu beweiſen? Mögen ſie denn das Buch Gottes zu Grunde legen und durch die klaren Worte deſſelben ihre Behauptungen darthun, und wir wollen ihnen gewonnen Spiel geben. Aber ſo lange ſie blos kühne Behauptungen aufſtellen, ohne dieſelben auch zu beweiſen, ſo lange müſſen wir ſagen, daß, wenn auch die ganze Welt ihnen glaubt, daß ſie doch Gott nicht glauben, ſondern die Lügen der Menſchen ſtatt der Wahrheit Gottes hinnehmen. Was unſer Meiſter Jeſus Chriſtus that, wiſſen wir durch ſeine eigenen Evangeliſten, und was der Prieſter in der Meſſe thut, ſieht die Welt — wohlan! verſichert uns nicht das klare Wort Gottes, daß Jeſus Chriſtus weder Meſſe ſelbſt las, noch ſie zu leſen befahl bei ſeinem letzten Abendmahle, wie denn auch ſolch eines Dinges, wie die Meſſe iſt, in der ganzen heiligen Schrift nicht Erwähnung geſchieht."

Maria: „Ihr ſeid mir überlegen, aber wenn die hier wären, von denen ich gelehrt worden bin, die würden euch ſchon antworten."

Knox: „Wollte Gott, daß der gelehrteſte Papiſt in Europa und der, dem ihr glauben wollt, hier bei Euer Gnaden wären, um den Beweis zu führen, und daß ihr Geduld hättet, den Streit bis zum Ende zu hören! Denn dann, zweifle ich nicht, Madame, würdet ihr die Nichtigkeit der papiſtiſchen Religion einſehen und wie wenig Grund ſie im Worte Gottes hat."

Maria: „Wohl, das kann vielleicht früher geſchehen, als ihr denkt!"

Knox: „Gewiß, wenn das in meinem Leben eintreten ſollte, es würde früher eintreten, als ich denke, denn der unwiſſende Papiſt kann nicht ruhig Gründe anhören und der gelehrte und verſchlagene Papiſt wird nicht kommen, Madame, um in eurer Gegenwart den Grund ſeines Glaubens zu verfechten, denn er weiß, daß er niemals einen Beweis vorbringen kann, als Feuer und Schwert und die von ihnen ſelbſt gemachten Geſetze."

Maria: „So ſagt ihr!"

Knox: „Und ich glaube, daß es bis dieſen Tag ſo geweſen iſt. Denn wie oft ſind die Papiſten in dieſem und andern Ländern aufgefordert worden, ſich zu verantworten, doch konnten wir das nimmer erlangen, wenn wir ſie nicht zugleich als Richter zulaſſen wollten. Deßhalb, Madame, muß ich noch einmal ſagen: ſie wagen es nicht zu disputiren, außer wo ſie ſelbſt Richter und Partei zugleich ſind, und wenn ihr verſchaffen könnt, daß ich das Gegentheil erfahre, ſo will ich gern zugeſtehen, daß ich in dieſem Stücke geirrt habe."

Hier wurde die Königin zur Mahlzeit gerufen, denn es war bereits Nachmittag geworden, und als ſie fort ging, ſagte Joh. Knox zu ihr: „Ich bitte Gott, Madame, daß er euch ſegnen möge nach ſeinem Wohlgefallen

in dieſem Staate von Schottland, wie es jemals Deborah im Reiche Iſrael geweſen iſt!"

So endete dieſe Unterredung, in der die Stellung, welche der Reformator und die Königin zu einander einnehmen würden, ſofort klar hervortrat, ohne ein andres Ergebniß, als das, daß eben beide Theile klar über einander wurden. Knox, der allerdings mit dem äußerſten Grade von Freimüthigkeit, aber doch, wie wir ſagen müſſen, wenn wir den Maßſtab jener Zeit anlegen, ohne die Ehrerbietung gegen die Königin hintan zu ſetzen[1]), die Sache der evangeliſchen Kirche gegenüber der Vertreterin der römiſchen aufrecht erhalten hatte, war in keinem Punkte gewichen, und Maria ſah klar vor Augen, mit welcher unbeugſamen Entſchiedenheit ſie werde zu kämpfen haben, wenn ſie daran dächte, die neue kirchliche Ordnung in Schottland wieder zu beſeitigen. Aber auch die Königin hatte dem Reformator ihre eigentlichen Abſichten verrathen, und was von ihr zu erwarten ſei, wenn man ihr den Willen ließe, darüber konnte auch er ſich nicht mehr täuſchen. Von nun an war deßhalb die Stellung, die Beide gegen einander einnehmen würden, gegeben. Die Freunde Knox' hatten auf dieſe Unterredung Hoffnungen geſetzt, er aber erklärte ihnen geradezu[2]): „wenn die Königin nicht einen ſtolzen Sinn, einen verſchlagenen Verſtand und ein gegen Gott und ſeine Wahrheit verhärtetes Herz habe, ſo ſei ſein Urtheil über ſie falſch!" und von da an war es nur Argwohn, womit er auf ſie blickte. Aber auch die Römiſchen täuſchten ſich, wenn ſie der Unterredung mit Furcht entgegen geſehen hatten. Knox war nicht der Mann, um die an franzöſiſche Schmeichelei gewöhnte Königin zu gewinnen, und Maria blieb eben ſo unbewegt in ihren Meinungen, wie er in den ſeinigen. Daß die Königin oder Knox werde unterliegen müſſen, hätte man ſchon damals vorausſehen können, und wohl mochte ſie die Ahnung davon haben, als ſie die Worte des unbeugſamen Mannes mit ſo viel Schrecken erfüllten.

Beſſer, als mit Knox, gelang es ihr jedoch mit manchen Andern, die dem Evangelium anhingen. Sie war eine ſchöne Frau, äußerſt liebenswürdig in ihrem Betragen, und wußte eben ſowohl durch ihre Erſcheinung, als auch durch ihre Meiſterſchaft in der Kunſt des Schmeichelns die Herzen für ſich zu gewinnen. Dazu kamen die mitgebrachten franzöſiſchen Sitten ihres Hofes, das leichte, fröhliche Leben, das ſie um ſich zu verbreiten wußte, und das ſo ſehr abſtach von jenem ſtrengen Ernſte, den Knox ſeiner Kirche und damit dem Leben des Volkes einzuprägen ſuchte: kurz, es währte nicht lange, ſo gehörten Manche von Denen, die Anfangs nur mit Mißtrauen ihr Kommen betrachtet hatten, zu ihren begeiſtertſten Verehrern, wenn ſie

1) Man vergleiche doch, wie auch Luther mit Fürſten und Herren zu reden liebte, wenn es das Reich Gottes galt.

2) Knox, hist., 292.

auch, was freilich bemerkt werden muß, die Sache des Evangeliums nicht aufzugeben Willens waren, ſondern ſich immer noch überredeten, daß die Königin derſelben noch günſtig werden würde.

Knox erzählt uns[1]), wie oft nur wenige Tage des Aufenthaltes am Hofe dazu gehört hätten, um eine ſolche Umwandlung zu vollbringen, und er beklagt ſich bitter darüber im Hinblick auf die mancherlei Leiden, welche für die Kirche hernachmals aus dieſer anfänglichen Sorgloſigkeit und Nachgiebigkeit hervorgegangen ſeien. „Ein eifriger und gläubiger Mann", berichtet er, Robert Campbell von Kineancleuch, ſagte zu Lord Ochiltree: Mylord, ihr ſeid jetzt gekommen und beinahe der Letzte von Allen, auch vernehme ich aus eurem Aerger, daß das Feuer euch noch nicht ergriffen hat, aber ich fürchte, daß ihr, wenn ihr nur erſt mit dem Weihwaſſer des Hofes beſprengt worden ſeid, dann eben ſo ſanft und nachgiebig ſein werdet, wie die Uebrigen. Denn ich bin hier erſt fünf Tage geweſen und Anfangs hörte ich Jedermann ſchreien: Laßt uns die Prieſter hängen! aber nachdem ſie zwei oder drei Mal in der Abtei geweſen waren, war auch ihr Eifer dahin." Und ſo kam's denn, wie Knox[2]) klagt, bald ſo weit, daß, während „die Papiſten ſo eingeſchüchtert geweſen waren, daß Keiner von ihnen im ganzen Königreiche die Meſſe zu leſen oder zu hören gewagt hatte, Proteſtanten gefunden wurden, welche ſich nicht ſchämten, bei Tiſche und an andern öffentlichen Orten zu fragen: „Warum ſoll die Königin nicht ihre Meſſe haben und die Art und Weiſe ihrer Religion? was kann das uns oder unſerm Glauben ſchaden? Und von dieſen Beiden, nämlich von dieſem Warum und Was, kamen ſie denn bald dahin, zu ſagen: Die Meſſe der Königin und ihre Prieſter wollen wir ſchützen! dieſe Hand und dieß Schwert ſoll ſie vertheidigen!" — Namentlich war es, wie ſchon erwähnt, der junge Maitland von Lethington, der, von der Königin zu ihrem Secretair ernannt, bald ganz auf der Seite derſelben ſich finden ließ[3]), und mit beſonderer Sorge blickte Knox auch auf den Lord Stuart, der, ſchon durch ſeine Verwandtſchaft mit der Königin an ſie gebunden und von ihr auf jede Weiſe hervorgezogen und geehrt — raſch hintereinander wurde er zum Grafen von Mar und von Murray ernannt — allerdings in der Gefahr ſtand, ſich von der Schweſter umgarnen und dem Evangelium abwendig machen zu laſſen.

Knox änderte um Alles deſſen willen jedoch ſein Verhalten in keiner Weiſe. Es war wieder nicht ungefährlich geworden, für die Wahrheit Gottes einzuſtehen, aber anſtatt ſich dadurch einſchüchtern zu laſſen, war Knox entſchloſſen, um ſo unbeweglicher gerade an Dem feſtzuhalten, was er ſein

1) Knox, hist., 287.
2) Ebendaſ. 282.
3) Vgl. deſſen Brief an Cecil, d. d. 25. Oct. 1561, mitgetheilt von Tytler, VI, 241 f.

Leben lang vertheidigt hatte, je mehr der Adel, der dem Evangelium eine Stütze hätte ſein ſollen, von den Reizen der Königin und des Hoflebens ſich verleiten ließ, gleichgiltig oder doch wenigſtens ſorglos in Betreff dieſer großen Sache des Volks zu werden. Aus dieſem Geſichtspunkte iſt ohne Zweifel das ganze Verhalten des Reformators, wie er es der Königin und den Baronen gegenüber beobachtet hat, zu beurtheilen. Er bedauerte recht von Herzen, daß er zu dieſem Verfahren ſich gezwungen ſah, wie er denn z. B. in einem Briefe an den engliſchen Staatsſecretair[1]), in welchem er ſeine Ueberzeugung ausſpricht, daß „die Königin nie werde für das Evangelium zu gewinnen ſein, ſondern daß die Lehren des Cardinals (von Lothringen) zu tief ihrem Herzen eingeprägt zu ſein ſchienen, um ausgerottet werden zu können," zugleich es ausſpricht, daß „er ſich freuen würde, ſich in dieſer Hinſicht betrogen zu ſehen, daß er aber fürchte, er habe ſich nicht über den Charakter der Königin getäuſcht." Aber er erkannte auch die Pflicht und die ſchwere Verantwortung, die auf ihn lag, in dieſen Zeiten, welche mit einem allgemeinen Abfall drohten, mit ſeiner ganzen Perſönlichkeit, und wär's mit ſeinem Leben, für die Sache des Herrn einzuſtehen. Es iſt dabei namentlich wohl zu berückſichtigen, daß die Rechtsbeſtändigkeit der evangeliſchen Kirche noch keineswegs von der Königin anerkannt war. Das frühere Parlament hatte freilich das Glaubensbekenntniß angenommen und den römiſchen Gottesdienſt, beſonders die Meſſe, verboten, aber Maria hatte dieſe Beſchlüſſe durchaus nicht ſanctionirt. In der gleich nach ihrer Ankunft erlaſſenen Proclamation befahl ſie zwar, daß der Zuſtand der kirchlichen Angelegenheiten, wie ſie denſelben in ihrem Reiche vorgefunden, vorläufig reſpectirt und unverletzt erhalten bleiben ſolle, aber — ſie verwies dabei auf ein künftiges Parlament, das die Dinge endgiltig zu ordnen haben werde, und — was konnte ſie, über deren Abſichten Knox nach jenem erſten Geſpräche nicht mehr zweifelhaft ſein durfte, bei dem neuen Parlamente nicht durchſetzen, wenn es ihr gelang, den Adel auf ihre Seite zu bringen? Dazu war auch Dasjenige, was der reformirten Kirche erſt ihren feſten Beſtand und ihre geſicherte Grundlage hätte geben können, das Disciplinbuch, weder von der Königin, noch auch von dem Parlamente angenommen worden; alle Anſtrengungen, welche der Reformator gemacht hatte, gerade dieſe Angelegenheit vor Ankunft der Königin zu einem feſten Abſchluſſe zu bringen, waren an dem weltlichen Intereſſe des Adels geſcheitert[2]), und ſo blieb die Kirche auch von dieſer Seite her den Angriffen der Königin bloßgeſtellt. Ohne Zweifel, die Gefahr war durchaus nicht zu unterſchätzen, und Knox, der

1) Vgl. M'Crie, II, 40, wo die Stelle des Briefes mitgetheilt iſt (d. d. 7. October 1561.) Vgl. auch Knox, hist., 350; wo er ſagt, daß er oft öffentlich und im Stillen für Bekehrung der Königin gebetet.

2) Auf jener Verſammlung zu Edinburg (ſ. oben S. 260) war das Buch zwar unterzeichnet, aber nicht durchgeführt.

das Bewußtſein von der auf ihm liegenden Verantwortlichkeit haben durfte, ſah ſich dadurch ſein Verfahren vorgezeichnet.

Indem er allerdings auch ſo viel, wie möglich, an ſeine eigene Sicherheit dachte und deßhalb dahin ſtrebte, die Vorurtheile, welche die Königin von England gegen ihn hegte, nur noch mehr zu zerſtreuen — er unterhielt einen fortlaufenden Briefwechſel mit Cecil und dachte daran, ſich im Nothfalle eine Zufluchtsſtätte im Nachbarlande zu ſichern[1]) — übernahm er in Schottland das Amt des unermüdlichen und durch keine Künſte zu täuſchenden Wächters[2]) über die Kirche Chriſti. Wie er es deßhalb gleich nach Wiederaufrichtung des römiſchen Gottesdienſtes in der königlichen Capelle gethan hatte, ſo ſuchte er auch hernach von dem ihm zum öffentlichen Reden angewieſenen Orte, von der Kanzel aus, das Volk und den Adel bei jeder Gelegenheit auf die drohenden Gefahren aufmerkſam zu machen, und die Betrachtungen, welche er da über das Verhalten der Königin und ihres Hofes anſtellte, waren allerdings rückhaltslos offen — er war überhaupt nicht der Mann, der gelernt hätte, die Gegner der Sache Chriſti mit ſanfter Hand anzufaſſen — dazu galt ihm das Evangelium eines Theils zu ſehr als die eine, über Alles aufrecht zu erhaltende Wahrheit, und dazu hatte er auch anderntheils ſein Leben hindurch zu viel von den Gegnern deſſelben zu leiden gehabt, hatte zu ſehr die Erfahrung gemacht, wie wenig auch dieſe geneigt waren, zu ſchonen, wenn ſie die Macht dazu in Händen hätten — aber immer iſt doch das zu bedenken, welche Sache es war, die er alſo vertrat, und welche Gefahren dieſer Sache drohten, immer auch das, daß er wohl hätte mögen Frieden haben, wenn nicht ſein Gewiſſen es geweſen wäre, das ihn getrieben, auch ſein Leben ſelbſt auf das Spiel zu ſetzen, wenn es nicht anders ſein könnte. Daß „Offenheit" der einzige Weg ſei, der unter den obwaltenden Umſtänden helfen könne, das ſpricht er ſelbſt als ſeine Ueberzeugung aus, und ſchreibt an Cecil[3]): „Leute, die es vorziehen, zwiſchen zwei Waſſern zu ſchwimmen, haben ſich oft über meine Strenge beklagt, aber ich fürchte, daß das, was ſie als Sanftmuth und Milde preiſen, über ſie und Andere mehr Schrecken und Verderben bringen wird, als die Heftigkeit eines Predigers jemals in dieſem Lande verurſacht hat." Da er die Pläne der Königin durchſchaut hatte, auf wem beruhte da die Sicherheit der evangeliſchen Kirche, als auf der unbeweglichen Feſtigkeit des Adels und des Volkes, wodurch ſie nach Gottes Gnaden zuerſt war aufgerichtet worden, und Volk und Adel die Dinge ſehen zu laſſen, wie er ſie ſah — und die Ereigniſſe haben gelehrt, daß er ſie richtig geſehen hat — war deßhalb unzweifelhaft die Pflicht, die ihm aus Amt und Stellung hervorging. Der engliſche Geſandte Randolph ſchreibt

1) Vgl. M'Crie, II, 30.
2) Vgl. Knox, hist., 333.
3) In dem oben erwähnten Briefe.

von ihm: „Die Stimme dieſes einen Mannes iſt im Stande, uns in einer Stunde mehr aufzuregen, als ſechshundert Trompeten, welche fortwährend vor unſern Ohren ertönten[1])“, und man hat dem Reformator dieſe entſchiedene Offenheit oft genug zum Vorwurfe gemacht, aber vergleichen wir nur ſein gerades Weſen mit dem verſchlagenen Auftreten der Königin, welche kein Reizmittel unverſucht ließ, um der reformirten Kirche ihre Stützen zu entziehen, ſo möchte ſich doch fragen, auf weſſen Seite das Lob und auf weſſen Seite der Tadel ſein dürfte. — —

Immer mehr trat die Geſinnung der Königin gegen das Evangelium nun aber auch öffentlich hervor. Als ſie nach einer Rundreiſe durch das Land wieder nach Edinburg zurückkehrte, wurde ſie dort auf das Glänzendſte empfangen. Man hielt allerlei Aufzüge zu ihren Ehren, man ſang Verſe zu ihrem Ruhme, man ließ ihr die Schlüſſel der Stadt in ſinnreicher Weiſe durch einen aus einer Wolke herabſchwebenden Knaben überreichen, und ſie zeigte ſich auch ſehr zufrieden mit allen dieſen Huldigungen, aber als man ihr auch eine Bibel mit einigen Worten zu deren Preiſe darbot — vielleicht war Knox ſelbſt der Redner — empfing ſie dieſelbe mit ſpöttiſcher Miene und übergab ſie einem der offenbarſten Anhänger des Papismus, dem Lord Arthur Erskine[2]).

Um dieſelbe Zeit wurden neue Beamte der Stadt gewählt, und dieſe machten nach herkömmlicher Weiſe die Geſetze bekannt, denen das Volk nachzuleben habe. Da ſie aber, den Parlamentsbeſchlüſſen zu Folge, auch den „Meſſehaltern, den hartnäckigen Papiſten, welche das Volk verderben, den Mönchen, Prieſtern und andern Leuten der Art“ die Stadt verboten, ließ ſie die Königin in's Gefängniß werfen und ſetzte durch, daß Andere an ihre Stelle gewählt wurden, die bekannt machen mußten, daß die Stadt allen Leuten der Königin offen ſtehe, ein Vorgang, der die Anhänger des Evangeliums nicht wenig erregen mußte[3]), wenn freilich auch geſagt werden muß, daß die eigenthümliche Stellung, in welcher der Hof ſich zu der beſtehenden kirchlichen Ordnung befand, ſolche Maßnahmen dem Unbefangenen und Argloſen in einem milderen Lichte erſcheinen laſſen konnte.

Der hauptſächliche Stein des Anſtoßes war und blieb aber für die entſchiedenen Evangeliſchen die Meſſe in der königlichen Capelle. Sie ſah man ſtets mit argwöhniſchen Augen an, ſie als den Punkt betrachtend, von dem aus der Papismus ſeine Angriffe gegen die reformirte Kirche mit Sicherheit führen könne, und beſonders als die Leichtfertigeren immer ſorgloſer gegen dieß „Aergerniß“ zu werden begannen, als ſogar auch den geheimen Anhängern des Papismus aus der Stadt der Zutritt zu der königlichen Meſſe ge-

1) S. M'Crie, II, 41.
2) Knox, hist., 292.
3) Ibid.

ſtattet wurde, wuchs auch die Erbitterung gegen dieſelbe. Auch ſuchte die Königin ihrem Gottesdienſte immer mehr Pracht und äußeren Glanz zu verleihen, und es war klar, daß das, was Anfangs nur ihr und ihrem aus Frankreich mitgebrachten Geſinde geſtattet worden war, immer mehr auch auf das Land ſollte ausgedehnt werden. „Wenn die Königin ihre Meſſe hat," hörte man ſchon ſagen, „warum ſollten ſie die Unterthanen nicht auch haben?" und mit großer Klugheit wurden dergleichen Reden von den Hofleuten unter das Volk gebracht, um daſſelbe ſo wieder an den Gedanken zu gewöhnen, daß die Aufrichtung des römiſchen Gottesdienſtes auch an andern Orten, als nur in der Capelle der Königin, durchaus rechtmäßig und unverfänglich ſei.

Die Prediger waren deßhalb aber wachſam, und als am Allerheiligentage die Meſſe auf dem Schloſſe mit aller möglichen Oſtentation gefeiert worden war, unterließen ſie es nicht, unverholen auf die Gefahren aufmerkſam zu machen, die ſolches Vorgehen mit ſich brächte. Sie „ermahnten namentlich den Adel an ſeine Pflicht," und als von Manchen der bereits „zahm" gemachten Barone dagegen die Frage aufgeworfen wurde, ob „es denn den Unterthanen erlaubt ſei, den Götzendienſt ihrer Königin zu unterdrücken," wurde eine Zuſammenkunft der Geiſtlichen mit den bisherigen Häuptern der Congregation gehalten, in denen dieſe Frage erörtert werden ſollte. Lord Stuart, Graf Morton, Graf Marſhall, der Secretair Lethington und Andre nahmen die Partei der Königin und erklärten; „es ſei den Unterthanen nicht geſtattet, ihr die Meſſe zu verbieten," während die Prediger, Knox, Row, Hay und Rob. Hamilton das Gegentheil behaupteten. Endlich kam man überein, daß man den Rath Calvins einholen wolle, und Knox erbot ſich, an denſelben zu ſchreiben. Das aber war Lethington nicht recht: „wenn geſchrieben werden ſolle, ſo wolle er ſchreiben;" er fürchtete, Knox möge dem Genfer Reformator die Sache zu ſehr in ſeinem Lichte darſtellen. Es geſchah das Alles aber nur, wie Knox ſagt, „um die Zeit hinzubringen[1])." Eine Vereinigung beider Theile kam nicht zu Stande, auch nicht das Schreiben an Calvin[2]). Die Barone blieben dabei, daß es der Königin und ihrem Haushalt freiſtehen müſſe, die Meſſe in ihrer Capelle zu begehen, die Prediger behaupteten: „dieſe der Königin zugeſtandene Freiheit werde in nicht langer Zeit zu ihrem eigenen Verderben ausſchlagen."

Eine Gelegenheit, bei welcher der ſo hoch geſpannte Gegenſatz ganz beſonders hervortrat, war dann aber die im December 1561 zu haltende General-Synode. Hier mußten die kirchlichen Dinge ja zur Sprache kommen, eben ſowohl die Befugniß der Königin, Meſſe halten zu laſſen, als auch vor

1) Knox, hist., 293.

2) Ibid., 366. Lethington entſchuldigte ſich damit, daß er als Unterthan und Secretair der Königin ohne deren Zuſtimmung keinen Rath in ſolchen Dingen habe einholen dürfen.

allen Dingen die noch immer offene Frage nach der Ratification des Disciplinbuches Seitens der Königin und des Parlamentes und nach Allem, was damit zuſammenhing: nach der Kirchenzucht, nach dem Verfahren mit den geiſtlichen Gütern, nach den den Predigern und Superintendenten zu verſchaffenden Subſiſtenzmitteln, und hier ſehen wir auch deutlich bereits zwei Parteien innerhalb der reformirten Kirche einander entgegenſtehen, auf der einen Seite diejenigen, welche Knox [1]) die „Hofleute" nennt, und auf der andern die Prediger nebſt einem Theile der Edelleute, welche als Abgeordnete der Kirchen gekommen waren. An der Spitze der erſteren ſtand Lethington nebſt ſeinem Schreiber Joh. Wood, der ſich, wie Knox ſagt, „vorher als äußerſt eifrig in der Sache Gottes gezeigt und manchen guten Rath in zweifelhaften Angelegenheiten gegeben hatte", während Knox natürlich die Gegenpartei vertrat und Alles that, um die Uebrigen zu einem entſchiedenen Vorgehen in den vorliegenden Fragen zu bewegen. Das aber brachte die Hofleute auf. Sie zogen ſich von der Verſammlung zurück, indem eine Anzahl von Edelleuten ſich ihnen anſchloß, und ſie verboten den Uebrigen, irgend Etwas ohne ihr Beiſein zu beſchließen. Alles ließ ſich zu einem offenen Bruche innerhalb des evangeliſchen Lagers an, und — freilich damit auch zu einem Siege der Königin.

Um jedoch den Zwieſpalt beizulegen, begaben ſich die Superintendenten und einige der Prediger zu den Lords, welche in der Abtei bei einander waren, und machten ihnen Vorſtellungen. Doch im Grunde vergeblich, wenn ſich auch die Hofleute zuletzt bewegen ließen, an der Verſammlung wieder Theil zu nehmen. Die Lords beklagten ſich, daß „die Prediger im Geheimen mit den Edelleuten verhandelten und Zuſammenkünfte ohne ihre Kenntnißnahme hielten," worauf denn die Andern entgegneten, daß ſie Nichts im Geheimen und überhaupt Nichts gethan hätten, das nicht mit der Kirchenordnung übereinſtimmte. Sie klagten nun auch ihrer Seits über die Lords (d. h. wie Knox hinzuſetzt, über die Schmeichler der Königin), daß dieſelben ſich nicht zu ihren Brüdern hielten, obgleich ſie doch die Ordnung kennten, und dieſelbe ihrem eigenen Wunſche gemäß aufgeſtellt, auch von ihnen das Disciplinbuch eigenhändig unterſchrieben ſei. Die Erwähnung des Disciplinbuches war aber nun den Lords durchaus nicht recht. Einige leugneten ſogar, überhaupt „ein ſolches Ding, wie das Disciplinbuch, zu kennen," und zogen es in Zweifel, ob es auch wirklich nothwendig ſei, Verſammlungen wie die gegenwärtige zu halten, denn „gern hätte es die Königin und ihr geheimer Rath geſehen, wenn alle Zuſammenkünfte der Frommen unterblieben wären."

So kam die hauptſächlichſte Frage des Tages zur Sprache, und „die Verhandlungen waren ſcharf und lebhaft auf beiden Seiten." Die Partei der Königin hob hervor, wie es den Fürſten Verdacht erregen müſſe, wenn ſich

1) Knox, hist., 295, wo auch der Bericht über die Verſammlung.

ihre Unterthanen ohne deren Vorwiſſen verſammelten, worauf ihr erwidert wurde, daß die Kirche ohne Vorwiſſen der Königin Nichts gethan habe, da es derſelben gar wohl bekannt ſei, daß in Schottland ſich eine reformirte Kirche befinde, welche ihre Ordnungen und beſtimmten Verſammlungen habe. Das aber wollten die Gegner nicht gelten laſſen. Es ſei, ſagte Lethington, nicht die Frage, ob die Königin von den Verſammlungen wiſſe, ſondern ob ſie dieſelben erlaube, ſo daß es augenſcheinlich war, man wollte der Monarchin eine größere Gewalt über die Kirche in die Hände ſpielen, als die Reformatoren ihr zuzugeſtehen für gut hielten und es unter den vorhandenen Verhältniſſen auch wünſchenswerth war. Deßhalb brach denn auch ein Sturm des Unwillens gegen den Staatsſecretair los. Wenn die Freiheit der Kirche, erwiderte man ihm, von dem guten Willen der Königin abhängen ſollte, ſo würde man bald nicht nur keine Verſammlungen mehr haben, ſondern auch der Freiheit des Predigens entbehren, das Evangelium ſelbſt werde wieder unterdrückt werden, und als Lethington dieſer Furcht ſpottete, rief man (Knox?) ihm zu: „Wohl! die Zeit wird es lehren! aber nehmt uns die Freiheit, uns zu verſammeln und ihr nehmt uns das Evangelium! denn ohne Synoden — wie kann da Ordnung und Einigkeit in der Lehre aufrecht erhalten werden? Es iſt nicht anzunehmen, daß alle Prediger ſo vollkommen ſeien, um nicht der Ermahnung zu bedürfen, ſowohl in Betreff ihres Wandels, als ihrer Lehre, ja es kann auch ſein, daß einige ſo ſteifnäckig[1]) ſind, daß ſie die Ermahnungen einfacher Leute nicht annehmen werden, wie auch, daß Fehler an einem Prediger gefunden werden, die nicht geradezu ein Verbrechen ſind, und doch muß Ordnung gehalten werden und ſowohl dem Klagenden, als dem Beklagten ſein Recht geſchehen, wenn nicht gar ſchlimme Unordnungen daraus hervorgehen ſollen. Deßhalb iſt es nothwendig, daß man ein Mittel habe, um in ſolchen Fällen eingreifen zu können, und das iſt nur möglich durch die General-Verſammlungen, in welcher viele ernſte und urtheilsfähige Leute zuſammenkommen, um die Thorheiten und Irrthümer der Einzelnen zu verbeſſern oder zu unterdrücken.“ Das brachte den größten Theil der Verſammlung denn freilich doch dahin, dem Reformator beizuſtimmen, und man bat die Anhänger der Königin, ihr zu ſagen, wenn ſie irgend einen Verdacht gegen die Synode habe, ſo möge ſie Leute ſchicken, die zuhören könnten, was man vornähme, aber dazu, das Disciplinbuch anzunehmen, waren die Letzteren dennoch nicht zu bewegen.

Es wurde das Buch vorgelegt und verlangt, die Königin um ihre Beſtätigung anzugehen, aber Lethington und ſeine Partei ſuchten dieſen Beſchluß hartnäckig zu hintertreiben. Es frage ſich ja noch, erwiderte er, ob alle Diejenigen, die das Buch unterſchrieben hätten, es auch noch jetzt gelten laſſen wollten. Als man ihm entgegnete, alle Gläubigen würden das, fragte er:

1) „stiff-necked.“

„Will es der Herzog?" „Wenn er nicht will," rief darauf Lord Ochiltree „so wollte ich, daß er ausgestoßen würde, nicht allein aus dem Buche, sondern auch aus unsrer Gemeinschaft, denn weßhalb soll man sich anstrengen, die Kirche in Ordnung zu bringen, und weßhalb sollen die Leute unterschreiben, wenn sie nicht Willens sind, zu halten, was sie versprochen haben?" Lethington entgegnete spottend: „Viele haben unterschrieben in fide parentum," damit auf die Taufe anspielend, aber da erhob sich wieder Knox. „Wenn ihr meint," sagte er, „daß das ein passender Witz ist, so irrt ihr euch sehr, er ist vielmehr im höchsten Grade unpassend. Das Buch wurde in öffentlicher Versammlung verlesen und mehre Tage hindurch über die einzelnen Bestimmungen desselben berathschlagt, wie Alle, die hier sitzen, ganz gut wissen, und ihr selbst könnt es nicht leugnen, so daß also Niemand gezwungen war, zu unterschreiben, was er nicht verstand." Zugleich sagte Knox vorher, daß, wenn das Buch nicht angenommen würde, alle Diejenigen, die das jetzt zu verhindern suchten, es in Zukunft schwer würden büßen müssen. Es konnte Nichts helfen. Der Kirche die geforderte Selbstständigkeit geben, hieß sie für immer den Angriffen der Staatsgewalt unzugänglich machen, und — die Anhänger der Königin waren verblendet oder leichtsinnig genug, um ihr in diesem Stücke ihren Willen zu thun. Knox mußte das Disciplinbuch abermals zurückgewiesen sehen und es blieb ihm Nichts übrig, als der Prophet künftiger schwerer Verwirrungen zu sein.

Um jedoch wenigstens Etwas zu erlangen, überreichte die Versammlung dem geheimen Rathe eine Bittschrift, in welcher sie verlangte, daß der Götzendienst unterdrückt, die Kirche mit treuen Predigern versehen und für deren Unterhalt gesorgt werden möge[1]). Das Letztere war wenigstens das dringenste Bedürfniß, wenn die evangelische Kirche Bestand gewinnen und nicht vor der Zeit aus Mangel an ordentlicher Predigt und Seelsorge zu Grunde gehen sollte. Die Prediger litten bis dahin thatsächlich Mangel selbst an dem Nothdürftigsten. Zwar waren ihnen ja schon früher Bewilligungen aus den geistlichen Gütern gemacht worden[2]), aber diese Beschlüsse des Parlamentes wurden durchaus nicht befolgt. Den größten Theil der Kircheneinkünfte verzehrten noch immer die römischen Geistlichen, einen anderen Theil hatten die Barone an sich gerissen, die Prediger aber gingen leer aus, und waren auf die freiwilligen Gaben angewiesen, welche ihnen aus den Gemeinden gereicht wurden[3]). Da mußte denn allerdings meist der Hunger der Koch sein, und namentlich wußten auch die Superintendenten die Ausgaben nicht zu bestreiten, die ihnen die Rundreisen in ihren Bezirken verursachten. Die Hilfe war deßhalb auf das Dringendste nothwendig, und — der geheime Rath ließ

1) Knox, hist., 296.
2) S. oben S. 266.
3) Daß es Knox selbst besser hatte, s. unten.

ſich denn auch bewegen, eine Fürſorge zu treffen, doch freilich auch in einer Weiſe, in welcher die evangeliſche Kirche ſo ſpärlich, wie möglich bedacht wurde. Man theilte die Kirchengüter in drei Portionen ab, zwei Drittel ſollten der ehemaligen römiſchen Geiſtlichkeit verbleiben, und von dem letzten Drittel die eine Hälfte für den Haushalt der Königin, die andere für den Unterhalt der rrformirten Prediger verwendet werden [1]). Das war denn freilich zum Sterben zu viel und zum Leben zu wenig. Hundert Mark (= 39 Thlr.) jährlich wurden für den einzelnen Prediger, und für den Superintendenten 300 Mark ausgeworfen, und wenn Knox über ſolche ſtiefmütterliche Fürſorge für ſeine Kirche unwillig wurde, wer kann's ihm verdenken? Er ſagte deßhalb auch geradezu: „zwei Drittel habe man dem Teufel ganz, das eine Drittel aber halb gegeben, während Gott nur die andere Hälfte übrig bliebe!" ein Wort, rauh und ſcharf, und doch am Ende der Wahrheit gemäß. „Ja, fügte er hinzu, wenn es nach dieſem Leben nicht Himmel und Hölle gäbe [2])!"

Wenn der Reformator aber fortwährend auf einer beſſeren Verſorgung der Prediger beſtand und bittere Klagen über die Noth führte, der man ſie ſorglos oder hinterliſtig überließ, ſo hatte er dabei doch am wenigſten ſein eigenes Intereſſe im Auge, denn obgleich ſein Einkommen auch nicht bedeutend war, ſo ſchützte es ihn doch vor Mangel. Anfangs hatte er freilich auch von den „Almoſen" ſeiner Freunde leben müſſen, als er aber ſeine feſte Stellung in Edinburg antrat, wies ihm der Magiſtrat ein Einkommen von 200 Pfund an nebſt einer Wohnung in dem Hauſe des ehemaligen Abtes Durie von Dumfermline, indem derſelbe zugleich auch bezahlte, was der Reformator dem David Forreſt, einem Bürger zu Edinburg, bei dem er anfänglich gewohnt hatte, für Koſt und Miethe ſchuldig war [3]). Was ihm daher auch hier antrieb, auf Verwendung der Kirchengüter zu ihrem eigentlichen Zwecke zu dringen, war ſeine Sorge für die Kirche ſelbſt, und ohne Zweifel müſſen ſeine Forderungen auch als durchaus begründet erſcheinen. Nur die Habſucht der Barone und der böſe Wille der Königin konnten ſich darüber verblenden, daß ſie der Kirche ein Unrecht und einen Schaden zufügten, der ſpäter kaum wieder gut zu machen war. Und ſo groß war allerdings die Beuteſucht, die ſich eines Theiles des ſchottiſchen Adels bemächtigt hatte, daß die mit Vertheilung der geiſtlichen Einkünfte beauftragte Commiſſion die Prediger auch noch um einen großen Theil

1) S. die Verordnungen des Geh. Raths bei Knox, hist., 296—300.

2) Weall! if the end of this ordour, pretendit to be takin for sustentatioun of the ministers, be happie, my jugement failes me. J sce twa pairtis freelie gevin to the devill, and the third mon be devyded betwixt God and tho devill. Quho wald have thocht, that quhen Joseph reulled in Egypt, his brethren sould have travellit for victualles and have returned with emptie sackes unto thair families"" (p. 300 f.).

3) M'Crie, II, 45, nach den Acten des Edinburger Stadtarchivs.

ihres geringen Gehaltes zu bringen wußte. Von dem Laird Pittarrow, der als Zahlmeiſter bei der Commiſſion angeſtellt war, kam ſogar das Sprichwort auf: „der gute Laird von Pittarrow iſt ein ernſtlicher Bekenner Chriſti, aber der T— mag den Zahlmeiſter holen!“ Klagen halfen da nicht. „Wenn, ſagt Knox[1]), ſich die Brüder über ihn beſchwerten, ſo antwortete man ihnen, es gäbe manche Lairds, die nicht mehr baar Geld einnähmen, als ſie, und wenn ſie dann darauf hinwieſen, daß ſie auch mehr Ausgaben für Bücher u. ſ. w. hätten, als ein Laird, und ihre Zeit auf Studien und Seelſorge wenden müßten, während Andere ihren weltlichen Geſchäften nachgingen, ſo lautete die Gegenrede: „die Königin hat nicht mehr übrig.“ Der Secretair (Lethington) brach einſt in Zorn aus und rief: Den Predigern iſt das Jahr hindurch genug gezahlt, und wer dankt jetzt der Königin dafür? Dazu aber lächelte Knox[2]) und erwiderte: „Gewiß, wer Etwas umſonſt von der Königin empfängt, iſt undankbar, wenn er es nicht mit Herz und Mund anerkennt, aber umſonſt, deß bin ich gewiß, empfangen die Prediger Nichts, und ob ſie überhaupt Etwas von der Königin empfangen, darüber mögen kluge Leute urtheilen. Ich bin überzeugt, daß weder ein noch zwei Drittel jemals ihren Vorfahren gehört haben die letzten tauſend Jahre hindurch, noch hat die Königin jetzt ein beſſeres Anrecht auf das, was ſie in Anſpruch nimmt, mag ſie es Andern geben oder ſelbſt behalten, als diejenigen, die Chriſtum kreuzigten und ſein Gewand unter ſich theilten[3]).“ Knox hat ſchwer an dieſer Bedrückung der Kirche, die ſo augenſcheinlich auf ihre Unterdrückung hinausging, zu tragen gehabt.

Noch ſchwerer aber trug er an dem lockeren Leben, das am Hofe geführt wurde und auch die Stadt mit anzuſtecken drohte. Während die Kirche alle Anſtrengungen machte, um Ordnung und Sittlichkeit unter dem Volke zu befördern und namentlich den Ausſchweifungen ein Ziel zu ſetzen, an welche die Stadt ſowohl durch die früheren Könige, als auch durch die römiſchen Prälaten gewöhnt worden war — bedenkt man dieſe Zuſtände, ſo kann man ohne Zweifel die Strenge begreifen, mit welcher Knox, gleich Calvin, die kirchlichen Cenſuren handhabte — hatte der Hof dagegen die franzöſiſche Leichtfertigkeit mitgebracht und ließ ſich rückſichtslos gehen. Gelage und andere Feſtlichkeiten wurden in Menge gefeiert, und — mit der Keuſchheit und Ehrbarkeit ſtand es auch nicht zum Beſten, kurz, es wurde wieder ein Beiſpiel gegeben, auf welches der Reformator nur mit Entrüſtung blicken konnte. Selbſt bis zu Straßenſkandalen kam es, indem der Graf Bothwell, der Marquis d'Elbeuf (le Beuf nennt ihn Knox[4]) und der Lord Joh. von Coldingham in das Haus des Robert Ramſay einbrachen, um zu deſſen Pflegetochter zu gelangen. Das war

1) Knox, hist., 301.
2) Ohne Zweifel iſt er es geweſen, wenn er ſich auch nicht nennt.
3) Knox, hist., 301.
4) Ebendaſ. 305.

denn endlich aber zu arg, „der Abſcheu über dieſe That[1]) ergriff alle frommen Herzen.“ Die Generalſynode und der größte Theil des Adels war damals gerade in der Stadt verſammelt, und ſie „beſchloſſen, Gerechtigkeit zu fordern.“ Deßhalb richteten ſie eine Bittſchrift an die Königin, in welcher ſie die Thatſache darſtellten und Abhilfe begehrten. „Dieß Verbrechen, hieß es, iſt in den Augen eures Königreiches ſo abſcheulich (denn wer hat bisher gehört, daß in den Mauern von Edinburg nächtlicher Weile Fenſter und Thüren erbrochen und Häuſer erſtürmt worden ſind, und zwar in feindſeliger Abſicht, um, wie es ſcheint, ein Weibsbild zu entehren), daß alle frommen Leute nicht blos fürchten, daß der Zorn Gottes über euch und euer Königreich kommen werde, ſondern euch daß ſolche Freiheit Verachtung gegen euch und am Ende Empörung zu Wege bringen wird, wenn nicht bei Zeiten Maßregeln dagegen ergriffen werden, was nach unſerm Dafürhalten unmöglich iſt, es ſei denn, daß das Verbrechen ſtrenge beſtraft werde. Deßhalb erſuchen wir Ew. Gnaden unterthänigſt, alle Zuneigung (affection) bei Seite zu ſetzen und euch ſo aufrichtig in der Sache zu erklären, daß ihr allen euren Unterthanen den klaren Beweis gebt, daß die Furcht Gottes, verbunden mit der Liebe zum öffentlichen Frieden, vor Allem das Herz Ew. Gnaden beherrſcht und erfüllt. Ferner fügen wir nach Pflicht und Gewiſſen hinzu, daß, wie Ew. Gnaden im Namen Gottes von uns Gehorſam fordert (den wir in allen geſetzlichen Dingen zu leiſten durchaus Willens ſind), daß wir, die ſämmtlichen Bekenner des Evangeliums Chriſti in dieſem Königreich, in derſelben Weiſe von Ew. Gnaden und von eurem geheimen Rathe ſtrenge Beſtrafung des Verbrechens fordern und daß, damit dieſelbe vollzogen werde, ohne allen Aufſchub die hauptſächlichſten Thäter dieſes überaus abſcheulichen Verbrechens vor den oberſten Gerichtshof dieſes Reiches geladen werden, um gerichtet und den Geſetzen gemäß beſtraft zu werden.“ Zugleich erklärten die Bittſteller, „daß ſie ſich ſelbſt des Verbrechens für ſchuldig halten müßten, wenn ſie aus Gleichgiltigkeit oder weltlicher Furcht es mit Schweigen übergehen wollten[2]).“

Eine Anzahl von Edelleuten überreichte die Bittſchrift, doch hatte ſie keineswegs den gewünſchten Erfolg. „Die Schmeichler des Hofes ſchalten Anfangs und fragten: „wer behauptet das?“ worauf Lord Lindſay erwiderte: „Tauſend rechtſchaffene Leute in Edinburg!“ Andere ſchämten ſich, öffentlich entgegen zu ſein, aber ſie überredeten die Königin, eine nachſichtige Antwort zu geben, ſobald die Generalverſammlung ſich aufgelöſt hätte. Und ſo that ſie, denn ſie war liſtig genug, aber nur um die Gottloſigkeit und vor allem die H—wirthſchaft zu beſchützen. Sie ſagte, daß ihr Oheim ein Fremder ſei, und daß er jugendliche Genoſſen habe; aber ſie werde ihm Befehl ertheilen, ſo wie auch allen Andern, daß ſie (die Bittſteller) künftig nicht zu klagen haben

1) Knox, hist., 302 ff.
2) Ebendaſ. 303, wo die Bittſchrift.

ſollten. Und ſo verachtete ſie die gerechte Bitte ihrer Unterthanen, und kein Wunder, denn nun ſollte ſie an Andern das Laſter ſtrafen, das in Frankreich ganz ſtraflos iſt und welches Könige und Cardinäle ganz allgemein treiben." Knox ergeht ſich in ſeinem Bericht[1]) in noch andern bitteren Bemerkungen, wie über den franzöſiſchen Hof, ſo auch über die Königin und ihre Genoſſen, welche denn allerdings bezeugen, wie entrüſtet er über ſolche Vorgänge und über das ganze Treiben am Hofe war, in denen aber doch Nichts ſich ausſpricht, als die gerechte Empörung eines Chriſten über die ſchamloſe Verletzung ehrbarer Sitten.

Um ſo ſtrenger aber hielt er ſelbſt und ſeine Mitprediger auf Zucht und ernſtes, chriſtliches Leben. Unſere Zeit wird es freilich zu ſtrenge finden, wenn die Verletzer öffentlicher Sittlichkeit nicht blos ermahnt und vom Abendmahl ausgeſchloſſen, wenn ſie ſogar zum Bekennen ihrer Sünden vor der verſammelten Gemeinde gezwungen und offen ausgeſtellt werden, auch dürfte es fraglich ſein, ob in unſeren Tagen dergleichen Handhabung der Kirchenzucht die Wirkungen haben würde, die man beabſichtigte; wenn aber zu ſeiner Zeit der Reformator ſich nicht ſcheute, ohne Anſehen der Perſon auch das Strafamt der Kirche in der eben beſchriebenen Weiſe zu üben, ſo iſt zu bedenken, daß jene Zeit auch eine andere war und daß wirklich kein anderes Heilmittel ſich fand, als die öffentliche und unnachſichtige Beſtrafung. Das Uebel hatte unter der römiſchen Hierarchie zu ſehr gewuchert.

Zwanzigſtes Kapitel.

Weitere Kämpfe mit dem Hofe und mit den Römiſchen.

Ueberaus arbeitsvoll war indeſſen das Leben des Reformators auch in dieſen Tagen, und jemehr er einſah, was auf dem Spiele ſtand, deſtomehr verdoppelte er auch ſeine Anſtrengungen, um das Evangelium mehr und mehr in die Herzen der Leute zu pflanzen. Er war um dieſe Zeit noch der einzige Prediger innerhalb der Stadt, und wurde nur von dem Leſer Joh. Cairns unterſtützt, während allerdings Wilh. Harlow ganz in der Nähe zu St. Cuthberts ſtand[2]) und auch in Canongate oder Holyroodhouſe ein beſonderer Prediger, Joh. Craig[3]), angeſtellt war. Seine Arbeiten mußten deßhalb

1) Knox, hist., 304.

2) S. oben S. 121 f.

3) Joh. Craig war geboren im Jahre 1512 und hatte bald darauf ſeinen Vater in der Schlacht bei Flodden verloren. Nachdem er zu St. Andrews ſtudirt hatte, ging er nach England und wurde Erzieher in der Familie des Lords Dacres, kehrte dann aber nach Schottland zurück und trat in den

übermäßig ſein. Zwei Mal Sonntags und drei Mal in den Wochentagen predigte[1]) er und zwar ſelten ohne die gewiſſenhafteſte Vorbereitung. Dazu

Orden der Dominikaner ein. Er gerieth jedoch bald in den Verdacht der Ketzerei — er war ja in England geweſen — und wurde eingezogen. Da man ihm Nichts überführen konnte, wurde er indeſſen wieder in Freiheit geſetzt, und blieb auch noch bei der römiſchen Kirche. Doch widerte ihn die Unwiſſenheit der Prieſter und Mönche an, und er ging deßhalb 1537 nach Frankreich und von da nach Italien. Auf Empfehlung des Cardinal Pole wurde er in ein Dominikanerkloſter zu Bologna aufgenommen und dort bald in wichtigen Geſchäften gebraucht, aber hier in der Kloſterbibliothek fielen ihm Calvins Inſtitutionen in die Hände, die ihm etwa dieſelben Dienſte leiſten ſollten, wie Luther'n die angekettete Bibel zu Erfurt. Er wurde für das Evangelium durch Leſen des Buches gewonnen, aber da er in der erſten Begeiſterung ſeine Worte nicht hütete, kam er bald in Verdacht und würde ein Opfer geworden ſein, hätte nicht ein alter Mönch ihn gerettet. Dieſer, auch ein Schotte, benachrichtigte ihn rechtzeitig von ſeiner Gefahr, und Craig floh. Er wurde anfänglich Hauslehrer bei einem benachbarten Edelmann, der ebenfalls evangeliſch geſinnt war, aber bald wurde er entdeckt, ergriffen und vor die Inquiſition nach Rom geführt. Nach neunmonatlicher qualvoller Haft machte man ihm den Prozeß. Er wurde zum Feuertode verurtheilt, und nur ein günſtiger Umſtand rettete ihn. Am Abend vor dem zu ſeiner Hinrichtung beſtimmten Tage ſtarb Papſt Paul IV., und der Gewohnheit gemäß wurden noch an demſelben Abend die Gefängniſſe Roms geöffnet. Zwar erſtreckte ſich die Amneſtie nicht auch auf die wegen Ketzerei Verurtheilten, aber Craig entkam in dem Tumult und flüchtete ſich in eine Schenke nahe bei Rom. Es wurden ihm jedoch Truppen nachgeſchickt, die ihn auch aufſpürten, und er würde zurückgebracht ſein, hätte ihn nicht der Anführer der Häſcher als den Mönch erkannt, der ihm nicht lange vorher, als derſelbe in einem Gefecht bei Bologna verwundet dagelegen, mit Barmherzigkeit erquickt hatte. Der Hauptmann gab ihm die Freiheit und ſeine Börſe obendrein. Craig konnte ſeine Reiſe antreten und war entſchloſſen, nach Schottland zurückzukehren. Aber freilich reichte das Geld des Soldaten nicht weit. Bald war daſſelbe aufgezehrt, doch während er an dem Rande eines Gehölzes ſaß, in kummervollen Gedanken über ſeine verzweifelte Lage, kam ein Hund mit einer Börſe im Maule zu ihm heran. Er ſuchte denſelben zwar Anfangs fortzutreiben, aber das Thier wollte nicht weichen, kehrte immer wieder zurück und bot ihm den Beutel an. So ergriff er denn dieſe Hilfe in der Noth und gelangte glücklich bis nach Wien. Hier hatte er Gelegenheit, vor dem Kaiſer Maximilian II. zu predigen, und dieſer fand ſo großes Wohlgefallen an ihm, daß er ihn behalten wollte, und nur die Nachricht, daß Craig ein bereits verdammter Ketzer ſei — ſie kam vom Papſt Pius IV. ſelbſt, der ihn ausgeliefert verlangte — bewog den Kaiſer, ihn mit ſicherm Geleite zu entlaſſen. Im Jahre 1560 kam er ſo zuerſt nach England und dann, als dort die neue Ordnung der Dinge eintrat, nach Schottland, wo man ihn als Prediger anſtellte. Er war 24 Jahre abweſend geweſen und hatte ſeine Mutterſprache ſo ſehr verlernt, daß er Anfangs lateiniſch predigen mußte. M'Crie, II, 53 ff. Vgl. Row, hist., 47.

1) M'Crie, II, 52, nach den Acten des Stadtarchivs.

kam die beſondere Seelſorge und die übrigen Pflichten ſeines Amtes: die regelmäßige wöchentliche Kirchenſitzung, in welcher die Zucht gehandhabt wurde, die Wochenverſammlungen mit den Predigern und Aelteſten der Nachbarſchaft zur gemeinſamen Erklärung der heiligen Schrift, dazu denn auch die Provincial- und General-Synoden und der mancherlei briefliche und mündliche Verkehr, in welchem er mit den einzelnen Kirchen des Landes, mit den Führern der Evangeliſchen, mit England und deſſen Geſandten, mit den auswärtigen Freunden in Genf, England und Frankreich ſtand, ſowie auch die mancherlei Kämpfe mit der Hofpartei. Wo es Etwas auszurichten gab oder wo man eines Rathes bedurfte, da wandte man ſich an Knox. So wurde er regelmäßig von der Generalverſammlung beauftragt, den einen oder den anderen Theil des Reiches zu beſuchen und dort zu predigen, um die Erkenntniß des Evangeliums daſelbſt zu fördern, ſo übertrug man ihm, die Wahl der Prediger und Superintendenten zu leiten, wie wir ihn denn dieſen Auftrag ausrichten ſehen, als Joh. Spottswood zum Superintendenten von Lothian und Erskine von Dun[1]) zu dem von Angus und Mearns ernannt wurden. Endlich hatte er denn auch ohne Zweifel den größten Theil der Schriften zu verfaſſen, welche von den kirchlichen Verſammlungen ausgingen. Daß er bei ſeiner noch immer ſchwankenden Geſundheit — wir hören ihn noch über das Fieber klagen, an welchem er litt — dieſen Anſtrengungen werde erliegen müſſen, war kaum anders zu erwarten, und deßhalb verſtand ſich der Magiſtrat von Edinburg im April 1562 dazu, ihm einen Gehilfen an die Seite zu ſetzen, eben jenen Joh. Craig zu Canongate, der aber freilich erſt im Juni des folgenden Jahres das Amt übernehmen konnte, weil man nicht früher die Mittel fand, ihm ein Einkommen zu verſchaffen[2]).

Auch in Privatangelegenheiten wurde des Reformators Rath und Vermittlung nicht ſelten in Anſpruch genommen. So wird uns erzählt, daß er einen Streit zwiſchen dem Grafen Argyle und deſſen Frau beizulegen gewußt habe, und ſo brachte er auch zwiſchen Bothwell und Arran eine Verſöhnung zu Stande, an der er freilich ſelbſt wenig Freude erlebte. Die Veranlaſſung war folgende[3]): Als jene Exceſſe Bothwells und d'Elbeufs von der Königin nicht beſtraft wurden, wuchs nur die Unverſchämtheit der Wüſtlinge. Mehr und mehr übten ſie Gewaltthaten aus und hielten nächtliche Umzüge. Darüber wurden die ehrbaren Leute aber zuletzt entrüſtet, der Abt von Kilwinning, Gaw. Hamilton, der zum Evangelium übergetreten war, und mehrere andere Freunde des Herzogs von Chatelherault kamen eines Nachts zuſammen und beſchloſſen, dieſem Treiben zu wehren. Selbſt Lord Ochiltree, ein Mann, mehr gemacht Frieden zu ſtiften, als zum Schwert zu greifen, verlangte

1) M'Crie, II, 40.
2) Ibid. II, 53.
3) Knox, hist., 304 ff.

Gewalt anzuwenden. „Nein," ſagte er, „ſolche Gottloſigkeit ſoll nicht geduldet werden, ſo lange Gott uns beiſtehen wird, und bei dem Sieg, den uns Gottes Gnade verliehen, werden wir durch ſeine Gnade auch ferner erhalten werden." Er befahl deßhalb ſeinem Sohne und ſeinen Dienern, einzuſchreiten. Als nun Bothwell hörte, daß die Hamiltons auf der Straße ſeien, rief er, ſie ſollten nicht blos aus der Stadt, ſondern auch aus dem Lande gejagt werden. So entſtand ein Streit, der erſt endete, als Graf Huntley und Lord Stuart die Kämpfenden trennten.

Hernach aber ſuchte Bothwell die Freundſchaft der Hamiltons und namentlich des Grafen Arran, wahrſcheinlich mit der geheimen Abſicht, ſich mit demſelben gegen den Lord Stuart zu verſchwören, dem Beide das Vertrauen nicht gönnten, das ihm die Königin bewies. Er wandte ſich deßhalb an Knox um deſſen Vermittlung und wußte ſich als einen reuigen Sünder darzuſtellen. „Der Lord beklagte ſein früheres unordentliches Leben," erzählt uns Knox, „und hauptſächlich, daß er ſich durch die Künſte der Königin-Regentin habe verführen laſſen, zu thun, was ihm jetzt ſo ſehr leid ſei, beſonders gegen den Laird von Ormiſton, deſſen Blut er vergoß. Sein größter Schmerz ſei nun aber, daß er ſich gegen den Grafen Arran ſchlecht betragen habe, deſſen Gunſt er um jeden Preis wieder zu erlangen wünſche." Knox ermahnte ihn, vor allen Dingen ſeinen Frieden mit Gott zu ſuchen, „denn," ſagte er, „ich bin doch ſehr in Sorgen, daß ihr nicht blos Menſchen, ſondern auch Gott beleidigt habt, und deßhalb iſt mein Rath, daß ihr euch erſt mit Gott verſöhnt, dann wird er auch ſchon die Herzen der Menſchen bewegen, euch eure Beleidigungen zu vergeben!" Zugleich verſprach er jedoch, auch das Seinige bei'm Grafen Arran zu thun, und wirklich gelang es ihm auch, Frieden zwiſchen beiden Männern zu ſtiften. Es fand eine Zuſammenkunft Beider in Gegenwart des Reformators ſtatt, und Arran kam dem Beleidiger auf das Herzlichſte entgegen. Auch ließ ſich Bothwell, was bisher nicht geſchehen war, am folgenden Tage in der Kirche ſehen, um die Predigt anzuhören, ſo daß Knox wirklich an eine Sinnesänderung des Mannes glauben mochte.

Doch ſollte er ſich bald enttäuſcht ſehen. Nach wenigen Tagen kam Arran voll Beſtürzung und Angſt zu dem Reformator und theilte ihm mit, wie er von Bothwell aufgefordert worden ſei, mit demſelben gemeinſame Sache zu machen, um die Königin zu entführen, den Lord Stuart (nunmehr Grafen Murray), Lethington und Andre, die ſie gegenwärtig mißleiteten, zu tödten und ſo die Gewalt in ihre eigenen Hände zu bringen. Arran war hauptſächlich in Sorgen, daß man ihn für einen Theilnehmer an dem Complott halten möge, und erklärte ſich entſchloſſen, die Sache der Königin anzuzeigen. Knox ſuchte ihn zu tröſten, indem er ihn darauf aufmerkſam machte, daß er ja dem Vorſchlage Bothwells nicht beigeſtimmt, und deßhalb keinen Verrath begangen habe, aber Arran betrachtete Alles als eine Schlinge, die ihm von Bothwell

ſelbſt gelegt worden ſei, um ihn zu verderben. Er benachrichtigte deßhalb die Königin von dem Vorgefallenen, die den Grafen Bothwell und Gaw. Hamilton, der in deſſen Begleitung getroffen wurde, gefangen nehmen ließ. Auch auf den Herzog von Chatelherault warf ſie Verdacht der Mitwiſſenſchaft, und ohne Zweifel würde die Angelegenheit für dieſen ſowohl, wie für Bothwell ſchlimme Folgen gehabt haben, wäre bei Arran nicht gleich darauf ein Wahnſinn ausgebrochen, wahrſcheinlich in Folge ſeiner Leidenſchaft für die Königin [1]), welcher den Verdächtigen zu Gute kam [2]). Doch wurde dem Herzog von Chatelherault der Oberbefehl über das Schloß Dunbarton, welches er inne hatte, abgenommen, und Bothwell nebſt Gaw. Hamilton längere Zeit im Gefängniß gehalten. Bothwell ſcheint übrigens ſchon jetzt jene Abſichten auf die Königin gehabt zu haben, welche er ſpäter zu ihrem und ſeinem Verderben in Ausführung brachte. —

In der Stellung, welche Knox zur Königin und zum Hofe einnahm, änderte ſich jedoch Nichts. Marie wurde den Evangeliſchen nicht günſtiger geſtimmt, obgleich ſie noch immer ſich die ehemaligen Führer der Congregation als Rathgeber gefallen ließ, und die Predigten des Reformators klangen ebenfalls nicht verſöhnlicher, als früher. An eine Annäherung Beider war deßhalb nicht zu denken, vielmehr ſollte bald wieder ein Zuſammenſtoß erfolgen. Es war nach Schottland die Nachricht von jenem Bluddade zu Vaſſy gekommen, wo die Guiſen eine im friedlichen Gottesdienſt begriffene Verſammlung von Proteſtanten überfallen und hingemordet hatten [3]). Wurde ſchon dadurch der Reformator, der für die franzöſiſchen Brüder ſtets ein warmes Herz hatte und mit ihnen in mehrfacher perſönlicher Verbindung ſtand, auf das Heftigſte erſchüttert und, wie das ſo natürlich iſt, auch gegen die Nichte und Verbündete der Guiſen nur um ſo mehr mit Argwohn und Unwillen erfüllt, ſo mußte es ihn vollends empören, als Maria gleich nach dem Eintreffen dieſer Nachricht einen glänzenden Hofball gab, wie um den Sieg ihrer Oheime über die „Ketzer" zu feiern. Ob dieß wirklich ihre Abſicht geweſen ſei, muß freilich dahin geſtellt bleiben, aber der Gedanke lag nahe und Knox faßte es ſo auf. Er ſagt [4]): „die Gewißheit davon kam zu den Ohren Joh. Knox', denn es gab Einige, die ihm von Zeit zu Zeit über die Vorgänge am Hofe Nachricht gaben, und unter Andern wurde ihm verſichert, daß die Königin übermäßig bis nach Mitternacht getanzt habe, weil ſie Briefe erhalten, daß die Verfolgungen in Frankreich wieder begonnen und daß ihre Oheime die alte Macht wieder gewonnen hätten und im Begriff ſtänden, das ganze Königreich Frankreich in

1) „He alleged, that he was bewitched, he wald have benc in the Quenes Bed, and affirmed that he was hir Housband." (l. c.)
2) Knox ſelbſt verwandte ſich bei Murray für die Bedrohten (hist., 308).
3) Polenz, Geſch. des franzöſiſchen Calvinismus, II, 117 ff.
4) Knox, hist., 308.

Verwirrung zu bringen". War ihm die Ueppigkeit des Hoflebens ſchon an und für ſich ein Anſtoß, ſo mußte ihn dieſe Nachricht vollends empören.

Am nächſten Sonntag brachte er daher die Sache auf die Kanzel. Er nahm zum Text Pſ. 2, 10: „So laßt euch nun weiſen, ihr Könige, und werdet klug[1]), ihr Richter auf Erden", und nachdem er von der Würde der Obrigkeiten und von dem Gehorſam geſprochen hatte, den die Unterthanen ihren Fürſten ſchuldig ſeien, ging er dazu über, den Mißbrauch zu beklagen, den ein großer Theil der Regierenden von ihrer Gewalt machten. Er ſprach von den Laſtern, welchen Fürſten ſo oft zugethan ſeien, von ihrer Bedrückung, ihrer Unwiſſenheit, ihrem Haß gegen die Tugend und gegen Alle, welche das Laſter haßten und die Tugend lieb hätten, und von der Nichtigkeit ihrer thörichten Vergnügungen. Dann warf er auch Seitenblicke auf die am Hofe üblichen Unterhaltungen und klagte, daß Fürſten ſich oft mehr mit Tanzen und Muſiciren abgäben, als damit, das Wort Gottes zu hören und zu leſen, und daß ſie ſich lieber in der Geſellſchaft von Spaßmachern und Schmeichlern aufhielten, als daß ſie mit weiſen und ernſthaften Leuten verkehrten, die im Stande wären, ihnen nützlichen Rath zu ertheilen. Zwar, ſagte er, was das Tanzen anbetreffe, obgleich er es in der Schrift nicht empfohlen finde und obgleich Profanſcribenten es als eine Bewegung bezeichnet hätten, die ſich mehr für trunkene, als für nüchterne Leute gezieme, ſo wolle er es doch nicht durchaus verwerfen, vorausgeſetzt zuerſt, daß die Leute, die es trieben, darüber nicht die Pflichten ihres Standes verabſäumten, und ſodann, daß ſie es nicht machten, wie die Philiſter, welche aus Freude über das Unglück des Volkes Gottes getanzt hätten. Wer ſich deſſen ſchuldig mache, deſſen Fröhlichkeit werde bald genug in Trauer verwandelt werden[2]).

Knox nannte zwar den Hof und die Königin nicht geradezu, aber es war klar, wohin ſeine Rede ziele, und — da ſie paßte, wurde ſie denn auch allgemein ſo gedeutet und der Königin von ihren Horchern mit vielen Uebertreibungen hinterbracht. Es konnte deßhalb nicht fehlen, daß Maria im höchſten Grade erzürnt wurde. In Frankreich hatten die Höchſten der Erde ihr zu Füßen gelegen, hier wagte es ein einfacher Prediger, ſich nicht nur vor ihr nicht zu beugen, ſondern ihre Aufführung unerſchrocken nach dem Maßſtabe des göttlichen Wortes zu meſſen. Sie ließ deßhalb den Reformator für den nächſten Tag zu ſich beſcheiden und empfing ihn, nachdem er in ihre „Bettkammer" geführt war, wo ſie mit ihren Ehrendamen und ihren Rathgebern ihn erwartete, mit einer Fluth von Vorwürfen. Sie klagte ihn an, nicht nur unehrerbietig von ihr geſprochen zu haben, ſondern auch überhaupt damit umzugehen, ſie in der Achtung ihrer Unterthanen herabzuſetzen und den Haß des Volkes gegen ſie zu erregen. Auch ſei er, ſagte ſie, ungebührlicher

1) Knox überſetzt: and be learned u. ſ. w. Vgl. die Ueberſetzung Luthers.
2) Vgl. Knox, hist., 308 ff. auch für das Folgende.

Weiſe von ſeinem Texte abgeſchweift, und zugleich ſuchte ſie ihm den Abſtand fühlen zu laſſen, der zwiſchen ihr, der Königin, und ihm, dem gewöhnlichen Menſchen, beſtehe.

Der Reformator ließ ſie ruhig ausreden. Als ihm dann aber das Wort verſtattet wurde, ſagte er, „es ſei das ſehr oft die gerechte Strafe für diejenigen, welche das Wort Gottes nicht hören wollten, wie es dem Reumüthigen Gnade verheiße und dem Böſen Buße predige, daß ſie oft falſche Berichte von Anderen zu ihrem höchſten Verdruß anhören müßten. Ich zweifle nicht," ſagte er, „daß es dem Herodes zu Ohren kam, wie ihn unſer Herr Chriſtus einen Fuchs genannt habe, aber man ſagte ihm nicht, wie frevelhaft es vor Gott ſei, einen Unſchuldigen zu morden, wie er es kurz zuvor gethan hatte, als er den Täufer Johannes enthaupten ließ, um den Tanz der Tochter einer Ehebrecherin zu belohnen. Wenn die Hinterbringer meiner Worte rechtſchaffene Leute geweſen wären, ſo würden ſie dieſelben auch richtig wiedergegeben haben, da ſie aber am Hofe Etwas gelten möchten und doch der Tugend entbehren, die ſie deſſen würdig machen könnte, ſo haben ſie Ew. Majeſtät den Gefallen gethan und Lügen hinterbracht. Wäre Ew. Majeſtät aber ſelbſt gegenwärtig geweſen und hättet ihr Alles gehört, was ich ſagte, ſo würdet ihr, wenn noch ein Funken vom Geiſte Gottes, ja, von Weisheit und Rechtſchaffenheit in euch wäre, gerechter Weiſe durch das nicht beleidigt worden ſein, was ich geredet habe." Er bat deßhalb die Königin, da ſie ſeine Ankläger gehört habe, nun auch ihn zu hören, und wiederholte dann die gehaltene Predigt von Anfang bis zu Ende, ſo daß die Königin nun doch wenigſtens gezwungen war, eine evangeliſche Predigt mit anzuhören. Als er dann fertig war[1]), forderte er die Anweſenden auf, es zu ſagen, wenn er etwas Anderes geredet habe, „denn", ſagte er, „ich meine, ich habe nicht blos einen Auszug gegeben, ſondern die Predigt Wort für Wort wiederholt."

Das wurde denn auch von den Anweſenden bezeugt, und die Königin, nachdem ſie nach Denjenigen, die Knox verklagt hatten, ſich umgeſehen, ſagte einlenkend: „Eure Worte ſind bei alledem ſcharf genug, aber doch waren ſie mir in anderer Weiſe hinterbracht. Ich weiß, daß meine Oheime und ihr nicht einerlei Glaubens ſeid, und deßhalb kann ich euch nicht tadeln, wenn ihr auch keine gute Meinung von ihnen habt, aber — wenn ihr von mir Etwas hört, das euch nicht gefällt, ſo kommt zu mir und ſagt es mir allein, dann will ich euch hören!" Knox jedoch lehnte es ab, jedenfalls weil er merkte, daß die Königin auf dieſe Weiſe ein Mittel ſuche, um ihn von dem abzuhalten, was er für nöthig und für ſeine Pflicht hielt, nämlich das Volk fernerhin vor den geheimen Abſichten der Königin gegen die reformirte Kirche zu warnen. „Madame", ſagte er, „ich bin gewiß, daß eure Oheime Feinde Gottes und Jeſu Chriſti ſind, und daß ſie, um ihre eigene Herrlichkeit und Macht aufrecht zu

1) S. den Inhalt der Predigt oben!

erhalten, ſich nicht ſcheuen, das Blut der Unſchuldigen zu vergießen, deßhalb aber bin ich auch überzeugt, daß ihre Unternehmungen keinen beſſeren Erfolg haben werden, als die Anderen gehabt haben, welche vor ihnen Dasſelbe gethan. Was aber eure eigene Perſon betrifft, Madame, ſo würde es mich freuen, Alles, was ich könnte, zu eurer Zufriedenheit zu thun, vorausgeſetzt, daß ich nicht Pflichten meines Amtes verletze. Ich bin zu einer öffentlichen Thätigkeit an der Kirche Gottes berufen, und mein Amt iſt, die Sünden und Laſter Aller aufzudecken, aber ich bin nicht dazu da, zu jedem Einzelnen zu kommen und ihm ſeine Vergehungen vorzuhalten, denn — die Arbeit würde ohne Ende ſein[1]). Wenn Ew. Gnaden die öffentlichen Predigten beſuchen wollten, ſo zweifle ich nicht, ihr würdet hinlänglich einſehen, was mir gefällt und was mir nicht gefällt ſowohl an Ew. Majeſtät, als auch an Andern. Oder wenn Ew. Gnaden mir einen beſtimmten Tag und Stunde bezeichnen wollen, wo ihr geneigt ſeid, die Geſtalt und den Inhalt des chriſtlichen Glaubens zu hören, wie derſelbe in den Kirchen dieſes Reiches öffentlich gelehrt wird, ſo werde ich recht von Herzen gern zu Dienſten ſtehen, wann und wo es euch gefällig iſt, aber zu kommen, um in euren Vorzimmern oder ſonſt wo zu warten und dann keine andere Freiheit zu haben, als meine Meinung euch in das Ohr zu flüſtern, oder Ew. Gnaden zu ſagen, was Andere von Euch denken und reden, das würde weder mein Gewiſſen, noch das Amt, zu dem Gott mich berufen hat, erlauben. Denn wenn ich auch jetzt auf Ew. Gnaden Befehl hier bin, ſo kann ich doch nicht ſagen, was Andere von mir urtheilen würden, wenn ich zu dieſer Tageszeit nicht bei meinen Büchern wäre, ſondern dem Hofe aufwartete[2])."

Die Königin ſchien jedoch durch dieſe Rede nur noch mehr erbittert zu ſein. „Ihr werdet nicht immer bei eurem Buche ſein!" ſagte ſie kurz und wandte ſich ab. Knox war entlaſſen und ging, wie er ſagte, mit „vergnügter Miene" fort. Einige von den Anweſenden, Anhänger des Papſtes, ſagten, ſo daß er es hörte: „Er fürchtet ſich nicht!" worauf denn der Reformator erwiderte: „Warum ſollte das hübſche Antlitz einer Frau mich erſchrecken? Ich habe manchem zornigen Manne in's Geſicht geſehen und mich doch nicht übermäßig gefürchtet."

---

1) Knox hatte ohne Zweifel Recht, wenn er meinte, das Rügen einzelner Sünden der Königin ſei nutzlos, ſo lange dieſelbe nicht im chriſtlichen Glauben gegründet ſei.

2) Dieſe Weigerung iſt dem Reformator oft als Schuld angerechnet, doch urtheilt M'Crie, II, 50 folgender Maßen darüber: „He was convinced that she had no inclination to receive his private instructions, but wished merely to induce him to refrain in his sermons from every thing that might be displeasing to the court." Das Volk öffentlich vor Intriguen gegen das Evangelium zu warnen, hielt er aber für ſeine Pflicht.

Die beiden Gegner waren auch jetzt einander nicht näher gebracht. Es war zwiſchen dem beiderſeitigen Standpunkte, das vielmehr trat auch hier wieder hervor, und zwiſchen den Zielen, die ſie verfolgten, keine Vereinigung möglich. So gingen ſie, ein Jeder, wieder ihren Weg, Knox immerdar der ernſte und ſtrenge Wächter über die Unverletzlichkeit der neuerrichteten evangeliſchen Kirche und immer den Punkt im Auge habend, von dem er erkannt hatte, daß von ihm aus Gefahr drohe, die Königin dagegen durch „Fiedeln und Tanzen" verſuchend, diejenigen an ſich zu feſſeln und für ihren Zweck, den Sturz des Evangeliums, willig zu machen, welche vordem die hauptſächlichſten Stützen der Reformation geweſen waren.

Das ſchien ihr auch immer mehr zu gelingen, und der Reformator hatte Kummer und Mühe genug davon. Zwar ließ er es an privaten und öffentlichen Warnungen nicht fehlen, wie oft aber mußte er hören, daß ſeine ehemaligen Genoſſen, von denen er ſagen durfte, daß ſie erſt durch ihn zur Erkenntniß der Wahrheit gekommen ſeien, ſeine Predigten „unzeitige Reden" nannten und ihn vorwarfen, daß er von ſeinem Texte abgeſchweift ſei![1]) wie oft, daß nicht blos Lethington, der ganz für die Königin gewonnen war, ſondern auch der nunmehrige Graf Murray und Andere ihn mit Vorwürfen überhäuften! Er fand ſich mit der Zeit mehr und mehr gemieden und vereinſamt, der ſtrenge Prediger war überläſtig geworden, man hätte ihn gern zum Schweigen gebracht, wenn man gekonnt hätte. Aber eben das war nicht möglich. Zu klar ſtand dem Reformator die Gefahr, zu klar deßhalb auch die Aufgabe vor Augen, die er jetzt zu erfüllen habe, und — wie es ihm ja um die Sache des Herrn allein zu thun war, ſo war er auch entſchloſſen, bis zum Aeußerſten für ſie einzuſtehen. Seine Warnungen auf der Kanzel dauerten fort, und unbekümmert, ob man ſie freundlich oder unfreundlich aufnehmen werde, benutzte er auch jede Gelegenheit, ſeinen ehemaligen Freunden in's Gewiſſen zu reden.

So mußte ſich Murray ſelbſt bei Veranlaſſung ſeiner von Knox vollzogenen Trauung gefallen laſſen, an ſeine Pflicht gegen die Kirche erinnert zu werden. Der ehemalige Prior von St. Andrews verheirathete ſich bald nach ſeiner Erhebung mit einer Tochter des Grafen Marſhall, und der Prediger ließ es ſich nicht nehmen, nicht blos der Hilfe zu gedenken, die er (der Graf) vordem der Kirche Gottes geleiſtet habe, ſondern ihn auch zu ermahnen, daß er auf dieſem Wege bleiben möge. „Wenn ihr," ſagte Knox, „künftighin die bislang betretene Bahn verlaſſen ſolltet, ſo wird der Tadel nicht blos auf euch fallen, ſondern auch auf euere Frau, von der es dann heißen wird, daß ſie die Schuld davon trage[2])." Ohne Zweifel war die Frau, welche der Prediger fürchtete, jedoch weniger die

1) Knox, hist., 287.
2) Ebendaſ. 302.

Tochter des Grafen Marshall, als die Königin Maria, welche die Hochzeit ihres Halbbruders auf das Glänzendste feiern ließ, so daß „die eitle Ueppigkeit", wie Knox sagt, „manchen Frommen ärgerte." Doch rühmt Knox in seiner Geschichte um diese Zeit den Grafen Murray, daß „das Ebenbild Gottes augenscheinlich in ihm Gestalt gewonnen habe"[1]), und in den Wegen Lethingthons ging derselbe nicht, wenn er auch die Befürchtungen des Reformators für übertrieben hielt und seinen Eifer zu mäßigen suchte. —

Um diese Zeit stand auch ein Ereigniß in Aussicht, das manchem Anhänger der Reformation mit Hoffnung erfüllte. Die Königin Elisabeth hatte zwar unausgesetzt die Ratification des Bündnisses von Berwick und des Friedens von Leith bei ihrer Nachbarin betreiben lassen[2]), aber natürlich lag es nicht in den Zwecken Maria's, darauf einzugehen. Wenn sich das Verhältniß zwischen beiden Monarchinnen auch wieder zu einem äußerlich freundlichen gestaltet hatte[3]) — die Königin von Schottland nannte die von England wieder „ihre gute Schwester" und bezeugte ihr, wie sehr ihr die Erhaltung des Friedens am Herzen liege — so war Maria doch zu sehr an die Politik der Guisen gebunden, um ein näheres Verhältniß zu England für wünschenswerth zu halten. Dazu kam auch noch, daß Elisabeth sich ebenfalls nicht zu der Forderung der Königin von Schottland verstehen wollte, welche darauf hinaus ging, daß, im Fall der englische Thron erledigt werde, das Haus Stuart als zunächst erbberechtigt anerkannt werde[4]), und so waren von beiden Seiten denn freilich fortwährend Unterhandlungen gepflogen worden, die aber auch für die Wünsche beider Theile ohne Erfolg geblieben waren. Nun aber sollte eine Zusammenkunft zwischen beiden Königinnen stattfinden, und darauf bauten manche Evangelische ihre Hoffnungen. Hatte Maria selbst sich doch den Schein gegeben, als ob sie im Stande sei, sich zu den Grundsätzen der englischen Hochkirche bekehren zu lassen, um auf diese Weise Elisabeth für die Gewährung ihres Wunsches geneigt zu machen[5]), kurz, die Evangelischen meinten, daß eine solche Bekehrung das Ergebniß jener Zusammenkunft sein könne, und davon versprach man sich denn auch Frieden für die eigene Kirche.

Nur Knox (nebst den Predigern) scheint diese Erwartungen nicht getheilt zu haben[6]). Maria selbst hatte ihm ihre eigentlichen Zwecke gleich bei der ersten Zusammenkunft zu deutlich verrathen, als daß er in einem solchen

1) Knox, hist., 311.
2) Tytler, VI, 194.
3) Ebendas. 243.
4) Ebendas. 317.
5) Aus einem Briefe Randolph's an Cecil, 12. Februar 1562, geht hervor, daß der Cardinal von Lothringen selbst den Rath gegeben hatte, die Religion Englands anzunehmen. Tytler, VI, 254.
6) Knox, hist., 311.

Schritte etwas Anderes, als ein Unternehmen zum Sturze der reformirten Kirche in Schottland hätte ſehen können. Man hat ſich gewundert[1]), daß gerade er einen ſolchen, dem Evangelium ſcheinbar günſtigen Wechſel in der Stellung der Königin von Schottland zu den kirchlichen Händeln der Zeit nicht gewünſcht habe, und ihn getadelt, daß er auch dagegen auf der Kanzel ſeine Warnungen hören ließ, aber der Beweggrund, der ihn dazu trieb, dürfte nicht ſchwer zu erkennen ſein. Nicht blos ſein Widerwillen gegen die Geſtalt der engliſchen Kirche, deren „Prälatenthum er allerdings für nicht viel beſſer hielt, als das Papſtthum," — wir erinnern an ſeine früheren Kämpfe im Betreff des engliſchen Gebetbuches — brachte ihn dahin, ſondern weil er erkannte, daß der Uebergang zur Hochkirche und die Zurückführung der Kirche von Schottland zu der in England beliebten Kirchengeſtalt von Seiten Maria's nur als ein vorläufiger Schritt gemeint ſein könne, um am Ende das Papſtthum in Schottland wieder einzuführen. Auch mußte Denen, welche von dem Prälatenthum ſo lange Jahre hindurch ſo Schreckliches gelitten hatten, der Gedanke, daß dasſelbe wieder hergeſtellt werden könnte, ſchon an ſich ein Gräuel ſein, der mit der Verläugnung Chriſti gleichbedeutend wäre. So widerſetzten ſich Knox und ſeine Mitprediger einer ſolchen Ausſicht denn allerdings auf das Heftigſte. „Unſre Papiſten," ſchreibt Randolph[2]), „mißtrauen der Zuſammenkunft durchaus, unſre Proteſtanten wünſchen ſie von Herzen, aber — unſre Prediger ſind mit einem Worte mehr heftig, als vorſichtig und klug, was ich herzlich bedaure. Das unbedeutende Gerücht, das hier neulich umlief, als ſei die Königin durch den Cardinal beſtimmt worden, die Religion von England anzunehmen, macht ſie jetzt beinahe wild, und ſie ſagen und predigen davon, daß es nur um Weniges beſſer ſei, als wenn es das Schlimmſte wäre. Ich habe nicht ſo häufig mit Knox über dieſe Dinge verhandelt, als ich in der letzten Zeit es mußte, welcher am letzten Sonntage dem Kreuz und dem Leuchter einen ſolchen Streich verſetzte, daß Leute, die eben ſo klug und gelehrt ſind, wie er, gewünſcht hätten, er hätte lieber Frieden gehalten. Er machte das aber mit einem wunderbar glühenden und ergreifenden Gebet am Ende ſeiner Predigt wieder gut, in welchem er für die Fortdauer der Freundſchaft und herzlichen Liebe mit England bat[3])." Knox übte auch hier lediglich ſein Wächteramt, indem er die Gemeinde vor der Annahme eines Geſchenkes warnte, das ihr unter allen Umſtänden, auch wenn die Königin den Ueber-

1) Tytler, l. c.

2) S. oben die Note.

3) Nicht blos Knox, auch die übrigen Prediger waren gegen die Hochkirche von England eingenommen. So ſchrieb Goodman im Jahre 1560 an Cecil und forderte ihn auf, die Mißbräuche und die götzendieneriſchen und abergläubiſchen Ueberbleibſel ganz abzuſchaffen. Tytler, I, 186, wo der Brief mitgetheilt iſt.

tritt zur engliſchen Kirche ehrlich gemeint hätte, zu theuer zu ſtehen gekommen wäre, und es war um ſo nöthiger, dieß zu thun, als ja wirklich der eine Theil der Evangeliſchen, der der Königin nahe ſtand, in dieſem Schritte ein Rettungsmittel zu erkennen meinte.

Die Zuſammenkunft wurde jedoch vereitelt. In Frankreich waren jene Kriege zwiſchen den Römiſchen und den Proteſtanten ausgebrochen, die dieß Land ſo lange Zeit hindurch verwüſtet haben, und Eliſabeth hatte den Evangeliſchen Hülfe geleiſtet. So — ließ ſie ſich denn bei Maria zu deren großen Bedauern damit entſchuldigen, daß ſie den ſüdlichen Theil ihres Landes nicht verlaſſen dürfe und deßhalb die Zuſammenkunft aufſchieben müſſe, und die Königin von Schottland blieb davor bewahrt, den Umweg über London nach Rom zu nehmen[1]). —

Die Kirche gab es jedoch noch keineswegs auf, ihre Sache auch vor die Königin zu führen und ſelbſt den Verſuch zu machen, dieſelbe von der Verkehrtheit der römiſchen Lehren zu überzeugen. Am 24. Juni 1562 wurde zu Edinburg eine General-Synode gehalten, und da hier mancherlei Klagen laut wurden, theils über die traurige Lage der Prediger und über die Anfeindungen, die ſie Seitens der Anhänger Roms zu erfahren hätten, theils auch über die einreißende Unſittlichkeit und den üblen Einfluß, den die Meſſe der Königin auf die Bevölkerung ausübe, ſo beſchloß man, eine Bittſchrift an die Königin zu erlaſſen, in welcher man ihr alle dieſe Nothſtände an's Herz legen wollte. Knox war es wahrſcheinlich, der mit dem Abfaſſen derſelben beauftragt wurde[2]), und der vorgelegte Entwurf war eben ſo freimüthig, als ehrerbietig. Nach Anwünſchung göttlicher Gnade wird die Königin darauf hingewieſen, daß es die Pflicht der Prediger ſei, ſowohl die Fürſten, als das Volk auf ihre Fehler aufmerkſam zu machen, und daß es deßhalb auch der Verſammlung zukomme, die Königin und ihren geheimen Rath daran zu erinnern, wie das Land ſich in einem Zuſtande befinde, der ſchleuniger Abhülfe bedürfe, wenn nicht Gott Fürſten und Volk ſtrafen ſolle. Die Begehren, welche man vorzutragen habe, ſeien aber folgende:

1) Der Grund aller andern Uebel ſei die Meſſe, „das Götzenbild und der Baſtard-Gottesdienſt, die Quelle aller Gottloſigkeit", indem ſie nur zu einem Deckmantel für die ärgſten Sünden diene. „Aber geſetzt auch, die Meſſe wäre nicht die Urſache aller ſolcher Uebel, ſo iſt ſie doch an und für ſich ſelbſt ſo verhaßt vor Gott, daß wir nicht aufhören können, auf das Dringendſte zu wünſchen, daß ſie abgeſchafft werde, ſowohl von euch ſelbſt, als auch von allen Andern im Lande, indem wir Himmel und Erde, ja, auch euer eigenes Gewiſſen zu

1) Tytler, VI, 262.

2) Er nennt ſich nicht ſelbſt als den Verfaſſer, doch ſagt er an einer andern Stelle (p. 340), er ſei ſtets mit dem Abfaſſen der Schriftſtücke betraut worden.

Zeugen anrufen, daß dieß hartnäckige Festhalten an diesem Götzendienste euch am Ende an Leib und Seele zum Verderben gereichen wird." Bisher, fährt die Bittschrift fort, hätten die Evangelischen gehofft, die Königin werde die Predigten besuchen und der heilige Geist ihr Herz bewegen, damit sie selbst einwillige, daß ihr Glaube an dem rechten Probirsteine, dem geschriebenen Worte Gottes, geprüft werde, so daß sie dann, von der Wahrheit des Evangeliums überzeugt, Gott werde die Ehre gegeben haben, aber in der Hoffnung wären sie getäuscht und deßhalb könnten sie nun auch nicht länger schweigen, sondern müßten die Königin an die Gefahr erinnern, in der sie stehe.

2) fordern sie Strafe für die schrecklichen Laster, wie Ehebruch, Unzucht, Gotteslästerung, Verachtung Gottes und seines Wortes und Sakramentes, welche, weil unbestraft, so überhand genommen hätten, daß Sünde nicht mehr für Sünde gehalten werde. Sie erinnern an die Strafen, die Gott drohe, und sagen, wenn man entgegne, daß solche Strafen ohne einen Parlamentsbeschluß nicht verhängt werden dürften, so sei darauf zu erwidern, daß Gott in seinem Parlamente längst jene Laster zu bestrafen befohlen habe, daß aber die Könige, als Gottes Statthalter, verpflichtet seien, diesen Befehl auszuführen, wenn sie nicht selbst von ihm bestraft werden wollten.

3) Die Bittschrift klagt eben sowohl über die Noth der Prediger, als darüber, daß für die Armen (Bettler, Waisen, Witwen und Fremden) nicht gesorgt werde. Der den Predigern bewilligte Antheil an den geistlichen Gütern werde nicht ausgezahlt, und sie müßten wie die Bettler leben, Alles komme aber daher, daß man den Prälaten zu Viel gegeben habe. Diese möchten ja immerhin bedacht werden, aber doch nur so, daß auch für die Prediger und die Armen gesorgt werde, und daß jene „faulen Bäuche" auch bekennten, daß sie das, was sie empfingen, nicht ihrem Recht, sondern lediglich dem Wohlwollen verdankten.

4) Den Predigern solle eine Wohnung und Ackerland angewiesen werden, ohne welches es ihnen unmöglich sei, ihr Amt in Frieden zu verwalten.

5) Papisten (certane wicked persones) widersetzten sich den Predigern und Superintendenten bei ihren Amtshandlungen, deßhalb wird um Hülfe gebeten, „nicht sowohl aus Furcht vor den Papisten, als aus Liebe zum Frieden." Daß die Papisten das Haus Gottes, das unter Mühe und Gefahr im Lande aufgerichtet sei, wieder zerstörten, würden sie nie dulden.

Schließlich wurden die Bitten noch einmal zusammengefaßt, um eine bestimmte (resolute) Antwort gebeten und Gott angerufen, das Herz der Königin und ihres Geheimen Raths zu lenken, „Gott leite Ew. Gnaden und des geheimen Raths Urtheil durch das Licht des heiligen Geistes, daß ihr so antworten mögt, wie es euer Gewissen vor dem gerechten Richter Jesus Christus verantworten kann, dann zweifeln wir nicht, daß ihr selbst glücklich sein werdet und daß dieß arme Land, welches so lange durch schlechte

Menſchen bedrückt geweſen iſt, ſich der Ruhe und des Friedens erfreuen wird nebſt der rechten Erkenntniß Gottes[1]).

Wie ehrerbietig dieſe Schrift bei aller Beſtimmtheit und Unumwundenheit des Ausdrucks aber auch war, ſo daß Einige in der Verſammlung, als ſie verleſen wurde, wohl noch etwas mehr „Schärfe" gewünſcht hätten, ſo ſuchten Andere, Lethington an der Spitze, doch zu hintertreiben, daß ſie übergeben werde. Lethington erbot ſich vielmehr, eine andere abzufaſſen, indem er in der vorgelegten eine Menge Ausdrücke fand, die ſo zu ſagen nicht hoffähig wären. Vor allen Dingen, meinte er, müſſe man ſich hüten, zu ſagen, die Königin ſelbſt wolle die Papiſterei wieder aufrichten, denn das dem Volke in den Kopf ſetzen, heiße nichts Anderes, als Aufruhr predigen. Die Königin denke übrigens auch gar nicht daran, den gegenwärtigen Zuſtand der Kirche umzuſtürzen, und habe es mit einem Eide bekräftigt. Man (Knox?) antwortete ihm, was die für anſtößig befundenen Ausdrücke betreffe, ſo habe ſie der Prophet Jeſaias auch gebraucht und der werde doch wohl gewußt haben, was für den Hof und die Hofleute ſich ſchicke. In Betreff der Papiſterei aber, die man der Königin vorhalte, ſo ſei dieſelbe eine Thatſache, und der Staatsſecretair möge doch angeben, wie man ſich anders ausdrücken könne, namentlich aber auch, was man thun ſolle, wenn die ſich bereits wieder fühlenden Papiſten die Prediger ſchlügen, den Superintendenten nicht gehorſam wären und eine offene Empörung gegen die gute Ordnung der Kirche begönnen? „Dann verklagt ſie doch!" ſagte Lethington. — „Bei wem?" — „Bei der Königin!" „Ja, wie lange ſollen wir das thun?" rief die ganze Verſammlung, und als der Oberrichter antwortete: „So lange bis euch geholfen wird!" wurde ihm erwidert: „Wenn die Schafe bei den Wölfen klagen ſollen, daß Wölfe ihre Lämmer zerriſſen haben, ſo ſteht eher der Verkläger, als der Beklagte in Gefahr." Lethington wies eine ſolche Vergleichung als durchaus unpaſſend zurück, indem er nochmals verſicherte, die Königin denke nicht daran, die römiſche Kirche wieder aufzurichten, noch auch ſie zu beſchützen, und obgleich Knox auf das Verhalten Maria's hinwies, das das Gegentheil beweiſe, ſo wurde dem Staatsſecretair doch am Ende die Abfaſſung einer andern Bittſchrift übertragen. Er verſprach, den Inhalt der erſten beizubehalten und nur die Ausdrücke in angemeſſener Weiſe zu ändern, womit ſich auch Knox einverſtanden erklärte, „vorausgeſetzt, daß er nicht gezwungen wäre, die Schmeicheleien Solcher zu unterſchreiben, welche mehr die Perſonen anſehen, als die einfache Wahrheit Gottes." „So wurde die frühere Bittſchrift Lethington übergeben, um ſie zu ändern, wie ſeiner Weisheit es gut dünke, und in der That verbeſſerte er ſie ſo, daß, als ſie übergeben wurde (durch die Superintendenten von Lothian und Fyfe) und als ſie (die Königin) einen Blick in dieſelbe gethan hatte, ſie

1) Knox, hist., 311 ff.

ſagte: „Hier ſind viele ſchöne Worte, aber ich weiß nicht, wie es mit dem Herzen ſteht!“ So wurden wir für unſre Schönrednerei als Schmeichler und Heuchler bezeichnet, aber während der Sitzung erhält die Kirche keine Antwort[1]).“

Immer mehr erhoben nun aber auch die Anhänger Roms ihr Haupt, ſei es, daß ſie im Geheimen ausdrücklich von der Königin dazu ermächtigt waren, ſei es, daß ſie, auf die auch ihnen nicht verborgen gebliebenen Abſichten derſelben ſich verlaſſend, überzeugt waren, nur in dem Sinne der Königin zu handeln, wenn ſie an dem Sturze der evangeliſchen Kirche arbeiteten. Maria hatte ja freilich, der von ihr angenommenen Politik gemäß, Anfangs die römiſch Geſinnten nicht ſehr begünſtigt. Wenn auch der Graf Huntley und einige Andere mit in den geheimen Rath erwählt worden waren, ſo hatte ſie doch die Führer der Congregation, namentlich ihren Halbbruder, den Grafen Murray, und den Staatsſecretair Lethington, mit ihrem Vertrauen beehrt und ihnen die Geſchäfte des Staats in die Hände gegeben. Aber daß ſie gleichwohl dieſen in ihrem Herzen nicht gewogen war, war bekannt genug, und kurz, die Römiſchen glaubten deßhalb Urſache zu haben, der Billigung Maria's gewiß zu ſein, wenn ſie ſich ſelbſt an die Spitze der Geſchäfte zu bringen und der römiſchen Kirche den Sieg zu verſchaffen ſuchten.

Die Prediger und Superintendenten trafen deßhalb jetzt auf mannigfachen Widerſtand, der ſogar bis zu thätlichen Angriffen gegangen zu ſein ſcheint[2]), und wie es einzelne von den ehemaligen Dienern der römiſchen Kirche wagten, die Lehren derſelben in ihren Schriften zu vertheidigen, ſo redete man auch bereits von dem Siege, den man bald zu erlangen hoffte. Und das war durchaus nicht in den Wind geredet, vielmehr traten immermehr die Anzeichen hervor, daß wirklich ein geheimes Bündniß unter den Römiſchen beſtände und daß namentlich Graf Huntley daran denke, Gewalt zu gebrauchen, wie man denn auch die Hamiltons, welche die Erhebung des Grafen Murray mit neidiſchen Augen betrachteten[3]), weil ſie ſich ſelbſt zur Leitung der Staatsangelegenheiten für berufen hielten, mit in dieß Bündniß hineinzuziehen ſuchte. Es war der Plan, daß Huntley vom Norden und der Herzog von Chatelherault, den der Erzbiſchof von St. Andrews zu bearbeiten ſuchte, von Süden her vorrücken ſollte, um ſich der Königin zu bemächtigen und, indem man ſo die Gewalt an ſich riſſe, die Evangeliſchen zu unterdrücken[4]).

Das gab neue Arbeit für Knox. Da er von dem Verkehr, den der Herzog mit ſeinem Bruder unterhielt, gehört hatte, ſo ſchrieb er an denſelben

1) Knox, hist., 314 f.

2) Vgl. die oben angeführte Bittſchrift.

3) Man hatte ſogar den Grafen Murray ſchon ermorden wollen. Knox, hist., 305.

4) Tytler, VI, 261 ff. M'Crie, II, 58.

und warnte ihn, auf die Zuflüſterungen ſeines Bruders zu hören. Eine Verſchwörung, gab er ihm zu bedenken, werde unfehlbar zum Verderben ſeines Hauſes ausſchlagen. Zugleich bewog er auch den Mr. von Maxwell, den Grafen Bothwell, der aus ſeinem Gefängniß entkommen war und Miene zu machen ſchien, mit Huntley gemeinſame Sache zu machen, auf andre Gedanken zu bringen, und vor allen Dingen ſuchte er die Kräfte der Proteſtanten zu etwa nöthig werdendem Widerſtande zu vereinigen. Von der Generalverſammlung beauftragt, die Grafſchaften Kyle und Galloway zu beſuchen, brachte er es dahin, daß die Barone von Kyle, Carrick und Cunningham in ein neues Bündniß zuſammentraten und gelobten, ſowohl die Prediger, als auch ſich ſelbſt gegen jeden Angriff zu vertheidigen, und überhaupt ließ er es, wohin er kam, nicht an ſich fehlen, „den Adel und die Barone auf die drohende Gefahr aufmerkſam zu machen und ſie zu ermahnen, ſich bereit zu halten, um die Geſetze aufrecht zu erhalten und um nicht zu dulden, daß die Wahrheit Gottes von Neuem unterdrückt werde[1])."

Bei dem Herzoge von Chatelherault ſcheinen die Warnungen des Reformators auch gewirkt zu haben. Huntley dagegen dachte immer eifriger daran, ſeine Pläne in Ausführung zu bringen. Eine Gelegenheit ſollte ſich ihm denn auch bald genug bieten, möglich, daß ſie ihm von der Königin ſelbſt geboten wurde[2]). Maria unternahm eine Reiſe in die nördlichen Gegenden des Reichs, nach Aberdeen, und Huntley dachte an nichts Geringeres, als ſie jetzt in ſeine Gewalt zu bekommen. Er ſuchte ſie zuerſt auf eins ſeiner Schlöſſer zu locken, als aber das, wahrſcheinlich durch die Wachſamkeit Murray's, vereitelt wurde, ſchritt er zu offener Gewalt. Doch da kamen auch die Evangeliſchen dem Grafen Murray zu Hülfe, und obgleich auch unter den von dieſem befehligten Truppen Verrätherei geübt wurde[3]), ſo war

1) Knox, hist., 316.

2) Daß Huntley im Einvernehmen mit Maria handelte, iſt durchaus nicht unwahrſcheinlich. Vgl. die Belege bei M'Crie, II, 59. Anm.

3) Charakteriſtiſch ſind die Gebete, welche beide Parteien vor der Schlacht ſprachen, Huntley betete: „O Lord, J have bene a Blude-thirsty Man, and be my means hes mekle innocent Blude bene spilt; but wilt thow give me Victory this Day, and J shall serve the all the Days of my Life," dagegen Lethington: „O Lord, thow that rewles the Hevin and Earth, loke upon thy Servands, quhose Blude this Day is most injustly socht, and to Manis Iugment is sauld and betrayed. Our Refuge is now unto thee, and our Hope is in thee. Judge thow, O Lord, this Day betwixt us and the Erle of Huntlie, and the rest of our Enemies; if ever we have injustly socht his or thair Destructioun and Blude, let us fall in the Edge of the Sword. And, O Lord, if thou knowest our Jnnocencie, mentein thou and preserve us for thy gritt Mercies Sake." Knox, hist., 319 f., fügt zu Huntley's Gebet hinzu: „Note and observe, gude Reader, he confessed, that he had bene a Blude-thirsty Man" etc.

das Ergebniß doch eine vollständige Niederlage Huntley's. Er ſelbſt nebſt ſeinen Söhnen wurde gefangen genommen und nach Edinburg in das Gefängniß des Tolbooth gebracht, aber die Königin ſcheint über dieſen Sieg ihrer Truppen nicht ſehr erfreut geweſen zu ſein. „Sie empfing", ſagte Knox[1]), „den Boten unfreundlich, und gab ihm kaum ein gutes Wort, noch zeigte ſie denen, die ſie als Anhänger des Grafen Murray kannte, ein freundliches Geſicht". Doch mußte ſie das Todesurtheil, welches über Huntley und ſeine Söhne als Hochverräther geſprochen wurde, vollſtrecken laſſen[2]), und die evangeliſche Kirche ging aus dieſem Kampfe unverletzt hervor, wie auch aus einem andern, den Knox während der Zeit zu führen hatte.

Auf die Gunſt der Königin ſich verlaſſend, waren, wie ſchon angedeutet, auch die ehemaligen römiſchen Prieſter und Prälaten wieder kühner geworden. Sie fingen an, für ihren Glauben öffentlich aufzutreten, indem ſie an verſchiedenen Orten des Landes predigten und dabei zu verſtehen gaben, daß ſie bereit ſeien, mit den evangeliſchen Predigern zu disputiren, und daß ſie ihre Meinungen gegen dieſelben aufrecht erhalten würden[3]). Vor Allen war es der Abt von Croßraguel, Quintin Kennedy, ein Oheim des Grafen Caſſilis, der als der Vertheidiger der römiſchen Kirche ſich geltend zu machen ſuchte. Schon früher hatte er ſolche Verſuche gemacht. Als in den Jahren 1556 und 1557 die Predigt gegen das ſchlechte Leben und die Pflichtvergeſſenheit der Geiſtlichkeit, ſowie überhaupt gegen die römiſchen Lehren begann, wurde er, ein zwar nicht begabter, aber doch im Allgemeinen ſich durch äußerliche Ehrbarkeit vor der Menge ſeiner Genoſſen auszeichnender Mann, dadurch angetrieben, ſich aufzumachen, um die wankende Kirche zu ſtützen. Er gab deßhalb im Jahre 1558 eine polemiſche Schrift heraus, welche die hauptſächlichſten Lehren ſeiner Kirche zu vertheidigen unternahm und den Titel führte: „Kürzeſter und allein ſicherer Weg, das Gewiſſen eines Chriſtenmenſchen zu beruhigen[4])." Dieſer „Weg" war nun freilich kein andrer, als der bekannte der ſog. fides implicita, d. h. das feſte Vertrauen auf die Satzungen und Entſcheidungen der Kirche und der Prieſterſchaft, wobei es denn nicht nöthig ſei, dieſe Satzungen und Entſcheidungen zu kennen, wenn man nur glaube, daß die, welche vorhanden ſeien, die richtigen wären. Wenn, meinte der Abt, irgend eine Glaubenslehre ſtreitig werde, ſo ſolle freilich auf das Zeugniß der Schrift zurückgegangen werden, aber es komme

1) Knox, hist., 321.

2) Zu Spottswood, wie derſelbe ſelbſt erzählt, hatte Maria um dieſe Zeit offen geſagt, ſie hoffe, in Jahresfriſt die römiſche Kirche im ganzen Lande hergeſtellt zu ſehen.

3) Ebendaſ. 316, 318.

4) „Ane Compendious Tractive, shewing the nerrest and onlie way to establich the conscience of a Christian man."

der Kirche zu, zu entſcheiden, was die Schrift lehre[1]), und dieſe Entſcheidungen, auf einem ordnungsmäßig verſammelten Concil getroffen, habe jeder Gläubige demüthig anzunehmen und ſich ihnen unbedingt zu unterwerfen. Es ſei, meinte er, nur ein „barbariſches Geſchwätz, wenn die Proteſtanten verlangten, daß Jedermann ſelbſt in der heiligen Schrift forſchen ſolle, denn es ſei für diejenigen, die nicht zu predigen hätten, genug, wenn ſie nur eine allgemeine Kenntniß vom Glauben hätten, von den Zehn Geboten und vom Gebete des Herrn, gemäß dem Sinne, in welchem dieſe von der Kirche ausgelegt würden. Was aber vollends „die Sakramente und die anderen Geheimniſſe der Schrift betreffe, ſo müſſe jeder Chriſtenmenſch ſich an das Urtheil ſeines Paſtors" halten, „welcher ſeine Laſt in allen zweifelhaften und über ſein Verſtändniß hinausgehenden Dingen für ihn trage." Das war der Weg, den der Abt für die Beruhigung der Gewiſſen meinte anempfehlen zu ſollen.

Im Anfange des Jahres 1559 forderte Kennedy dann auch Willock, der in ſeiner Nachbarſchaft ſtand, auf, mit ihm über das Meßopfer zu disputiren. Willock war dazu bereit, doch zog ſich der Abt, als ſchon Zeit und Ort beſtimmt war, wieder zurück. Er verlangte nämlich, der Prediger ſolle zuvor ſich verpflichten, daß er ſich bei Auslegung der Schrift den Entſcheidungen der alten Kirchenlehrer unterwerfen wolle, und als das abgelehnt wurde, weigerte er ſich, zur Unterredung zu kommen[2]). Müßiger Zuſchauer war er aber von nun an keineswegs. Im Jahre 1561 ſchrieb er vielmehr ein Buch zur Vertheidigung der Meſſe, welches dann von dem Prediger Georg Hay beantwortet wurde.

Mit dieſem Manne traf Knox zuſammen, als er jene Inſpectionsreiſe durch die weſtlichen Grafſchaften machte. Der Abt hatte am 30. Auguſt 1562 in der Capelle von Kirk Oswald eine Anzahl von Theſen, die Meſſe, das Fegfeuer, die Anbetung der Heiligen, den Gebrauch der Bilder und andere angefochtene Lehren der römiſchen Kirche betreffend, öffentlich verleſen und ſich erboten, dieſelben gegen Jeden aufrecht zu halten, der ſie beſtreiten werde. Am folgenden Sonntage hatte er verſprochen, weitere Auseinanderſetzungen zu geben, und der Reformator, der ſich gerade in der Nachbarſchaft befand, kam deßhalb an demſelben Tage nach Kirk Oswald, um den Abt predigen zu hören und die Disputation mit ihm zu halten. Er ſchickte

1) „Marke, gude redare, the scripture to occupy the place of ane wytness, and not the place of ane juge."

2) Kenneby ſagt in einem Briefe an den Erzbiſchof von Glasgow: „Willock, and the rest of his counsell labourit carnestlie to sie gif I wald admitt the scripture onlye juge, and, be that meines, to have maid me contrarry to my awin buke: but thair labouris wes in waist, I held me evir fast at ane grounde," nämlich an Kirche und Väter. Vergl. M'Crie, II, 62. Anm.

daher vor der Predigt einige Edelleute, die ihn begleitet hatten, zu Kennedy, um ihn zu benachrichtigen und zu verlangen, der Abt möge entweder ſelbſt die Predigt halten oder bei der Predigt Knox' zugegen ſein und dann ſeine Einwendungen gegen die vorgetragene Lehre machen.

Das ſcheint jedoch dem Abte nicht nach dem Sinne geweſen zu ſein. Er ließ ſich vergeblich erwarten, ſondern ſchickte Knox ein Billet, in welchem er auseinanderſetzte, daß er freilich weit davon entfernt ſei, die vorgeſchlagene Disputation zu verweigern, daß er aber doch wünſche, ſie mehr in der Stille, in einem Hauſe zu Maybole abzuhalten, in Gegenwart von höchſtens zwanzig Zeugen, die Jeder mitbringen könne. Unter dieſen Bedingungen ſei er am nächſten Sonntag bereit zu kommen. So entſpann ſich zuvörderſt ein Briefwechſel zwiſchen dem Prediger und dem Abte. Knox wünſchte eine größere Verſammlung und ſchlug deßhalb die St. Johannis-Kirche zu Ayr für die Disputation vor, indem er dem Abte bemerklich machte, daß „er ſich wundre, wie derſelbe ein Privatgeſpräch über die Theſen wünſchen könne, die er doch öffentlich vorgelegt habe.“ „Ihr habt,“ ſagte er, die Einfältigen in Verwirrung gebracht, die Herzen der Gläubigen verwundet und eine Läſterung in offener Verſammlung ausgeſprochen, deßhalb mag euer eigenes Gewiſſen beurtheilen, ob wir verpflichtet ſein können, euch vor 20 oder 40 Perſonen Rede zu ſtehen, von denen die eine Hälfte bereits von der Wahrheit überzeugt, die andre aber vielleicht ſo ſehr in euren Irrthum verbiſſen iſt, daß ſie nicht zugeben wird, Licht ſei Licht und Finſterniß ſei Finſterniß.“ Der Abt beſtand jedoch auf ſeinem Verlangen. „Wenn der Sieg auf Rufen und Schreien beruhen ſoll, dann will ich euch ohne Weiteres die ganze Sache überlaſſen,“ erwiderte er, „doch gelobt ſei Gott, ich mag noch ſo leiſe ſprechen, ſo werde ich doch in dem größten Hauſe in Carrick hinreichend gehört werden,“ worauf denn Knox entgegnete: „Je größer das Haus, deſto beſſer für mich und die Zuhörer!“

Da der Gegenpartei bei der ganzen Sache nun aber nicht wohl zu Muthe ſein mochte, ſo ſuchte ſich der Graf Caſſilis, der Verwandte des Abts, in's Mittel zu legen. Er ſchrieb an den Reformator und ſetzte ihm auseinander, daß aus der Disputation überhaupt nichts Gutes entſtehen, ſondern nur der öffentliche Frieden dadurch geſtört werden könne: Knox möge deßhalb die Sache fallen laſſen. Doch daran dachte derſelbe nun keineswegs. Sein Oheim, ſchrieb er dem Grafen zurück, habe die Aufforderung ergehen laſſen, und er ſei deßhalb entſchloſſen, ſie nicht abzulehnen; der Graf möge deßhalb den Abt nur ermuthigen, Wort zu halten, es ſeien durchaus keine ſchlimmen Folgen davon zu befürchten. Das brachte den Abt doch endlich zum Entſchluß. Zwar beſchuldigte er Knox, dieſer habe den Brief des Grafen veranlaßt, um ihn (den Abt) in ein ſchlechtes Licht zu ſtellen, als fürchte er die Disputation. Er hätte, ſagte er, längſt mit dem Reformator angebunden, wenn ſein Neffe es ihm nicht verwehrt hätte, und er werde gewiß zu der von ihm

angegebenen Zeit zu Maybole eintreffen, ſobald „er das Leben und loſe Füße habe.“

So kam denn die Unterredung zu Stande, am 28. September um 8 Uhr Morgens, in dem Hauſe des Provoſts von Maybole, und in Gegenwart von 40 Perſonen von jeder Seite und „wie viele ſonſt das Haus noch faſſen möge.“ Notare und Schreiber wurden auf beiden Seiten erwählt, um das Protokoll der Verhandlungen zu führen, damit falſchen Berichten vorgebeugt werden möge, und ſo ging man denn an's Geſchäft.

Knox ſchlug dem Abt vor, ein Gebet zum Anfang zu verrichten, „worüber derſelbe Anfangs ſehr befremdet war, aber weil der Reformator auf keine andre Weiſe beginnen wollte, er und ſein ernſter Zuhörerkreis, ſo ſagte der Abt endlich: bei meinem Glauben, der Vorſchlag iſt gut.“ Dann ließ Kennedy ein Papier verleſen, in welchem er darlegte, daß ſein Eingehen auf die Disputation nicht ſo zu verſtehen ſei, als halte er die zu behandelnden Lehren überhaupt noch für anfechtbar und zweifelhaft, ſondern da er im Gegentheil von der Wahrheit deſſen, was geſetzmäßige General-Concilien feſtgeſetzt hätten, überzeugt ſei, ſo ſei er nur bereit, die von ihm aufgeſtellten Theſen zu vertheidigen, und zwar zuvörderſt die von der Meſſe. Knox leugnete darauf die Autorität der römiſchen General-Concilien, und, dann auf den Gegenſtand eingehend, ſagte er: es ſei nöthig, vor allen Dingen den Gegenſtand des Streites klar feſtzuſtellen. Dieſer aber beſtehe nach ſeiner Meinung in den folgenden vier Punkten, betreffend den Namen der Meſſe, die Form und die Handlung derſelben, die Meinung, die man von ihr hege, und die Berechtigung deſſen, der ſie adminiſtrire, zu thun, was er zu thun vorgebe: in Betreff aller dieſer Stücke ſei er jedoch überzeugt, daß die römiſchen Lehren und Gebräuche alles Grundes in der Schrift entbehrten.

Indem Knox ſo ſeinen Gegner auf den Schriftgrund verwies, kam derſelbe in Verlegenheit und ſuchte dem Geſpräch eine andere Wendung zu geben. Es ſei ihm, ſagte er, gar nicht darum zu thun, irgend eines Menſchen Meſſe, auch nicht die Meſſe des Papſtes ſelbſt aufrecht zu erhalten, ſondern nur der Meſſe Jeſu Chriſti, gemäß ſeiner Theſe, wie er ſie aufgeſtellt, und gemäß der näheren Erläuterung in ſeinem Buche, welches er hier bei ſich habe.“ Das aber war Knox ganz gelegen. Wenn der Abt Nichts wolle, als die Meſſe Jeſu Chriſti, erwiderte er, ſo ſei ein „chriſtliches Einvernehmen“ zwiſchen ihnen leicht herzuſtellen, da ſich leicht zeigen laſſe, was durch Chriſtum eingeſetzt ſei und was nicht. Freilich aber habe er das Buch ſeiner Herrlichkeit nicht geleſen, und er bitte daher, ihm zu ſagen, was es enthalte. Keine andere Meſſe, entgegnete der Abt, als die nach ihrem Weſen, ihrem Gebrauch und ihrer Wirkung von Chriſto ſelbſt eingeſetzt iſt, und er gab dann die Erklärung, daß ſie ihrem Weſen und ihrer Wirkung nach das Opfer und die Darbringung des Leibes und Blutes des Herrn ſei, gegeben und geopfert von ihm bei ſeinem letzten Abendmahle. Um aber

das aus der Schrift darzuthun, bezog er ſich zuvörderſt auf die Erzählung von Melchiſedek, der auch Brod und Wein Gott dargebracht habe. Seine Beweisführung war folgende: die Schrift erklärt, daß Chriſtus ein Prieſter ſei nach der Ordnung Melchiſedeks, Melchiſedek aber bringt Gott Brod und Wein zum Opfer, eben ſo opfert nun Chriſtus im Abendmahle ſeinen Leib und ſein Blut, denn darin allein beſteht die Aehnlichkeit der Prieſterſchaft Chriſti und Melchiſedeks.

Knox nun, um die Verhandlungen von dieſer ſo rein haltungsloſen Beweisführung auf die eigentliche Sache zu lenken, entgegnete: die Ceremonien bei der Meſſe und die Meinung, als bewirke ſie Vergebung der Sünden für Lebende und Todte, ſeien ſo wichtige Theile derſelben und hätten ſo großen Einfluß auf das Volk, daß dieſe nothwendig in die Debatte gezogen werden müßten; aber da der Abt ſich bereit erklärte, darauf ſpäter einzugehen, ſo legte er demſelben die Frage vor, in welchem Sinne er das Wort „Opfer" verſtehe. Es gebe zweierlei Opfer, ſagte er, Sühnopfer und Opfer des Dankes, wie z. B. die Ertödtung des Fleiſches, das Gebet und die Almoſen ſolche Dankopfer in der Schrift genannt würden: zu welcher Art von Opfern denn nun das Meßopfer gehöre? Als darauf aber der Abt ſagte: daß die Meſſe ein Erinnerungsopfer ſei, im Gegenſatz zu dem Sühnopfer am Kreuze, entgegnete Knox, daß dann ſein Gegner ja aber zugeſtehe, was er ſelber behaupte: er für ſein Theil bekenne freudig, daß das Abendmahl ſeinem rechten Gebrauche nach eben eine Erinnerung an den Tod Chriſti ſei.

Doch da verlangte der Abt, Knox ſolle ſich auf ſeine erſte Beweisführung in Betreff Melchiſedeks einlaſſen, und obgleich der Reformator nochmals darauf hinwies, daß ſein Gegner ja geleugnet habe, daß die Meſſe ein Sühnopfer ſei und daß ſie deßhalb Nichts mehr zu ſtreiten hätten, ſo blieb der Abt doch bei ſeiner Forderung. „Ihr mögt leugnen, was ihr wollt," rief er, „denn Alles, was ihr leugnet, will ich vorläufig nicht beſtreiten, aber womit ich angefangen habe, damit will ich endigen, nämlich die Meſſe zu vertheidigen gemäß meiner Theſe." Knox mußte deßhalb auf jenes Argument eingehen und er ſagte: „Eurer Herrlichkeit Grund iſt, daß Melchiſedek das Vorbild Chriſti ſei, indem er Gott Wein und Brod geopfert habe, und daß es deßhalb auch Chriſto zukomme, bei ſeinem letzten Male ſein Fleiſch und Blut in der Geſtalt von Brod und Wein Gott zu opfern. Ich antworte darauf, daß Melchiſedek Brod und Wein *Gott* nicht dargebracht hat, ſondern dem *Abraham*, um den zu erfriſchen, und daß deßhalb dasjenige, was ihr mit dieſem Grunde ſtützen wollt, nicht damit geſtützt werden kann." Aber das wollte der Abt durchaus nicht gelten laſſen, er hatte eine ganze Anzahl von Einwürfen gegen dieſe Auffaſſung der angezogenen Schriftſtelle bereit, und es gelang ihm, das Geſpräch darein ſo ſehr zu verwickeln und in die Länge zu ziehen, daß der erſte Tag damit hingebracht wurde, ohne daß man zu einem Ergebniß gelangte. Und eben ſo ging es auch am zweiten und dritten Tage —

immer neue Einwendungen wußte der Abt gegen die ſo klar und einfach in der Schrift enthaltene Auslegung des Reformators zu machen: daß Abraham ja ſelbſt Lebensmittel genug gehabt habe, daß Melchiſedek doch nicht ſo viel hätte tragen können, als die 318 Mann des Abrahams bedurft hätten u. dergl. — ſo daß die Zuhörer am Ende ermüdet wurden und Einer nach dem Andern davon ging, zumal ſie auch zu Maybole keine Lebensmitttel mehr fanden und gewiß, wie M'Crie bemerkt, gern zufrieden geweſen wären, wenn Jemand „Wein und Brod" herbei geſchafft hätte. Knox ſchlug deßhalb vor, wieder in Ayr zuſammen zu kommen und dort das Geſpräch fortzuſetzen, aber das lehnte der Abt ab, verſprach vielmehr in Edinburg ſich einzufinden, wenn er die Erlaubniß der Königin dazu erlangen könne.

So endete dieſe Disputation. Knox bemühte ſich, beim geheimen Rath die Erlaubniß zu erwirken, daß Kennedy nach der Hauptſtadt kommen dürfe, aber der Abt kam nicht und ſtarb dann auch im Auguſt 1564. Da aber der Abt und ſeine Freunde das Gerücht verbreitet hatten, als habe der Reformator in dem Geſpräche den Kürzern gezogen, ſo veröffentlichte Knox 1563 die Protokolle, denen er ſeine Bemerkungen hinzufügte[1]).

Außer dem Abt von Croſſraguel wird auch noch ein andrer Prieſter genannt, der um dieſe Zeit der Sache Roms ſich entſchloſſen annahm: Ninian Wingate. Durch den Superintendenten von Lothian, Spottswood, von ſeiner Stelle als Schulmeiſter zu Linlithgow entfernt, eben wegen ſeiner papiſtiſchen Meinungen, ſchrieb er (Febr. 1562) an Knox, ihm 83 Fragen über die hauptſächlichſten Streitpunkte vorlegend, von denen er ſagte, daß er ſie im Namen der niederen Geiſtlichkeit und der römiſch geſinnten Laien in Schottland aufgeſetzt habe. Knox beantwortete eine Anzahl dieſer Fragen öffentlich von der Kanzel herab, ſo auch diejenige, welche die rechtmäßige Berufung und die Befugniß der reformirten Prediger zu ihrem Amte in Frage ſtellte, und Wingate richtete deßhalb noch mehre Briefe an ihn, in denen er klagte, daß ihm die Antworten des Reformators nicht befriedigen könnten. Auch verſuchte er dieſe Schreiben, nebſt einer Zuſchrift an die Königin, den Adel, die Biſchöfe und den Magiſtrat von Edinburg, bald darauf zu veröffentlichen, doch da der Druck verhindert wurde, ſo floh er nach dem Continent und bewerkſtelligte die Ausgabe zu Antwerpen. Ob Knox, wie er beabſichtigte, auch eine Antwort auf Wingate's Fragen in Druck gegeben hat, iſt nicht bekannt, übrigens enthält die Schrift des Schulmeiſters von Linlithgow, der ſpäter zum Abt von Ratisbon gemacht wurde, kaum etwas Merkwürdiges, außer daß ſie von der unter der höheren Geiſtlichkeit Schottlands herrſchenden Verkommenheit Zeugniß

1) Vgl. M'Crie, life of J. Knox, II, 62—73, dem wir nacherzählt haben, da uns die von dem Verf. benutzte Schrift Knox': The reasoning betwix J. Knox and the abbote of Crossraguell, fol. 4. Edinburg 1563, nicht zugänglich war. In der Hist., 318, hat Knox nur eine kurze Notiz über den Vorgang.

giebt und dagegen ſo offen zu Felde zieht, wie nur je einer der Reformatoren. —

Auch mit der eigenen Partei hatte der Reformator manche Kämpfe zu beſtehen, namentlich mit denen vom Hofe, und zwar wegen der Strenge, mit der er und ſeine Mitprediger „die Laſter ſtraften.“ Er erzählt[1]): „Im Winter nach dem Tode des Grafen Huntley hielt ſich der Hof meiſtens in Edinburg auf. Die Prediger waren wundervoll thätig im Rügen von allerlei Laſtern, welche überhand zu nehmen anfingen, namentlich Habſucht, Unterdrückung der Armen, Ausſchweifungen, lärmende Luſtbarkeiten, Bankette, unmäßiges Trinken und Hurerei, welche daraus hervorgeht. Darüber aber fingen die Hofleute an zu ſtürmen und mit den Predigern zu zanken, als ob ſie die Predigt nur benutzten, um Haß gegen den Hof zu erregen, weßhalb einer von ihnen (Knox ſelbſt) folgende Antwort gab: Es kommt uns zu Ohren, daß wir Zänker genannt werden, aber ob wir uns auch darüber wundern, ſo ſchämen wir uns deſſen doch nicht, da wir ſehen, daß die würdigſten Diener Gottes, welche vor uns gearbeitet haben, uns in dieſem Wege voran gegangen ſind. Euch aber ſage ich, daß derſelbe Gott, der von Anfang an die Verachtung ſeines Wortes beſtraft und über die ſtolzen Läſterer ſeinen Zorn hat ergehen laſſen, auch euch nicht ſchonen wird, ja, er wird euch nicht ſchonen auch vor den Augen dieſes ſelben ſündigen Geſchlechtes, zu deſſen Gunſten ihr alle heilſamen Ermahnungen verachtet. Habt ihr nicht ſchon Größere da ſitzen ſehen, wo ihr jetzt ſitzet, wie ſie an ihren Nägeln kauten und ihre Mützen in's Geſicht drückten, als Götzendienſt, Heuchelei, Mord, Bedrückung und ähnliche Laſter gerügt wurden? war es nicht ihre gewöhnliche Rede: wenn die Burſche genug geſcholten haben, dann werden ſie Ruhe halten! und habt ihr es ihnen nicht in's Angeſicht behaupten hören, daß Gott dieſe ihre Läſterung ſtrafen werde ſogar noch vor den Augen Derer, die Zeugen ihrer Schändlichkeiten ſeien? Damals wurde der Graf Huntley von euch angeklagt, als unterſtütze er den Götzendienſt und verhindre alle gute Ordnung; ihn hat nun Gott geſtraft, den Drohungen gemäß, welche ſeine und eure Ohren gehört haben, und durch eure Hände hat Gott ſein Gericht hinausgeführt. Aber was könnt ihr Anderes irgend erwarten? Götzendienſt war nie ſo ſtark im Schwange, Tugend und tugendhafte Leute waren nie mehr in Verachtung, Laſter zeigten ſich nie unverſchämter und furchtloſer. Und wer iſt es nun, der die Königin und den Hof leitet? wer, als die Proteſtanten? O, abſcheuliche Verachtung Gottes und ſeines heiligen Evangeliums! Es wäre euch beſſer, Jeſum Chriſtum gänzlich zu verleugnen, als ſo ſein heiliges Evangelium dem Spotte Preis zu geben. Wenn Gott euch nicht ſtraft, ſo daß dieß ſelbe Geſchlecht eure Strafe mit Augen ſehen kann, ſo leitet mich nicht der Geiſt rechter Erkenntniß. Dieſe Heftigkeit erregte den Haß nicht blos der Hofleute, ſondern auch verſchiedener

1) Knox, hist., 322 f.

Andrer gegen den Sprecher, welches Joh. Knox war, denn diejenigen, die die Gewalt haben, entbehren niemals der Schmeichler. Ihre Brüder vom Hofe seien unehrerbietig behandelt; das heiße nur, die Herzen des Volkes gegen sie aufregen, sie (die Prediger) thäten, was sie wollten. Indem sie so sprachen, wollten sie die Prediger dahin bringen, abzulassen, und das war die Furcht, welche sie für ihre gerechten Rügen davon trugen[1])."

Aber auch unter sich hielten die Prediger die strengste Zucht. Auf der Generalsynode vom December 1562 wurden nicht blos die gewöhnlichen Klagen über schlechte Besoldung der Prediger und über den Mangel an Seelsorgern, der noch immer herrschte, gehört, sondern es wurden auch Maßregeln ergriffen, um untaugliche Subjecte aus dem Kirchendienst fern zu halten. So entfernte man den Robert Cumie, Schulmeister von Aberbrothock, wegen seiner schlechten Sitten aus seinem Amte, und namentlich war es Paul Methven, Prediger zu Jedburgh, der die Strenge der Kirche fühlen mußte. Es war allerdings mit ihm ein großer Skandal, denn er wurde des Ehebruchs angeklagt, und die Synode beauftragte deßhalb Knox nebst einigen Aeltesten der Kirche von Edinburg, die Sache zu untersuchen. Methven leugnete, und Knox sagt selbst, es sei schwierig gewesen, die Wahrheit an den Tag zu bringen, auch habe man eine zu gute Meinung von der Rechtschaffenheit und Frömmigkeit des Mannes gehabt, um dem bloßen Verdachte Glauben zu schenken. Als aber doch die Wahrheit nicht mehr verborgen bleiben konnte, floh Methven und wurde, da er auf die öffentliche Vorladung nicht erschien, von der Kirchengemeinschaft ausgeschlossen und seines Amtes entsetzt[2]).

1) Wie locker das Leben am Hofe gewesen sein muß und welche Freiheiten Maria auch sich selbst gegenüber ihren Hofleuten gestatten mochte, beweist der Umstand, daß sie selbst sogar unzüchtigen Angriffen nicht entging. So hatte ein Hauptmann Hepburn solche gewagt, und namentlich skandalös wurde das Betragen Chastelards. Dieser war ein Edelmann aus der Dauphiné, ein guter Sänger und in dichterischen Künsten bewandert. Die Königin gestattete ihm allerlei Freiheiten. Er besang sie und sie ihn, und ließ ihn in der vertrautesten Weise in ihr Kabinet ein. Sie stützte sich auf seine Schultern und dergl., und Chastelard, dadurch ermuthigt, glaubte Alles wagen zu dürfen. Er verbarg sich unter ihrem Bett, und obgleich entdeckt und vom Hofe fortgewiesen, wiederholte er doch seinen Versuch. Chastelard wurde zwar mit dem Tode bestraft, aber — welches Licht mußten solche Vorgänge auf den Hof und auf die Königin werfen? Vergl. Knox, hist., 325. Andere Skandalgeschichten s. ebendas. 345.

2) Knox, hist., 323—324. Knox sagt, zwei Ursachen hätten die General-Synode zu dieser Strenge veranlaßt, einmal um den übrigen Predigern ein Beispiel zu geben und sie an das Wort des Apostels zu erinnern: „Wer steht, der sehe zu, daß er nicht falle," und das andere Mal, weil dieser Fall dem Glauben an das Evangelium habe Schaden thun können. Die Papisten hätten alle Sünden der Priester geduldet, hier habe es nun gegolten, der Welt zu zeigen, „quhat Difference thair is betwixt Lycht and Darkness" etc.

Methven war nach England geflohen und richtete von hier aus einen Brief an die Generalſynode, in welchem er ſich bereit erklärte, ſich der Kirchenzucht zu unterwerfen, doch bat er, daß der Bericht von dem Vorgefallenen aus den Acten getilgt werden möge. Das Letztere wurde ihm jedoch nicht zugeſtanden, ſonſt aber geſtattete man ihm, in Sicherheit zurückzukehren, und legte ihm eine Buße auf, nach welcher er in die Kirche wieder aufgenommen werden ſollte. Die Buße war freilich hart und ſtrenge genug. Er ſollte vor der Kirchenthür beim zweiten Geläute erſcheinen, in ein grobes Gewand gekleidet, mit bloßem Kopf und nackten Füßen. So ſollte er ſtehen, bis das Gebet verrichtet ſei, und dann in die Kirche geführt werden, um die Predigt anzuhören, während welcher er allem Volke ſichtbar daſtehen ſollte. Dieß ſollte ſich an drei auf einander folgenden Sonntagen wiederholen, am letzten ſollte er dann nach der Predigt ſeine Sünde öffentlich bekennen und die Gemeinde um Vergebung bitten, worauf er dann wieder in ſein gewöhnliches Gewand gekleidet und in die Gemeinſchaft der Kirche aufgenommen werden ſollte. Eben ſo ſollte denn auch noch zu Dundee und zu Jedburgh, wo er geſündigt hatte, mit ihm verfahren werden. Auch hielt Methven dieſer Strenge nicht Stand. Er machte zwar wirklich auch einen Theil dieſer Demüthigungen durch und legte ſeine Reue an den Tag, aber endlich überwältigte ihn doch die Scham, und da er daran verzweifelte, daß er die verlorne Ehre jemals wieder gewinnen könne, floh er abermals nach England. Aber wie anſtößig ein ſolches Verfahren auch wohl erſcheinen mag, man muß doch am Ende zugeſtehen, daß die von allen Seiten noch bedrohten Prediger kaum umhin konnten, den Flecken, der durch Methven mit auf ſie ſelbſt geworfen war, auf die kräftigſte Weiſe von ſich abzuwehren. Es galt, den Römiſchen den Mund zu ſtopfen, zumal dergleichen Anſchuldigungen im Geheimen auch gegen andre Prediger vorgebracht wurden.

So ſogar gegen Knox ſelbſt, und ob es eine förmlich gegen ihn angelegte Intrigue war, muß freilich dahin geſtellt bleiben, aber etwa um dieſelbe Zeit, als die Verhandlungen gegen Methven im Gange waren, wurde auch in Betreff ſeiner das Gerücht verbreitet, daß er nicht beſſer ſei, als der Angeklagte. Eine Einwohnerin von Edinburg, Euphemia Dundas, welche dem Evangelium überhaupt nicht ſehr zugethan geweſen zu ſein ſcheint, hatte in einem Kreiſe von Bekannten auf die Prediger geſcholten und namentlich geſagt, Johann Knox habe ſein Leben lang einen unzüchtigen Wandel geführt und ſei noch vor wenigen Tagen mit einer öffentlichen Dirne betroffen worden. In gewöhnlichen Zeiten würde der Reformator und die Kirchſitzung nun ſolches Geſchwätz vielleicht mit Stillſchweigen übergangen haben, wie ſie ja ſo Vieles hinnehmen mußten, was ihnen die Römiſchen zur Laſt legten, aber jetzt, nach dem Skandal zu Jedburgh, war es doch bedenklich, die Verläumdung hingehen zu laſſen, zumal dieß Gerede auch bereits weiter in die Oeffentlichkeit gedrungen und ſogar ein beſtimmtes Factum angegeben war. Man beſchloß

daher die Sache förmlich und in dem ordentliche Wege zu unterſuchen. Der Schreiber der Generalverſammlung gab deßhalb am 18. Juni 1563 eine Vorſtellung und Bitte bei dem Magiſtrate der Stadt ein, in welcher er erſuchte, jene Frauensperſon vorzuladen und ſie zu verhören, denn wenn die Anklage begründet ſei, ſo ſolle der Angeklagte verdienter Maßen und auf das Härteſte beſtraft werden, im andern Falle aber möge man mit der Anklägerin verfahren, wie Rechtens ſei. So ſtellte ſich denn aber die Verläumdung heraus. Die Perſon leugnete, irgend Etwas der Art geſagt zu haben. Ob ſie, da ihr nachgewieſen wurde, daß das Gerücht gleichwohl von ihr herrühre, beſtraft worden ſei, iſt jedoch nicht aus den Acten erſichtlich[1]). Nach dem Tode des Reformators iſt dieſe, nebſt vielen andern Verleumdungen, aber begierig von den Römiſchen aufgegriffen und in der Welt verbreitet worden[2]).

Einundzwanzigſtes Kapitel.

Das Parlament vom Jahre 1563.

Die Anhänger der römiſchen Kirche, auf die geheimen Gunſtverſprechungen der Königin vertrauend, wagten es, immer kühner hervorzutreten. Während der Oſterzeit 1563 hatten ſie ſogar offen wieder die Meſſe in verſchiedenen Gegenden des Landes gefeiert, und wenn auch der geheime Rath der Königin wiederholte Verbote dagegen erlaſſen hatte, ſo wurden dieſelben doch weder beachtet, noch auch die Uebertreter beſtraft. Es war klar, daß man den Papiſten durch die Finger ſah.

Das aber erregte neuen Sturm unter den Evangeliſchen, und namentlich die Edelleute der weſtlichen Grafſchaften beſchloſſen, ſich ſelbſt zu helfen und auf eigene Hand die Aufrechthaltung der Geſetze zu erzwingen. Sie ſetzten die ſchuldigen Prieſter gefangen und ſtellten dieſelben, ohne ſich um den Hof weiter zu kümmern, vor ihr Gericht, ein Verfahren, das denn freilich die Königin nur als einen Eingriff in ihre Rechte betrachten konnte[3]).

„Die Königin," ſagt Knox[4]), „wüthete über ſolche Freiheit, doch konnte ſie Nichts ändern, denn der Geiſt Gottes, der ein Geiſt des Muthes und der

1) M'Crie, l. c. II, 93 f. und Note R.

2) Ebendaſ. l. c. II, Note S, wo eine Zuſammenſtellung dieſer Verleumdungen.

3) Wir erinnern jedoch daran, daß Schottland ein Feudalſtaat war und daß das Parlament von 1560 die Unterdrückung des Papismus allen Obrigkeiten befohlen hatte.

4) Knox, hist., 326.

Weisheit iſt, hatte den größten Theil derer noch nicht verlaſſen, die im Anfange ſeine Werkzeuge geweſen waren, und dieſe waren entſchloſſen, die Wahrheit Gottes aufrecht zu erhalten und den Götzendienſt zu unterdrücken, eigenes Intereſſe hatte ſie noch nicht getrennt." Die Königin mußte einen andern Weg einſchlagen, um die aufgeregten Proteſtanten wieder zu beruhigen, und ſie dachte deßhalb daran, den Einfluß, den Knox auf ſeine Partei ausübte, zu dieſem Zwecke zu benutzen.

Sie ließ ihn deßhalb nach Lochlevin, wo ſie ſich gerade aufhielt, zu ſich kommen (Mai 1563) und verhandelte an zwei Stunden lang mit ihm, daß er die Edelleute des Weſtens bereden ſolle, von der Unterdrückung des römiſchen Gottesdienſtes abzuſtehen. Doch in der Beziehung hatte ſie ſich an den Unrechten gewandt. Knox hatte zwar kein Gefallen an Allem, was Aufruhr hieß, und ermahnte ſtets mit allem Ernſt zum Gehorſam gegen die Obrigkeit, aber die Sicherheit der evangeliſchen Kirche ging ihm über Alles, und die Meſſe galt ihm zu ſehr als Frevel gegen Gott, als daß er nicht jeden Schritt gebilligt hätte, der die erſtere beförderte und die letztere beſeitigte. Er erwiderte deßhalb der Königin: wenn ſie ſelbſt Alles thun wollte, um die Geſetze des Landes in Vollzug zu ſetzen, dann könne er ihr ohne Weiteres ein friedliches Benehmen der Proteſtanten verſprechen, aber wenn ſie daran denke, dieſe Geſetze abzuſchaffen, ſo fürchte er, es ſeien Leute da, die die Papiſten würden fühlen laſſen, daß ſie dieſelben nicht ungeſtraft verletzen und die Majeſtät Gottes beleidigen könnten; und als dann die Königin entrüſtet fragte, ob er denn den Leuten „das Recht zugeſtehe, ihr Schwert in die Hand zu nehmen," verſetzte er: „das Schwert der Gerechtigkeit iſt Gottes und den Fürſten und Regenten zu einem Zwecke übergeben, den auszuführen ſie verpflichtet ſind: wenn ſie den vernachläſſigen, indem ſie die Böſen verſchonen und die Unſchuldigen unterdrücken, dann ſündigen Diejenigen nicht, welche in der Furcht Gottes das Gericht ausführen, das Gott befohlen hat, auch wenn es keine Könige ſind, die das thun." Dazu führte er dann auch Beiſpiele aus der Schrift an. So, ſagte er, habe Samuel ſich nicht geſcheut, den Agag zu erſchlagen, den der König Saul geſchont habe, und eben ſo habe Elias die falſchen Propheten der Jeſabel und die Prieſter des Baal nicht geſchont, obgleich der König Ahab zugegen war, wie denn auch Phineas, wenn auch keine obrigkeitliche Perſon, doch die Caſbi und den Simri wegen offenbarer Hurerei geſchlagen habe. „Und ſo, Madame, möge Ew. Gnaden ſehen, daß auch andre, als die höchſten Obrigkeiten, in geſetzmäßiger Weiſe ſtrafen können und geſtraft haben die Laſter und Verbrechen, welche Gott zu ſtrafen befohlen hat. Auch möchte ich in dieſem Falle Ew. Majeſtät ernſtlich bitten, guten Rath anzunehmen und die Papiſten fühlen zu laſſen, daß ihr Beginnen nicht ungeſtraft bleiben kann, denn durch einen Parlamentsbeſchluß iſt einem jeden Richter innerhalb ſeines Gebietes Macht gegeben worden, die Meßkrämer oder die Hörer der Meſſe aufzuſuchen und ſie den Geſetzen gemäß zu beſtrafen. Deßhalb wird es Ew. Majeſtät auch nützlich ſein,

zu bedenken, was Ew. Gnaden Unterthanen von Ew. Majeſtät erwarten, und was ihr des gegenſeitigen Vertrags wegen zu thun ſchuldig ſeid: Sie ſind verpflichtet, euch zu gehorchen und zwar um Gotteswillen, Ihr aber, die Geſetze unter ihnen aufrecht zu halten. Ihr verlangt von ihnen Dienſte, ſie verlangen von euch Schutz und Vertheidigung gegen die Böſen. Wohlan denn, Madame, wenn ihr eure Pflicht zu thun verweigert, denkt ihr denn, vollen Gehorſam von ihnen zu erlangen? Ich fürchte, Madame, ihr werdet es nicht." Das war der Königin zu ſtark. Sie brach die Unterredung ab mit augenſcheinlichem Unwillen [1]).

Knox theilte den Verlauf der Unterredung dem Grafen Murray mit und dachte, am folgenden Tage wieder nach Edinburg zurückzukehren. Aber noch vor Sonnenaufgang am nächſten Morgen ſchickte die Königin zu ihm und ließ ihm ſagen, er ſolle nicht eher abreiſen, als bis er ſie noch einmal geſprochen habe. Er begab ſich deßhalb zu ihr und traf ſie auf der Falkenjagd in der Nähe von Kinroß. Hier aber zeigte ſich ihm die Königin in einer ganz anderen Weiſe, als bisher. „Entweder," erzählt er, „war es noch die Schläfrigkeit von der Nacht her, oder es war eine tiefe Verſtellung in ihrem Herzen, was ſie ihren früheren Aerger vergeſſen ließ." Sie erzählte ihm von allerlei Neuigkeiten: daß ihr der Lord Ruthven einen Ring geſchenkt und daß ſie ihn doch nicht lieben könne, da ſie wiſſe, daß er Zauberei treibe, und doch ſei er Einer von ihrem geheimen Rath, was aber nur Lethington verſchuldet habe, der ihn dazu vorgeſchlagen. Knox erwiderte: „der Mann iſt abweſend und deßhalb mag ich nicht von ihm reden," worauf dann die Königin ſagte: „Ich erfahre, daß ihr beauftragt ſeid, nach Dumfries zu gehen, um einen Superintendenten für dieſe Gegend zu wählen." Aber ſie warnte, den Biſchof von Athen (Alex. Gordon, Bruder des Grafen Huntly) zu wählen. „Wenn ihr ihn ſo kenntet, wie ich, ihr würdet ihn nie zulaſſen." Sie gab nicht unzweideutig zu verſtehen, daß er ein „gefährlicher Mann", ein verſteckter Papiſt ſei [2]). Die Königin wollte offenbar Knox durch ihre Freundlichkeit und durch ihr ſcheinbares Intereſſe für die evangeliſche Kirche gewinnen.

Endlich, als ſie lange Zeit ſo mit einander geredet hatten und der Reformator von ihr Abſchied nehmen wollte, ſagte ſie: „Ich habe eine der größten Angelegenheiten, über die ich mit euch habe reden wollen, ſeit ich in Schottland bin, und ihr müßt mir darin helfen." Sie erzählte ihm dann, wie der Graf von Argyle mit ſeiner Frau nicht im beſten Einvernehmen ſtehe, wie ſie dadurch bekümmert ſei und wie ſie darauf rechne, daß er Beide zum Frieden bringen werde. Knox erwiderte, er ſei mit den Verhältniſſen nicht unbekannt, ſchon vor Ankunft der Königin habe dieſe Spannung zwiſchen

1) Knox, hist., 326. Vgl. M'Crie, II, 77 ff.
2) Knox hintertrieb auch wirklich ſeine Wahl (hist., 327).

beiden Gatten beſtanden und er damals ſchon den Frieden hergeſtellt; er habe geglaubt, daß jetzt Alles gut gehe, da ihm die Gräfin verſprochen habe, ihn zu benachrichtigen, wenn wieder Mißhelligkeiten entſtänden. „Ach!“ entgegnete die Königin, „es ſteht ſchlimmer, als ihr denkt, aber thut es um meinetwillen daß ihr ſie noch einmal zu verſöhnen ſucht, und wenn ſie ſich nicht beträgt, wie ſie ſollte, ſo werde ich ihr meine Gunſt entziehen. Aber laßt den Grafen nicht wiſſen, daß ich mit euch über die Sache geredet habe.“ Dann auf ihr Geſpräch von geſtern zurückkommend, ſagte ſie: „Ich verſpreche zu thun, was ihr verlangt, ich werde alle Uebelthäter zur Rechenſchaft ziehen, und ihr ſollt ſehen, daß ich das Recht zu handhaben weiß.“ „Dann bin ich gewiß,“ erwiderte Knox, „daß ihr Gott gefallen und Frieden und Ruhe in eurem Reiche haben werdet, was Ew. Majeſtät nützlicher iſt, als alle Papiſterei jemals ſein kann.“ —

Knox wandte ſich nun ſogleich an den Grafen Argyle, um dem Wunſche der Königin zu genügen. Er ſchrieb ihm, daß er ſeine Frau in ihren Schwächen eben ſo tragen müſſe, wie ſie ihn, und daß, wenn ſie keinen Ehebruch begangen habe, es ihm nicht geſtattet ſein könne, ſich ihr zu entziehen[1]). Aber das wäre ihm faſt ſchlimm bekommen. „Der Brief“ ſagt er[2]), „wurde von dem Grafen nicht wohl aufgenommen“ — hatte die Königin im Sinne, den Reformator mit dieſem ſeinem früheren Freunde zu verfeinden? Doch ſcheint der Graf bald wieder ſeinen Verdruß überwunden zu haben. „Er gab ſein Mißfallen nicht öffentlich zu erkennen, ſondern zeigte ſich im Gegentheil ſehr freundlich gegen Knox.“ —

In Betreff der Verfolgung der Römiſchen aber hielt die Königin Wort. Am 14. Mai wurde der Erzbiſchof von St. Andrews und eine Anzahl der hauptſächlichſten Anhänger Roms auf Befehl der Königin vor Gericht geladen und in's Gefängniß geſetzt. „Aber“, meint M'Crie[3]), „das war augenſcheinlich nur eine politiſche Maßregel, um ihre Pläne bei dem Parlamente, das am folgenden Tag zuſammen trat, um ſo leichter durchzuſetzen.“

Das Parlament war das erſte, welches ſeit Ankunft der Königin in Schottland gehalten wurde. Oft genug aufgefordert, die Stände des Reiches zuſammen zu berufen, hatte ſie es doch immer verſchoben. Es mußten auf dieſem Parlamente ja die Religionsangelegenheiten, ſo wie auch der Vertrag von Berwick und der Frieden von Leith zur Sprache kommen, und die Königin hatte die Engländer, wenn ſie die Ratification dieſer Verträge begehrten, ſtets auf den Zuſammentritt ihrer Stände vertröſtet, aber eben deßhalb hatte ſie mit der Einberufung derſelben auch gezögert, weil ſie gehofft hatte, bis dahin die geſchloſſene Reihe der Proteſtanten zu ſprengen und wenigſtens einen

1) Knox, hist., 328 f.
2) Ebendaſ. 329.
3) Life of J. Knox, II, 83.

Theil der Führer derſelben auf ihre Seite zu bringen. Um ſo mehr jedoch hatten die Evangeliſchen Urſache, von dieſem Parlamente die Beſtätigung ihrer Rechte und Freiheiten zu verlangen. Die Beſchlüſſe der früheren Verſammlung, durch welche der Papismus abgeſchafft war, hatte die Königin nicht anerkannt. Daher entbehrte die evangeliſche Kirche in Schottland denn auch eigentlich des geſetzlichen Bodens. Wenn Maria ſie beſtehen ließ, ſo war das ihr guter Wille, und bisher hatte ſie die Dinge nur gehen laſſen, weil ihr die Möglichkeit fehlte, ihren Willen durchzuſetzen. Hatte ſie die Macht dazu, ſo konnte ſie auch eben ſo gut die Rückkehr zum Papſtthum als zu der noch zu Recht beſtehenden Kirche in Schottland fordern.

Es war daher ſehr natürlich, wenn die Evangeliſchen mit ängſtlicher Spannung den Beſchlüſſen des Parlamentes entgegen ſahen, und — viel Freude ſollten ſie an demſelben auch nicht erleben. Die Königin hatte ihre Pläne und Intriguen zu gut geleitet, um nicht das Vertrauen und den guten Willen Mancher, die es auch ſonſt mit dem Evangelium hielten, auf ihrer Seite zu haben[1]), und eben ſo wirkte das eigene Intereſſe, das nicht Wenige daran hatten, die Reformation nicht in ihrer ganzen Strenge durchgeführt zu ſehen, dazu mit, der Königin zu Willen zu ſein. Zwar die Rückkehr zum Papſtthum wurde nicht ausgeſprochen — dazu hingen die Meiſten doch zu feſt am Evangelium und dazu war der Abſcheu gegen die Prälaten zu groß — aber es kam doch zu Beſchlüſſen, welche wenig befriedigen konnten, und man darf ſagen, die Stände ließen ſich in thörichter Verblendung dieſe einzige Gelegenheit, die ſich während Maria's Regierung darbot, entgehen, um der Reformation einen geſetzlichen Boden zu bereiten und der Kirche eine Ordnung zu geben, durch welche ſie gegen alle Eingriffe der Staatsgewalt geſichert worden wäre. Das wurde allerdings beſchloſſen, daß Alle, die an dem letzten Kriege Theil genommen hätten, dafür nicht zur Verantwortung gezogen werden könnten, aber von der Beſtätigung des Friedens von Leith war nicht die Rede, vielmehr wurde derſelbe durch den erſteren Beſchluß ſogar in Frage geſtellt, und — die die Kirche betreffenden Beſtimmungen waren ſo zweideutig gehalten, daß man am Ende damit machen konnte, was man wollte. Statt auf den einmal gewonnenen Rechten zu beſtehen, vertraute man ſich vielmehr der Gunſt der Königin an, und namentlich fiel auch die Verſorgung der Prediger wieder ſehr kümmerlich aus[2]).

Knox war, wie leicht zu denken iſt, über dieß Verfahren im höchſten Grade entrüſtet. Er ſuchte deßhalb auch ſogleich eine Zuſammenkunft mit den hervorragendſten Gliedern des Parlamentes und ſtellte ihnen vor, wie

1) Sie ſagten, namentlich in Bezug auf die Beſtrafung der Biſchöfe: „Wir ſehen, was die Königin gethan hat, dergleichen iſt noch nie erlebt, wir wollen es deßhalb mit ihr halten und Alles wird gut gehen" (Knox, hist., 230).

2) Vgl. M'Crie, II, 84. Buchanan, 339.

gefährlich es ſei, wenn die Verſammlung geſchloſſen würde, ohne daß die Acten des früheren Parlaments oder doch wenigſtens die Aufrichtung der evangeliſchen Kirche beſtätigt ſei. Man erwiderte ihm aber, die Königin würde niemals dieſe Verſammlung berufen haben, wenn man auf dieſen Forderungen beſtanden hätte, und namentlich der Graf von Murray, dem es um die Beſtätigung ſeiner Grafſchaft zu thun war, vertröſtete auf ſpätere Zeiten. Die Königin, meinte er, werde ſich bald verheirathen, und dann wolle man ihr Nichts bewilligen, wenn ſie nicht zuvor die reformirte Kirche anerkenne. Aber Knox war dadurch nicht zu beruhigen. Jetzt, ſagte er, ſei die Gelegenheit da und die müſſe man ergreifen, dagegen wenn ſich die Königin verheirathen wolle, ſo ſei das eine Angelegenheit, die ſchon ſelbſt Schwierigkeiten genug mit ſich bringe, welche zu überwinden man alle Vorſicht und Klugheit nöthig habe, da ſei denn an die Kirche nicht zu denken. Er richtete jedoch Nichts aus, nur Verfeindungen zog er ſich zu. Selbſt der Graf Murray, auf den er ſo lange Zeit hindurch mit Vertrauen geblickt hatte als auf einen redlichen und zuverläſſigen Charakter, brach offen mit ihm, ſodaß er hernach in einem Zeitraum von anderthalb Jahren kein Wort mit ihm ſprach. In ſeinem erſten Unwillen hatte der Reformator einen Brief an den Grafen geſchrieben, in welchem er ihn daran erinnert hatte, in welcher Lage er ihn zuerſt in London kennen gelernt und zu welchen Ehren ihn Gott nun erhoben habe. „Aber," ſo ſchloß er dann, „da ich mich in meinen Erwartungen getäuſcht ſehe, welche darin beſtanden, daß ihr Gott immer euerem Vortheile und die Beförderung ſeiner Wahrheit eurem eigenen Nutzen vorziehen würdet, ſo überlaſſe ich euch eurem eignen Gewiſſen und der Freundſchaft derer, die euch mehr gefallen mögen. Ich preiſe Gott, daß ich euch dieſen Tag als Sieger über eure Feinde zu hohen Ehren erhoben und in Achtung und Anſehn bei der Königin ſehe, und wenn Ihr ſo fortfahrt, ſo wird Keiner im ganzen Lande ſich mehr darüber freuen, als ich; aber wenn ihr ſpäter wieder ſinken ſolltet (wie ich fürchte, daß es geſchehen werde), ſo erinnert euch, durch was für Mittel Gott euch erhöhet hat: das geſchah keineswegs dadurch, daß ihr der Gottloſigkeit dientet, noch auch dadurch, daß ihr die ſchändliche Papiſterei beſchützet." Dieſer Brief hatte dem Grafen im höchſten Grade mißfallen und er zog ſich von Knox zurück, „zur Freude der Königin und derer, welche ihre frühere Freundſchaft nicht gern geſehen hatten und jetzt nicht verfehlten, Oel in's Feuer zu gießen, bis Gott die Flamme durch das Waſſer der Trübſal wieder löſchte[1])."

Es mußte dem Reformator in der That ein unerträglicher Gedanke ſein, ſo die Arbeit ſeines mühevollen Lebens wieder in Frage geſtellt zu ſehen. Deßhalb ergriff er denn auch die Gelegenheit, ſein Herz vor den Mitgliedern des Parlaments, als ſie vor der Auflöſung zum Gottesdienſte kamen, zu entlaſten. „In ſeiner Predigt vor dem größten Theile des Adels," erzählt

1) Knox, hist., 330 f.

er ſelbſt[1]), „begann er eindringlich von der Gnade Gottes zu reden, welche das Land erfahren habe, und von der Undankbarkeit, die er faſt bei allen denen wahrnahm, welche Gott ſo wunderbar von der Knechtſchaft und Bedrückung ſowohl des Leibes, als auch der Seele befreit habe. Und nun, meine Herren, ſagte er, ich preiſe meinen Gott durch Jeſum Chriſtum, daß ich vor euch den Kummer meines Herzens ausſprechen kann, ja ihr ſelbſt ſollt Zeugen ſein, ob ich eine Unwahrheit rede in Betreff deſſen, was ſeit dem Beginnen des allmächtigen Wirkens Gottes in dieſem Lande geſchehen iſt. Ich bin bei euch geweſen in euren ſchrecklichen Trübſalen. Fragt euer eigenes Gewiſſen und laßt es vor Gott euch Antwort geben, ob ich (doch nicht ich, ſondern der Geiſt Gottes in mir) euch in euren größten Bedrängniſſen nicht immer aufgefordert habe, euch auf Gott zu verlaſſen, und ob ich euch in ſeinem Namen nicht Sieg und Errettung von euren Feinden verſprochen, ſobald ihr euch nur ſeinem Schutze anvertrauen und ſeine Ehre eurem Leben und eurem irdiſchen Vortheile vorziehen wolltet. In euren drohendſten Gefahren bin ich bei euch geweſen, in St. Johnſton, in Cupar-Moor und in den Laufgräben von Edinburg, das Alles ſteht noch friſch vor meiner Seele, ja, jene dunkle und kummervolle Nacht, in welcher ihr Alle, meine Herren, mit Scham und Furcht die Stadt verließet, iſt in meinem Gedächtniß, und Gott verhüte, daß ich ſie jemals vergeſſe; was aber damals meine Ermahnungen an euch waren, ſage ich, und was von Allem, das Gott durch meinen Mund euch verheißen hat, vereitelt worden iſt, das könnt ihr ſelbſt, die ihr noch lebt, bezeugen. Da iſt Keiner unter euch, dem nicht Tod und Verderben gedroht worden, und der nicht unverſehrt davon gekommen wäre, und wie viele eurer Feinde hat Gott vor euren Augen heimgeſucht! Soll nun aber dieß der Dank ſein, den ihr Gott darbringt? ſeine Sache zu verrathen, da ihr es doch in der Hand habt, ſie aufzurichten, wie's euch gefällt? Die Königin, ſagt ihr, wird nicht damit zufrieden ſein — verlangt von ihr, was ihr nach Gottes Wort mit Recht von ihr fordern dürft, und wenn ſie dann mit euch nicht in der Sache Gottes übereinſtimmen will, ſo ſeid ihr auch nicht verpflichtet, mit ihr des Teufels zu ſein. Gebt ihr offen zu verſtehen, was ihr meint, und laßt nicht ab von eurem bisherigen Muthe in Gott, und er wird euch in euren Unternehmungen Gelingen geben. Aber ich ſehe Nichts, als ein ſolches Abfallen von Chriſto Jeſu, wie bei den Leuten, die zuerſt und in größter Eile die Fahne Chriſti verließen, um ſich ſelber zu retten, ja, ich höre Einige ſagen, wir hätten gar keine anerkannte Religion, weder durch ein Geſetz, noch durch das Parlament ſei eine ſolche anerkannt. Obgleich nun ſolch böswilliges Reden weder die Wahrheit Gottes auslöſchen, noch uns, die wir uns auf dieſe verlaſſen, zum Weichen bringen kann, ſo verdiente der Sprecher doch für ſeinen Verrath an Gott und an dieſem armen Lande die Galeeren, denn unſer Glaube, den Gott be-

1) Knox, hist., 331.

fohlen und damit auch zum Geſetz gemacht hat, iſt innerhalb dieſes Königreiches durch das Parlament angenommen worden, und wenn ſie ſagen wollten, das ſei kein Parlament geweſen, ſo meinen wir und denken es auch darzuthun, daß jenes Parlament eben ſo geſetzlich war, wie irgend eines, das früher im Reiche gehalten wurde. Ja, wenn der König, der damals noch lebte, König war und die Königin noch jetzt in dieſem Reiche die rechtmäßige Königin iſt, dann kann auch jenes Parlament nicht verleugnet werden."

Am Schluß der Predigt ließ er ſich denn auch noch auf die Heirath der Königin ein[1]): „Und nun meine Herren, um ein Ende zu machen, ich höre von der Verheirathung der Königin reden, Herzöge, Brüder von Kaiſern und Könige trachten alle darnach, ihre Hand zu gewinnen, aber das, meine Herren, ſage ich euch (bemerkt euch den Tag und denkt ſpäter daran), wenn der Adel von Schottland, der Jeſum Chriſtum bekennt, damit zufrieden ſein ſollte, daß ein Ungläubiger, und alle Papiſten ſind Ungläubige, der Herr unſrer Herrin ſei, ſo verbanntet ihr, ſo viel an euch liegt, Jeſum Chriſtum aus dieſem Königreiche, würdet Gottes Strafgericht über das Land und ein Unglück über euch ſelbſt bringen und vielleicht auch eurer Herrin wenig Nutzen und Freude verurſachen." —

Doch auch auf dieſe Weiſe richtete der Prediger Nichts aus. „Papiſten und Proteſtanten waren beide beleidigt, ja, die Vertrauteſten gaben ihm ihr Mißfallen zu erkennen." Namentlich aber war es die Königin, die über die Kühnheit des Predigers entrüſtet war. Sie ging damals in der That mit Heirathsgedanken um, und es war ihr ſogleich hinterbracht worden, daß Knox auch über dieſe Angelegenheit zu reden gewagt habe. Das war ihr namentlich empfindlich. Sie hatte allen Widerſtand durch ihre Maßregeln überwunden, ſelbſt die trotzigſten und unabhängigſten Barone hatten ſich ihr gefügig gezeigt, nur dieſer Mann von niederer Stellung nahm es über ſich, ihr noch entgegenzutreten und ſogar in Angelegenheiten ſich zu miſchen, von denen ſie meinte, daß ſie nur ihre Perſon angingen. Sie ließ ihn deßhalb ſofort vor ſich fordern, um ihn für ſeine Verwegenheit zu beſtrafen.

Da zu erwarten war, daß Maria ihren Gegner dieß Mal nicht auf das Glimpflichſte behandeln werde, ſo begleiteten Lord Ochiltree, der nachmalige Superintendent Erskine von Dun und eine Anzahl anderer Edelleute den Reformator in den Palaſt. Doch bekam nur Erskine die Erlaubniß, mit ihm vor der Königin erſcheinen zu dürfen, und dieſe empfing den verhaßten Mann mit allen Zeichen des Unwillens. „Niemals," rief ſie ihm zu, „ſei eine fürſtliche Perſon ſo behandelt worden, wie ſie; ſie habe ihn bisher in allen ſeinen Beleidigungen, die er ihr und ihren Oheimen zugefügt, ertragen, ſie habe ſeine Gunſt auf alle Weiſe ſich zu verſchaffen geſucht, ſie

1) Es war eben ein Heirathsproject mit dem Sohne Philipps II. von Spanien, Don Carlos, im Werke, ohne Zweifel eine Urſache zur Beſorgniß.

habe ihm Audienz bewilligt, wann und wie oft er für gut halten möchte, ſie zu ermahnen und zurecht zu weiſen, und doch," ſagte ſie, „kann ich mich vor euch nicht retten, aber bei Gott, ich werde mich zu rächen wiſſen." Dabei brach ſie in Thränen aus und konnte kaum ein weiteres Wort hervorbringen.

Knox hörte ſie ruhig an und wartete, bis ſie ihre Faſſung wieder gewonnen hatte. Dann ſuchte er ſich zu vertheidigen. „Es iſt wahr, Madame," ſagte er, „daß zwiſchen Ew. Gnaden und mir manche Streitigkeiten in Sachen des Glaubens vorgekommen ſind, bei denen ich vorher nicht erfahren habe, daß ihr durch mich beleidigt worden ſeid. Aber wenn es Gott gefallen möchte, euch von den Banden der Finſterniß und des Irrthums, in welchen ihr aus Mangel an rechter Unterweiſung aufgewachſen ſeid, zu befreien, ſo würde Ew. Majeſtät die Freiheit meiner Zunge nicht beleidigend finden. Außer auf der Kanzel, meine ich, habe ich Ew. Majeſtät wenig Gelegenheit gegeben, ſich durch mich beleidigt zu fühlen, und dort, Madame, bin ich nicht Herr meiner ſelbſt, ſondern muß dem gehorchen, der mir befohlen hat, geradezu zu reden und nicht irgend welchem Fleiſche auf Erden zu ſchmeicheln."

„Aber was habt ihr mit meiner Verheirathung zu thun?" fragte die Königin, worauf der Reformator verſetzte: „Wenn Ew. Majeſtät geruhen wollten, mich ruhig anzuhören, ſo könnte ich euch das in wenig Worten darthun. Ich geſtehe zu, daß mir Ew. Gnaden mehr zugeſtanden hat, als ich jemals verlangt habe, aber wie ich damals antwortete, ſo antworte ich auch jetzt: Gott hat mich nicht geſandt, um am Hofe von Fürſten aufzuwarten oder in den Zimmern der Damen, ſondern ich bin geſandt, das Evangelium Jeſu Chriſti denen zu predigen, die es hören wollen, und dieß hat zwei Theile, nämlich Buße und Glauben. Wohlan denn, Madame, wenn ich Buße predigen ſoll, ſo iſt es nöthig, daß ich den Leuten ihre Sünden vorhalte, damit ſie erkennen, worin ſie Gott beleidigt haben, und da es nun ſo iſt, daß der größte Theil des Adels euch ſo ſehr zugethan iſt, daß er weder das Wort Gottes, noch auch das Wohl des Staates recht in Acht nimmt, ſo iſt es meine Pflicht, ſo zu reden, daß ſie ihre Schuldigkeit einſehen lernen."

Doch davon wollte Maria Nichts wiſſen. „Was geht euch meine Heirath an?" fragte ſie nochmals, „oder wer ſeid denn ihr in dieſem Staate?" „Ein Unterthan," erwiederte Knox, „der in demſelben geboren iſt, und obgleich ich weder Graf, Lord, noch Baron bin, ſo hat mich doch Gott, wie niedrig ich auch in euren Augen erſcheinen mag, zu einem nützlichen Mitgliede dieſes Reiches gemacht. Ja, Madame, mir geziemt es nicht weniger vor ſolchen Dingen zu warnen, die dem Lande ſchädlich ſind, wenn ich ſie vorher ſehe, als irgend Einem vom Adel, denn ſowohl mein Amt, als auch mein Gewiſſen fordert volle Aufrichtigkeit von mir, und deßhalb, Madame, ſage ich auch zu euch, was ich öffentlich geſagt habe: Wenn der Adel dieſes Reiches zuſtimmt, daß ihr einem ungläubigen Manne unterthan werdet, ſo verläugnet er, ſo viel an ihm iſt, Jeſum Chriſtum, verbannt die Wahrheit aus dieſem Lande, ver-

räth die Freiheit des Reiches und am Ende wird das Alles auch euch nicht zur Freude gereichen."

Knox ſprach dieſe Worte mit ſolcher Feſtigkeit, daß die Königin erzitterte. Sie fing wieder an zu weinen, und Erskine, „ein Mann von mildem und freundlichem Gemüth," ſuchte ſie zu beruhigen, ſo gut er konnte. „Er ſagte ihr manch' freundliches Wort von ihrer Schönheit, von ihrer Vortrefflichkeit, und wie alle Fürſten Europa's ſich freuen würden, ihre Gunſt zu erlangen, aber Alles das war nur Oel in's Feuer gegoſſen." Knox jedoch ließ ſich nicht rühren[1]). Hatte er früher ſo oft den Zorn der Männer ertragen, ſo ertrug er jetzt auch die Thränen eines Weibes, ſich bewußt, daß er von der Sache, die er vertrete, nicht weichen dürfe, und ſo wartete er, bis „die unordentliche Leidenſchaftlichkeit der Königin vorüber war." Dann ſagte er: „Madame, bei Gott bezeuge ich, daß ich niemals ein Geſchöpf Gottes ohne Kummer habe weinen ſehen können, ja, ich kann kaum die Thränen meiner eigenen Knaben ertragen, wenn meine Hand ſie ſtraft, um ſo weniger finde ich an dem Weinen Ew. Majeſtät Gefallen; aber da ich euch keine gerechte Veranlaſſung gegeben habe, beleidigt zu ſein, ſondern habe nur die Wahrheit geredet, wie mein Amt es von mir verlangt, ſo muß ich, wenn auch wider Willen, die Thränen Ew. Majeſtät ertragen; mein Gewiſſen durch mein Schweigen zu verletzen oder das Gemeinwohl preiszugeben, geht einmal nicht an."

Dadurch wurde die Königin jedoch nur noch mehr erbittert. Sie hieß ihn hinausgehen und ihre weiteren Befehle im Vorzimmer erwarten. Erskine ſollte bei ihr bleiben. — „Knox ſtand nun im Vorzimmer gleich wie ein Mann, den Niemand vorher gekannt hätte, denn Alle waren beſtürzt, und nur Lord Ochiltree hielt ſich zu ihm. Deßhalb fing er mit den Damen, welche dort in all' ihrem Staat ſaßen, ein Geſpräch an und ſagte: „O ihr ſchönen Damen, wie vergnügt würde doch dieß euer Leben ſein, wenn es immer ſo fortdauern und wenn wir dann am Ende mit all' dieſem Prunk in den Himmel eingehen könnten. Aber pfui über den Burſchen Tod, der kommt, wir mögen wollen oder nicht, und wenn er ſich unſrer bemächtigt hat, dann werden die närriſchen Würmer ſich mit unſerm Fleiſch zu ſchaffen machen, ſei es auch noch ſo ſchön und zart, ach! und die arme Seele fürchte ich, wird dann ſo ſchwach ſein, daß ſie all ihr Gold, ihre Gehänge, Bänder, Perlen und koſtbaren Steine nicht wird mit ſich nehmen können." So genoß er die Geſellſchaft der Frauen und ſo verging die Zeit, bis Erskine kam und ihm ſagte, er könne vorläufig nach Hauſe gehen."

Die Königin jedoch verlangte ſeine Beſtrafung. Sie legte den „Lords der Artikel" die Frage vor, ob denn ein ſolcher Mann wegen ſeines Predigens nicht

1) Man hat ihm oft vorgeworfen, daß er ſich durch dieſe — Thränen nicht habe bewegen laſſen, von dem zu weichen, was er — als ſeine Pflicht erkannt. Maria ſoll oft Thränen als Waffe gebraucht haben. M'Crie, II, 92.

zur Rechenſchaft gezogen werden könne. Aber die Antwort ſcheint für ſie keine günſtige geweſen zu ſein. Auch mochten ihre nächſten Rathgeber ihr vorſtellen, daß es eine mißliche Sache ſei, gerade Knox in einen Rechtshandel wegen ſeiner Predigten zu verwickeln; kurz ſie ſtand am Ende von ihrem Vorhaben ab. „So legte ſich der Sturm, nur nicht in ihrem Herzen“ [1]).

Zweiundzwanzigſtes Kapitel.

Knox angeklagt.

Wenn die Königin ſich auch bewegen ließ, dieß Mal von einer weitern Verfolgung des Predigers abzuſtehen, ſo wartete ſie gleichwohl nur auf eine Gelegenheit, um ſich ſeiner zu entledigen. Da ſie bei dem Parlamente ſo viel Willfährigkeit gefunden hatte, ſo glaubte ſie in der That, nur Knox ſei es noch allein, der ihren Plänen im Wege ſtehe. Er, der treue, unermüdliche Wächter, der nicht ruhte, immer auf die dem Evangelium drohenden Gefahren mit Fingern zu zeigen, beſeitigt, und Alles würde ſich ja allmälig machen laſſen: ein Theil der Evangeliſchen wurde dann durch ihre Liebenswürdigkeit oder durch Vortheile, die ſie ihm bot, ganz für ihre Intereſſen gewonnen, ein andrer allmälig eingeſchläfert oder eingeſchüchtert, und die dann noch zu widerſtehen wagten, konnten nicht ſo zahlreich und mächtig ſein, um ſie nicht mit Gewalt unterwerfen zu können; am Ende konnte der Papismus mit klingendem Spiele wieder in St. Giles und im ganzen Reiche einziehen, wenn nur der Knox erſt bei Seite geſchafft wäre!

Und wirklich ſchien bald darauf die erwünſchte Gelegenheit gekommen zu ſein, um dem Reformator als Hochverräther den Prozeß zu machen. Die Sache war folgende: Knox hatte längſt die Hoffnung aufgegeben, daß von der Königin irgend Etwas für die Sache des Evangeliums geſchehen werde, vielmehr ſah er mit ſeinen, durch die ausſchließliche Liebe zu dem Herrn, die ihn ſo ganz beſeelte, geſchärften Augen zu deutlich, wie Maria allmälig zwar und Manchem unbemerkt, aber doch mit kluger Berechnung ein Netz zu ſpinnen ſuchte, in welchem die kaum errungene Freiheit des Evangeliums wieder eingefangen werden ſollte. Deßhalb war er auf die Nothwendigkeit, der Staatsgewalt wieder mit Aufbietung der Wehrkräfte des Landes entgegen treten zu müſſen, längſt vorbereitet, wie auch aus dem Gebeten, die er jetzt hielt, hervorgeht. „Er begann,“ ſagt er ſelbſt [2]), „an ſeinem Tiſche nach der Dankſagung alſo zu beten: 1) Befreie uns, o Herr, von allen Feſſeln des Götzendienſtes,

1) Knox, hist., 332 ff.
2) Ebendaſ. 334 f.

2) bewahre und behüte uns vor der Tyrannei der Fremden, und 3) erhalte uns in Frieden und Eintracht untereinander, wenn es dein Wohlgefallen ist, noch eine Zeit lang; und als einige seiner nächsten Freunde ihn fragten, warum er um Frieden blos noch für eine Zeit lang bitte und nicht vielmehr überhaupt, daß wir möchten in Frieden bleiben, antwortete er: Er dürfe nur im Glauben bitten, und sein Glaube an das Wort Gottes versichere ihn, daß fortdauernde Ruhe in einem Lande nicht bewahrt bleiben könne, in welchem der Götzendienst unterdrückt gewesen und dann wieder aufgerichtet worden wäre." Auch that die Königin alles Mögliche, um ihn in seinem schlechten Zutrauen zu ihr nur noch mehr zu bestärken. Die Prälaten, welche am Tage der Eröffnung des Parlamentes wegen ihres Feierns der Messe verhaftet worden waren, wurden nach der Auflösung desselben sofort wieder in Freiheit gesetzt, so daß es klar war, worauf diese Komödie berechnet gewesen war. Eben so zog die Königin jetzt im Lande umher, und wohin sie kam, ließ sie durch ihre Priester sofort auch die Messe abhalten, ein Beginnen, das bei dem Reformator nicht blos Verdruß, sondern auch Sorge erwecken mußte. Geschah das nicht, um die Bevölkerung wieder an den „Götzendienst" zu gewöhnen? und was war nicht zu fürchten, zumal die Persönlichkeit der Königin so viel Gewinnendes hatte? Dazu kam, daß auch Lethington, der hauptsächliche Leiter der Staatsgeschäfte, sich offen zu erklärten Papisten hielt und dieselben, wie namentlich den Grafen Athol, in die obersten Stellen zu bringen suchte[1]). Kurz, Knox sah die Gefahr täglich wachsen.

Und um dieselbe Zeit ereignete sich ein Vorfall, der ihm auch zeigte, wohin man strebe[2]). Als die Königin in Stirling war, war ein Theil ihres Gesindes in Holyroodhouse zurückgeblieben, und diese feierten jetzt die Messe auf eine so öffentliche Weise, wie es selbst bei Anwesenheit der Königin nicht geschehen war. Zugleich fingen sie auch andre Gebräuche (Processionen?) wieder an in Ausübung zu bringen, welche durch die Reformation abgeschafft worden waren, wozu dann auch noch kam, daß eine große Anzahl von Leuten aus der Stadt zu diesen Uebungen zugelassen wurden. Das erregte jedoch Unwillen und Besorgniß bei den Evangelischen, und „Einige der Eifrigsten und Aufrichtigsten im Glauben" wurden nach der Abtei geschickt, um zu sehen, welche Personen an der Messe Theil nähmen. „Als sie nun sahen, daß eine große Anzahl sich in die Capelle begab, drangen einige von den Brüdern auch hinein", weßhalb die Priester, dadurch erschreckt, nach der Stadt schickten und dem Lord von Pittarrow sagen ließen, er möge sie schützen, ihr Leben, wie auch der Palast der Königin stehe in Gefahr. Pittarrow fand zwar Alles in Ruhe und von Gewaltthaten keine Spur, nur

1) Knox, hist., 334.
2) Ebendas. 335 f.

daß Einige von den Evangeliſchen die Papiſten beobachteten und ihnen ſagten, ſie ſollten die Geſetze nicht überſchreiten. Nur ein eifriger Mann, Patrick Cranſton, hatte auch den Prieſter gefragt, wie er, da die Königin nicht gegenwärtig ſei, ſich unterſtehen könne, Meſſe zu halten und gegen das Geſetz zu handeln. „Weiter war Nichts gethan oder geſagt.“ Dennoch aber verlangte die Königin Beſtrafung, und Patrick Cranſton nebſt Andreas Armſtrong, einem andern Evangeliſchen, der mit in die Capelle eingetreten war, wurden vor Gericht gefordert, und wegen „verſuchter Felonie und Plünderung des Palaſtes der Königin“ angeklagt.

Das aber brachte die Evangeliſchen in noch größere Bewegung. Man fürchtete nicht blos das Schlimmſte für die Angeklagten, man ſah auch bereits mit Schrecken voraus, daß die Königin wagen möchte, überhaupt gegen Diejenigen vorzugehen, die auf der Aufrechterhaltung der zu Gunſten des Evangeliums erlaſſenen Parlamentsbeſchlüſſe beſtanden. Es wurden deßhalb Seitens der Proteſtanten in Edinburg Berathungen gehalten und beſchloſſen, im Nothfalle ſich zum Widerſtande bereit zu halten, Knox aber wurde beauftragt, die „Brüder“ im ganzen Lande von der Lage der Sache zu benachrichtigen und ſie zum Beiſtande aufzufordern, namentlich auch daß ſie ſich zu der bevorſtehenden Gerichtsverhandlung einfinden möchten. Das geſchah denn auch. Aber eben das wurde nun von der Königin als eine Handhabe ergriffen, um auch den Reformator wegen Hochverraths in Anklageſtand zu verſetzen.

Durch „falſche Brüder“, wie Knox erzählt[1]), war der Brief in die Hände des Heinrich Sinclair gekommen, damals Biſchof von Roß und Präſident des oberſten Gerichtshofes, „eines geſchwornen Feindes Jeſu Chriſti“, der namentlich auch dem Reformator aufſätzig war, weil dieſer die Biſchöfe als „Mörder und Diebe und nicht als Hirten der Heerde“ bezeichnet hatte, und Sinclair hatte nichts Eiligeres zu thun, als das Schreiben der Königin und dem geheimen Rathe vorzulegen. Man hielt dafür, daß ſich der Verfaſſer dadurch, daß er ſeine Freunde zum Widerſtande gegen die Königin aufgefordert, des Hochverraths ſchuldig gemacht habe, und man beſchloß, ihn vor Gericht zu ſtellen. Um aber der Sache noch ein größeres Anſehen zu geben, berief man (Ende Decembers) eine Verſammlung von Edelleuten nach Edinburg, welche die Sache entſcheiden ſollten. Der Reformator wurde vor dieſe Verſammlung gefordert, Lethington ſollte die Anklage führen, und die Königin wollte ſelbſt zugegen ſein.

Knox war jedoch bei alledem gutes Muthes und entſchloſſen, nicht zu weichen von der Sache des Herrn. Er wußte, auf wen er vertraute, und am Leben lag ihm am Ende auch nicht ſo viel, daß er es auf Koſten des Evangeliums hätte erkaufen ſollen. Deßhalb wies er denn auch die An-

1) Knox, hist., 337.

ſtrengungen, die von verſchiedenen Seiten gemacht wurden, um ihn zur Nachgiebigkeit gegen die Königin zu beſtimmen, eben ſo ruhig, als entſchloſſen zurück. So kam der Laird Maxwell zu ihm und kündigte ihm die bisherige Freundſchaft, wenn er nicht bei der Königin Abbitte thäte. Aber Knox ſah wohl ein, daß das ſo viel heiße, als ſich der Königin auf Gnade und Ungnade zu ergeben. Wollte er der unabhängige Mann bleiben, der den Plänen Maria's gegenüber das Evangelium unbeweglich vertheidigte, ſo mußte er ſeine Freiſprechung dem Recht, nicht ihrem guten Willen verdanken. Er antwortete daher dem Laird: Er wiſſe nicht, was er gegen die Königin gefehlt habe, und deßhalb wiſſe er auch nicht, wofür er Abbitte thun ſolle, und als Jener dann fragte: „Nicht gefehlt? habt ihr denn nicht die Briefe geſchrieben, welche die Brüder aus allen Theilen des Reichs zuſammenrufen?“ entgegnete er: das iſt kein Unrecht, wenigſtens in ſolcher Sache nicht, denn größere Dinge wurden dieſe zwei Jahre hindurch für kein Unrecht gehalten. Maxwell ſagte darauf: Die Zeit iſt jetzt eine andre, denn damals war die Königin abweſend, aber jetzt iſt ſie im Lande, doch Knox wollte den Unterſchied nicht gelten laſſen. „Weder die Abweſenheit, noch die Gegenwart der Königin“, ſagte er, „beſtimmt mein Gewiſſen, ſondern Gott, der klar in ſeinem Worte zu uns redet, und was mir das letzte Jahr Recht war, das iſt mir auch jetzt Recht, denn Gott iſt unveränderlich.“ „Wohl“, erwiderte Maxwell, „ich habe euch meinen Rath gegeben, thut was ihr wollt, aber glaubt, ihr werdet es bereuen, wenn ihr euch nicht vor der Königin beugt.“ „Ich weiß nicht, was ihr meinet“, ſagte Knox, „ich bin nie ein Gegner der Königin geweſen, außer in Sachen der Religion, und darin, hoffe ich, verlangt ihr nicht, daß ich nachgeben ſoll.“ — „Gut, gut! ihr ſelbſt ſeid weiſe genug, aber ihr werdet finden, daß man ſich künftig von euch zurückziehen wird!“ — „Wenn Gott mein Freund iſt“, ſagte Knox darauf, „ſo bin ich ſeiner Gnade verſichert, und ſo lange ich auf ſeine Verheißungen vertraue und ſeine Ehre meinem Leben und irdiſchen Vortheile vorziehe, frage ich wenig danach, wie ſich die Menſchen gegen mich betragen, noch weiß ich, in wiefern man zu mir gehalten, außer daß mein Mund ihnen das Wort Gottes verkündigt hat. Wenn ſie das künftig verleugnen, ſo wird mein Herz zwar trauern und eine Zeit lang klagen, aber der Schaden wird auf ihrer Seite ſein.“ Kurz, der Laird konnte Nichts ausrichten, ſondern mußte den Mann aufgeben, der andre Regeln des Handelns hatte, als er.

Und eben ſo ging es dem Grafen Murray und Lethington, die in der gleichen Abſicht zu dem Bedrohten kamen. „Sie beklagten, daß er die Königin ſo ſehr beleidigt habe, und ſprachen die Furcht aus, daß ihm das zu großem Schaden gereichen werde, wenn er nicht klug wäre und ſich vorſähe; auch redeten ſie von den Anſtrengungen, die ſie gemacht hätten, um den Zorn Maria's zu beſänftigen, aber ſie ſähen nur ſein Verderben voraus,

ſobald er nicht ſelbſt ſein Unrecht bekennen und ihre Gnade anrufen wolle.“ Aber auch ihnen antwortete Knox: „Ich preiſe Gott durch Jeſum Chriſtum, daß ich nicht gelernt habe, alles Das als Verſchwörung und Verrath auszuſchreien, was der ungläubige Haufen ſo nennt, noch auch das zu fürchten, was die Menge fürchtet. Ich habe das Zeugniß eines guten Gewiſſens, daß ich der Königin nie Gelegenheit gegeben habe, durch mich beleidigt zu ſein, denn ich habe Nichts gethan, als meine Pflicht, und was auch daraus folgen wird, ſo bin ich der guten Zuverſicht, daß mein Gott mir Geduld verleihen wird, es zu ertragen; aber ein Unrecht zu bekennen, wo mir mein Gewiſſen bezeugt, daß ich keines gethan habe, das ſei ferne von mir.“ — „Wie wollt ihr euch vertheidigen?“ fragte Lethington, „habt ihr nicht die Vaſallen der Königin zuſammenberufen?“ Doch darauf erwiderte Knox: „Wenn ich keine gerechte Vertheidigung für meine That habe, ſo laßt mich dafür büßen.“ — „Laßt uns eure Vertheidigung hören, denn wir werden uns freuen, wenn ihr unſchuldig erfunden werdet.“ — „Nein“, lehnte Knox dieſe Aufforderung ab, „denn ich weiß ſehr gut, daß ich von Menſchen und ſelbſt auch von euch, Herr Secretair, bereits verurtheilt und meine Sache ſchon im Voraus gerichtet iſt. Deßhalb wäre ich ein Narr, wenn ich euch mit meiner Vertheidigung bekannt machen wollte.“ Darüber wurden denn freilich beide entrüſtet, und Lethington ging fort. Nur der Graf blieb zurück und fing ein Geſpräch über den Zuſtand des Hofes mit Knox an. Doch darauf erwiderte dieſer: „Mylord, ich weiß bereits mehr vom Hofe, als mir lieb iſt, und es iſt nicht nöthig, daß ihr mich noch weiter dadurch beunruhigt.“ „Wenn eure Sache gut ſteht, ſo bin ich zufrieden, aber wenn nicht, und ich fürchte, es ſteht mit euch bereits nicht mehr, wie es ſollte oder wird nicht lange mehr ſo ſtehen, ſo tadelt mich nicht, und ihr und die Rathgeber, die ihr erwählt habt, habt ja beide meinen armen Rath verachtet. Ich kann Nichts thun, als nur an das Ende denken, und ich bitte Gott, es möge anders ſein, als mein geängſtet Herz fürchtet [1]).“

Nur ein Freund hielt treulich zu dem Bedrohten: der Advokat Spence of Condy, „ein Mann von freundlicher Gemüthsart.“ Dieſer kam heimlich zu dem Reformator, um zu fragen, wie ſich denn Alles verhalte, und als ihm Knox das Concept ſeines Umlaufſchreibens gezeigt hatte, ſagte er: „Ich danke Gott, ich kam zu euch mit einem Herzen voll Furcht und Sorge, daß ihr ein ſolches Verbrechen begangen hättet, wie es durch die Geſetze geahndet werden kann, und das würde für die Herzen Aller, die das Wort des Lebens gehört haben, das ihr gepredigt, ſehr ſchmerzlich geweſen ſein, aber ich gehe jetzt mit Freuden fort, ſowohl weil ich ſehe, daß ihr ſelbſt getroſt ſeid, als auch weil ich durchaus überzeugt bin, daß ihr das Verbrechen,

1) Knox, hist., 338 f. Wir ſind hier ſo ausführlich geweſen, weil gerade dieſe Geſpräche den Mann ſo recht kennzeichnen.

deſſen ihr beſchuldigt werdet, nicht begangen habt. Ihr werdet angeklagt werden, aber Gott wird euch beiſtehen[1])." Mit dieſem Manne mag Knox auch wohl berathen haben, wie er ſich vertheidigen wolle.

So kam der Gerichtstag heran. Die Anklage des Reformators, des geiſtigen Hauptes der reformirten Kirche in Schottland, hatte natürlich eine große Bewegung unter den Evangeliſchen hervorgerufen, und „die Brüder aus der Stadt folgten ihm in ſo großer Anzahl, daß der Vorplatz des Gerichtsſaales bis an die Treppen ganz davon angefüllt war, ſelbſt bis in die Thür des Zimmers, wo die Königin und die Rathsverſammlung ſaß, ſtanden die Leute." Die Königin hatte vorher bereits mit den Richtern Berathung gepflogen, doch nicht überall die gewünſchte Bereitſchaft gefunden.

Knox beſchreibt uns die Gerichtsſitzung genau[2]). „Oben an auf der einen Seite", ſagt er, „ſaß, ſeiner Würde gemäß, der Herzog, auf der andern Seite der Graf von Argyle, und dann folgten der Graf Murray, der Graf Glencairn, der Graf Marſhall, der Lord Ruthven, die gewöhnlichen Beamten, Pittarrow, damals Schatzmeiſter, der Gerichtsſchreiber, der Advokat Spence of Condy, und verſchiedene Andre; entfernt vom Tiſche ſaßen der alte Lethington, Vater des Secretairs, Mr. Heinrich Sinclair, Biſchof von Roß, und Mr. Jacob Macqill, Regiſterſchreiber." Die Königin hatte in großem Pomp auf einem Stuhle Platz genommen, und ihr zur Seite ſtanden, als ihre Beiſtände, Maxwell und Lethington, die, bald der Eine und bald der Andre, ihr in's Ohr flüſterten.

Maria machte ihrem Groll gegen den Mann, den ſie nun endlich in ihrer Gewalt zu haben meinte, in wenig königlicher Weiſe Luft, indem ſie, als ſie ihn mit entblößtem Haupte daſtehen ſah, in ein lautes Gelächter ausbrach. „Der Mann," ſagte ſie, „hat mich weinen gemacht und doch ſelbſt keine Thräne vergoſſen, ich will ſehen, ob ich ihn jetzt zum Weinen bringen kann." Dann eröffnete ſie die Verhandlung dadurch, daß ſie ihrem Staatsſecretair jenes Schreiben hinreichte, um deßwillen Knox angeklagt war, und ihm befahl, dasſelbe dem Beſchuldigten vorzulegen, damit er es anerkenne. Knox ſah nach der Unterſchrift und bekannte, daß ſie die ſeinige war. „Obgleich er," ſagte er, „eine Anzahl von weißen Blättern blos unterſchrieben habe, ſo hätte er doch ein ſolches Zutrauen in die Zuverläſſigkeit des Schreibers, daß er bereit wäre, den Inhalt des Blattes eben ſowohl anzuerkennen als ſeine Unterſchrift." — „Da thut ihr mehr, als ich thun würde," ſagte Maitland, doch Knox entgegnete ihm: „Liebe iſt nicht argwöhniſch," worauf denn die Königin rief: „Wohl, wohl! leſ't denn euren eigenen Brief und dann verantwortet euch, wegen deſſen man euch beſchuldigen wird!"

1) Knox, hist., 338 f.
2) Ebendaſ. 339 ff.

Knox: „Ich werde es thun, so gut ich kann!“ und damit las er selbst das Schreiben mit lauter Stimme vor.

„Habt ihr jemals, meine Herren, einen abscheulicheren und verrätherischern Brief gelesen?“ fragte dann die Königin, sich im Kreise herumsehend, und Lethington, sich an Knox wendend, sagte: „Meister Knox, seid ihr nicht in eurem Herzen betrübt und bereut ihr nicht, einen solchen Brief geschrieben zu haben, und daß derselbe durch euch Andern bekannt geworden ist?“ — „Mein Herr Secretair,“ entgegnete der Angeklagte: „bevor ich bereuen kann, sagt mir doch, was ich Böses gethan!“ — „Böses! wär's auch nicht mehr, als die Vasallen der Königin zusammenzurufen, so kann eure Schuld nicht geleugnet werden.“ — „Erinnert euch doch selbst, Herr, daß ein Unterschied zwischen einer gesetzlichen und ungesetzlichen Zusammenberufung besteht. Wenn ich wegen dieser schuldig bin, so habe ich oft Unrecht gethan, seit ich wieder nach Schottland gekommen, denn welche Zusammenberufung der Brüder hat bis zu dieser Stnnde stattgefunden, zu der meine Feder nicht benutzt worden wäre?“ — „Damals war damals, und jetzt ist jetzt,“ rief der Secretair: „wir bedürfen jetzt solcher Zusammenkünfte nicht mehr, wie wir sie früher nöthig hatten!“ — „Die Zeit, die gewesen ist,“ erwiderte Knox, „ist nach meinem Bedünken noch jetzt vorhanden, denn ich sehe die arme Heerde in nicht geringerer Gefahr, als früher, ausgenommen, daß der Teufel jetzt eine Maske vorgebunden hat. Sonst kam er mit offenem Gesicht, kennbar bei seiner Tyrannei und das Verderben Aller suchend, die dem Götzendienst abgesagt hatten, und damals, ich meine, auch ihr werdet das bekennen, versammelten sich die Brüder in durchaus gesetzlicher Weise, um ihr Leben zu vertheidigen; jetzt freilich kommt der Teufel unter dem Vorwande der Gerechtigkeit, um das zu thun, was Gott nicht dulden wollte, daß er es mit Gewalt ausführte.“ — —

„Was ist das?“ rief die Königin, ihn unterbrechend: „was ist das? Wollt ihr mit ihm Geschwätze führen? Wer gab euch Vollmacht, meine Vasallen zusammenzurufen? Ist das nicht Verrath?“ Doch darauf entgegnete Lord Ruthven: „Nein, Madame! denn er ruft das Volk fast täglich zu seinen Predigten zusammen, und was auch Ew. Gnaden oder Andre davon denken mögen, wir meinen nicht, daß es Verrath sei!“ — „Seid ihr ruhig!“ sagte die Königin, „und laß ihn selbst seine Sache führen!“ — „Ich war schon dabei,“ nahm darauf Knox wieder das Wort: „mit dem Secretair zu verhandeln (von welchem ich glaube, daß er ein besserer Dialektiker ist, als Ew. Majestät), daß alle Zusammenberufungen nicht ungesetzlich sind, und nun hat Lord Ruthven ein Beispiel dazu angeführt.“ — Königin: „Ich will Nichts gegen euren Glauben sagen, noch auch gegen eure Predigten, aber welche Vollmacht habt ihr, meine Unterthanen zusammenzurufen, wenn's euch gelüstet, ohne meinen Befehl?“ — Knox antwortete, daß auf seinen eigenen Willen niemals auch nur vier Leute in

Schottland zuſammengekommen ſeien, ſondern nur auf den Befehl ſeiner Brüder habe er oftmals Nachrichten gegeben und große Maſſen hätten ſich in Folge davon verſammelt, und wenn Maria klage, daß dieß ohne ihren Befehl geſchehen ſei, ſo erlaube er ſich zu antworten, daß ohne ihren Befehl eben Alles geſchehen, was die Reformation der Kirche in Schottland betreffe. Er hätte es niemals, ſagte er, geliebt, Tumult zu erregen, hätte niemals Aufruhr gepredigt, im Gegentheil, er hätte immer gelehrt, daß das Volk ſeinen Fürſten und Obrigkeiten in allen geſetzlichen Dingen gehorchen müſſe. Wenn er thätiger geweſen wäre, als ſeine Brüder in der Zuſammenberufung der Proteſtanten zu außerordentlichen Verſammlungen, ſo komme das von dem Auftrage her, den er von der Kirche empfangen habe, es zu thun, ſobald er ſähe, daß es nothwendig ſei und namentlich daß dem Glauben Gefahr drohe, und er hätte zu wiederholten Malen gebeten, ihn von dieſem läſtigen und gehäſſigen Auftrage zu entbinden, aber bis jetzt vergeblich. Er müſſe daher durch ein gerechtes Geſetz überführt ſein, bevor er bekennen ſolle, daß er ſein Thun bereue, bis jetzt ſei er überzeugt, kein Unrecht gethan zu haben.

„Ihr ſollt uns ſo nicht entkommen!“ ſagte darauf die Königin: „Meine Herren, iſt das nicht Verrath, einen Fürſten der Grauſamkeit anzuklagen? Ich denke, es giebt Parlamentsbeſchlüſſe gegen ſolche Verleumdungen!“ Als dieß von einzelnen der Lords beſtätigt wurde, fragte Knox: „Aber wie kann ich deſſen beſchuldigt werden?“ — „Leſ't dieſe Stelle aus eurem eigenen Briefe!“ befahl die Königin, und ſie ließ folgenden Paſſus vorleſen: „Dieſe gefährliche Vorladung iſt gegen ſie (die beiden Angeklagten) gerichtet, ohne Zweifel um mit Wenigen anzufangen und ſich ſo den Weg zu bahnen, um eine größere Anzahl grauſam zu verfolgen.“ „Nun,“ rief die Königin: „was ſagt ihr dazu?“ und die Augen der Verſammlung waren auf den Reformator gerichtet, beſorgt, was er antworten würde.

Knox aber ließ ſich auch dadurch nicht ſchrecken. „Darf ich mich denn vertheidigen?“ fragte er, „oder ſoll ich ungehört verurtheilt werden?“ — „Sagt, was ihr könnt! ich denke, es wird euch ſchwer genug werden!“ — „So möchte ich denn zuerſt Ew. Gnaden und dieſe ſehr ehrenwerthe Verſammlung fragen, ob Ew. Gnaden nicht wiſſen, daß die halsſtarrigen Papiſten Todtfeinde aller Derer ſind, welche das Evangelium Jeſu Chriſti bekennen, und daß ſie auf das Ernſtlichſte daran denken, ſie und die wahre Religion, die ſie lehren, aus dieſem Reiche zu vertilgen! — Die Königin ſchwieg, aber die Lords riefen aus einem Munde: „Gott verhüte, daß jemals das Leben der Gläubigen oder auch der wahre Glaube in der Macht der Papiſten ſtände! denn Erfahrung hat gelehrt, zu welcher Grauſamkeit ihre Herzen fähig ſind!“ — „So fahre ich denn fort,“ ſagte darauf der Reformator: „da ich ſehe, daß Alle zuſtimmen, daß es grauſam ſein würde,

eine ſolche Menge zu verfolgen, wie ſie in dieſem Reiche Jeſum Chriſtum bekennt, was ſie öfter, als zwei oder drei Mal mit Gewalt verſucht haben — nachdem ſie nun aber durch Gott und ſeine Vorſehung daran verhindert ſind, noch ferner Gewalt zu gebrauchen, ſo haben ſie andre hinterliſtige und gefährliche Maßregeln erfunden, nämlich, die Fürſtin unter dem Deckmantel des Geſetzes zu ihrem Werkzeuge zu machen, und ſo ſoll das, was ſie mit Gewalt nicht vermochten, ihnen jetzt durch liſtigen Betrug gelingen. Denn wer glaubt, meine Herren, daß die unerſättliche Grauſamkeit der Papiſten (ich meine, in dieſem Reiche) mit dem Hinmorden dieſer zwei Brüder genug haben wird, welche jetzt ungerecht vor Gericht gefordert ſind, um in noch ungerechterer Weiſe angeklagt zu werden? Und deßhalb, Madame, ſchlagt die Acten des Parlamentes auf, wenn ihr Luſt habt: ich habe durchaus nicht gegen ſie gefehlt, denn ich klage in meinem Schreiben weder Ew. Gnaden, noch deren Gemüthsart der Grauſamkeit an, ſondern ich behaupte nur, daß die ſchändlichen Papiſten, welche gegenwärtig Ew. Gnaden Herz gegen dieſe armen Leute entflammt haben, die Söhne des Teufels ſind und deshalb thun wollen nach ihres Vaters Luſt, der ein Lügner und Mörder von Anfang geweſen iſt!" — „Ihr vergeßt euch ſelbſt!" rief der Staatsſecretair: „ihr ſeid jetzt nicht auf der Kanzel!" — „Ich bin da, wo mir mein Gewiſſen befiehlt, die Wahrheit zu ſagen," entgegnete Knox, „und deßhalb ſage ich die Wahrheit, beſtreite ſie, wer Luſt hat!" Er fügte dann noch, ſich an die Königin wendend, hinzu, daß Leute von redlicher, menſchenfreundlicher und ſanfter Gemüthsart oft durch ſchlechte Rathgeber verdorben ſeien, wie das Beiſpiel Nero's lehre, und daß die Papiſten, auf die ſie höre, gefährliche Rathgeber ſeien; ſie ſollte dabei nur an ihre Mutter denken.

Als die Königin nun aber ſah, daß der Reformator ſich zu vertheidigen wußte, hielt ſie ihm ſein neuliches Benehmen gegen ſie vor, wie er ſie damals ſo unehrerbietig behandelt habe und durch ihre Thränen nicht einmal gerührt worden ſei. Aber auch dieſen Vorwurf lehnte Knox von ſich ab. Er erzählte einfach, was vorgegangen und was er geſagt habe, daß er an ihren Thränen kein Wohlgefallen habe, aber doch um des Gewiſſens willen von ſeinem Glauben nicht laſſen könne. Er ſei einmal zum Wächter über die Kirche berufen. Die Königin mußte endlich ihr Spiel für verloren geben. Nachdem ſie heimlich mit Lethington geſprochen, erhielt der Angeklagte Erlaubniß, nach Hauſe zu gehen, um dort den Spruch des Gerichts zu erwarten. „Ich danke Gott und Ew. Majeſtät!" ſagte Knox, als er hinausging, „und bitte den Herrn, daß er Euer Herz von aller Papiſterei reinigen und Euch vor den Rathſchlägen der Schmeichler bewahren möge, denn wie ſie auch Euren Ohren und verkehrten Neigungen eine Zeit lang wohl gefallen mögen, Erfahrung hat gelehrt, in welches Elend ſie auch den beſten Fürſten ſchon gebracht haben."

Auch die Königin verließ dann den Saal und die Lords ſchritten zur Abſtimmung und einſtimmig wurde Knox freigeſprochen. Das erregte aber einen großen Sturm, namentlich auf Seiten der Königin und Lethingtons. Maria erſchien wieder im Saale und verlangte, daß man in ihrer Gegenwart noch einmal abſtimmen ſolle. Doch das wurde von den Lords nur mit Unwillen aufgenommen. „Was?“ hieß es: „ſoll es dem Laird von Lethington zuſtehen, uns zu überwachen? Oder ſoll die Gegenwart einer Frau uns bewegen, Gott zu beleidigen und einen Unſchuldigen gegen unſer Gewiſſen aus bloßer Menſchengefälligkeit zu verurtheilen?“ Noch einmal wurde Knox freigeſprochen und „man lobte Gott wegen ſeiner Beſcheidenheit und ſeiner offenen und verſtändigen Antworten.“ Auch der Biſchof von Roß hatte ein freiſprechendes Votum abgegeben, und als er deßhalb von der Königin hart angefahren wurde, indem ſie rief: „Beunruhigt das Kind nicht! beunruhigt es ja nicht, denn es iſt ſo eben vom Schlafe erwacht! warum ſollte der alte Narr nicht in die Fußtapfen Derer treten, die ihm voran gegangen ſind?“ — erwiderte er ruhig: „Ew. Gnaden mögen erwägen, daß es weder Zuneigung zu dem Manne, noch Liebe zu ſeinem Glauben iſt, was mich bewogen hat, ihn freizuſprechen, ſondern die einfache Wahrheit in ſeiner Vertheidigung bewog mich dazu, obgleich Andre ihn verdammen möchten!“

„In der Nacht war weder Tanzen noch Fiedeln am Hofe, denn Madame hatte ihr Vorhaben nicht erreicht, welches darauf hinausging, Johann Knox durch die Beiſtimmung des Adels in ihre Gewalt zu bekommen[1]).“

Dreiundzwanzigſtes Kapitel.

Neue Verſuche gegen den Reformator.

Die Königin, wie ſich denken läßt, war mit dem Ausgange des Prozeſſes im höchſten Grade unzufrieden. Sie hatte gehofft, die Verurtheilung des Reformators ſollte ihr auch der Reformation gegenüber bedeutende Vortheile verſchaffen, jetzt mußte ſie ſehen, daß das Evangelium über ihre Berechnungen auch dieß Mal den Sieg davon getragen hatte. Dazu kam die perſönliche Eitelkeit, von der Niemand weniger frei war, als Maria, und die Losſprechung ihres Gegners empfand ſie als eine ihr angethane Beleidigung. Die Hofleute hatten deßhalb bei ihr böſe Zeit, die Einen, weil ſie, wie der Graf Murray, in das Urtheil über Knox mit eingeſtimmt, die An-

3) Knox, hist., 339—343.

dern, Lethingthon namentlich, weil sie, nach der Meinung der gekränkten Frau, nicht Alles gethan hätten, um diesen Ausgang des Processes zu verhüten. Es war in der That wenig Freude am Hofe, und — um die Königin einigermaßen zu beruhigen, suchten Murray und Lethington ihr eine nachträgliche Genugthuung zu verschaffen. Sie gingen den Reformator darum an, daß er sich freiwillig für schuldig bekennen solle, die Königin beleidigt zu haben, und versprachen ihm, in dem Falle solle er zwar als Gefangener in das Schloß geführt, aber auch sogleich wieder freigelassen werden. Die Königin sollte eben nicht als diejenige erscheinen, die unterlegen wäre, vielmehr ihrer Gnade sollte Knox seine Freiheit verdanken.

Doch das lehnte er auf das Entschiedenste ab. Es war eben die Unabhängigkeit seiner Stellung, die er meinte um jeden Preis bewahren zu müssen, und deßhalb antwortete er: Es hieße ja den ganzen Adel, der ihn freigesprochen habe, beleidigen, wollte er in ein solches Begehren willigen. Auch werde er dadurch allen Credit bei den Brüdern verlieren, und — wie er dann im Stande sei, Andere vom Aufruhr abzumahnen, wenn er sich selbst eines solchen Vergehens für schuldig bekenne[1])?

Die Königin mußte sich in das Unvermeidliche fügen. Aber zur Herstellung eines besseren Einvernehmens zwischen dem Reformator und seinen früheren Freunden führte dieß Alles keineswegs. Sie beschuldigten ihn jetzt vielmehr, daß er sich eine Gewalt anmaße, die ihm nicht zukäme „Was," hieß es, „ist da für ein Unterschied, wenn er ebenso, wie der Papst, seine Briefe im Lande umherschickt und verlangt, daß man ihnen gehorchen solle?" Solche Reden wurden immer lauter gegen ihn geführt. Knox war sich nun zwar bewußt, daß Niemand von hierarchischer Anmaßung so fern war, als eben er. Durch seine Persönlichkeit besaß er den höchsten Einfluß bei Allen, die dem Evangelium mit Lauterkeit anhingen, aber nie war es ihm in den Sinn gekommen, diesen Einfluß hierarchisch zu mißbrauchen. Niemand vielmehr war auch ängstlicher als er, auch den bloßen Schein zu vermeiden, als beanspruche er eine Herrschaft über seine Brüder oder in den Angelegenheiten der Kirche irgend Etwas auf seine eigene Autorität hin zu thun. Aber das Gerücht, geflissentlich verbreitet, um dadurch sein Ansehen zu untergraben, beunruhigte ihn doch in hohem Grade. Er beschloß daher, die Sache vor die General-Synode, welche am Ende des Jahres zusammenkam, zu bringen und sich deren Urtheile zu unterwerfen[2]).

Deßhalb nahm er an den Verhandlungen dieser Versammlung im Anfang auch nur schweigend Antheil. Es wurde wieder die Frage nach der Versorgung der Prediger zur Sprache gebracht, und, wie gewöhnlich, entstanden heftige Auftritte zwischen der Synode und Lethington, der auch dieß

1) Knox, hist., 344.
2) Ibid. Ebenso auch das Folgende.

Mal dabei blieb, daß es lediglich der gute Willen der Königin sei, wenn die Prediger überhaupt Besoldung aus den Kirchengütern empfingen. Aber Knox sagte Nichts dazu, und als man ihn nach dem Grunde fragte, ließ er sich denn folgender Maßen vernehmen:

„Sehr ehrenwerthe und geliebte Brüder! ich habe seit meiner letzten Ankunft in dieß Reich mich mit aufrichtigem Gewissen vor Gott bemüht, wie er selbst mein Zeuge ist, Nichts, als die Beförderung seiner Ehre zu suchen und die Kirche Christi in diesem Lande aufrichten zu helfen, und doch bin ich in den letzten Tagen als ein Aufrührer angeklagt und als Einer, der eine Macht für sich in Anspruch nimmt, die ihm nicht zukömmt. Es ist nun wahr, ich habe den Brüdern in verschiedenen Gegenden Nachricht gegeben von der Gefahr, in der gewisse Gläubige standen, weil sie zugesehen, wie ein Priester die Messe beging und weil sie behauptet hatten, daß derselbe die Gesetze übertrete, aber daß ich mir dadurch eine andere Gewalt angemaßt hätte, als mir von euch gegeben ist, leugne ich so lange, bis ihr mich verurtheilt. Denn ich behaupte, von euch, d. h. von der General-Versammlung, habe ich in gesetzlicher Weise die Macht bekommen, die Brüder von Zeit zu Zeit von drohenden Gefahren zu benachrichtigen und — das Evangelium auf der Kanzel zu Edinburg zu verkündigen, durch euch wurde ich mit dem Einen und dem Andern beauftragt, und deßhalb verlange ich im Namen Gottes jetzt euer Urtheil. Die Gefahr, die mir durch die Anklage drohte, war mir nicht so schrecklich, als zu hören, was ich hören mußte, meinem Herzen schmerzlich war, denn öffentlich und sogar von Protestanten wurde gesagt: „Was kann der Papst mehr thun, als seine Briefe schicken und verlangen, daß man ihnen gehorche?" Deßhalb urtheilt ihr nun darüber, ob ich mir eine unrechtmäßige Gewalt angemaßt oder ob ich nur eurem Befehle gehorcht habe[1])!"

Das erregte nun aber mancherlei Hin- und Herreden. Die Hofleute suchten einen Beschluß der Kirche zu Gunsten des Reformators zu hintertreiben und der Gerichtsschreiber Joh. Ballenden fragte: „Sollen wir denn getrieben werden, die raschen Thaten der Leute gut zu heißen?" Doch Knox wies ihn mit der Bemerkung zurück, daß er nicht ihn, sondern die Kirche um ihr Urtheil ersucht habe, und verhieß, wenn er für schuldig befunden würde, so wolle er, als dessen unwürdig, nie mehr seinen Mund zur Verkündigung des Evangeliums öffnen. Damit ging er hinaus. Aber auch die Synode sprach den Reformator frei. Er habe lediglich in ihrem Auftrage gehandelt, und die That sei nicht blos seine, sondern ihrer aller That. So hatte denn Knox einen doppelten Sieg davon getragen, vor dem Gericht und vor der Kirche, und er begann seine Arbeit in neuer Freudigkeit und alter Festigkeit.

Ueberhaupt trat jetzt für eine Zeit lang Ruhe ein, ein stillschweigend

1) Knox, hist., 344 f.

geſchloſſener Waffenſtillſtand, könnte man ſagen, denn ein Frieden war es allerdings nicht; die Parteien ſtanden ſich vielmehr in bisheriger Weiſe kampfbereit gegenüber, nur daß es eine Zeit hindurch nicht zu Angriffen kam.

Die Königin dachte durchaus nicht an ein Aufgeben ihrer gegenreformatoriſchen Pläne. Aus Briefen, die ſie an den Papſt und das Tridentiner Concil, ſowie auch an ihren Oheim, den Cardinal von Lothringen richtete, geht unwiderleglich hervor, daß ſie die Ausrottung der Ketzerei noch immer als ihr letztes Ziel und als ihre höchſte Aufgabe betrachtete[1]), ſo daß Knox mit ſeinen Beſchuldigungen gegen ſie vollkommen Recht hatte, nur daß ſie die Ungunſt der Zeiten bitter beklagt[2]). Aber die, das ſah ſie ein, war eben vorhanden; die letzte Verhandlung gegen den Reformator hatte ihr gezeigt, daß das Evangelium doch noch zu tiefe Wurzeln ſelbſt in den Herzen der meiſten ihrer Hofleute hatte, um einen Angriff gegen daſſelbe wagen zu dürfen — deßhalb legte ſie ſich auf's Abwarten und ließ es vorläufig wieder ihr Bemühen ſein, nur immer mehr die Gemüther an ſich zu feſſeln, ſowie auch die Herzen ihres Adels durch Zerſtreuungen und Luſtbarkeiten zu vergiften, damit ihnen das Evangelium gleichgiltig und die Strenge der Prediger nur mehr verhaßt werden möge.

Das lockere Leben am Hofe dauerte deßhalb fort, und Knox[3]) erzählt von mancherlei Exceſſen, die da begangen wurden. „Tänzer und Hofmacher" wurden angeſehene Leute, und von ſittlichem Ernſte, wie das Evangelium ihn fordert, war man weit entfernt. Namentlich aber ſchweifte man in Banketten und Trinkgelagen aus, die Königin veranſtaltete Gaſtereien für den Adel, und der Adel war gezwungen, der Königin Genugthuung zu geben — ſo war das Leben denn luſtig genug, nur daß das Alles nicht im Stande war, die Billigung der Prediger zu erlangen.

Dieſe vielmehr ließen es ſich nicht nehmen, ihren Unwillen über das Leben am Hofe offen an den Tag zu legen. Nicht nur daß es im Allgemeinen Dem nicht entſprach, was ſie auf Grund des Evangeliums zu fordern ſich für berechtigt hielten, ſie fürchteten noch im Beſondern auch den üblen Einfluß, den ein ſolches Beiſpiel auf das Volk üben müſſe. Aber „ſie ernteten für ihre Arbeiten nur Unwillen und Haß." Craig hatte auf der Kanzel geſagt, es ſei beſſer, daß die Frauen Nonnen und die Männer Mönche wären, als daß ſie ſich betrügen, wie es jetzt oft geſchähe. Doch darauf hin hatte Lethington nicht blos in „offener Verſammlung" geſcholten, ſondern die Hofpartei verlangte auch, es ſolle den Predigern verboten werden, beim Rügen der Sünden ſo ſehr in's Specielle zu gehen, daß Jeder gleich wiſſen

1) Auch ein Geſandter des Papſtes war bei ihr geweſen, von dem Randolph meint, daß „unter dem Auftrage deſſelben mehr verborgen geweſen ſei, als man ihn und Lethington habe ſehen laſſen." Vgl. Tytler, VI, 263.

2) Daher auch ihr ſtetes Zurückkommen auf die ſpaniſche Heirath.

3) Knox, hist., 345.

könne, wer gemeint ſei, worauf dieſe Antwort gegeben wurde: „Mögen denn die Leute ſich hüten, öffentliches Aergerniß zu geben, dann werden auch die Prediger von Specialitäten ablaſſen, aber ſo lange als Proteſtanten ſich nicht ſchämen, offen gegen das Evangelium Jeſu Chriſti zu handeln, ſo lange können die Diener Gottes nicht aufhören, zu ſchreien, daß Gott ſolchen Mißbrauch ſeines heil. Wortes heimſuchen werde[1])!“ Die Drohungen der Prediger waren „ſchrecklich“, aber der Hof lebte in ſolcher Sicherheit, daß es Nichts helfen konnte.

Vielmehr ſchien es, als ob die Königin wirklich mehr und mehr Boden für ihre Zwecke gewinnen ſollte. Nicht nur, daß man auf die Prediger ſchalt oder über ſie ſpottete, ſondern man fing auch an, die Meſſe immer weniger anſtößig zu finden. „Die Leute wiſſen nicht, was ſie reden,“ hies es unter den Hofleuten, „wenn ſie die Meſſe als Götzendienſt bezeichnen,“ und Andere gingen ſogar ſo weit, öffentlich zu behaupten, „ſie wollten es verfechten, daß die Meſſe kein Götzendienſt ſei.“ Das aber brachte wieder die Prediger auf, und indem ſie auf offener Kanzel davon redeten, klagten ſie (Knox): „O Herr, wie lange ſollen die Böſen herrſchen über die Gerechten? wie lange willſt du es dulden, daß du ſelbſt und dein heiliges Evangelium von Menſchen verachtet wird, von Menſchen, die ſich ſelbſt rühmen, Vertheidiger der Wahrheit zu ſein? denn über deine offenbaren und bekannten Feinde klagen wir nicht, ſondern über Diejenigen, denen du dein Licht haſt leuchten laſſen. Denn jetzt hören wir, daß Leute, nicht Papiſten, nein! Hauptproteſtanten die Meſſe vertheidigen wollen, als ob ſie kein Götzendienſt ſei. Wenn es ſo wäre, o Herr, elend wäre ich betrogen, und elend hätte ich ſelbſt, o Herr, das Volk betrogen, und du weißt doch, o Herr, das habe ich immer mehr verabſcheut, als tauſend Tode. Aber,“ ſagte er, ſich dahin wendend, wo ſolche Leute ſaßen, „wenn ich nicht im Stande bin, zu beweiſen, daß die Meſſe der abſcheulichſte Götzendienſt iſt, der je ſeit Anfang der Welt getrieben wurde, ſo will ich ſelbſt die Strafe leiden, welche Gott falſchen Lehrern gedroht hat, und es will mich bedünken, daß der, der das Gegentheil behauptet, demſelben Geſetze unterworfen ſein ſollte, denn es iſt die Wahrheit Gottes, die ihr verfolgt und läſtert, und die Erfindung des Teufels, die ihr hartnäckig gegen ſein Wort aufrecht haltet. Deßhalb, wenn ihr jetzt auch trotzt und pocht, als ob Alles nur in den Wind geſprochen wäre, ſo bin ich doch eben ſo gewiß, wie ich gewiß bin, daß Gott lebt, daß Einige, die von eurem Abfall und Läſtern gegen die Wahrheit hören und Diener Gottes ſind, einen Theil der Gerichte Gottes werden über dieß Reich kommen ſehen, (und namentlich über euch, die ihr um die Gunſt des Hofes buhlt) wegen der Frevel, die ihr beſchützt.“ Doch auch das erregte nur den Spott der Höflinge. „Wenn auch Einige Thränen vergoſſen, ſo ſagten doch die, die ſich ſchuldig

1) Knox, hist., 347.

wußten: „Wir müſſen bereuen und zu Kreuze kriechen, denn die Prediger ſind verdrießlich[1])!“ —

So beſtanden fortwährend Reibungen zwiſchen den Parteien. Endlich aber dachten die „Hofleute“ daran, die kühnen Prediger zum Schweigen zu bringen. Im Juli 1564 ſollte eine General-Synode gehalten werden, und ſie wandten ſich deßhalb an die Gemäßigteren unter den Dienern der Kirche, um dieſe für ihre Zwecke zu gewinnen und dann durch die Synode jene ihnen ſo verhaßten Kanzelreden verbieten zu laſſen. Als dann die Synode ſelbſt ſich verſammelte, verlangten ſie, zuvor mit den Predigern zu verhandeln, ehe ſie die Vorſchläge, die ſie zu machen hätten, der Verſammlung vorlegten. Das wurde jedoch Anfangs verweigert. Solche Privatverhandlungen, meinte man, ſeien nicht zu geſtatten, ſondern es müſſe Alles in offener Verſammlung beſprochen und entſchieden werden. Erſt nachdem zugeſagt war, daß in den Beſprechungen Nichts entſchieden, ſondern Alles der Synode zur Beſchlußnahme vorgelegt werden ſolle, willigte dieſelbe ein, die Zuſammenkunft der Lords mit den Predigern zu geſtatten.

Die Debatte wurde hauptſächlich von Lethington und Knox geführt. Der Erſtere eröffnete das Geſpräch mit einer Anrede, welche darauf berechnet war, die Gemüther zu gewinnen. Er ſprach zuerſt von den Wohlthaten, deren ſie ſich unter der Regierung Maria's erfreuten, und wie die Königin alle Freiheit in religiöſen Dingen gewährt habe. Er ſetzte dann auseinander, wie die Diener der Kirche allen Grund hätten, ſich die Gunſt der Monarchin zu erwerben, indem ſie Alles aufböten, um dem Volke eine gute Meinung von ihrer Perſon und Regierung beizubringen, und er wies darauf hin, wie gefährlich es ſei, wenn ſie in ihrer bisherigen Weiſe für ſie zu beten und in ihrer Lehre, die Pflichten der Unterthanen betreffend, fortführen. Indem er ſich dann beſonders an Knox wendete, ſagte er mit vieler Höflichkeit, es ſei der Wunſch des geh. Rathes, daß er vorſichtiger ſei, wenn er Gelegenheit habe, von ihrer Majeſtät auf der Kanzel zu reden, nicht als ob ſie fürchteten, daß er etwas Unpaſſendes ſage, ſondern weil die Freiheit, die er gebrauche, von Anderen, die weniger klug und beſcheiden wären, gemißbraucht werden könne.

Knox antwortete, daß die Dinge doch nicht ſo günſtig ſtänden, ſeit die Königin in's Land gekommen ſei. Die Kirche ſei bedrückt, und dieſer Druck wachſe nur noch täglich, anſtatt ſich zu vermindern. Unter dieſen Umſtänden könnten ſich die Hofleute daher über die Klagen der Prediger und über die Freiheit nicht wundern, mit welcher ſie die Sünden rügten, die offen begangen würden, und wenn ſie dabei blieben, die Leute pflichtmäßig zu ermahnen. Zugleich erklärte er ſich bereit, über ſein Verfahren in allen Stücken Rechenſchaft zu geben und auf die Vorhaltungen zu hören, die ihm gemacht werden möchten.

1) Knox, hist., 347 ff.

Lethington griff dann hauptſächlich die Art und Weiſe an, wie Knox für die Königin zu beten pflegte. Die ſei ihm und ſeinen Freunden, meinte der Staatsſecretair, im höchſten Grade anſtößig, und ebenſo das heftige Auftreten des Predigers gegen die Meſſe der Königin. Das heiße nur das Volk aufreizen, ſowohl gegen ihre Majeſtät, als auch gegen deren Anhänger, ein Vorwurf, dem die übrigen Lords beiſtimmten, ja, Maxwell ſagte geradezu, er an der Stelle der Königin werde dergleichen nicht dulden.

Dem Reformator erſchien das Alles nicht ſo. „Gebete und Thränen, meinte er, ſind oft die einzigen Waffen, welche ein Chriſt gegen das Unrecht, das er leiden muß, gebrauchen kann, aber Diejenigen, welche ihn aller anderen Vertheidigungsmittel beraubt haben, möchten ihm gar gern auch noch dieſe entreißen, und deßhalb würden die Gebete, wenn ſie nicht ſanft genug wären, um ihren Gegnern zu gefallen und unter dem Scheine einer Anrufung Gottes den Fürſten zu ſchmeicheln, nicht ſelten als aufrühriſch und verrätheriſch bezeichnet. Knox wiederholte dann die gewöhnliche Art, wie er zu beten pflege. Es lautete: „O Herr, wenn es dein Wohlgefallen ſein möchte, ſo reinige das Herz der Königin Majeſtät von dem Gifte des Götzendienſtes und befreie ſie aus den Banden und Stricken des Satans, in denen ſie aufgewachſen iſt und noch aus Mangel an rechter Einſicht beharrt; laß ſie durch das Licht deines heiligen Geiſtes erkennen, daß es kein Mittel giebt, um dir zu gefallen, als dein Sohn Jeſus Chriſtus, und daß Jeſus Chriſtus nur in deinem heil. Worte gefunden, noch auch ergriffen werden kann, außer auf die Weiſe, wie daſſelbe lehrt, nämlich durch Verzichtleiſtung auf die eigene Weisheit und auf unſre vorgefaßten Meinungen und dadurch, daß wir dich gemäß deinen Befehlen verehren; möchte ſie doch, indem ſie ſich ſo verhält, der ewigen Verdammniß entgehen, welche alle Halsſtarrigen und Unbußfertigen am Ende treffen muß, und möchte dieß arme Land doch mit den Plagen und Strafen verſchont bleiben, welche der Götzendienſt unvermeidlich nach ſich zieht, der gegen dein offenbares Wort und deſſen helles Licht aufrecht erhalten wird.“ „Das, ſagte er, iſt die Weiſe meines gewöhnlichen Gebetes, wie Ihr ſelbſt bezeugen könnt, und was daran zu tadeln wäre, möchte ich doch hören!“

Der Staatsſecretair fand es ſehr anſtößig. „Ihr bittet“ erwiderte er, „für ihre Majeſtät unter der Bedingung, „„daß Gott ihr Herz erleuchten möge, wenn es ihm wohlgefalle““, und wo habt ihr Beiſpiele von ſolchen Gebeten in der Schrift?“

Knox: „Wo auch die Beiſpiele ſein mögen, ſo bin doch ich davon, als von der allgemeinen Regel überzeugt, daß „„wenn wir Etwas bitten werden in ſeinem Namen, daß er dann uns hören wird““, und Chriſtus befiehlt uns ja auch, zu bitten:“ „„Dein Wille geſchehe.““

Lethington: „Aber indem ihr ſo thut, ſetzt ihr dem Volke Zweifel in Betreff der Bekehrung der Königin in's Herz.“

Knox: „Nicht ich, mein Herr, ſondern ihre eigene Feindſchaft gegen Gott läßt noch mehr Leute, als mich, an ihrer Bekehrung zweifeln.“

Lethington: „In wiefern lehnt ſie ſich denn gegen Gott auf?“

Knox: „In Allem, was ſie thut, aber hauptſächlich in dieſen zwei Stücken: daß ſie die Predigt des geſegneten Evangeliums von Chriſto nicht hören will und daß ſie den Götzendienſt der Meſſe aufrecht hält.“

Lethington: „Sie hält das nicht für Auflehnung, ſondern für guten Glauben.“

Knox: „Das thaten auch die, welche ihre Kinder dem Moloch opferte, und doch behauptet der heilige Geiſt, daß ſie dieſelben den Teufeln und nicht Gott geopfert haben.“

Lethington: „Aber doch könnt ihr kein Beiſpiel aus der heiligen Schrift anführen, daß vor euch alſo gebetet iſt.“

Knox: „Nun denn, Petrus ſagt folgende Worte zu Simon den Zauberer: „„Bereue dieſe deine Sünden und bitte Gott, daß, wenn es möglich wäre, dir die Gedanken deines Herzens möchten vergeben werden““, und meint ihr nicht, mein Herr Secretair, daß dieſelben Zweifel mein Herz beſchleichen müſſen in Betreff der Bekehrung der Königin, welche damals das Herz des Apoſtels ergriffen?“

Lethington: „Ich möchte nicht, daß ihr oder ein Andrer die jemals in Zweifel zöget.“

Knox: „Aber euer Wille giebt meinem Gewiſſen keine Sicherheit.“

Lethington: „Warum ſagt ihr, ſie weiſe die Ermahnungen zurück? Sie will gern Jeden anhören.“

Knox: „Aber welcher Gehorſam folgt darauf? Oder wann wird man ſehen, daß ſie an den öffentlichen Gottesdienſten Theil nimmt?“

Lethington: „Niemals, ſo lange ſie auf dieſe Weiſe dazu eingeladen wird.“

„Und ſo lange,“ erwiderte der Reformator, „müßt ihr und alle Andren zufrieden ſein, daß ich ſo bitte, wie ich gewiß bin, von Gott erhört zu werden, entweder dadurch, daß er ſie ſeiner Kirche geneigt macht oder daß er ſie auserſehen hat, eine Geißel derſelben zu ſein, damit wir Geduld haben und ſie untergehe.“ —

Lethington ließ dieſen Gegenſtand fallen. „Wohlan denn,“ ſagte er, „kommen wir zu dem zweiten Stück — wo findet ihr, daß die Schrift Jemanden den Sclaven des Satans nennt? oder daß die Propheten ſo unehrerbietig von Königen und Fürſten reden?“

Knox: „Die Schrift ſagt, daß wir von Natur Alle Kinder des Zornes ſind, ja der Herr Jeſus Chriſtus ſelbſt behauptet, daß, die Sünde thun, der Sünde Knechte ſeien, und daß es allein der Sohn Gottes iſt, der die Menſchen frei macht. Nun, was für ein Unterſchied zwiſchen den Kindern des Zornes, den Knechten der Sünde und den Sclaven des Teufels ſein ſoll, ſehe ich nicht

ein, wenn man ihn mir nicht nachweiſt, und wenn die Schärfe des Ausdrucks euch ärgerlich iſt, ſo habe ich das Wort nicht erfunden, ſondern habe es aus der Schrift gelernt, denn ich finde, daß zu Paulus alſo geredet wird: „„Siehe, ich ſende Dich unter die Heiden, zu öffnen ihre Augen und daß ſie ſich bekehren von der Finſterniß zum Licht und von der Gewalt des Satans zu Gott““ — merkt euch dieſe Worte, mein Herr, und erzürnt euch nicht über das, was der heilige Geiſt redet.“

Lethington: „Aber dieſe Worte ſind durchaus nicht gegen die Könige im Beſondern gerichtet, und euer tägliches Geſchrei iſt: der Götzendienſt der Königin, die Meſſe der Königin wird den Zorn Gottes über das Land bringen.“

Knox: „In dem eben angeführten Ausſpruche werden aber auch die Könige nicht ausgenommen, ſondern es wird geſagt, daß alle Ungläubigen in derſelben Verdammniß ſtehen und daß ſie Knechte des einen Tyrannen, des Teufels, ſind. Aber ſeht, mein Herr, ihr bedenkt wenig, in welchem Zuſtande ſie ſind, wenn ihr verlangt, daß man ihnen ſchmeicheln ſoll, und daß die Gefahr, welche ſie verurſachen, dem armen Volke nicht ſoll bekannt gemacht werden.“

Lethington: „Wo findet ihr, daß Einer von den Propheten Könige und Königinnen, Regenten und Obrigkeiten ſo behandelt hat?“

Knox: „An mehr als einer Stelle. Ahab war König und Jeſabel Königin, und doch was ſagte Elias zu dem Einen und der Andern? Ich meine, ihr wißt das wohl.“

Lethington: „Das wurde nicht öffentlich vor dem Volke ausgeſchrieen, um ſie ihren Unterthanen verhaßt zu machen.“

Knox: „Daß Elias zu Ahab ſagte: Hunde ſollen dein Blut lecken und freſſen das Fleiſch der Jeſabel, das ſagt mir die Schrift, aber daß es in ihre Ohren und in einem Winkel geflüſtert ſei, davon leſe ich Nichts, ſondern mir ſcheint das Gegentheil der Fall geweſen zu ſein. Das Volk und der Hof hörten deutlich genug, was der Prophet verkündigte, denn ſo bezeugt es Jehu, nachdem der Zorn Gottes über Jeſabel gekommen war.“

Lethington: „Das geſchah aus beſonderem Antriebe des heiligen Geiſtes und gehört nicht in unſer Zeitalter.“

Knox: „Denn hat mich die Schrift gar ſehr betrogen, denn St. Paulus lehrt mich, was in den heiligen Schriften geſchrieben ſei, das ſei zu unſrer Belehrung geſchrieben, und der Herr ſagt: Ein jeglicher Schriftgelehrter, zum Himmelreich gelehrt, bringt Altes und Neues hervor aus dem Schatze ſeines Herzens. Auch bezeugt der Prophet Jeremias, daß jedes Reich und jede Stadt, die in derſelben Weiſe, wie Jeruſalem, geſündigt habe, auch in derſelben Weiſe beſtraft werden ſolle. Weshalb aber das, was die alten Propheten thaten, und die ſchrecklichen Gerichte Gottes, welche damals über die Ungehorſamen kamen, für unſre Zeit nicht mehr paſſen ſollten, verſtehe ich

nicht.“ Er führte dann noch mehre Beiſpiele aus der Schrift an, wo die Könige öffentlich von den Propheten getadelt worden ſeien, und meinte, das ſei ja auch um ſo nothwendiger, als gerade die Sünden der Großen dem Gemeinweſen viel verderblicher wären, als die des gemeinen Volkes.

Auch dieſen Gegenſtand ſah ſich der Staatsſecretair genöthigt fallen zu laſſen. Knox, das war klar, hatte nur eine Intereſſe: die Sicherſtellung der reformirten Kirche gegen die von ihm durchſchauten Pläne der Königin — dem mußte jede andre Rückſicht weichen. Lethington, der ſchon die ganze Zeit hindurch ſich auf Maxwell geſtützt hatte, erklärte deßhalb, ermüdet zu ſein, und bat, daß über den drittens noch zur Sprache zu bringenden Gegenſtand, die Gewalt der Obrigkeit und die Pflichten der Unterthanen betreffend, ein Andrer für ihn das Wort führen möge, worauf der Staatskanzler Graf Morton den Prediger Georg Hay, der zu den Gemäßigteren unter den Dienern der Kirche gehörte, aufforderte, die Sache des Hofes in dieſem Stücke zu vertreten. Aber das erregte doch Bedenken bei Knox. Er argwöhnte, man wolle eben dadurch, daß man die Prediger ſo einander gegenüberſtellte, Zerwürfniſſe unter dieſelben bringen, und deßhalb ſagte er zu Hay, daß er durchaus Nichts dagegen habe, mit ihm dieſe Angelegenheit zu beſprechen, weil er ihn als einen Mann von Kenntniſſen und beſcheidenem Weſen kenne, aber daß Hay gegen die Wahrheit reden ſolle, von der derſelbe doch ohne Zweifel eben ſo gut überzeugt ſei, wie Knox ſelbſt, das wolle ihm doch nicht gefallen. „Denn,“ ſagte er, „es werde alsdann ſcheinen, daß wir mit einander disputirten, wie zwei Schüler des Pythagoras, blos um unſer Talent darzuthun, auch die verſchiedenen Meinungen vertheidigen zu können, ich aber bezeuge vor Gott, daß ich, was ich vertrete, nur um des Gewiſſens willen aufrecht zu halten ſuche, ja, ich wage eben ſo wenig, eine mir als falſch bekannte Meinung zu vertheidigen, als ich es wagen werde, falſche Lehre zu predigen, und deßhalb, Bruder, wenn das Gewiſſen euch treibt, mir entgegen zu treten, thut es ohne Scheu, ihr werdet mich nicht beleidigen, aber daß ihr mir entgegen treten ſolltet, wo ihr doch mit mir der gleichen Ueberzeugung ſeid, ich ſage nochmals, das gefällt mir nicht; denn daraus könnte mehr Ungelegenheit kommen, als wir Beide jetzt denken.“

Hay lehnte deßhalb auch die Disputation ab und erklärte ſich mit Knox einverſtanden. „Ich würde mir ſelbſt widerſprechen!“ ſagte er, worüber denn freilich Lethington ſehr böſe wurde. „Ihr“, rief der Staatsſecretair aus, „ſeid der Schlimmſte von euch Beiden, denn ich erinnere mich noch ſehr wohl, was ihr ſagtet, als die Königin in Carrick war.“ Doch Knox freute ſich, „daß die Prediger in den Hauptſtücken der Lehre einverſtanden ſein,“ und ſprach zu Hay: „laßt uns nie als Solche verſchrieen werden, die ſich disputirt und von einander abgewichen wären.“ „Knox“, ſagt er ſelbſt, „fand ſich bewogen, ſo zu ſprechen, weil er mehr von der Hinterliſt durchſchaute, als der Andre.“

Lethington mußte deßhalb die Disputation ſelbſt wieder aufnehmen. „Wohl", ſagte er, „ich bin in dieſem Stücke ein wenig beſſer bewandert, als in den beiden anderen. Mr. Knox! geſtern hörten wir euer Urtheil über das 13. Capitel des Römerbriefes, wir vernahmen von den Urſachen, weßhalb Gott Obrigkeiten auf Erden aufgerichtet habe, wir hörten, daß die Menſchheit derſelben bedürfe, wie wir denn auch die Pflicht der Obrigkeiten hinreichend erklären hörten, aber an zwei Dingen habe ich doch Anſtoß genommen, und ich denke, auch Andre von den Herren, die hier gegenwärtig ſind. Das Eine war, daß ihr einen Unterſchied machtet zwiſchen der Ordnung Gottes und den Perſonen, welche das obrigkeitliche Amt verwalten, und daß ihr behauptetet, man könne den Perſonen Widerſtand thun, ohne doch die Ordnung Gottes zu verletzen, und das Andre, daß Unterthanen nicht verpflichtet wären, ihren Fürſten zu gehorchen, wenn dieſelben geſetzwidrige Dinge beföhlen, ſondern daß ſie dann auch ihren Fürſten entgegentreten dürften und nicht verpflichtet wären, die Ungeſetzlichkeit zu leiden."

Knox gab nun zu, daß das in der That ſeine Meinung ſei, aber er war auch bereit, dieſelbe aufrecht zu halten.

Lethington: „Wie wollt ihr die Unterſcheidung, die ihr macht, begründen, und daß man der obrigkeitlichen Perſon entgegentreten darf, ohne die Ordnung Gottes zu verletzen, da doch der Apoſtel ſagt: „„Wer der Gewalt widerſtrebt, der wiederſtrebt Gottes Ordnung?""

Knox entgegnete, daß der Unterſchied klar aus den Worten des Apoſtels hervorgehe, und daß ſeine Behauptung auch durch anerkannte Beiſpiele unterſtützt werde. „Denn der Apoſtel ſagt deutlich, daß die Obrigkeit von Gott geordnet ſei, um ruhige und friedliche Menſchen zu ſchützen und um die Uebelthäter zu beſtrafen, wodurch es klar iſt, daß die Ordnung Gottes lediglich zum Schutz der Menſchen aufgerichtet iſt, zur Beſtrafung der Laſter und zur Aufrechthaltung der Tugend: aber die Perſonen, welche die Gewalt haben, ſind oft verdorben, ungerecht und gewaltthätig." Nachdem er dann an das Beiſpiel des Volkes Iſrael erinnert hatte, welches Jonathan aus den Händen Sauls befreite, und an das Betragen des Doeg, als er den Befehl jenes Königs ausführte, indem er die Prieſter tödtete, während die übrigen Diener nicht gehorchten, wo es denn doch nicht zweifelhaft ſei, wer hier die Ordnung Gottes aufrecht erhalten habe, fuhr der Reformator ſo fort: „Und nun, mein Herr, was jenes Wort des Apoſtels betrifft, ſo ſage ich, daß das Wort „Gewalt" in jener Stelle nicht von den ungerechten Befehlen der Menſchen zu verſtehen iſt, ſondern von der gerechten Gewalt, womit Gott ſeine Obrigkeiten ausgerüſtet hat, die Laſter zu züchtigen und die Tugend zu beſchützen. Wenn z. B. Jemand es wagen würde, den Händen eines geſetzlichen Richters einen Mörder, Ehebrecher oder andren Uebelthäter, der nach Gottes Geſetz den Tod verdient hat, zu entreißen, derſelbe würde der Ordnung Gottes widerſtreben und über ſich ſelbſt die Strafe und Verdammniß bringen, weil

er das Schwert Gottes verhindert hat, den Schuldigen zu treffen. Aber ſo iſt es nicht, wenn die Menſchen in der Furcht Gottes ſich der Wuth und blinden Raſerei der Fürſten widerſetzen, denn dann widerſetzen ſie ſich nicht Gott, ſondern dem Teufel, welcher das Schwert und die Obrigkeit Gottes mißbraucht."

Lethington: „Ich verſtehe wohl, was Ihr meint, und was das Eine betrifft, ſo will ich nicht widerſprechen, aber das Andre ziehe ich doch in Zweifel. Denn wenn mir die Königin befehlen wollte, Johann Knox zu tödten, weil ſie ihm zürnt, ſo würde ich ihr nicht gehorchen, aber wenn ſie es Andren beföhle oder auch unter dem Vorwande der Gerechtigkeit ihm das Leben nehmen laſſen wollte, ſo kann ich nicht ſagen, ob ich mich verpflichtet fühlte, ihn gegen die Königin und ihre Beamten zu vertheidigen."

Knox: „Indem ich mich dagegen verwahre, daß die Zuhörer nicht meinen möchten, ich rede zu meinen Gunſten, ſage ich: wenn ihr von meiner Unſchuld überzeugt wäret und wenn Gott euch ſolche Gewalt und Anſehn gegeben hätte, daß ihr mich befreien könntet, und wenn ihr mich doch verderben ließet, ſo würdet ihr ein Verbrechen begehen und meines Blutes ſchuldig ſein."

Lethington: „Beweiſt das und ihr ſollt gewonnen Spiel haben."

Knox: „Wohl, mein Herr, gedenkt eures Wortes, und ich werde kurz ſein." Er führte dann das Beiſpiel Jeremia's an, welcher, als er von den Prieſtern und falſchen Propheten angeklagt wurde, zu den Fürſten ſagte: „„aber wißt gewiß, daß, wenn ihr mich tödtet, ihr ſicherlich unſchuldiges Blut über euch, über die Stadt und über die Einwohner der Stadt bringen werdet.""

Lethington: „Der Fall iſt nicht derſelbe."

Knox: „Und ich möchte doch hören, worin beide Fälle verſchieden ſind!"

Lethington: „Erſtlich, der König hatte ihn nicht zum Tode verurtheilt, und ſodann, die falſchen Propheten, die Prieſter, das Volk klagten ihn ohne Urſache an, und nur deßhalb konnten ſie ſeines Blutes ſchuldig werden."

Knox antwortete darauf, daß die Fürſten, welche zu Gericht geſeſſen, den König repräſentirt hätten, und daß der Text deutlich ſage, die Fürſten hätten ihn vertheidigt und ebenſo ein großer Theil des Volkes, und doch verſichere Jeremias, daß Alle ſeines Blutes ſchuldig ſeien, wenn er getödtet würde.

Lethington: „Dann wollt ihr alſo die Unterthanen zu Aufſehern ihrer Fürſten und zu Regenten machen?"

Knox: „Und welchen Schaden würde das Gemeinweſen davon haben, wenn die verdorbenen Gelüſte unwiſſender Regenten durch die Weisheit und Wachſamkeit frommer Unterthanen ſo im Zaume gehalten würden, daß ſie Niemandem Unrecht oder Gewaltthat zufügen könnten?"

Durch dieſe Frage wurde der Staats-Secretair nicht wenig in Verlegenheit geſetzt. Was Knox in derſelben ausſprach, war doch im Grunde nichts Andres, als was der Adel in Schottland längſt in ſeiner Weiſe geübt und worauf er fortwährend Anſpruch erhoben hatte. Er ſagte deßhalb, ſie ſeien von ihrem Gegenſtande abgekommen, und verſicherte zugleich, wenn die Königin die Evangeliſchen verfolgte, ſo würde er der Erſte ſein, der die Lehre des Reformators annähme. „Aber unſre Frage," ſagte er, „iſt, ob wir der Königin Meſſe unterdrücken wollen und dürfen, und ob ihr Götzendienſt uns Etwas angehe?"

„Götzendienſt," entgegnete Knox: „muß nicht allein unterdrückt werden, ſondern der Götzendiener ſoll (nach dem Worte Gottes) des Todes ſterben."

Lethington: „Ich weiß, daß der Götzendiener ſterben ſoll, aber durch wen?"

Knox: „Durch das Volk, denn der Befehl erging an Iſrael, wie ihr leſen könnt:" „Höre, Iſrael, ſagt der Herr, die Befehle und Verordnungen des Herrn deines Gottes.""

Lethington: „Aber es iſt dem Volke kein Befehl gegeben, ſeine Könige zu ſtrafen, wenn ſie Götzendiener ſind."

Knox: „Ich finde nicht, daß den Königen ein Vorrecht vor dem Volke gegeben iſt, die Majeſtät Gottes zu beleidigen."

Lethington: „Das gebe ich zu, aber doch kann das Volk nicht Richter über ſeinen König ſein, ihn zu ſtrafen, wenn er ein Götzendiener iſt. Das Volk kann das Gericht Gottes nicht ausführen, ſondern muß es ihm ſelbſt überlaſſen, ob er durch den Tod, durch Krieg, durch Gefangenſchaft oder auf andrer Weiſe ſtrafen will."

Knox: „Ich weiß, daß der letzte Theil eurer Rede wahr iſt, aber in Betreff des erſten bin ich gewiß, daß ihr kein andres Zeugniß dafür habt, als eure Einbildung und die Meinung derer, welche mehr die Fürſten, als Gott zu beleidigen fürchten."

Lethington: „Wie ſo das? Ich habe das Urtheil der berühmteſten Leute in Europa für mich und zwar ſolcher, von denen ihr ſelbſt ſagen werdet, daß ſie fromm und gelehrt ſind." Er zog darauf Papiere hervor und las Auszüge aus den Schriften der hauptſächlichſten Vertreter der reformirten Kirche, den Widerſtand gegen die Regenten betreffend, vor, indem er hinzufügte, er habe auf die Sammlung derſelben ſeit ſieben Jahren den größten Fleiß verwendet.

Knox erwiderte, es ſei Schade, daß er ſich ſo viel Mühe gegeben, denn keiner von den Auszügen, die er vorgeleſen habe, berühre die vorliegende Frage. Einige derſelben ſeien gegen die Anabaptiſten gerichtet, welche leugneten, daß Chriſten den Obrigkeiten unterthan ſein müßten und daß es ihnen erlaubt ſei, obrigkeitliche Aemter zu bekleiden, und die übrigen bezögen ſich auf den Fall, daß eine geringe Anzahl von Chriſten in ungläubigen und heidniſchen Ländern

zerſtreut lebten, wie in den erſten Zeiten der Kirche. In dieſem letzteren Falle, ſagte er, ſtimme er vollkommen mit den Schriftſtellern überein, welche der Staatsſecretair angeführt habe, aber — wenn die Mehrzahl des Volkes Bekenner der wahren Religion wären, dann wäre der Fall ein anderer. So lange die Nachkommen Abrahams gering an Zahl geweſen wären und zerſtreut in verſchiedenen Ländern gelebt hätten, ſeien ſie nur aufgefordert worden, alle Theilnahme an den götzendieneriſchen Gebräuchen der Heiden zu vermeiden, aber ſobald ſie ſelbſt ein Reich erobert hätten, wäre ihnen geradezu befohlen worden, den Götzendienſt zu unterdrücken und alle ſeine Denkmäler und Werkzeuge zu zerſtören. Dieſelbe Pflicht läge nun aber den Bekennern der wahren Religion in Schottland ob, deren Befreiung von der leiblichen und geiſtlichen Sklaverei nicht weniger wunderbar geweſen ſei, als die Ausführung Israels aus Aegypten. Früher, als nicht mehr als zehn Perſonen in einer Grafſchaft erleuchtet und dieſe gezwungen geweſen wären, ihr Bekenntniß der Wahrheit dadurch zu beſiegeln, daß ſie ihre Leiber den Flammen überlieferten, würde es Thorheit geweſen ſein, vom Adel die Unterdrückung des Götzendienſtes zu fordern, aber jetzt, da die Erkenntniß zugenommen und Gott der Wahrheit einen ſo glänzenden Sieg verliehen habe, daß ſie öffentlich von dem Reiche angenommen worden ſei, wenn ſie jetzt duldeten, daß das Land wieder vom Götzendienſte befleckt würde, ſo würden ſie ſowohl, wie ihre Königin den Becher des göttlichen Zornes zu trinken haben, die Königin, weil ſie, in Mitten des großen Lichtes des Evangeliums, halsſtarrig dem Götzendienſte anhinge, und die Barone, weil ſie ihr dieſe Sünde nicht nur geſtatteten, ſondern ſie noch ſogar darin beſtärkten.

Der Staatsſecretair verlangte nun aber von Knox, zu beweiſen, daß die Apoſtel und Propheten gelehrt hätten, die Unterthanen dürften den Götzendienſt ihrer Regenten unterdrücken, und Knox berief ſich auf das Beiſpiel Eliſa's, der dem Jehu befohlen habe, den Götzendienſt und das Blutvergießen der Familie Ahabs zu beſtrafen.

Lethington: „Jehu war ein König, ehe er irgend Etwas der Art in Ausführung brachte.“

Knox: Mein Herr, er war Nichts, als ein Unterthan und kein König, als des Propheten Diener zu ihm kam, ja, und obgleich ſeine Mithauptleute, als ſie die Botſchaft hörten, in die Trompeten bliefen und ausriefen: „Jehu iſt König,“ ſo zweifle ich doch nicht, daß Jeſabel nicht blos dachte, ſondern auch ſagte, er ſei ein Verräther, und das thaten gewiß auch noch manche Andere in Israel und Samaria.

Lethington: „Außerdem iſt der Fall ein ungewöhnlicher und darf nicht nachgeahmt werden.“

Knox: „Er hatte ſeinen Grund in Gottes gewöhnlichem Befehl, daß Götzendiener des Todes ſterben ſollen.“

Lethington: „Wir ſind nicht verpflichtet, außerordentliche Beiſpiele

nachzuahmen, außer wenn wir den gleichen Befehl und die gleiche Gewißheit haben."

Knox gestand zu, daß das richtig sei, wenn das Beispiel mit den gewöhnlichen Vorschriften des Gesetzes in Widerspruch stände, wie in dem Falle, als die Israeliten die Gefäße von den Aegyptern borgten, ohne sie zurückzugeben. Aber wenn das Beispiel mit dem Gesetz übereinstimme, dann, behauptete er, dürfe es auch nachgeahmt werden, und dieser Art sei dasjenige, welches er angeführt habe.

Lethington: „Aber was sie thaten, geschah auf Gottes Befehl."

Knox: „Das unterstützt meine Meinung, denn Gott hat durch seinen Befehl gebilligt, daß Unterthanen ihre Fürsten für den Götzendienst und die Sünde strafen, die sie begehen."

Lethington: „Wir haben nicht den gleichen Befehl."

Knox: „Dem widerspreche ich, denn der Befehl, daß Götzendiener des Todes sterben sollen, gilt ein für alle Mal, wie ihr selbst zugestanden habt. Ihr bezweifelt nur, wer den Befehl auszuführen habe, und ich habe hinreichend bewiesen, daß Gott das Volk aufgeboten und durch seine Propheten einen König bezeichnet hat, um Strafe an dem Könige und seinen Nachkommen zu nehmen, eine That, welche Gott seit der Zeit nicht widerrufen hat."

Lethington: „Ihr habt nur ein Beispiel angeführt."

Knox: „Eins genügt. Aber doch, Gott sei gelobt, wir entbehren auch noch anderer nicht, denn das ganze Volk verschwor sich gegen Amazia, den König von Juda, nachdem er sich von dem Herrn abgewandt hatte."

Lethington: „Ich zweifle, ob sie wohl daran thaten."

Knox: „Gott billigte offenbar ihre That, denn er segnete sie mit Sieg, Frieden und Glück fünfzig Jahre hindurch."

Lethington: „Aber Glück beweist nicht immer, daß Gott die Thaten der Menschen gut heißt."

Knox: „Ja, wenn die Thaten des Menschen mit dem Gesetze Gottes übereinstimmen und dann nach seiner Verheißung belohnt werden, so sage ich, daß das Glück, das auf diese Thaten folgt, ein untrüglicher Beweis ist, daß Gott sie gebilligt hat. Und nun, mein Herr, ich habe nur noch ein Beispiel anzuführen, und dann will ich ein Ende machen, weil ich nicht im Stande bin, länger zu stehen." Er führte dann noch das Beispiel des Usia an und rekapitulirte dann seine Meinungen.

Lethington: „Wohl, ich denke, es werden euch nicht viele gelehrte Leute beistimmen."

Knox erwiderte, daß die Wahrheit nicht aufhöre, Wahrheit zu sein, wenn sie auch von Menschen nicht erkannt, sondern bestritten werde, doch aber entbehre er auch nicht der Zustimmung gelehrter Männer. Er führte dann die „Vertheidigung Magdeburgs" an, und bat den Staatssecretair, doch die Namen der Prediger anzusehen, welche die Vertheidigung der Stadt

gegen den Kaiſer gebilligt und die Meinung unterſchrieben hätten, daß einem Tyrannen ſich widerſetzen nicht heiße, ſich wider die Ordnung Gottes auflehnen.

Lethington: „Homines obscuri!“

Knox: „Dei tamen servi!“

Der Staatsſeeretair verlangte nun, daß man über die beſprochenen Fragen abſtimmen und daß die Entſcheidung der Verſammlung für die Prediger bindend ſein ſollte, aber Knox proteſtirte gegen dieſen Vorſchlag und erinnerte daran, daß die Synode in die gegenwärtige Zuſammenkunft nur gewilligt habe, weil man verſprochen, es ſolle in derſelben Nichts entſchieden werden. Zuletzt kam man überein, daß die Meinungen derer, die gegenwärtig ſeien, zwar vernommen, daß dieß aber nicht ſo betrachtet werden ſollte, als ob dadurch in der Sache eine Entſcheidung getroffen ſei. Winram, der Superintendent von Fyfe, und Douglas, der Rektor von St. Andrews, waren unter den Predigern diejenigen, die mit den Hofleuten ſtimmten, dagegen ergriff Craig, der College Knox' in Edinburg, die Gelegenheit, von einer öffentlichen Disputation zu berichten, welcher er zu Bologna beigewohnt und die die Fragen über den Widerſtand gegen die Obrigkeit behandelt habe. Thomas von Finola, der Rektor der Univerſität, und Vincentius von Placentia, beide gelehrte Leute, hatten die Behauptung aufrecht erhalten, daß ein ſolcher Widerſtand berechtigt ſei, wenn die Fürſten ihren Eid verletzten, und ihre Meinung war angenommen worden. Da aber ſagte Einer der Hofleute: „Ihr erzählt uns, was in Bologna geſchehn iſt, wir aber ſind in einem Königreiche und das iſt blos eine Republik.“ „Mein Herr,“ entgegnete Craig: „ich halte dafür, daß jedes Königreich eine Republik (Commun-wealth) iſt oder doch wenigſtens ſein ſollte, wenn auch nicht jede Republik ein Königreich, und deßhalb meine ich, daß man ſich in einem Königreiche nicht weniger bemühen muß, daß die Geſetze gehalten werden, als in einer Republik, weil die Tyrannei der Fürſten, die fortdauernd in einem Königreiche regieren, für die Unterthanen noch verderblicher iſt, als die ſchlechte Regierung Solcher, die von Jahr zu Jahr in einer freien Republick wechſeln. Er fügte hinzu, daß die Disputation, von der er geredet, über-allgemeine Grundſätze geführt worden ſei, die auf alle Königreiche und Republiken Anwendung litten, und daß die Meinung, die man angenommen habe, die geweſen ſei, daß, wenn auch Geſetze, die den Geſetzen Gottes und den wahren Grundſätzen der Regierung entgegen wären, eingeführt worden ſeien, ſei es wegen der Gleichgiltigkeit des Volkes oder durch die Tyrannei der Fürſten, daß dennoch daſſelbe Volk oder deſſen Nachkommen das Recht hätten, zu verlangen, daß alle Dinge gemäß der urſprünglichen Einrichtung der Reiche und Republiken verbeſſert würden.

Dieſe Rede Craigs machte die Hofleute wegen des Erfolgs der Abſtimmung ſehr beſorgt und der Regiſterſchreiber ergriff die Gelegenheit und

bemerkte, daß Knox ja schon früher beauftragt worden sei, über die in Rede stehende Frage die Meinung Calvins einzuholen. Das aber lehnte Knox ab, indem er erwiderte, daß nicht er, sondern Lethington den Auftrag empfangen habe, und dieser entschuldigte sich damit, daß er wegen seiner Stellung in Streitsachen zwischen der Königin und dem Volke ohne Zustimmung der Königin keinen Rath von Fremden erholen dürfe. Es wurde deßhalb vorgeschlagen, Knox sollte jetzt an Calvin schreiben, aber auch damit war der Reformator nicht einverstanden. Er habe, sagte er, schon vor seiner Rückkehr nach Schottland sich mit den Brüdern auf dem Festlande über diese Dinge genugsam besprochen, und sie würden ihn nur der Vergeßlichkeit oder der Unbeständigkeit beschuldigen, wenn er sich jetzt noch einmal ihren Rath erbitten wolle. Am besten sei es, sie wendeten sich an Calvin, indem sie sich über sein Betragen bei dem Genfer Reformator beschwerten, dann werde der ihnen schon seine Meinung sagen. Dieser Vorschlag schien denn auch annehmbar, aber nun wollte sich Niemand der Mühe des Schreibens unterziehen und die Conferenz ging aus einander, ohne einen Entschluß gefaßt zu haben.

Der Plan, die Prediger, was ihre Angriffe gegen den Hof und die Königin betraf, zum Schweigen zu bringen, war somit vereitelt, denn bei der General-Synode durfte man vollends nicht hoffen, ihn durch zusetzen, aber „die Prediger wurden seit der Zeit von allen Hofleuten für Ungeheuer gehalten, und die ganze Zeit hindurch war der Graf Murray gegen Knox so fremd, daß weder ein mündlicher, noch ein schriftlicher Verkehr zwischen ihnen stattfand[1])."

Und allerdings möchte gegen die vorgetragenen Meinungen des Reformators gar Manches zu erinnern sein. Unsre Zeit denkt anders über diese Frage, aber — unsre Zeit ist auch eine andre. Erwägen wir es genau, so war das, was Knox zu seinen Meinungen führte, lediglich das Interesse für das Evangelium, das ihn allein erfüllte und das er durch die Königin bedroht sah, nicht aber war es seine Absicht, der Obrigkeit irgend Etwas von ihrer weltlichen Autorität zu entziehen. Daß er nicht Aufruhr stiften wolle, sondern denselben auf das Tiefste verabscheue, hat er selbst immerfort bezeugt, und er verlangte nur, daß die reformirte Kirche gegen den bösen Willen der Königin sicher gestellt werde, und betrachtete es als ein Recht und eine Pflicht des Volkes, seinen Glauben gegen die willkürlichen Eingriffe der Obrigkeit mit allen Mitteln zu vertheidigen. Auch mochte er, ungestümen Charakters, wie er war, durch Lethingtons Opposition weiter getrieben worden sein, als er eigentlich im Sinne hatte. Wenigstens ist kein Fall vorgekommen, daß die Reformirten Schottlands den „Götzendienst" wirklich mit dem Tode bestraft

1) Knox, hist., 348—366. Wir haben das Gespräch nur im Auszuge gegeben.

hätten, auch wo ſie die Gewalt dazu hatten, und Knox ſelbſt ſagt an einer andern Stelle, wo er ſich an die Fürſten wendet, ausdrücklich: „Gott will ſeine heiligen und auserwählten Kinder nicht dazu gebrauchen, euch zu ſtrafen, denn bei ihnen iſt immer Barmherzigkeit, ja, ſelbſt da, wo Gott Fluch und Verdammniß verkündigt hat, wie aus der Geſchichte Joſua's klar iſt; aber da ihr ein ungerechtes und grauſames Gericht ohne Barmherzigkeit gehalten habt, ſo wird er euch auch durch Solche ſtrafen, die keine Barmherzigkeit kennen[1])." Ueberhaupt möchte M'Crie Recht haben, wenn er[2]) aus Veranlaſſung des eben geſchilderten Geſprächs ſagt: „Aber wenn wir auch die Gründe des Reformators nicht billigen können, ſo ſind wir doch gezwungen, die männliche Offenheit und Kühnheit zu bewundern, mit welcher er Meinungen ausſprach und verfocht, welche denen ſo ſehr entgegengeſetzt waren, die zu jener Zeit allgemeine Geltung hatten," und ebenſo möchte man zuſtimmen, wenn derſelbe Schriftſteller ſich an einer andern Stelle[3]) dahin ausſpricht: „daß er zwar die Freiheit, welcher ſich damals einzelne Prediger bedient hätten, nicht gut heißen wolle, daß er aber doch ſagen müſſe, daß ein ſyſtematiſcher Verſuch, die Freiheit des Predigers auf der Kanzel zu unterdrücken, eine Maßregel geweſen ſei, welche große Gefahren für das proteſtantiſche Intereſſe mit ſich geführt haben würde. Die reformirten Prediger," ſagt er, „ſeien die aufmerkſamſten und treuſten Wächter der nationalen Freiheit geweſen, eine ehrenvolle Auszeichnung, welche ihre Nachfolger ſich durch das ganze Jahrhundert hindurch bewahrt hätten," und er meint, „es ſei doch beſſer, durch rohen und ſelbſt durch falſchen Lärm aus dem Schlafe geweckt zu werden, als mitten unter Gefahren hinzuſchlummern." Es war eben durch die verkehrten Maßregeln der Königin der Gegenſatz zwiſchen ihr und den Predigern ein ſolcher geworden, daß an keine friedliche Löſung mehr zu denken war, und eben das iſt es, was aus den geſchilderten Verhandlungen ganz beſonders entgegentritt. Es galt, entweder der Königin oder dem Evangelium abzuſagen, und — Knox erwählte das Erſtere. — —

In dieſe Zeit fällt auch ein Ereigniß, das dem Reformator manche üble Nachrede, namentlich römiſcher Seits, zugezogen hat: er verheirathete ſich in zweiter Ehe mit Margaret Stuart, einer Tochter des Lords Ochiltree, eines Mannes, der auch da noch zu Knox hielt, als die Mehrzahl des Adels ſich von ihm wandte, und das hat manchem ſeiner Gegner etwas ſo Ungeheuerliches zu ſein geſchienen, daß die Einen ihn beſchuldigten, er ſtrebe ſelbſt nach der Krone von Schottland, weil er eine Frau aus königlichem Geblüt — Ochiltree ſtammte von Robert II. ab — zu erlangen geſucht habe, und daß die Andren ausſprengten, er habe mit Hilfe des Teufels die Hand

1) Vgl. M'Crie, life of J. Knox, II, 129.
2) l. c.
3) II, 111 f.

der Dame zu erlangen gewußt[1]). Uebrigens lebte er mit ihr in glücklicher Ehe bis zu ſeinem Tode.

Vierundzwanzigſtes Kapitel.

König Darnley.

Die Befürchtungen, welche den Reformator erfüllten und deren Abwehr ihm eine Pflicht zu ſein ſchien, der jede andre weichen müßte, ſollten ſich ſchneller verwirklichen, als die Hofpartei meinte.

Wir haben bereits von den Heirathsgedanken Maria's geredet. ... Knox hatte jedenfalls auch hier nicht Unrecht, wenn er wirkliche Gefahren in denſelben erblickte: Es handelte ſich dabei für die Königin zum großen Theile mit um die Wiederherſtellung der römiſchen Kirche, weßhalb ſie denn auch am liebſten den Sohn Philipps II. von Spanien, Don Carlos, zum Manne genommen hätte. Bald nach dem Tode ihres erſten Gemahls wurden ihr verſchiedene Anträge gemacht: von Seiten Schwedens, Dänemarks, eines Erzherzogs von Oeſterreich, aber ſie lehnte dieſelben entweder ohne Weiteres ab oder ermuthigte doch die Bewerbungen ſo wenig, daß dieſe ſich bald zerſchlugen[2]). Nur für Spanien hatte ſie wirklich ein Herz, und Philipp II. war auch der Meinung, „es könne die Vermählung zwiſchen der Königin von Schottland und ſeinem Sohne und Erben das Mittel werden, um die Angelegenheiten der Religion auf der brittiſchen Inſel zu heilen, weßhalb er ſich denn auch entſchloſſen habe, es in Anwendung zu bringen[3])."

Doch ſollte aus dieſem Plane Nichts werden. Nicht blos Knox fürchtete die Verbindung Schottlands mit Spanien, auch Frankreich war dagegen und vollends die Königin Eliſabeth von England. Dieſe Verbindung ſchien für alle Theile gefährlich zu ſein, wenn auch ohne Zweifel aus verſchiedenen Gründen. Beide, Frankreich, wie England, ſuchten deßhalb die Sache zu hintertreiben, erſteres vorzüglich durch Intriguen am ſpaniſchen Hofe[4]) und Eliſabeth, indem ſie ihren Einfluß auf Maria geltend machte. Die Königin von Schottland war noch immer nicht als Nachfolgerin Eliſabeths beſtätigt, und dieſe knüpfte die Anerkennung der Rechte ihrer Nachbarin auf den engliſchen Thron an die Bedingung, daß ſich dieſelbe nach ihrem Sinne vermähle. So hatte Maria denn da alle Rückſicht zu nehmen, und die Verhandlungen mit Spanien, die nach Philipps Art überhaupt langſam geführt wurden, zogen ſich deßhalb nur noch

1) Vgl. M'Crie, II, 307 f.

2) Knox, hist., 311, meint: „Happy was the man that of sick a one was forsacken."

3) Mignet, I, 151; der Auszug bei Meyer, I, 60.

4) Mignet, I, 147 ff. Meyer, I, 58 f.

mehr in die Länge. Aber ganz aufgegeben, ungeachtet des Widerſpruchs, den Eliſabeth erhob, hatte Maria dieſe Verbindung keineswegs, ſie kam vielmehr immer wieder darauf zurück, denn Spanien ſchien die einzige Macht zu ſein, mit deren Hilfe ſie am Ende den Proteſtantismus in Schottland, ſowie die Selbſtſtändigkeit der Barone werde niederſchlagen können. Nur die eingetretene Geiſtesſtörung des Infanten zwang am Ende die Königin von Schottland, ihre Abſichten auf ihn aufzugeben, und da ſie den Erzherzog von Oeſterreich nicht wollte, weil derſelbe die am wenigſten bequeme Partie zur Förderung ihrer Angelegenheiten in Schottland und England ſei, ſo erklärte ſie ſich jetzt entſchloſſen, einen Mann der Inſel ſelbſt zu heirathen, da, wie ſie ſagte, „Beide, Katholiken wie Proteſtanten, ſie dringend darum erſuchten und förmlich drohten, das Gegentheil nicht dulden zu wollen[1])."

Eliſabeth war nun entweder mit dieſem Vorhaben ihrer „guten Schweſter" wirklich einverſtanden oder that doch wenigſtens, als ob ſie es ſei, indem ſie darin ein Mittel erkannte, diejenige, die Anſprüche auf den Thron von England erhob, von Verbindungen zurückzuhalten, welche ſie hätten in den Stand ſetzen können, dieſe Anſprüche vor der Zeit geltend zu machen. Sie ging daher ſogar ſo weit, in dieſer Richtung Vorſchläge zu thun, und zwar war es jetzt, nachdem Graf Arran, den man in England früher als Bewerber um die Hand Maria's begünſtigt hatte, wahnſinnig geworden war, Niemand anders, als ihr eigener Liebling, Lord Robert Dudley, der Sohn des Herzogs von Northumberland, den ſie der ſchottiſchen Königin zum Ehegenoſſen vorſchlug[2]). Ob ſie es damit ehrlich gemeint oder nur habe Zeit gewinnen wollen, wohl wiſſend, daß die ſtolze Maria ſich auf einen ſolchen Vorſchlag nicht einlaſſen werde, mag dahin geſtellt bleiben, aber ſie that, was in ihren Kräften ſtand, um ihren Günſtling zu einer annehmlichen Partie zu machen. Sie ernannte ihn zum Grafen Leiceſter, damit er der Königin von Schottland näher gerückt werde, ſie ſtrich ihn auf jede Weiſe heraus und ließ verlauten, daß ſie ſelbſt keinen anderen Mann wählen werde, wenn ſie überhaupt daran dächte, ſich zu verheirathen, ſie ließ andeuten, daß ſie, im Fall Maria auf ihren Vorſchlag einginge, bereit ſei, ſie und die Kinder aus ſolcher Ehe als die rechtmäßigen Erben in England anzuerkennen, ſie veranlaßte endlich den in Vorſchlag Gebrachten ſelbſt, Briefe voll Verehrung und Hingebung an Maria zu ſchreiben, wie denn ihre Geſandten Alles thun mußten, um die Sache in Gang zu ſetzen. Maria aber bezeugte wenig Luſt, auf das Anerbieten einzugehen. Ohne Weiteres von der Hand weiſen durfte ſie es freilich nicht, ohne Eliſabeth zu erzürnen, und eine Reihe von Unterhandlungen über den Gegenſtand ließ ſie ſich deßhalb gefallen, aber den Galan ihrer Nebenbuhlerin konnte ſie natürlich nicht lieben, und der proteſtantiſche Lord war

1) Knox, hist., 63.
2) Tytler, VI, 287 ff.

ihr in Anbetracht ihrer Zwecke und Intereſſen eben ſo wenig eine annehmbare Partie, als der Erzherzog von Oeſterreich, der ihr keinen Zuwachs an Macht bereitete. Wenn ſie deßhalb durch die Pläne ihres Oheims, des Cardinals, der ihr eine Heirath mit dem gegenwärtigen Könige von Frankreich Karl IX. vorgeſchlagen hatte, ſich auch nicht angelockt ſah, ſo erblickte ſie in einer Creatur Eliſabeths doch auch nicht die männliche Stütze, die ſie bedurfte, und Graf Murray und Lethington, die die Sache für thunlich hielten, wenn Eliſabeth die Angelegenheit in Betreff der Nachfolge in Ordnung bringen wollte, fanden bei der Königin wohl ein Ohr, aber kein Gehör.

Aber während dieſe Verhandlungen noch im Gange waren, trat ein andrer Bewerber auf, zwar auch nur ein Unterthan ſowohl der engliſchen, als der ſchottiſchen Krone, aber doch von königlichem Geblüt und, was die Hauptſache war, in dem Rufe ſtehend, daß er der römiſchen Kirche zugethan ſei: Lord Heinrich Darnley, der Sohn des Grafen Lennox, eines Stuarts, und der Margarethe Douglas, einer Nichte Heinrichs VIII.

Graf Lennox[1]) war, weil er Partei für Heinrich VIII. ergriffen hatte, aber auch wegen der Eiferſucht des Herzogs von Chatelherault gegen ihn, aus Schottland verbannt, war dann nach England geflüchtet und von Heinrich mit ſeiner Nichte vermählt worden. Er hatte bis dahin in England gelebt. Aber jetzt ſchien die Gelegenheit günſtig, wieder in die alte Heimath zurückzukehren. Namentlich Lady Margarethe betrieb dieſe Angelegenheit im Geheimen auf das Angelegentlichſte, von weit ausſehenden Plänen geleitet. Sie ſetzte ſich nicht blos mit Maria in Verbindung, ſondern ſie ſchlug derſelben auch ihren eigenen Sohn zum Gemahle vor, indem ſie daran erinnerte, daß er „ja auch den der Schotten ſo angenehmen Beinamen der Stuarts führe" und nicht blos auf die Krone von Schottland, ſondern auch auf die von England ein Erbrecht habe, und — Maria wies dieſen Antrag keineswegs von der Hand. Durch eine ſolche Verbindung wurde ihr Anrecht auf die Nachfolge in England offenbar verſtärkt, Lord Darnley war keineswegs eine Creatur Eliſabeths, ſo daß ſie nicht fürchten durfte, durch ihn von dieſer abhängig zu werden, und — Darnley war ein Anhänger der römiſchen Kirche oder galt doch wenigſtens dafür.

Deßhalb ermächtigte Maria auch den Grafen Lennox, nach Schottland zurückzukehren, um hier wieder in die Güter und Würden einzutreten, die er ſeit ſeinem Treubruche verloren hatte, und Eliſabeth, die zwar Anfangs gegen dieſe Reiſe war, ertheilte dem Grafen nach verſchiedenen Ausflüchten nicht blos die Genehmigung dazu, ſondern verſah ihn ſogar noch mit Empfehlungsbriefen an „ihre gute Schweſter." Sie mochte die geheimen Pläne der Lennox durchſchaut haben, aber vielleicht war es ihr ganz Recht, noch einen Bewerber aus dem brittiſchen Adel auftreten zu ſehen, da ſo die Candidaten vom Feſt-

1) Vgl. über das Alles Tytler, VI, 292 ff. Mignet, I, Chap. IV.

lande nur um so mehr fern gehalten würden. Die Verhandlungen in Betreff der Vermählung mit dem Grafen Leiceſter währten deßhalb auch noch ununterbrochen fort, ja, wurden von Eliſabeth mit nur noch größerem Eifer betrieben.

Lennox kam am 23. September 1564 in Schottland an und wurde von der Königin auf das Freundlichſte empfangen, eben ſo wie ſein Sohn, der bald nach ihm anlangte, ja, Lord Darnley machte auf Maria von Anfang an den allergünſtigſten Eindruck. Er war von angenehmem Weſen, hatte ein vornehmes Aeußere, und wenn er auch noch „unbärtig" war, ſo war er doch jung und verſtand zu gefallen, kurz Maria war bald für ihn entſchieden und hing ſo leidenſchaftlich an ihm, daß ſie Alles daran ſetzte, die Verbindung mit dieſem Manne ihrer Wahl durchzuſetzen. Beſtärkt wurde ſie in dieſem Vorhaben ohne Zweifel durch die ganze römiſch geſinnte Partei, namentlich durch den Grafen Athol, der im geheimen Rathe ſaß, und ganz beſonders durch den Geheimſchreiber der Königin für ihre auswärtige Correſpondenz, David Riccio, einen verſchlagenen Italiener, der, das römiſche Intereſſe vertretend, ganz das Vertrauen Maria's erworben hatte. So ſehr hatte bald theils die Leidenſchaft für Darnley, theils auch die Hoffnungen, die ſie in Anſehung ihrer geheimen Zwecke auf ihn ſetzte, das Herz der Königin gefangen genommen, daß ſie aus ihrer Neigung gar kein Geheimniß mehr machte. Als Darnley einmal erkrankt war, wich ſie bei Tag und Nacht nicht aus ſeinem Zimmer und pflegte ihn, als ob er bereits ihr Gemahl wäre. Sie war eben eine Natur, die zu ſehr in der Gewalt ihrer Leidenſchaften ſtand, um ihres Herzens Meinungen denen, die ſehen wollten, lange verbergen zu können.

Aber nicht ohne Schwierigkeiten ſollte die Königin ihrem Herzen Genüge thun können, vielmehr vereinigten ſich die verſchiedenſten Intereſſen gegen ihre Verheirathung mit Darnley. Zunächſt war es Eliſabeth, die ſich durchaus gegen dieſelbe erklärte. Nachdem ſie in Edinburg hatte anzeigen laſſen, ſie werde die Rechte Maria's auf die Thronfolge in England nur dann anerkennen, wenn ſich dieſelbe mit Dudley vermählt habe, ließ ſie auch die Gräfin Lennox, die in London zurückgeblieben war, in's-Gefängniß ſetzen, und forderte ſowohl den Grafen, als ſeinen Sohn auf, als engliſche Unterthanen an ihren Hof zurückzukehren, eine Aufforderung, die freilig von Darnley mit trotzigen Worten zurückgewieſen wurde, die aber zur Genüge zeigte, daß ein Bruch mit England unvermeidlich ſei. Aber auch die ſchottiſchen Barone waren zum großen Theil mit der Heirath unzufrieden, theils aus perſönlichem, theils aber auch aus religiöſem Intereſſe. Zwar that Lennox und Darnley alles Mögliche durch Verſprechungen und Geſchenke, um ſich die Gunſt des Adels zu gewinnen, und wirklich war namentlich Lethington zuletzt von ſeiner Vorliebe für Dudley und die Pläne Eliſabeths bekehrt worden, aber — ein großer Theil der Barone verhielt ſich ablehnend und unter dieſen beſonders die Hamiltons, die in Lennox und ſeinem Sohne ihre Mitaſpiranten auf die ſchottiſche Krone ſahen,

und der Graf Murray, der bisher an der Spitze der Angelegenheiten geſtanden hatte und nun für ſeinen Einfluß fürchtete, wie ihm denn freilich auch der evangeliſche Glaube durch die neuen Günſtlinge Maria's gefährdet ſchien. Ueberhaupt ſcheint zwiſchen Murray und Darnley ſchon von Anfang an ſich ein Gegenſatz herausgeſtellt zu haben, der auf dem Charakter Beider beruhte: Darnley hochfahrend, trotzig, ohne Bildung und ohne Grundſätze, Murray dagegen zwar auch nicht ohne Ehrgeiz und männliche Feſtigkeit, aber ein unterrichteter Mann und feſt und ernſt von Liebe zu ſeinem Vaterlande und zum Evangelium erfüllt — die beiden Naturen mußten ſich abſtoßen, zumal auch Murray in der Leidenſchaft ſeiner Schweſter eine Verblendung erkennen mochte, die zu ihrem und Schottlands Schaden ausſchlagen müſſe. Murray gab ſich daher als einen Gegner der Heirath, und Darnley that im Bunde mit Riccio das Seinige, um ſeinen Widerſacher um die Gunſt Maria's zu bringen, indem er ihn bei derſelben verdächtigte und den Einfluß, den der Bruder bisher auf ſie gehabt, als über alle Gebühr hinausgehend bezeichnete. Endlich war auch der Verdacht der evangeliſchen Prediger gegen die Grundſätze der Lennox längſt rege geworden. Es war bekannt, daß dieſelben in England der römiſchen Kirche gehuldigt hatten[1]), und — was war zu erwarten, wenn dieſen in Schottland die höchſte Gewalt in die Hände gegeben würde?

So galt es denn mit Klugheit zu verfahren, um dieſen mannigfaltigen Widerſtand zu überwinden. Wenn ſich Maria in ihrer Liebe zu Darnley auch über den Zorn Eliſabeths hinwegſetzte, ſo hing die Genehmigung ihrer Vermählung doch von den Baronen ihres Reiches ab, und ganz beſonders kam es darauf an, die Prediger zu verhindern, daß ſie nicht die Gemüther gegen Darnley einnähmen. Deßhalb ſuchte man denn einestheils die römiſche Partei dadurch zu ſtärken, daß man die verbannten Mitglieder derſelben, wie den Grafen Bothwell und Sutherland nach Schottland zurückberief und den gefangen gehaltenen Sohn Huntley's wieder in ſeine Beſitzungen einſetzte, und anderentheils wurden Privatverhandlungen mit den Baronen angeknüpft, um ſie dem Plane der Königin geneigt zu machen. Vor Allem aber bemühte man ſich, den Verdacht der Prediger zu zerſtreuen. Nicht nur Darnley nahm an den öffentlichen Gottesdienſten in St. Giles Theil, auch Maria ſelbſt zeigte ſich dem Evangelium plötzlich mehr zugeneigt. Sie ließ freilich nicht Knox, denn den haßte ſie doch zu ſehr, wohl aber die Superintendenten von Lothian, Glasgow und Fyfe zu ſich kommen und gab ihnen allerlei freundliche Worte zu hören. Sie ſei zwar noch nicht von der Wahrheit ihrer Religion überzeugt, ſagte ſie, aber ſie ſei Willens, ſich über dieſelbe belehren zu laſſen, und wolle auch einer Predigt, welche Einer von ihnen halten ſolle, beiwohnen. „Vor Allem würde

1) Graf Lennox war dort eine Zeitlang wegen Conſpiration zu Gunſten der römiſchen Kirche im Gefängniß geweſen. Knox; hist., 311.

ſie ſich freuen, den Superintendenten von Angus zu hören, denn der ſei ein milder und gutherziger Mann von wahrer Rechtſchaffenheit und Aufrichtigkeit, Sir John Erskine von Dun [1]." Selbſt dazu verſtand ſie ſich, der Taufe des Kindes eines Reformirten, des Lords Livingſton, als Zeugin beizuwohnen, Alles in keiner anderen Abſicht, als um allen Verdacht, als denke ſie an eine Unterdrückung der reformirten Kirche, von ſich abzuwehren.

Beſonders ſuchte Maria auch ihren Halbbruder zu gewinnen. Murray war in zu großem Anſehn bei dem Adel, als daß ſein Beiſpiel nicht Viele nach ſich gezogen haben würde. Sie rief ihn, der ſich bereits vom Hofe zurückgezogen hatte, deßhalb wieder zu ſich und verlangte von ihm, ein Papier zu unterzeichnen, das die Billigung zu der Heirath mit Darnley enthielt, ſowie das Verſprechen, ſie mit allen Mitteln zu unterſtützen. Aber Murray lehnte das ab, mit Ruhe erwiedernd, die Vermählung ſei zu übereilt, als daß ſie nicht von den europäiſchen Fürſten werde übel beurtheilt und namentlich von der Königin Eliſabeth mit Mißfallen aufgenommen werden, ja, wenn er das Intereſſe des wahren Glaubens bedenke, ſo könne er ſich nicht geneigt fühlen, zu wünſchen, daß ſich die Königin mit einem Manne verbinde, der ſich bisher nicht als Freund des Evangeliums gezeigt habe. Ueberhaupt aber hänge die Zuſtimmung zu ihrer Vermählung lediglich vom Parlamente ab, und das möge ſie abwarten. Alle Bitten und Drohungen der Königin halfen Nichts, Murray blieb bei ſeiner Weigerung, und am Ende verabſchiedete ihn Maria, indem ſie ihm Undankbarkeit vorwarf und ihn beſchuldigte, er ſtrebe ſelbſt nach der Krone von Schottland [2]), eine Anklage, die nur zu deutlich den Urheber verrathen mochte und mit Drohungen begleitet war, welche geeignet waren, den Grafen an ſeine Sicherheit denken zu laſſen. Murray verband ſich deßhalb mit dem Grafen von Argyle und dem Herzog von Chatelherault, wie zu gegenſeitigem Schutze, ſo auch zum Schutz der reformirten Kirche, wenn dieſelbe bedroht werden ſollte, und zugleich wandten ſie ſich an Eliſabeth um Hilfe für den Nothfall, die ihnen auch zugeſagt wurde.

Maria ließ ſich jedoch nicht abhalten, ihrer Neigung zu folgen. So lange hatte ſie unter dem Drucke derer leben müſſen, die ſie nur als die Feinde ihrer Herrſchaft und ihres Glaubens betrachten konnte, ohne vereinzelt, wie ſie war, im Stande zu ſein, ihnen irgend wie entgegen zu treten, jetzt glaubte ſie den Mann gefunden zu haben, der ihr bei allen ihren Plänen ſeinen Arm leihen werde. Sie verſammelte deßhalb den Adel zu Stirling, und indem ſie hier Darnley zum Lord Ardmanach und Grafen von Roß erhob, gab ſie zugleich ihren Willen zu erkennen, ſich mit demſelben zu vermählen. Aber wenn ſich hier auch gegen die Verheirathung kein Widerſpruch erhob, ſo verlangten die Lords doch, daß ihnen in Betreff der Religion die nöthigen Garantien gegeben

1) Knox, hist., 373.
2) Tytler, VI, 333.

würden, bevor sie darein willigten, daß der neue Graf von Roß als König und Mitregent anerkannt werde[1]), und ebenso erging auch Seitens der gerade damals zu Edinburg versammelten General-Synode das erneuerte Ersuchen an die Königin, daß sie endlich die reformirte Kirche und die Parlamentsbeschlüsse, durch welche diese eingeführt sei, als zu Recht bestehend anerkennen und für die sichere Fundirung derselben Sorge tragen möge[2]), ein Begehren, auf das Maria einzugehen durchaus nicht Willens war. Sie erklärte deßhalb der Synode nach einigem Zögern, daß sie über das Begehren derselben vor Zusammentritt eines Parlamentes Nichts endgiltig festzusetzen im Stande sei, und da sie wohl wußte, daß die Stände des Reiches, wenn sie dieselben der Ordnung gemäß zur Bewilligung ihrer Verbindung mit Darnley zusammenberiefe, auch nicht verfehlen würden, die Angelegenheit der Kirche zur Sprache zu bringen, so zog sie es vor, sich ohne Zustimmung des Parlamentes zu vermählen. Am 20. Juli 1565 ernannte sie den Lord Darnley zum Herzoge von Albany und ließ sich am 29. desselben Monats in der Kapelle zu Holyroodhouse mit ihm trauen, nachdem sie ihn Tags zuvor durch Heroldsruf zum Mitregenten und Könige von Schottland hatte verkündigen lassen[3]). Allerdings entfernte sich Darnley, als nach der Trauung durch den römischen Priester die Messe celebrirt wurde, aber die Befürchtungen, die die Evangelischen auf ihn setzten, konnten dadurch nicht gehoben werden, zumal jetzt lauter Parteigänger der römischen Kirche im Rathe der Königin saßen, und ebenso regte es die Lords auf, daß die Vermählung ohne Zustimmung eines Parlamentes und hinter ihrem Rücken geschlossen worden war.

Aber Maria war jetzt nicht mehr gesonnen, ihren Baronen nachzugeben. Sie hatte bereits ein Heer zusammengebracht, und dachte mit demselben jeden Widerstand zu brechen. Deßhalb ließ sie denn auch drei Tage nach ihrer Vermählung Denjenigen, der die stärkste Stütze des Protestantismus war, den Grafen Murray vor Gericht fordern, um sich hier wegen der Beschuldigung zu rechtfertigen, welche er gegen Darnley erhoben hatte, daß ihm derselbe nach dem Leben trachte[4]). Murray, der sich ganz vom Hofe zurückgezogen hatte, war nämlich schon vorher zu ihr nach Perth beschieden worden, hatte sich aber geweigert zu kommen, weil seine Sicherheit gefährdet sei. Das mußte jetzt zum Vorwande dienen. Doch auch Murray und die Evangelischen waren gerüstet und er so wenig, wie der Graf Argyle, der mit ihm vorgeladen war, war bereit, sich seinen Feinden in die Hände zu geben. Vielmehr erließ er ein Manifest, in welchem er die Königin beschuldigte, daß sie die Gesetze des Landes verletzt und seine Freiheiten unter-

1) Knox, hist., 373.
2) Ebendas. 374.
3) Ebendas. 380.
4) Ebendas. 379.

drückt habe, indem sie ihm einen König ohne Rath und Zustimmung des Parlamentes gegeben, und zugleich forderte er auch den englischen Befehlshaber in Berwick, den Grafen Bedford, auf, ihm zu Hülfe zu kommen, „um den unschuldigen Bekennern des Evangeliums beizustehen, gegen die der Satan die Macht dieser Welt losgelassen habe", wie er denn überhaupt Beides, die bedrohte Landesfreiheit und das bedrohte Evangelium — gewiß nicht ohne Grund[1]) — hervorhob und an die Königin das Verlangen stellte, daß der reformirten Kirche Garantien gegeben und die Angelegenheiten des Landes in die Hände solcher Männer gelegt würden, denen die Nation vertrauen könnte. Sonst erklärte er nebst seinen Genossen, der Königin treu und gehorsam sein und auch ihre Sache den Gesetzen des Staates unterwerfen zu wollen[2]).

Der Erfolg dieser Erhebung sollte jedoch ein ungünstiger sein. In Edinburg, wohin die aufständischen Lords zogen, wurden sie von den Bürgern mit großer Kälte und Theilnahmlosigkeit aufgenommen, denn, wie sehr dieselben auch an dem Evangelium hingen, so schien ihnen dasselbe doch noch nicht in dem Grade bedroht zu sein, daß sie sich der Pflichten gegen die Königin für entbunden erachtet hätten, und Maria mußte erst noch viele Unklugheiten und Gewaltthätigkeiten begehen, um auch die Bürger ihrer Hauptstadt gegen sich unter die Waffen zu treiben. Dazu kam, daß die englische Hülfe ausblieb, und daß die Königin, alle Vermittlungsversuche von der Hand weisend, mit 10,000 Mann in Eilmärschen herbeizog, unterstützt von der Besatzung des Schlosses, dessen Befehlshaber, Lord Erskine, die Kanonen auf die Aufständischen abfeuern ließ. Von Maria für Rebellen erklärt, verließ Murray mit den Seinigen deßhalb eilends die Stadt und sie wandten sich in einer Denkschrift nochmals an Elisabeth um Hülfe, indem sie auseinandersetzten, wie in ihnen Nichts, als das Evangelium, verfolgt werde, und wie die Urheber dieser Verfolgung eben die Ausländer seien, die am Hofe regierten, vor Allem David Riccio, der Geheimsecretair der Königin, aber auch Darnley, der, eigentlich doch englischer Unterthan, sich in Schottland eingeschlichen habe, um sich hier ohne Zustimmung der Stände zum Könige aufzuwerfen[3]). Aber Elisabeth wandte sich von ihnen. Drei Tage vorher hatte sie Bedford befohlen, nach Schottland vorzurücken, als

1) Tytler, VI, 345, leugnet dieß, indem er anführt, daß Murray — ein Jahr zuvor — an Cecil geschrieben, es würde die Gegenwart Lennox' in Schottland, auch wenn Darnley Maria heirathen sollte, durchaus nicht im Stande sein, die reformirte Kirche auf ihrem festen Grunde zu erschüttern. Ob das ein Grund ist? Tytler sucht überhaupt Maria rein zu waschen, selbst wo ihre Schuld offen zu Tage liegt, wie beim Tode Darnley's.

2) M'Crie, II, 133.

3) Mignet, I, 212. Meyer, I, 72, 81.

ſie aber erfuhr, daß die Macht Murray's der der Königin nicht gewachſen ſei, gab ſie Gegenbefehl. Nur das ließ ſie den Lords verſichern, daß ſie ihrem Unternehmen gewogen ſei und ihr Unglück ſchmerzlich empfunden habe. So waren ſie denn der Königin Preis gegeben, und dieſe, ihrem ſo lange verhaltenen Rachegefühl freien Lauf laſſend, kannte keine Milde. So lange hatte ſie unter dem Drucke der evangeliſchen Lords geſtanden, jetzt ſchien ihr die Zeit gekommen, wo ſie Vergeltung üben könnte. Sie ſelbſt machte deßhalb alle Züge ihres Heeres zu Pferde mit, Piſtolen in den Satteltaſchen führend, und erklärte dem engliſchen Geſandten Randolph geradezu, ſie wolle lieber ihre Krone daran wagen, als auf ihre Rache verzichten[1]).

Auch machte ſie nach ſolchen Erfolgen von ihren Plänen gegen das Evangelium kaum noch ein Hehl. Davon, daß ſie noch einmal einem reformirten Gottesdienſt beigewohnt hätte, war natürlich jetzt nicht die Rede mehr, ſondern ſie erklärte geradezu, ſie wolle die Religion, in der ſie erzogen und aufgewachſen ſei, durchaus nicht verlaſſen[2]), wie ſie denn auch alle Maßregeln ergriff, die die Rückkehr zum Papſtthum vorbereiten ſollten. Zum Oberbefehlshaber der Armeen ernannte ſie den Grafen Bothwell, den erklärten Gegner Murray's, und an die Spitze der Geſchäfte ſtellte ſie das Haupt der römiſchen Partei, den Grafen Athol, der ein Feind von Argyle war, namentlich aber war es David Riccio, mit dem ſie den Sturz des Proteſtantismus betrieb. Durch ihn wendete ſie ſich — im Einverſtändniß mit Darnley — an den Papſt und an Philipp II., beide um ihre Hülfe erſuchend und den Kampf, in welchem ſie begriffen war, als einen ſolchen darſtellend, der gegen die Proteſtanten gerichtet ſei. Philipp, ſchrieb ſie dieſem, ſei der natürliche Beſchützer des katholiſchen Glaubens, und deßhalb erwarte ſie ſeinen Beiſtand, wie ſie denn ſelbſt entſchloſſen ſei, für die Erhaltung der römiſchen Kirche weder Leben, noch Staat zu ſchonen, und in gleicher Weiſe bat ſie auch Karl IX. von Frankreich um ſeine Hülfe[3]). Es ſollte eben jetzt nicht mehr gezögert werden. Als deßhalb der franzöſiſche Botſchafter ſeine Vermittlung zwiſchen ihr und den Lords anbot, erwiderte ſie ihm: „Lieber will ich mein Leben verlieren, als noch fernerhin mit meinen Unterthanen unterhandeln," und nachdem ſie von Spanien und Rom Hülfsgelder erhalten hatte — 20,000 Thaler von Philipp und 8000 vom Papſt — rückte ſie am 9. Oktober gegen Dumfries vor, wo die Aufſtändiſchen lagerten. Der Erfolg war kein andrer, als eine vollſtändige Niederlage ihrer Gegner, die nach England flüchteten, jetzt freilich von Eliſabeth mit dem Vorwurfe empfangen, daß ſie Rebellen ſeien, und deßhalb kaum die Erlaubniß zum Aufenthalte in England erlangend[4]). Maria aber triumphirte. Ihre Feinde

1) Mignet, I, 210 f., vgl. 224 f. Meyer, I, 80.
2) Knox, hist., 376.
3) Mignet, I, 214 f. Meyer, I, 81 f.
4) Mignet, I, 216 ff. Meyer, I, 83 ff.

waren zu Boden geſchlagen und ſie ſelbſt ſtand als Siegerin da. Welche Ausſichten boten ſich ihr jetzt! Nicht blos die reformirte Kirche ihres Landes ſchien ihr rettungslos in die Hände gegeben zu ſein, auch daran dachte ſie ſchon, mit Hülfe Spaniens, die ihr zu dem Zwecke zugeſagt war, ſiegreich in England einzuziehen, um dort ihre Rechte auf den Thron eben ſowohl zu behaupten, als auch den Glauben Roms wieder herzuſtellen. Als man ihr rieth, ſich zu ſchonen und in ſolcher Jahreszeit der Armee nicht länger zu folgen, erklärte ſie: „nicht eher werde ſie nachlaſſen, in ſolchen Beſchwerden fortzufahren, bis ſie ihre Truppen ſiegreich nach London geführt habe[1]." Es war eine förmliche Siegestrunkenheit, in welcher ſich all der verhaltene Groll ihres Herzens Luft machte. —

Knox nun ſollte vor allen Dingen ihren Zorn empfinden.

Der Reformator hatte natürlich allen dieſen Vorgängen nicht gleichgültig zugeſehen, ſondern vielmehr Alles gethan, um Bürgſchaften für das Beſtehen der reformirten Kirche zu erlangen, wie ſie durch die drohenden Zeitverhältniſſe ſo dringend nothwendig erſchienen. Nicht blos an den Geſuchen, die von den Predigern und der General-Synode ausgingen, hatte er Antheil gehabt, auch den Adel hatte er zu bewegen geſucht, auf dieſen Forderungen vor allen Dingen zu beſtehen, wie denn auch ſeine Freundſchaft mit dem Grafen Murray bald nach der Ankunft Darnley's in Schottland wieder erneuert worden war[2]). Aber auf dieſe Thätigkeit, die im Ermahnen zur Feſtigkeit im evangeliſchen Glauben und zur Sicherung deſſelben durch die Geſetze beſtand, hatte er ſich auch beſchränkt. An dem Aufſtande Murray's hatte er nicht Theil genommen, ſei es nun, daß er ſich von demſelben keinen Erfolg verſprach, ſei es, daß er, was wahrſcheinlicher iſt, dieß Vorgehen gegen die Königin nicht für gerechtfertigt hielt. Noch hatte ſie den evangeliſchen Glauben nicht angegriffen, ſondern im Gegentheil verheißen, daß ſie ihn nicht ſtören wolle, und — den perſönlichen Intereſſen der Aufſtändiſchen mochte der Reformator nicht dienen. Vielleicht iſt ſeiner Thätigkeit ſogar die ruhige Haltung der Hauptſtadt zuzuſchreiben, als Murray in dieſelbe einzog, und wenn man auch die Beſchuldigung gegen Knox erhoben hat, daß er mit dem Grafen in einem Complot gegen Darnley geſtanden habe, ſo hat man doch keine Beweiſe dafür beibringen können[3]). Hätte Knox an dieſem unglücklichen Aufſtande Theil gehabt, ſo würde ohne Zweifel Maria die Gelegenheit ergriffen haben, auch ihn zur Verantwortung zu ziehen, und gewiß würde ſeine Strafe nicht die mildeſte geweſen ſein. Aber wir ſehen ihn die ganze Zeit hindurch ungehindert ſein Amt in Edinburg verwalten, und, wie wir hinzuſetzen dürfen, auch unbeirrt und ohne einge-

1) Mignet, I, 216 f. Meyer, I, 83 ff.
2) M'Crie, II, 134.
3) Ebendaſ. 134 f.

schüchtert zu sein, bis dann eine andere Veranlassung sich darbot, um ihn die Macht fühlen zu lassen, welche die Königin gewonnen hatte.

Es war wieder eine seiner Predigten. König Darnley, der bald dem reformirten Gottesdienste, bald der Messe beizuwohnen pflegte, war am 19. August nach St. Giles gekommen, und zwar in feierlichem Aufzuge, um auf diese Weise die Gerüchte zu zerstreuen, welche über seine Anhänglichkeit an die römische Kirche umliefen. Knox predigte — ob zufällig oder absichtlich? — über Jesaias 26, 13: „Herr unser Gott, es herrschen wohl andere Herren über uns, denn Du, aber wir gedenken doch allein Deiner und Deines Namens," und er nahm Veranlassung, von der Regierung schlechter Fürsten zu reden, weche Gott als Tyrannen und Geißeln sende wegen der Sünden des Volks. Er erwähnte dabei die Worte der Schrift: „Ich will Kinder zu ihren Fürsten machen, und Säuglinge sollen über sie herrschen, Kinder sind ihre Unterdrücker und Weiber regieren über sie," und wies an einer andern Stelle darauf hin, daß Gott den Ahab gestraft habe, weil derselbe sein götzendienerisches Weib Jesabel nicht habe zu bessern gesucht. Zwar bezog der Prediger diese Stellen nicht geradezu auf Darnley, wie denn auch die ganze Rede zwar Ernst und Strenge, aber doch auch Mäßigung und Vorsicht zeigte und Knox überhaupt sich hütete, die Königin und den König von Schottland namentlich zu erwähnen. Aber die Anwendung des Gesagten lag doch zu nahe, als daß sie Darnley nicht gemacht haben sollte, und da er nicht begriff, wie nahe doch auch dem Prediger es lag, gerade jetzt solche Warnungen mit allem Ernst ihm zukommen zu lassen[1]), so wurde er im höchsten Grade aufgebracht. Auch theilte er den Vorfall der Königin mit, und die Papisten, welche ihn begleitet hatten, verfehlten nicht, den Zorn der Monarchin noch mehr aufzustacheln. Knox wurde deßhalb Nachmittags — er lag seiner geschwächten Gesundheit wegen gerade im Bett — vor den geheimen Rath gefordert, um sich zu verantworten, und erschien, von einigen angesehenen Bürgern der Stadt begleitet. Man warf ihm vor, den König beleidigt zu haben, und da Maria jetzt die Protestanten nicht mehr meinte fürchten zu müssen, so wurde ihm aufgegeben, nicht mehr in der Stadt zu predigen, so lange die Majestäten sich in derselben aufhielten. Knox entgegnete nun zwar, „er habe nur seinem Texte gemäß gesprochen, und wenn die Kirche ihm befehlen würde, vom Predigen abzustehen, so wolle er gehorchen, so weit das Wort Gottes es ihm verstatte[2])," doch konnte

1) Wie wenig Knox im Sinne hatte, die Gemüther aufzuregen, geht aus dem „Postscriptum" der gedruckten Predigt hervor, wo es heißt: „In deine Hände, o Herr, befehle ich meinen Geist, denn der schreckliche Kriegs- und Waffenlärm erschüttert so mein Herz, daß meine Seele dürstet abzuscheiden." S. M'Crie, II, 136.

2) Spottswood sagt, daß Knox nicht nur aufrecht erhalten, was er auf der

keine Vorstellung Etwas helfen. Die Königin war froh, des Predigers loszuwerden, und es blieb bei der Suspension, wie sehr auch der Magistrat der Stadt selbst darum anlag, sie zurückzunehmen. Aber so groß war die Aufregung der Gemüther über dieß Vorgehen der Königin gegen den Hauptvertreter des evangelischen Glaubens und so groß auch die Anhänglichkeit an den Reformator, daß die Vertreter der Stadt, als sie die abschlägliche Antwort vom Hofe empfangen hatten, einmüthig beschlossen, „sie wollten in keiner Weise zugestehen oder gestatten, daß der Mund des Predigers verschlossen werde," und daß sie ihn bäten, „er möge nach seinem Gefallen und wie es ihm Gott in's Herz gebe, fortfahren, wie bisher, den rechten Glauben zu verkündigen, bei dem sie bleiben und fest stehen wollten bis zum Tode;" eine Erklärung, die denn freilich die Absetzung des Archibald Douglas, des Provosten der Stadt, zur Folge hatte[1]), die aber doch der Königin zeigen mochte, wie gefährlich es noch immer sei, entscheidende Schritte gegen das Evangelium zu unternehmen.

Auch scheint sich Knox nicht lange des Predigens enthalten zu haben. Am 25. August verließ die Königin nebst ihrem Gemahl die Stadt, und da der Befehl nur lautete, Knox solle während der Anwesenheit der Monarchen nicht öffentlich reden, so nahm er auch sofort sein Amt wieder auf. Später mochte es dann dem Hofe nicht räthlich scheinen, auf einer Anordnung zu bestehen, welche bereits so viel Aufregung hervorgebracht hatte, und der Reformator verwaltete sein Amt deßhalb mit derselben Unerschrockenheit, wie früher, unterstützt von den Behörden der Stadt, welche ihm namentlich bei Ausübung der Kirchenzucht hülfreiche Hand leisteten. Selbst für die vertriebenen Lords wagte er öffentlich im Gottesdienste zu beten, indem er sie als „den besten Theil des Adels und als die vorzüglichsten Mitglieder der Gemeinde" bezeichnete[2]), wie solche Gebete auch durch das ganze Land angestellt wurden, ein Vorgehen, das denn freilich nicht verfehlen konnte, wieder den Unwillen des Hofes zu erregen. Man beschuldigte die Prediger, das Volk auf diese Weise aufzureizen, aber dießmal war es Lethington, der den Sturm vorüberzuleiten wußte. Er machte geltend, „es sei in der Schrift geboten, für alle Menschen zu beten," und versicherte zugleich, „er habe die Gebete angehört und in denselben Nichts vernommen, wodurch Jemand beleidigt sein könnte." Knox blieb deßhalb auch jetzt unangetastet, und immer deutlicher stellte es sich heraus, daß das Land wohl ruhig geblieben war, als die Königin es blos mit „Rebellen" zu thun hatte, daß es sich aber einen Angriff auf den reformirten Glauben nicht werde gefallen

---

Kanzel gesprochen, sondern auch der Königin vorausgesagt habe, Darnley werde ihr Verderben sein. M'Crie, l. c.

1) Knox, hist., 381.

2) Ebendas. 389.

lassen. Als neue Beamte von Edinburg gewählt werden sollten, begehrte die Königin, man solle Leute ihrer Wahl mit den Aemtern betrauen, und schlug lauter Papisten vor, aber — die Wahlen fielen ganz im evangelischen Sinne aus, und selbst gegen papistische Umtriebe, wie sie jetzt zahlreich hervortraten, wagte die Stadt einzuschreiten. Es war klar, daß nur eine Uebermacht im Stande sei, das Evangelium auszurotten, und, ungeachtet ihres Sieges über Murray, sah sich die Königin deßhalb genöthigt, ihre Pläne noch weiter zu verschieben, zumal auch ihr bald die Mittel zu fehlen anfingen, um ihre Armee besolden zu können. Sie mußte sich deßhalb sogar dazu verstehen, eine Deputation der Prediger, welche klagte, daß ihnen ihr Einkommen von den neuen, römisch gesinnten Beamten der Königin vorenthalten werde, mit freundlichen Worten und Versprechungen zu entlassen[1]). Nur daß sie jetzt durchaus dabei blieb, die Vorbereitungen zu treffen, die zum Sturze des Protestantismus nothwendig waren, und namentlich durch Riccio fortwährend mit den römisch gesinnten Mächten des Festlandes um Unterstützung ihres Vorhabens verhandelte.

Aber auch Knox war entschlossen, seinen Posten nicht vor der Zeit zu verlassen, wie bedrohlich für ihn auch die Verhältnisse am Hofe, namentlich seit der Flucht der Hauptvertreter der Evangelischen unter den Lords, sein mochte. Denn allerdings war die Umgebung Maria's jetzt mehr und mehr aus Römischen gebildet, und nicht ohne Drohungen gegen die Prediger ging es ab. Er aber ließ sich nicht schrecken, und selbst als sich ihm eine Gelegenheit bot, die Stadt unter einem guten Vorwande zu verlassen, war er doch nicht dazu zu bewegen. Zu St. Andrews nämlich hatte bisher sein früherer College in Genf, Christoph Goodman, die Stelle eines Predigers bekleidet, aber da derselbe von seinen Freunden in England, seinem Heimathlande, wiederholt gebeten wurde, dorthin zurückzukehren, und in dieß Begehren auch einwilligte[2]), so wurden die Abgesandten der ehemaligen Bischofsstadt beauftragt, bei der im December zusammentretenden General-Synode das Ersuchen zu stellen, daß man ihnen Knox als Prediger senden möge. Sie machten geltend, daß er ja sein Predigtamt unter ihnen zuerst angetreten habe und daß sie deßhalb auch ein gewisses Recht auf ihn hätten, und zugleich mochten sie einestheils denken, der Reformator werde unter den gegenwärtigen Umständen gern die Hauptstadt verlassen, und anderntheils mochte es auch ihre Absicht sein, ihn auf diese Weise der Gefahr zu entziehen, von der sie ihn bedroht sahen. Knox aber war nicht solcher Meinung. Gerade jetzt, wo jeder Tag Maßregeln gegen die reformirte Kirche Seitens des

1) Knox, hist., 390.

2) Da er die Meinungen Knox' in Betreff der Rechtmäßigkeit der Frauenregierung getheilt, auch selbst eine Schrift darüber veröffentlicht hatte, so hielt es schwer, ihm die Erlaubniß zur Rückkehr nach England zu erwirken. Er mußte widerrufen. Vgl. M'Crie, II, Note U.

Hofes bringen konnte, war ſeine Anweſenheit in Edinburg um ſo dringender geboten, und er lehnte deshalb das Erſuchen von St. Andrews ab[1]).

Dagegen aber wurde er von dieſer nämlichen Generalverſammlung mit andern Geſchäften beauftragt, die in jenem Augenblicke dringend genug erſcheinen mochten. Außerdem daß man ihn verpflichtete, in der nächſten Zeit die ſüdlichen Grafſchaften zu bereiſen, um hier Viſitation zu halten und den Eifer der Evangeliſchen neu zu beleben, ſollte er auch ein allgemeines Rundſchreiben, einen „Troſtbrief," an die Prediger, Ermahner und Lehrer im ganzen Königreiche ausgehen laſſen, um dieſelben zu ſtandhaftem Ausharren in ihrem Amte zu ermuntern[2]), was um ſo nöthiger war, als nicht blos die augenſcheinliche Gefahr, als auch die leibliche Noth, da die Beſoldungen dürch den neu angeſtellten römiſch geſinnten Zahlmeiſter, den Lord Tullibardine, nicht ausgezahlt wurden, Manchen zum Aufgeben ſeines Amtes veranlaſſen mochte. Und wie er ſchon früher ein Formular für die Excommunication und die öffentliche Kirchenbuße ausgearbeitet hatte[3]), ſo trug man ihm jetzt auf, eine „Abhandlung über das Faſten" aufzuſetzen. Die Verwirrungen im Königreich und die Gefahren, von denen die reformirte Kirche bedroht war, brachte nämlich die Synode zu dem Beſchluſſe, daß ein allgemeines Faſten im ganzen Reiche gefeiert werden ſolle, und die Art und Weiſe feſtzuſtellen, wie man ſich dabei zu verhalten habe, wurde Knox und ſeinem Collegen Craig übertragen. Sie ſollten dem Volke auseinanderſetzen, wie ſehr die gegenwärtigen Zeitumſtände aufforderten, ſich vor Gott zu demüthigen, Buße zu thun und dieß auch in der vorgeſchlagenen Weiſe öffentlich an den Tag zu legen.

Knox entledigte ſich dieſes Auftrags auf ſehr gewandte Weiſe, und die „Abhandlung" iſt in einem eben ſo klaren, als markigen Stile geſchrieben[4]). Er weist darauf hin, wie der Proteſtantismus im gegenwärtigen Augenblicke überall auf das Ernſtlichſte bedroht ſei, nachdem das Concil von Trient ſeine Vertilgung beſchloſſen und die papiſtiſchen Mächte ſich zur Ausführung dieſes Beſchluſſes verbündet hätten, und wie das Alles für die Schotten eine Warnung ſein und ſie zu Buße und Gebet antreiben müſſe. „Aber auch angenommen," ſagt er, „daß keine von den ebengenannten Urſachen vorhanden wäre, ſo giebt es doch eine, die uns zur Demüthigung antreiben muß, wenn wir uns nicht ſelbſt als durchaus unempfindlich hinſtellen wollen Denn jetzt iſt Satan ſo gegen Jeſus Chriſtus losgelaſſen, und das Licht des Evangeliums iſt dem römiſchen Antichriſten ſo ſehr verhaßt, daß er es nicht für genug hält, dasſelbe in einem Lande oder König-

1) Keith, hist., 562.
2) Ebendaſ. 533.
3) Dunlop, Confessions, II, 705, 745.
4) Ebendaſ. 661 ff.

reiche zu unterdrücken, ſondern nicht ruhen will, bis in ganz Europa die Frommen und Diejenigen, welche der papiſtiſchen Gottloſigkeit abſagen, ſo gänzlich vernichtet und von dem Erdboden vertilgt ſind, daß auch nicht einmal mehr das Andenken an ſie übrig bleiben ſoll. Wenn Jemand meinen ſollte, daß ſolche Grauſamkeit in das Herz eines Menſchen nicht kommen könnte, ſo verweiſen wir ihn an die Väter des Tridentiniſchen Concils, welche in einer ihrer Sitzungen Folgendes beſchloſſen haben: Alle Lutheraner, Calviniſten und Alle, welche dem neuen Glauben anhängen, ſollen gänzlich ausgerottet werden. Der Anfang ſoll in Frankreich gemacht werden, unter Anführung des katholiſchen Königs Philipp von Spanien und eines Theils des Adels in Frankreich, und wenn das vollbracht ſein wird, ſagen ſie, ſo ſoll die ganze Macht Beider zuſammen mit der Armee des Papſtes und der Macht der Herzöge von Savoyen und Ferrara Genf angreifen und nicht ablaſſen, bis ſie die Stadt in Aſche gelegt und kein lebendiges Weſen in derſelben übrig gelaſſen haben. Und mit derſelben Barmherzigkeit ſollen Alle, die in Frankreich dem neuen Glauben anhängen, behandelt werden. Von da ſoll dann ein Feldzug gegen die Deutſchen unternommen werden, um dieſe zum Gehorſam gegen den apoſtoliſchen Stuhl zurückzubringen, und ſo wollen ſie zu den andern Reichen übergehen, nicht eher ablaſſend, als bis alle Diejenigen ausgerottet ſind, welche dem römiſchen Idol keine Ehrfurcht erweiſen. Wie ſchrecklich dieſer Beſchluß bereits in der Ausführung begriffen iſt, wird Frankreich ſich noch länger, als ein Menſchenalter hindurch erinnern. Denn wie Viele, über hunderttauſend Männer, Frauen, Kinder, Jungfrauen, Matronen und Greiſe, dort theils durch das Schwert, theils durch Waſſer oder Feuer getödtet ſind, theils andre Qualen erduldet haben, ſind ihre Feinde ſelbſt gezwungen anzuerkennen. Und wenn auch Gott nach ſeiner Gnade zum Theil dieſe grauſamen Unternehmungen vereitelt hat, ſo laßt uns doch nicht denken, daß ihr Wille ſich geändert oder ihre Bosheit abgenommen hat, nein! laßt uns gewiß überzeugt ſein, daß ſie nur die Gelegenheit erwarten, um ihr Werk zu Ende zu bringen, welches ſie ſo grauſamlich gegen Gott, gegen ſeine Wahrheit und gegen die treuen Bekenner derſelben begonnen haben. Die Gerüchte davon gehen nicht im Verborgenen, noch ſind die Anzeichen davon geheim, denn die Bündniſſe jenes Drachens mit den Fürſten der Erde, ſeine Verſprechungen und ſchmeichelnden Verlockungen gehen auf nichts Andres hinaus, als ſie gegen Jeſus Chriſtus zu entflammen und gegen die treuen Bekenner ſeines Evangeliums. Wer kann denn meinen, daß der Papſt, die Cardinäle und die verſtockten Biſchöfe den größten Theil ihrer Einnahmen werden verlieren wollen, um vom Kriege abzuſtehen, was doch, wie ſie meinen, ihnen ſo gar keinen Vortheil bringen würde?“ Und an einer andern Stelle: „Aber laßt uns hören, was ſie beſchloſſen haben! Wenn Frankreich und Deutſchland, ſagen ſie, auf dieſe Weiſe gedemüthigt und zum Gehorſam gegen die heilige römiſche

Kirche gebracht ſein wird, dann, zweifeln die Väter nicht, wird auch die Zeit Rath und Gelegenheit ſchaffen, daß auch die übrigen Reiche zu der einen Heerde und dem einen apoſtoliſchen Regierer und Hirten werden zurückgeführt werden. Aber möchten wohl Einige ſagen, ſie wären doch noch weit von ihrem Ziele entfernt und deßhalb brauchten wir nicht ſo ängſtlich und furchtſam zu ſein, ſo antworten wir: Die Gefahr kann näher ſein, als wir glauben, ja, vielleicht ſitzt uns ein Theil derſelben eher im Nacken, als wir es gedacht haben. Aber wie dem auch ſei, da Gott in ſeiner Gnade ihre grauſamen und blutigen Rathſchläge an's Licht gebracht hat, und wir nicht zweifeln dürfen, daß ſie noch dabei beharren, ſo geziemt es uns, nicht nachläſſig und ſchläfrig zu ſein."

Zur Ausführung andrer Beſchlüſſe dieſer Synode wurde Knox, aus leicht erſichtlichen Gründen, nicht hinzugezogen, nämlich zur Ueberbringung eines Geſuchs an die Königin um Abſtellung der die reformirte Kirche bedrohenden Vorgänge. Nicht blos die Einkünfte wurden den Predigern zurückgehalten, ſondern die Papiſterei hatte auch wieder mehr um ſich gegriffen. Die Meſſe wurde ungehindert von den Anhängern Roms gefeiert, und ſelbſt Mönche hatten, geſtützt auf die Gunſt der Königin, angefangen, zu predigen und die Vertreter des Evangeliums zu Disputationen herauszufordern. Deßhalb bat man die Königin, eben ſowohl für richtige Auszahlung und Beſoldungen an die Prediger zu ſorgen, als auch dem Umſichgreifen des „Götzendienſtes" zu wehren, wie es die Geſetze erforderten, und zu verſtatten, daß die Evangeliſchen wirklich vor ihr mit den Gegnern disputiren dürften. Die Deputation, von der Knox ausgeſchloſſen war, empfing jedoch keine günſtige Antwort. Wenn ihnen, ſagte die Königin, ihre Beſoldung nicht ausgezahlt worden ſei, ſo hätten ſie das lediglich ihrem Genoſſen, dem früheren Zahlmeiſter Pittarrow, zu danken, und was die Disputation anbetreffe, ſo ſei ſie nicht Willens, ihren Glauben einer ſolchen Preis zu geben; übrigens werde ſie bald ſolche Ordnung ſtiften, daß Keiner Urſache haben ſolle zu klagen." „Die Prediger und Abgeſandten ſahen daraus, daß die Königin nach alter Weiſe nur Zeit zu gewinnen ſuche, und ſie gingen heim, ein Jeder nach ſeiner eigenen Gemeinde, indem ſie der Vorſehung Gottes vertrauten und unabläſſig den Allmächtigen anflehten, daß es ihm in ſeiner Gnade gefallen möge, das drohende Unheil von ihnen zu wenden[1])."

Die Gefahr war übrigens nahe genug. Wenn ſich „die Königin auch," wie Knox ſagt, „mit Bankettiren beſchäftigte", ſo verlor ſie ihre eigentlichen großen Pläne doch keineswegs aus den Augen. Zwar betheuerte ſie auch jetzt noch öffentlich, daß ſie die reformirte Kirche nicht anzugreifen gedenke, aber im Geheimen ſuchte ſie immerfort ihre Kräfte zu verſtärken und die Lords für den römiſchen Glauben zu gewinnen. König Darnley ſelbſt, der

1) Knox, hist., 391.

bisher noch den reformirten Gottesdienſt beſucht hatte, trat nunmehr öffentlich als ein Anhänger des Papſtthums auf, indem er an der Meſſe Theil nahm und alle Gebräuche dieſer Kirche mit machte, und ſeinem Beiſpiele folgte nicht blos ſein Vater, der Graf Lennox, ſondern auch die Grafen von Caſſiles und Caithneß, ſowie auch die Lords Montgommery und Seton[1]). Die Mönche predigten ungeſcheut nicht blos in der Capelle von Holyroodhouſe, ſondern auch in der Stadt, und wenn ſie auch wenig Anhang fanden, ſo zeigten ſie doch, worauf es hinausging. Was aber vor allen Dingen bedrohlich war, war der Abſchluß eines Bündniſſes Seitens der Königin mit den römiſchen Mächten. Im Februar 1566 kam ein Bote vom Cardinal von Lothringen und überbrachte eine Abſchrift jener Ligue, welche zur Ausrottung des Proteſtantismus zwiſchen Spanien, Frankreich und dem Papſte geſchloſſen war, und Maria zögerte nicht, dieſelbe ihrerſeits zu unterſchreiben[2]). Zugleich forderte ſie der Cardinal auf, gegen die verbannten Lords die ſtrengſten Maßregeln zu ergreifen, und Murray nebſt ſeinen Genoſſen wurden auch ſofort vor das auf den 12. März einberufene Parlament geladen, um ſich hier gegen die Anklage auf Hochverrath zu verantworten. Die Lords der Artikel wurden dann ganz nach dem Willen der Königin gewählt, die römiſchen Prälaten ſollten wieder ihre Stellen im Parlamente einnehmen, ſchon waren ſelbſt die Altäre angefertigt, welche in St. Giles neu aufgerichtet werden ſollten, um dem römiſchen Gottesdienſte zu dienen[3]) — kurz, die reformirte Kirche ſchien durch einen Hauptſchlag vernichtet werden zu ſollen, als plötzlich jenes ſchreckliche Ereigniß eintrat, das die ganze Lage der Dinge änderte: die Ermordung Riccio's, des Günſtlings der Königin.

Fünfundzwanzigſtes Kapitel.

David Riccio.

Wir haben des „franzöſiſchen Secretairs" der Königin bereits mehrfach erwähnt als desjenigen, der ihre rechte Hand war in Betreibung der Wiederherſtellung der römiſchen Kirche. Er war mit einem ſavoyſchen Geſandten nach Schottland gekommen, und hatte ſich zuerſt durch allerlei geſellige Künſte, vor Allem durch ſeinen Geſang, die Zuneigung des Hofes erworben. Zurückgeblieben, als ſein Herr Schottland wieder verließ, wurde er in den Dienſt der Königin

1) Knox, hist., 389, 391.
2) Keith, hist., 326. Appendix, 167.
3) Knox, hist., 392, 394.

aufgenommen, und da er ſich für diplomatiſche Verhandlungen äußerſt geſchickt zeigte, übertrug ihm Maria ihre Correſpondenz mit Frankreich und den auswärtiger Mächten[1]). Bald wurde er ihr unentbehrlich, und ſie überließ ſich ganz ſeinen Rathſchlägen, die eben auf nichts Andres, als auf die Unterdrückung des Evangeliums in Schottland hinausgingen. Der Italiener war der mächtigſte Mann am Hofe geworden, ſo daß er es auch war, der ſich rühmen durfte, Darnley zur Ehe mit der Königin verholfen zu haben[2]).

Aber ſein Einfluß auf die Königin ſollte auch ſein Verderben ſein. Maria war ihres zwar ſchönen und hochfahrenden, aber doch wenig thatkräftigen Gemahls bald überdrüſſig geworden, und was ſie ihm namentlich entzog, war die eigentliche Theilnahme an den Geſchäften. Dieſe vielmehr machte ſie mit dem Italiener allein ab, und indem ſie mit dem im engſten Verkehr ſtand[3]), vernachläſſigte ſie ihren Mann auffallend. Vielleicht und ſogar wahrſcheinlich waren es jedoch lediglich die Staatsgeſchäfte, die ſie mit Riccio betrieb, und von einem verbotenen Umgange, dem Beide mit einander gehabt hätten, kann durchaus kein Nachweis geliefert werden, aber — doch erregte der Verkehr der Königin mit ihrem Schreiber die Eiferſucht Darnley's. Dem Italiener ſchrieb er es zu, daß die Königin ſich von ihm zurückzog, und dieſen zu entfernen, war ein Plan, der mehr und mehr in ihm reifte[4]). Riccio mochte es an der nöthigen Vorſicht in ſeinem Betragen allerdings haben fehlen laſſen. Nicht nur, daß „ſein Aufzug den des Königs weit übertraf," auch gegen die Königin erlaubte er ſich Vertraulichkeiten, die mit der ihr gebührenden Ehrerbietung nicht beſtehen zu können ſcheinen mochten.

Bald fand Darnley aber auch Genoſſen für ſeine Pläne unter den evangeliſchen Baronen. Da der Italiener längſt als derjenige bekannt war, von dem die Königin geleitet wurde, ſo konnte es nicht fehlen, daß er auch der Gegenſtand, wie der Furcht, ſo auch des Haſſes war. Dazu ſah man in ihm das Regiment der Ausländer zurückgekehrt, und wie ſehr die Gewalt in ſeinen Händen ruhte, zeigte der Umſtand, daß er für das bevorſtehende Parlament zum Lord-Kanzler ernannt wurde[5]). So verbanden ſich denn der Graf Morton, der Lord Ruthven und der Lord Lindſay mit Darnley und deſſen Vater zum Verderben des verhaßten Fremdlings, nicht aber, wie es ſo oft ohne allen Beweis behauptet iſt, auch Knox oder irgend einer der Prediger, nur daß Knox die That hernach gebilligt hat, „ſoweit ſie ein Werk

1) Knox, hist., 348. Mignet, I, 225. Meyer, I, 87 f. Tytler, VII, 9 ff.
2) Eliſabeth ſagte über ihn, „er genieße bei der Königin mehr Einfluß und Anſehen, als ihre Umſtände und ihre Ehre geſtatteten." Mignet, l. c.
3) Knox, hist., 374, 389.
4) Tytler, VII, 17 f. Mignet, I, 228 ff.
5) Knox, hist., 393.

Gottes war, nicht auch in andrer Weiſe[1])." Die Lords wollten freilich Anfangs, daß Riccio vor eine öffentliche Gerichtsverſammlung gezogen werde[2]), aber damit war Darnley nicht einverſtanden. Seine Rache gegen Denjenigen der nicht blos ſeinem Ehrgeize im Wege ſtand, ſondern von dem er auch meinte, daß er ihm das Herz ſeiner Frau entwendet habe, kannte keinen Aufſchub, und eben ſo verlangte er auch, daß der Italiener in Gegenwart ſeiner Frau abgethan würde, ohne Rückſicht darauf, daß dieſe ſchon im ſechſten Monate ſchwanger war: auch ſie ſollte ſeine Rache empfinden für die Kränkungen, die ſie ihm zugefügt hatte.

So geſchah denn die ſchauderhafte That[3]). Die drei mitverſchworenen Lords fanden ſich am 9. März Abends mit etwa 200 Bewaffneten in den Gemächern des Königs ein, gerade zu einer Zeit, als Maria mit Riccio und einigen ihrer Hofleute und Damen das Nachteſſen einnahm. Der König trat dann zuerſt in das Zimmer ſeiner Frau, worauf ihm die Verſchworenen folgten, und nun begann eine ſchreckliche Scene. Riccio flüchtete zur Königin, dieſe wollte ihn den Feinden entreißen, der König hielt ſie zurück, Riccio wurde hinausgezerrt und fiel in dem Vorzimmer von 52 Stichen durchbohrt. So ſah Darnley denn allerdings ſeine Rache befriedigt, und die Lords waren desjenigen losgeworden, der ohne Frage den Freiheiten des Landes, wie der reformirten Kirche im höchſten Grade gefährlich war, aber die That war gleichwohl gegen alles göttliche und menſchliche Recht und die ſchlimmen Folgen blieben für die Urheber nicht aus. Die Königin erklärte ihrem Manne noch an dem nämlichen Abend, wie ſie ſeine Frau nicht länger bleiben und erſt dann befriedigt ſein werde, wenn ſie Rache an ihm werde genommen haben, und als Lord Ruthven wieder zu ihr herein trat, um ihr die Gründe ſeines Thuns auseinander zu ſetzen, ſagte ſie mit drohender Bitterkeit: „Dieß Blut wird Einigen von Euch theuer zu ſtehen kommen." Von nun an dachte die Königin nur noch daran, Rache für die ihr angethane Schmach zu nehmen.

Vorläufig wurde ſie jedoch ſelbſt als eine Gefangene behandelt. Nachdem die Grafen Huntley und Bothwell ſich durch die Flucht den Händen der Verſchworenen entzogen und das Volk von Edinburg, das voll Beſorgniß herbei gekommen war, ſich auf die Verſicherung Darnley's, daß der Königin kein Leid geſchehen, wieder hatte beruhigen laſſen, ſah ſich Maria ganz den Händen der Verſchworenen überliefert, die ſie auch förmlich in ihrem Schloſſe bewachen ließen[4]). So war denn an eine Durchführung ihrer mit Riccio verabredeten Pläne nicht mehr zu denken. Sie ſelbſt war, für den Augenblick wenigſtens, ohne alle Hilfsmittel, und die Macht des Staates ſchien wieder

1) M'Crie, II, 146. Vgl. jedoch Knox, hist., 86., wo aber doch auch hauptſächlich „das Werk und Gericht Gottes" hervorgehoben wird.
2) M'Crie, l. c.
3) Mignet, I, 237 ff. Meyer, I, 89 ff. Cook, III, 225. Tytler, VII, 29 f.
4) Selbſt ihre Frauen durften nicht zu ihr.

in die Hände der Barone gelangt zu ſein. Sie mußte es daher auch geſchehen laſſen, daß nicht nur das Parlament, das auf den 12. März zuſammenberufen war, vertagt wurde, ſondern daß auch Graf Murray nebſt den verbannten Lords nach Schottland zurückkehrte, dazu eingeladen vom Könige Darnley ſelbſt, wie derſelbe es den Verſchworenen zu thun verſprochen hatte.

Aber die Königin war auch jetzt nicht geſonnen, nachzugeben, und da ihr die Gewalt fehlte, ſo nahm ſie ihre Zuflucht zur Liſt. Ihre nächſte Sorge war, ſelbſt wieder die Freiheit zu erlangen und dann unter die Verſchworenen Zwieſpalt zu ſäen, namentlich Darnley von dem Bündniſſe abwendig zu machen. Sie verbarg deßhalb den Abſcheu, den ſie gegen ihren Gemahl empfand, mit großer Selbſtüberwindung, und brachte dieſen durch Thränen und Vorſtellungen auch bald dahin, daß er nicht nur Mitleid mit ihr empfand, ſondern auch auf ihre Pläne einging. Sie führte ihm vor Augen, in welche ſchmähliche Abhängigkeit er ſich doch eigentlich von den Baronen begeben habe, und eben ſo, wie ſehr er ſich doch am Ende um den Beiſtand der verbündeten römiſchen Mächte des Feſtlandes bringen werde, wenn er den Proteſtantismus in Schottland begünſtige. Darnley, eitel und furchtſam zugleich, war bald überredet. Er gab ſeine Freunde und Pläne auf, und half nun dieſe verderben, wie er ſich ihrer vorher zum Verderben des Italieners bedient hatte. Durch eine ähnliche Liſt ſuchte die Königin dann auch die Verſchworenen ſicher zu machen und wenigſtens erſt zu erlangen, daß ſie ihre Mannſchaften aus Holyroodhouſe zurückzögen. Sie ließ nicht nur Morton und Ruthven, ſondern auch den Grafen Murray zu ſich kommen, that freundlich mit ihnen, verſicherte, daß ſie den Mord ihres Secretairs vergeben und vergeſſen wolle, wie ſie auch überhaupt niemals weder nach dem Blute, noch nach den Gütern ihres Adels getrachtet habe, und bot ſich an, ihnen das Alles ſchriftlich zu geben: ſie ſollten nur aufſetzen, was ſie zu unterſchreiben habe. So zogen ſich auch die Verſchworenen zurück, zwar nicht ohne Mißtrauen, wie denn Ruthven zu Darnley ſagte: „Wenn in Folge deſſen, was ſich da anſpinnt, Blut fließen ſollte, ſo komme es über euch und nicht über uns!“ aber Maria erlangte wenigſtens ihre Freiheit[1]).

In der Nacht vom 11. auf den 12. März verließ ſie, von Darnley und Arthur Erskine, dem Hauptmann ihrer Leibwache, begleitet, heimlich Holyroodhouſe und begab ſich nach Dunbar. Hier aber rief ſie ihren Adel zu den Waffen, und als Bothwell und Huntley mit ihren Truppen zu ihr geſtoßen waren, warf ſie vollends die Maske ab und erließ eine Proclamation gegen die Verſchwornen, die ſie als Rebellen bezeichnete und richtete; dagegen aber ließ ſie, um die Evangeliſchen von einander zu trennen, dem Grafen Murray und ſeinen Genoſſen Verzeihung angedeihen, ſobald ſich dieſelben nicht mit den Mördern Riccio's verbinden würden. So kehrte ſie nach

1) Tytler, VII, 34 f. Mignet, I, 249.

der Hauptſtadt zurück, verbot hier dem Grafen Lennox den Hof, ſetzte Lethington ab, übertrug deſſen Stelle dem Bruder des Getödteten, dem Joſeph Riccio, und ließ, da die Haupturheber des Attentats nach England geflohen waren, die Mitſchuldigen zweiten Grades hinrichten. Raſch hatte ſie ſo die alte Stellung wieder eingenommen — es war augenſcheinlich, daß der Herr ſeine Kirche nicht auf frevelhaft vergoſſenes Blut wollte gegründet wiſſen. Wie wenig aber Maria Willens war, die reformirte Kirche in ihrem Beſtehen unangetaſtet zu laſſen, ging daraus hervor, daß ſie jetzt noch mehr, als je, von den römiſch geſinnten Baronen, vor Allen von dem Grafen Bothwell ſich berathen ließ[1]).

Darnley ſpielte bei dem Allen jedoch die unwürdigſte Rolle. Er ließ ſich von der Königin nicht nur bewegen, ſeine Genoſſen gänzlich im Stiche zu laſſen, ſondern auch durch eine auf dem Markte zu Edinburg ausgerufene Proklamation alle Theilnahme an dem Complot gegen Riccio zu verleugnen[2]). Es ſeien nur Verleumdungen, ſagte er, wenn man ihn zu beſchuldigen wage, an der „grauſamen, in Gegenwart der Königin begangenen Ermordung und an der verbrecheriſchen Gefangenhaltung der erhabenen Perſon ihrer Majeſtät" Theil genommen zu haben, und er ſetzte hinzu: „Um die üble Meinung, zu welcher in Folge dieſer falſchen Angaben und beunruhigenden Gerüchte die getreuen Unterthanen verleitet werden könnten, zu beſeitigen, hat Se. Hoheit vor den Lords des geheimen Raths auf Ehre, Treue und Fürſtenwort ihrer Majeſtät der Königin erklärt, daß er um den abſcheulichen Verrath, deſſen er ſchimpflicher und fälſchlicher Weiſe beſchuldigt wird, nie Etwas gewußt und ihn auch nie angerathen, noch befohlen oder gebilligt hat." Elender hätte der Prinz ſich nicht betragen können, aber auch das half ihm wenig. Die Mitverſchworenen ſäumten nicht, der Königin die Papiere in die Hände zu liefern, welche die Mitſchuld Darnley's augenſcheinlich bewieſen, und im Volke war dieſelbe zu bekannt, als daß man der Proklamation irgend welchen Glauben geſchenkt hätte[3]). So brachte ſich der König um den letzten Reſt von Achtung, den er bei ſeiner Frau und beim Volk noch haben mochte. Er hatte ſein Spiel verloren, und — es ſollte bald die Zeit kommen, wo er die ganze Summe des Haſſes, den die Königin gegen ihn im Herzen trug, empfinden ſollte.

Unſer Reformator war durch alle dieſe Vorgänge nun aber in eine höchſt bedrohte Stellung gebracht. Zwar hatte er an der Verſchwörung gegen Riccio nicht Theil genommen, aber er hatte ſie doch gebilligt und zwar öffentlich in einer Predigt, in welcher er auf bibliſche Vorgänge, namentlich auf die Ermordung Haman's hingewieſen hatte, und außerdem durfte er auch des Haſſes der Königin gegen ihn gewiß ſein. Würde ſie jetzt nicht auch ihn ihre Rache empfinden laſſen? Als deshalb bei der Ankunft der Königin in Edinburg

1) Knox, hist., 394 f.
2) Mignet, I, 256. Meyer, I, 97. Tytler, VII, 41 ff.
3) Knox, hist., 395, ſagt: „all Men laugh at the Passages of Things."

die Grafen Murray und Argyle nebſt ihrem Anhange die Stadt verließen, hielt auch Knox es für gerathen, ſich vorläufig in Sicherheit zu bringen[1]). Er begab ſich in die weſtlichen Grafſchaften (nach Kyle), und es zeigte ſich auch bald, daß er wohl daran gethan hatte. Nicht blos daß eine Anzahl von andern Anhängern der Reformation hingerichtet wurde unter der Beſchuldigung, an der Verſchwörung Theil genommen zu haben[2]), auch gegen Knox zeigte ſich Maria im höchſten Grade feindſelig. Davon, daß ſie ſeine Rückkehr nach Edinburg geſtatten ſollte, wollte ſie Nichts wiſſen, ſondern wies alle Geſuche dieſerhalb, die von Seiten des Magiſtrates der Stadt an ſie gerichtet wurden, durchaus zurück, ja, ſie ging ſogar darauf hinaus, ihn ſelbſt aus dem Lande zu vertreiben, indem ſie dem Edelmanne, bei dem er ſich in Fyfe aufhielt, befahl, ihn aus ſeinem Hauſe zu verbannen[3]). Nicht eher, als Maria ſelbſt ihres Thrones entſetzt war, durfte der Reformator es wagen, ſeinen Dienſt in der Hauptſtadt wieder anzutreten, und dem Prediger Craig wurde deßhalb der bisherige Leſer Johann Cairns als einſtweiliger Gehilfe beigeordnet[4]).

Knox dachte nun daran, die ihm auf dieſe Weiſe gewordene Muße zu einem Beſuche in England zu benutzen, was er ſchon lange gewünſcht hatte. Dazu hatte er auch noch einen beſonderen Grund. Er hatte ſeine beiden Söhne zu den Verwandten ihrer Mutter in das Nachbarreich geſchickt, um dort in den Seminarien erzogen zu werden, und ſo trieb ihn auch ſeine väterliche Liebe zu der Reiſe an. Dies Mal wurde ihn der Aufenthalt in England denn auch nicht verſagt, und er wandte ſich deshalb an die im December 1566 zuſammentretende General-Synode, um die Erlaubniß zur Reiſe zu erhalten, eine Bitte, die ihm gern geſtattet wurde, jedoch nur unter der Bedingung, daß er bis zur nächſten Verſammlung im Juni wieder zurückgekehrt wäre. Ein ſehr ehrenvolles Zeugniß wurde ihm von der Synode mitgegeben. „Er habe ſich, hieß es in demſelben, als ein treuer und gläubiger Diener Chriſti bewährt, der in ſeiner Lehre ſtets rein und lauter und in ſeinem Leben und Betragen nach menſchlicher Einſicht unſträflich geweſen ſei, und die Gaben, die ihm von dem Ewigen verliehen worden, mit ſolchem Erfolge benutzt habe zur Förderung der Ehre ſeines heiligen Namens, zur Ausbreitung des Reiches Chriſti und zur Erbauung derer, die ihn predigen gehört, daß ſie ſich verpflichtet fühlten, den heiligen Namen Gottes von Herzen zu preiſen, daß er ihm ſo große Gaben zu dem allgemeinen Nutzen habe zu Theil werden laſſen[5])."

Zugleich gab die Synode ihm auf ſein Anſuchen auch einen Brief an die Biſchöfe und Prediger in England mit, der keinen anderen Zweck hatte,

1) Knox, hist., 395.
2) Ibid.
3) Vgl. M'Crie, II, 147.
4) Ibid.
5) Keith, hist., 564.

als für diejenigen ein gutes Wort einzulegen, welche mit den Formen der Hochkirche nicht einverſtanden waren. Noch immer gab es ja damals in England eine große Anzahl von Solchen, denen die Menge äußerlicher Gebräuche, welche man dort aus der römiſchen Kirche beibehalten hatte, ein Anſtoß war, und namentlich war es auch die ganz römiſche Kleidung der Prediger, welche von Eliſabeth mit aller Strenge aufrecht erhalten wurde, aber gerade damals auch den vielfältigſten Widerſpruch fand. Der um ſolcher Dinge willen oft hart genug Verfolgten wünſchte Knox ſich anzunehmen, und die Synode beauftragte ihn daher, ſelbſt ein Schreiben aufzuſetzen, in welchem die Biſchöfe der Engliſchen Kirche zur Milde ermahnt würden[1]). Der Reformator mochte ja doch noch nicht vergeſſen haben, was er ſelbſt vordem um dergleichen Urſachen willen zu leiden gehabt hatte, aber auch dieß Unternehmen zeigt, wie wenig er ſich durch Rückſichten der Furcht beſtimmen ließ, ſobald es galt, das Reich Gottes zu fördern. Kaum von Eliſabeth auf engliſchem Boden wieder zugelaſſen, dachte er ſchon daran, denen Erleichterung zu verſchaffen, die nach ſeiner Ueberzeugung nur um des Herrn willen litten. Leider hatte jedoch der Brief, ſo gut er gemeint war, nicht den gewünſchten Erfolg. Selbſt wenn die Biſchöfe geneigt geweſen wären, den Bitten der Synode von Schottland Gehör zu geben, ſo war doch Eliſabeth unbeugſam und wies jede Fürſprache zurück, und Knox mochte jetzt nur noch mehr in der Meinung beſtärkt werden, daß die Königin „weder eine gute Proteſtantin, noch eine entſchloſſene Katholikin“ ſei[2]), ein Ausſpruch, der die Hochkirche überhaupt in manchen Stücken treffend charakteriſirt.

So war Knox denn von ſeinem Vaterlande abweſend, während ſich dort Ereigniſſe zutrugen, die, ſo grauenvoll ſie waren, doch am Ende dazu dienten, dem Evangelium eine unangefochtene Stätte in Schottland zu ſichern.

Die Verhältniſſe zwiſchen Maria und ihrem Gemahl nahmen eine immer düſtere Geſtalt an. Von einer Theilnahme, die ſie dem Könige noch an den Geſchäften verſtattet hätte, war keine Rede mehr, vielmehr legte ſie gegen ihn die offenbarſte Verachtung und Zurückſetzung an den Tag. Ihre Vertrauten waren und blieben die römiſch geſinnten Barone, Huntley, Athol, der Biſchof von Roß und vor allen Dingen Bothwell[3]), den ſie mit großem Landbeſitze ausſtattete. So ſah ſich Darnley zu einer vollſtändigen Null am ſchottiſchen Hofe herabgedrückt, und die Zeichen der Mißachtung las er auf allen Geſichtern.

Und dieß Verhältniß änderte ſich auch nicht, als die Königin eines Sohnes, des ſpäteren Jakob VI., genas, der denn auch als Jakob I. den

1) Keith, hist., 565 f. Knox, hist., 402 f., wo der Brief.
2) Knox, hist., 277.
3) Tytler, VII, 45 f. Mignet, I, 258 f.

Thron von England beſteigen ſollte. So weit ging ſelbſt der tiefe Haß Maria's gegen ihren Gemahl, daß derſelbe nicht einmal bei der Taufe ſeines Kindes zugegen ſein durfte[1]). Auch trug an dieſer Zurückſetzung der Haß Maria's nicht allein die Schuld. Vielmehr hatte ſich zwiſchen ihr und Bothwell ein Verhältniß entſponnen, das ihr das Band, durch welches ſie ſich an Darnley gefeſſelt ſah, vollends unerträglich machte. Bothwell war zwar eben ſo gewiſſenlos, als er tapfer war, aber eben ſeine Tapferkeit, die keine Scrupel kannte, ließ ihn in den Augen der Königin als den Mann erſcheinen, deſſen ſie zur Ausführung ihrer Pläne bedurfte und den ſie in Darnley ſo durchaus nicht gefunden hatte. So gewann der Graf bald ihre Gunſt und ebenſobald ihre Liebe; es kam zuletzt ſo weit, daß er die vollkommenſte Herrſchaft über ſie erlangte und ihm Nichts mehr von ihr verſagt wurde[2]). Nur zwei Hinderniſſe ſtanden ihrer öffentlichen Verbindung noch entgegen, der Mann der Königin und die Frau Bothwells, die er erſt vor Kurzem geheirathet hatte: Johanna Gordon, eine Schweſter des Grafen Huntley[3]), aber ſie waren bald entſchloſſen, beide Hinderniſſe aus dem Wege zu räumen.

Darnley ſchöpfte allmälig Verdacht. Beſonders als zwiſchen Bothwell auf der einen und Murray auf der andern Seite auf Betreiben der Königin eine Ausſöhnung ſtattgefunden hatte[4]), hielt er ſich nicht mehr für ſicher. Er fiel deßhalb auf allerlei Pläne. In der Hoffnung, an der römiſchen Partei eine Stütze zu finden, ſuchte er ſich ganz an dieſelbe anzuſchließen, und ſchrieb ſogar an den Papſt, indem er ſeine Frau der Lauheit im alleinſeligmachenden Glauben und in der Förderung der Intereſſen Roms beſchuldigte[5]). Dann dachte er wieder daran, das Land zu verlaſſen, um ſich nach Frankreich zu begeben, und rüſtete ſchon ein Schiff, das ihn hinüber bringen ſollte. Endlich entſchloß er ſich doch, noch einmal eine Ausſöhnung mit ſeiner Frau zu verſuchen. Aber als er in Holyroodhouſe ankam, verſammelte Maria ihren geheimen Rath und drang ihm die Verſicherung ab, daß ſie ihm niemals eine Urſache zum Mißvergnügen gegeben habe. Damit war er denn wieder entlaſſen. Er konnte gehen oder bleiben, Maria ſagte, daß ſie ſich mit dieſer Erklärung begnüge[6]).

Es blieb deßhalb dem unglücklichen Manne nichts übrig, als den Hof zu verlaſſen. Er begab ſich nach Stirling, dann nach Glasgow zu ſeinem Vater. Noch immer trug er ſich mit dem Gedanken, ſich aus Schottland weg zu begeben, aber, unentſchieden, wie er ſeinem ganzen Weſen nach war,

1) Knox, hist., 401. Tytler, VII, 55, ſagt, der König habe ſich ſelbſt fern gehalten, doch ohne Beweis.
2) Mignet, I, 266 f. Meyer, I, 100 f.
3) Knox, hist., 392.
4) Tytler, VII, 40.
5) Mignet, I, 268 f. Meyer, I, 101.
6) Ibid.

führte er ihn nicht aus, sondern schrieb auch jetzt noch an Maria, um sie zu versöhnen.

Sie aber dachte durchaus nicht mehr an einen solchen Ausgang. Bothwell erfüllte sie ganz, und kaum daß sie es noch der Mühe werth hielt, ihre Leidenschaft zu verbergen. Als der Graf nach den südlichen Grenzen zog (6. Oct.), um dort die Räuber zu Paaren zu treiben, folgte sie ihm schon nach zwei Tagen nach, und als Bothwell von einem der Banditen verwundet worden war, eilte sie nicht blos zu seiner Hilfe herbei, sondern wurde durch die Angst um ihn so sehr niedergeworfen, daß sich ein hitziges Fieber bei ihr einstellte und man für ihr Aufkommen fürchtete. Zugleich verzehrte sie aber auch die Angst des bösen Gewissens. „Ich möchte gestorben sein!" soll sie damals oft gesagt haben, und allerdings mochte der Zwiespalt in ihrem Innern groß genug sein[1]).

Bei dem Allen aber vergaß sie auch ihren höchsten Zweck, die Wiederherstellung der römischen Kirche nicht, vielmehr that sie gegen Ende des Jahres 1566 Schritte, die sie offenbar diesem Ziele näher bringen sollten: den Erzbischof von St. Andrews, der ihren Sohn mit aller Pracht des Gottesdienstes seiner Kirche getauft hatte, setzte sie in seine Würden wieder ein und dachte das Gleiche auch mit den übrigen Prälaten zu thun[2]). Früher hatte sie durch das Parlament diese Anordnungen treffen lassen wollen, als dasselbe aber in Folge der Ermordung Riccio's vertagt war, glaubte sie seiner Zustimmung auch nicht mehr zu bedürfen. Freilich gebrauchte sie, um die Evangelischen zu beruhigen, dabei die List, daß sie auch diesen Zugeständnisse machte. Die General-Synoden hatten fast bei jedem Male, wo sie versammelt waren, ihre Klagen wegen der schlechten Besoldung der Prediger vor sie gebracht — jetzt verordnete sie durch eigenhändige Unterschrift, daß ihnen das schon früher festgesetzte Drittel aus den geistlichen Einkünften gezahlt werden sollte[3]). Dadurch hoffte sie die Prediger zum Schweigen zu bringen, und — war die römische Kirche erst einmal in ihrer vollen Macht wiederhergestellt, so hörten mit dem Fortbestehen der reformirten Kirche auch diese Zahlungen von selbst auf.

Aber die Prediger ließen sich auf diese Weise nicht täuschen. Eben auf jener Synode, auf welcher Knox die Erlaubniß zur Reise nach England erhielt, kam auch dieser Gegenstand zur Sprache, und der Reformator wurde beauftragt, ein Circularschreiben an die protestantischen Edelleute im Königreich zu erlassen und diese um ihren Rath zu bitten, was für Maßregeln unter den vorhandenen Umständen zu ergreifen seien. Der Brief zeugt von dem Unwillen, der den Mann bei dem Gedanken ergriff, daß das Papstthum

1) Tytler, VII, 47 ff. Mignet, I, 271 f. Meyer, I, 103. Buchanan, 348.
2) Knox, hist., 403.
3) Ebendas. 401.

wieder aufgerichtet werden könnte. Nachdem er die Verordnung erwähnt hat, durch welche die Königin den Predigern ihre Besoldung zugesichert, sagt er: „Wie eine solche Anweisung oder ein derartiges Versprechen auch nur irgend welchen Glauben verdienen kann, wenn der römische Antichrist, der einst durch ein rechtmäßiges Gesetz aus diesem Reiche verbannt worden ist, jetzt wieder zum Herrn über uns eingesetzt wird, das können wir nicht einsehen, ja, noch mehr, wir sehen nicht, welche Gewißheit, daß ihm nicht Leib und Leben genommen werden wird, irgend Einer in diesem Reiche, der Jesum Christum bekennt, noch haben kann, wenn das Haupt jenes verhaßten Thieres unter uns sich wieder erheben darf." Und dann fügt er hinzu: „Wie wir von Anfang an weder Gut, noch Blut geschont haben, so sind wir auch jetzt Willens, bis zum Ende zu beharren und das Evangelium aufrecht zu erhalten, so lange wir noch den Beistand unserer Brüder finden; sollten wir aber, was Gott verhüte, von denselben im Stiche gelassen werden, so sind wir doch entschlossen, uns niemals dem römischen Antichristen zu unterwerfen, noch auch seiner angemaßten Tyrannei zu weichen, und wenn wir Nichts mehr thun können, um das verhaßte Thier zu unterdrücken, so denken wir mit unserm Blute der Nachwelt zu beweisen, daß die helle Erkenntniß Jesu Christi jenen Mann der Sünde und seine giftige Lehre aus unseren Herzen und Gewissen vertrieben hat. Dieser unser Brief mag ein Zeugniß vor Gott sein, wie auch vor seiner Kirche, vor der Welt und vor eurem eigenen Gewissen[1])." Diesem Schreiben war der Entwurf einer Bittschrift an die Königin beigefügt, und zugleich beschloß die Synode, sich in derselben Angelegenheit Protest erhebend an den geheimen Rath zu wenden mit einer Schrift, deren Verfasser ebenfalls Knox gewesen sein dürfte. —

Doch die Angelegenheiten am Hofe nahmen nun bald eine Wendung, welche es der Königin unmöglich machen sollte, der reformirten Kirche noch ferner zu schaden. Daß Darnley auf irgend eine Weise beseitigt werden müsse, stand bei der Königin und Bothwell fest, und es ist keinem Zweifel unterworfen, daß Beide die Schritte, die zu seinem Tode führten, vorher mit einander verabredet haben[2]). Vor allen Dingen war es nöthig, ihn wieder nach Edinburg zu locken, weil nur da der Plan ausgeführt werden konnte, den man vor hatte, und — Maria handelte hier mit einer Verschlagenheit, wie sie nur Haß und Leidenschaft eingeben können.

Darnley war zu Glasgow von den Pocken befallen worden, und diese Veranlassung benutzte die Königin, sich scheinbar wieder mit ihm auszusöhnen. Sie reiste selbst zu ihm und bewies ihm mehr Zärtlichkeit, als er seit langer Zeit gewohnt war. Der unglückliche Mann war bald sicher genug gemacht. Im Grunde liebte er Maria noch immer, und nur daß ihm die

1) M'Crie, II, 150.
2) Beweise unten.

Königin ihre Liebe entzogen hatte, hatte ihn zu allen jenen thörichten Schritten verleitet. Er zeigte daher große Reue, verklagte ſeine Jugend und Unentſchloſſenheit, verſprach Beſſerung, und empfing daher von der Königin die Zuſicherung vollkommner Vergebung. Wenn er wieder hergeſtellt ſei, ſolle er nach Edinburg zurückkehren, wo ſie dann wieder als Gattin mit ihm leben wolle, doch ſolle er dieſe Verſöhnung geheim halten, damit nicht einige Lords Mißtrauen gegen ſie ſchöpften.

Der Unglückliche kehrte nur zu bald zurück. Unter dem Vorwande, daß er noch nicht ganz wieder hergeſtellt ſei und deßhalb der freien Luft genießen müſſe, wies man ihm eine Wohnung nicht im Schloſſe, ſondern in dem Hauſe des Jakob Balfour, außerhalb der Stadt in Kirk of Field gelegen, an. Er bewohnte das obere Stock, während die Königin ſich ein Schlafgemach im Erdgeſchoß bereiten ließ, das durch eine beſondere Treppe mit den Gemächern Darnley's in Verbindung ſtand. So brachte ſie mehre Tage und Nächte mit ihm zu. Als ſie ſich jedoch während einer Nacht entfernt hatte, angeblich um einem Hofballe beizuwohnen, flog — das Haus in die Luft und die Leiche des Königs nebſt der ſeines Pagen wurde nicht weit davon erdroſſelt gefunden.

Wer war der Mörder? Möchte doch Maria von dem Verdachte der Mitſchuld frei zu ſprechen ſein! Es iſt kaum zu denken, daß eine Frau fähig ſei, noch im letzten Augenblicke dem Manne ſich hinzugeben, den ſie ermorden will, und doch zeugen alle Anzeichen gegen ſie. Daß Bothwell der Urheber der That ſei, iſt keinem Zweifel mehr unterworfen, aber kaum auch noch einem, daß Maria mit ihm im Einverſtändniß gehandelt hat. Briefe, die ſie vor dem ſchrecklichen Ereigniß an Bothwell geſchrieben hat, bezeugen auf das Augenſcheinlichſte ihre Mitwiſſenſchaft und daß die ganzen Verſöhnungsſcenen mit Darnley nur ein angelegtes Spiel geweſen iſt. Ihr Volk hat ſie verurtheilt, die Mitwelt hat ſie für ſchuldig gehalten, der Geſchichtsforſcher kann nach gewiſſenhafter Einſicht der Akten das Urtheil der Zeitgenoſſen nur unterſchreiben[1]).

Natürlich brachte das Ereigniß in der Hauptſtadt, wie im ganzen Lande die größte Aufregung hervor, und wenn der Graf Lennox auch nicht auf Unterſuchung gedrungen hätte, die Königin hätte doch nicht vermeiden dürfen, eine ſolche anordnen zu laſſen. Es wurde daher ein Preis von 2000 Livres für Denjenigen ausgeſchrieben, der die Urheber des Mordes entdecken würde, und die öffentliche Stimme ließ ſich auch bald vernehmen. An den Thoren des Tolbooth fand man einen Anſchlag angeheftet, der Bothwell nebſt einigen Anderen als Mörder bezeichnete, und es hätte dieſes Anſchlages kaum bedurft: die ganze Stadt ſprach von keinem Anderen, als Bothwell, ſelbſt des Nachts wurde ſein Name auf offener Straße ausgerufen[2]). Aber

1) Mignet, I, 274 ff., 310. Meyer, I, 105 ff.
2) Mignet, I, 313. Meyer, I, 116.

die Königin nimmt keine Rückſicht darauf. Bothwell bleibt nach wie vor ihr Vertrauter, keine Unterſuchung wird angeordnet. Statt deſſen verläßt Maria die Stadt und zieht mit ihrem Liebhaber auf das Land zu dem Lord Seton, wo ſie ſich mit allerlei Luſtbarkeiten beſchäftigt. Hauptſtadt und Land ſind über das grauenvolle Ereigniß noch in der tiefſten Beſtürzung, aber Maria und Bothwell vergnügen ſich damit, nach der Scheibe zu ſchießen[1]).

Am Ende muß aber doch ein Schritt geſchehen, denn die Stadt kommt über die Säumniß der Königin immermehr in Aufregung. Neue Maueranſchläge verheißen, die Schuldigen an's Licht zu bringen; der Schloſſer, bei dem die gebrauchten Nachſchlüſſel gemacht ſind, erbietet ſich, die Beſteller zu nennen; ein anderer Anſchlag deutet ſelbſt auf die Königin als Mitſchuldige hin. Dazu ſprechen ſich die Prediger auf den Kanzeln in der entſchiedenſten Weiſe aus und rufen Gott an, die Schuldigen hervorzuziehen und zu beſtrafen. Da erſcheint denn Bothwell mit 50 Bewaffneten und erklärt öffentlich, wenn er die Verfaſſer der Anſchläge entdecke, wolle er ſeine Hände in ihrem Blute waſchen[2]): Er denkt die Stadt einzuſchüchtern, aber es hilft Nichts, der Verdacht bleibt, und — Maria ordnet noch immer keine Unterſuchung an. Der Graf Lennox dringt wiederholt und flehentlich in ſie[3]), Eliſabeth von England und ſelbſt der König von Frankreich ermahnen ſie, durch ungeſäumtes Handeln ſich von dem gegen ſie erhobenen Verdachte zu reinigen[4]) — es iſt Alles umſonſt. Den Grafen Lennox verweiſt ſie auf ein zu berufendes Parlament, das die Sache unterſuchen ſolle, und die Vorſtellungen Englands und Frankreichs beantwortet ſie damit, daß ſie Bothwell zum Befehlshaber des Edinburger Schloſſes macht und ihm das Schloß Blackneß ſchenkt[5]). Endlich freilich mußte ſie doch in die Vornahme des Proceſſes willigen, und da gab ſie am 28. März dem Grafen Lennox auf, bis zum 12. April die Beweiſe gegen Bothwell zur Stelle zu ſchaffen, eine Friſt, die augenſcheinlich zu kurz war, und die ſie gleichwohl nicht verlängern wollte, obgleich nicht blos Lennox, ſondern auch die Königin Eliſabeth darum bat. Dazu wurde dem Schloſſer, der die Nachſchlüſſel verfertigt hatte, das freie Geleit geradezu verweigert. So konnten denn die Beweiſe gegen Bothwell nicht geliefert werden, und da der Gerichtshof auch zum größten Theile aus Freunden des Angeklagten beſtand, wurde das „Nichtſchuldig" geſprochen, worauf ſich Bothwell erbot, ſeine Unſchuld mit den Waffen in der

1) Mignet, I, 313. Meyer, I, 116. Tytler, VII, 70 f.
2) Mignet, l. c.
3) Ibid.
4) Ebendaſ. 315 ff. Eliſabeth ſchrieb: „Ich rathe und bitte Euch, dieſe Sache ſo zu Herzen zu nehmen, daß Ihr nicht fürchtet, irgend Jemanden, und wäre er Euch der Nächſte, zu nahe zu treten, und daß kein Zureden Euch abhalte, der Welt das Beiſpiel einer edlen Fürſtin und biedern Frau zu geben."
5) Tytler, VII, 77.

Hand gegen Jeden zu beweisen, der sie bezweifeln würde. Man hatte eine Comödie aufgeführt, aber es war wenigstens die Form gewahrt[1]).

Maria überhäufte Bothwell nun mit neuen Gunstbezeugungen. Sie übergab ihm die Herrschaft und Festung Dunbar und erweiterte seine Befugnisse als Großadmiral[2]), aber auch den Richtern, die ihn freigesprochen hatten, ließ sie Gunstbezeugungen zukommen[3]). Endlich dachte sie denn auch an die Verheirathung mit ihm. Da Bothwells Frau noch lebte, mußte er von derselben geschieden werden, und der Bruder derselben, Graf Huntley, wurde für den Plan gewonnen[4]). Ueberhaupt gab es unter dem ganzen Adel Wenige, die nicht so sehr von Bothwell eingeschüchtert gewesen wären, daß Niemand auch nur ihm zu widersprechen wagte. Nur Lord Herries und Robert Melvil erdreisteten sich, der Königin selbst Vorstellungen wegen ihres Beginnens zu machen, mußten aber eine schnöde Abweisung erfahren[5]), und als Bothwell einer Versammlung von Baronen das Project im Namen der Königin mittheilte, war es allein Lord Eglinton, der sich davon schlich, um nicht zustimmen zu müssen; alle Uebrigen erklärten, einverstanden und von der Unschuld Bothwells überzeugt zu sein, auch machten sie sich anheischig, ihn gegen jede Verleumdung zu vertheidigen, und empfahlen diesen „edlen und mächtigen Lord" als einen passenden Gemahl für die Königin, deren verlängerter Wittwenstand dem öffentlichen Interesse nachtheilig wäre[6]). Besonders auch Lethington, der geschmeidige Höfling, wußte sich vortrefflich in die Verhältnisse zu schicken[7]), während Murray schon vor der Ermordung Darnley's Schottland verlassen hatte und nach Frankreich gegangen war, um kein Zeuge dessen zu sein, was er kommen sah und nicht hindern konnte[8])

Aber die Scheidung von Lady Bothwell war gleichwohl nicht ohne Schwierigkeit. Man hatte zwar den Erzbischof von St. Andrews zum großen Theil deßhalb in seine Rechte wieder eingesetzt, damit er dieselbe aussprechen könne, aber — es mußte doch ein Grund vorhanden sein. Deßhalb verfiel Bothwell auf das abenteuerlichste und zugleich abscheulichste Mittel, das sich ausdenken ließ. Mit Zustimmung der Königin entführte er dieselbe nach Dunbar, lebte hier öffentlich mit ihr und — klagte sich dann selbst des Ehebruchs an. Der Grund war gefunden. Nach erfolgter Scheidung führte

1) Tytler, VII, 78 ff. Mignet, I, 323 ff.
2) Tytler, VII, 84, wo auch noch andere Gunstbezeugungen genannt werden.
3) Mignet, I, 325. Meyer, I, 122.
4) Ibid.
5) Bothwell verfolgte Melvil sogar und drohte ihn zu tödten. Nur mit Mühe entkam derselbe. Mignet, I, 329. Meyer, I, 124.
6) Mignet, I, 329 ff. Meyer, I, 124 f. Tytler, VII, 84 f.
7) Tytler, VII, 85.
8) Murray hatte sich sofort nach Darnley's Ermordung vom Hofe entfernt und Tytler nennt ihn den Einzigen, der sich nicht zu Bothwell gehalten. Vgl. Tytler, VII, 73, 75, 78, 85. Vgl. auch Cook, III, 252.

er die Königin nach Edinburg zurück, und die Trauung ſollte vor ſich gehen. Die Königin ſelbſt erklärte, daß ſie dem Grafen, wegen der ihr angethanen Gewalt, verzeihe und ihn aus freien Stücken heirathen wolle[1]).

Doch da erhob ſich noch ein anderes Hinderniß: von Seiten der reformirten Kirche. Craig, der Prediger zu Edinburg, erhielt zwar Befehl, das Aufgebot vorzunehmen, aber er weigerte ſich deſſen. Die Königin, ſagte er, könne er nur als Gefangene betrachten, und außerdem habe er keinen ſchriftlichen Befehl erhalten. Deßhalb kam der Juſtizſecretair mit einem eigenhändigen Schreiben der Königin zu ihm, worin ſie auf die Veröffentlichung der Verlobung drang und in Abrede ſtellte, daß ſie gefangen gehalten werde. Aber auch da fügte ſich Craig noch nicht. Er verlangte, vor dem geheimen Rathe den Parteien gegenübergeſtellt zu werden, und hier hielt er mit großem Muthe dem Grafen ſeine Verbrechen vor, indem er ihn des Raubes, Mordes und Ehebruchs anklagte. Dem Prediger wußte der ſonſt ſo verwegene Mann denn doch keine genügende Antwort zu geben. Da aber Craig auf dieſe Weiſe ſein Gewiſſen erledigt hatte und der Befehl, das Aufgebot vorzunehmen, von der Königin wiederholt wurde, ſo verſtand er nach Berathung mit den Aelteſten der Gemeinde ſich dazu, zu gehorchen. Er verkündigte deßhalb die Verlobung in St. Giles, aber von der Kanzel herab fügte er hinzu: „Ich nehme Himmel und Erde zu Zeugen, daß ich dieſe Heirath auf das Tiefſte verabſcheue, als eine Sünde und eine Schmach für die Welt, und ich möchte die Gläubigen ernſtlich ermahnen, zu bitten, daß eine Verbindung, die ſo ſehr der Vernunft und dem Gewiſſen zuwider iſt, von Gott noch verhindert werden möge zum Heil dieſes unglücklichen Landes.“ Das war freilich auch ernſt und ſtrenge, aber — wer möchte wünſchen, daß der Diener des Herrn anders geredet hätte, auch wo es um die Vermählung einer Königin ſich handelte. Für eine ſolche Ehe hatte die Kirche kein Wort des Segens. Auch erklärte die Generalſynode, „er habe gehandelt, wie es die Pflicht eines gläubigen Predigers erfordere[2]).“

Auf die verblendete Maria machte jedoch das Alles keinen Eindruck. Am 12. Mai erklärte ſie im geheimen Rathe, daß ſie Bothwell zu ehelichen geſonnen ſei. Sie machte ihn zugleich zum Herzoge von Orkney und Shetland und ſetzte ihm ſelbſt die Herzogskrone auf. Zwei Tage hernach unterzeichnete ſie dann den Heirathsvertrag mit dieſem „edlen und mächtigen Prinzen,“ um, wie ſie ſagte, „aus ihrer einſamen Wittwenſchaft zu treten und ihre Nachkommenſchaft zu vermehren.“ Am 15. Mai endlich wurde ſie durch den Biſchof von Orkney in Gegenwart Craigs getraut. Der Mörder ihres Gatten war, nachdem kaum drei Monate ſeit jener That verfloſſen waren, der Ehemann Maria's geworden. Aber das Volk nahm die Kunde davon

1) Tytler, VII, 89 ff. Mignet, I, 332.

2) Knox, hist., 405. Vgl. M'Crie, II, 153 f. Tytler, VII, 96. Cook, l. c.

nur mit düſterem Schweigen auf, und wenige Barone wohnten der abſcheulichen Ceremonie bei. Am nächſten Morgen fand man an die Thür des Palaſtes den Vers angeheftet: Mense malas Majo nubere vulgus ait [1]).

Sechsundzwanzigſtes Kapitel.

Entthronung Maria's.

Bald genug ſollte die Strafe über Maria und ihren Verführer kommen. Nicht blos auf Bothwell fiel der Abſcheu der Nation, ſondern auch auf die Königin ſelbſt. Bisher hatte Niemand gewagt, ihre Perſon oder ihre königlichen Rechte anzutaſten. Wenn die Barone auch auf ihrem Antheil an der Regierung beharrten und die ihnen zuſtehenden Freiheiten weiter ausdehnten, als in jedem Falle zu rechtfertigen war, ihr Verbleiben auf dem Throne in Frage zu ſtellen, hatte doch Niemand gewagt. Vollends die reformirten Prediger waren nicht geſonnen, ihre Befugniſſe als Königin in allen geſetzlichen und politiſchen Dingen zu beanſtanden. Selbſt wenn Knox um des Evangeliums und der Sicherheit der reformirten Kirche willen ihr mit aller Entſchiedenheit entgegentrat und ſich nicht entblödete, ihr grade heraus zu ſagen, wie er's meinte, ſo bezeugte er ihr doch ſtets auch ſeine Ergebenheit als ihr Unterthan und als ſeiner rechtmäßigen Herrſcherin, und es berechtigt Nichts zu dem Zweifel, daß er ſeine Loyalität eben ſo ehrlich meinte, als ſein Chriſtenthum. Auch zu der Zeit noch, als die Königin bereits in den Feſſeln Bothwells lag und jene Krankheit ſie befallen hatte, welche eine Folge ihrer Angſt um den verwundeten Günſtling war, betete die Kirche von Edinburg für ihre leibliche und geiſtliche Geneſung [2]). Jetzt aber war die Stimmung eine durchaus andere geworden. Verbrechen und Gewaltthaten waren eine nach der andern begangen, und die Königin hatte die Gerechtigkeit verweigert, ſie hatte ſich ſogar mit dem vermählt, der als der Urheber der Frevel allgemein bekannt war, ſelbſt als er die Hand an ihre eigene königliche Perſon gelegt und ſie entführt hatte, hatte ſie dieſe That des Hochverraths verziehen und ihm zum Dank ihre Hand gereicht — überhaupt zeigten die ſeit Darnley's Ermordung raſch auf einander folgenden Ereigniſſe eine ſolche Verkettung, daß auch dem Argloſeſten der Verdacht kommen mußte, die Königin ſei die Mitſchuldige der Gräuel, diejenige, die die

1) „Schlechte Weiber freien im Mai, ſo ſagt man im Volke.“ Tytler, VII, 97 f. Vgl. auch Cook, III, 257 f.

2) Knox, hist., 399.

Schirmerin des Rechtes sein sollte, habe alles Recht mit Füßen getreten. Daß sie da in völlige Verachtung versank, daß man in ihren Händen kein Recht mehr sicher hielt, daß man sie ansah als Eine, welche ihr Recht auf den obersten Platz im Reiche verwirkt habe, und — daß man an ihre Entthronung dachte, ist kaum zu verwundern. Wurde doch selbst von den fremden Monarchen, vom Könige von Frankreich ebensowohl, wie von Elisabeth, der Stab über Maria gebrochen, wie hätte es das eigene Volk nicht empfinden sollen, als sie nicht blos den Glauben des Volkes, sondern auch dasjenige anzutasten gewagt hatte, was über jeden Zweifel und Angriff erhoben sein muß: das allereinfachste, natürlichste Recht, Leben und Sicherheit und die Treue des Weibes? Nicht blos die Männer, namentlich auch die Frauen sprachen daher über Maria eine einstimmige Verurtheilung aus [1]).

Und keineswegs war man auch gesonnen, den Frevel ruhig mit anzusehen und die beiden Verbrecher die Früchte ihres Thuns in Frieden genießen zu lassen. Zwar hatte eine große Anzahl von Baronen die Verheirathung Bothwells mit Maria auf dessen Verlangen gebilligt, aber doch nur, weil man sich damals durchaus nicht in der Lage sah, sie zu verhindern. Bothwell befehligte über die Streitkräfte des Reiches, und Maria hatte durch verschiedene Belehnungen, die sie ihm zuertheilte, dafür gesorgt, daß er auch als der mächtigste Baron Schottlands dastand. Dagegen waren die übrigen Großen des Landes gerade damals auf das Aergste in Zwiespalt und noch dazu durch die letzten Siege der Königin über sie machtlos genug geworden. So mußten sie denn wohl geschehen lassen, was der Graf vorhatte, und wer hätte wagen mögen, zu widersprechen, da man aus Erfahrung wußte, wozu Bothwell im Stande war. Als Rob. Melvil, ein treuer Anhänger der Königin bis in jene Tage, wo sie eine Verbrecherin geworden war, sie vor dem Grafen und der Verbindung mit ihm zu warnen sich unterstanden hatte, war er nur mit genauer Noth dem Schwerte des Gewaltthätigen entronnen — so mochte denn Niemand ihn reizen.

Aber auf die Dauer ihn dulden wollte man keineswegs. Wäre er auch nicht mit diesen Freveln beladen gewesen, man würde schon gegen seine Uebermacht, mit welcher er die Freiheiten der Lords bedrohte, aufzustehen sich getrieben gefühlt haben. Deßhalb machten die Lords, und nicht blos die evangelisch gesinnten, sondern auch die von der römischen Partei, Athol Huntley u. A., schon vor der Verheirathung der Königin ein geheimes Bündniß mit einander [2]), dessen Zweck die Vernichtung Bothwells war, und als Maria schneller, als man vermuthet hatte, dem Mörder ihres Gatten die

1) Die Marktweiber selbst wagten der Königin nachzurufen: „Gott erhalte Ew. Gnaden, wenn ihr am Tode des Königs nicht schuldig seid.“ Tytler, VII, 83.

2) Tytler, VII, 92. Vgl. Cook, III, 260 f.

Hand reichte, blieb dieſer Bund nicht nur beſtehen, ſondern man ſah ſich nur umſomehr getrieben, mit dem Unternehmen nicht zu zögern, als man dem ehrgeizigen und gewiſſenloſen Manne auch die ſchlimmſten Abſichten gegen den Sohn der Königin zutrauen durfte[1]). Wer den Vater ermordet hatte, konnte dem das Leben des Sohnes noch heilig ſein? Wenn es deßhalb auch nicht erwieſen iſt, was von den Lords behauptet wurde, daß Bothwell bereits verſucht habe, den Thronerben zu vergiften, ſo war der Verdacht doch allgemein, daß auch hier Gefahr vorhanden ſei, und die Lords ſprachen es offen aus, daß ſie zum Schutze des königlichen Kindes die Waffen ergriffen.

Zunächſt handelte es ſich jedoch darum, die nöthige Macht zu erlangen. Die Verbündeten wandten ſich deßhalb an Eliſabeth mit dem Erſuchen um Unterſtützung. Dieſe Fürſtin war über das Betragen ihrer Nachbarin zwar auf das Höchſte entrüſtet, aber ſie trug doch Anfangs Bedenken, ſich in die Sache einzulaſſen. Eine Königin durch ihre Unterthanen entſetzen zu helfen, ſchien ihr ein allzugefährliches Beiſpiel zu ſein. Erſt als man ihr zu verſtehen gab, daß man, im Fall ſie ſich weigere, den bedrohten Prinzen dem Könige von Frankreich übergeben werde, überwog doch das Intereſſe, das ſie hatte, den Einfluß Frankreichs in Schottland nicht aufkommen zu laſſen, ihre Furcht vor dem zu gebenden Beiſpiele, und ſie ſagte ihren Beiſtand zu, wenn man das Kind ihren Händen und ihrer Erziehung anvertrauen wolle. Uebrigens war der König von Frankreich auch in der That bereit, ſich der Sache des Prinzen anzunehmen und „lieber die Königin, als das Königthum Preis zu geben[2])."

So war der Bund allmälig zu Kräften gekommen, auch dadurch, daß ſich von den ſchottiſchen Großen täglich mehre ihm anſchloſſen. Selbſt Lethington, der noch eine Zeit lang am Hofe gelebt hatte, war, von Bothwell bedroht, weil ihn der in Verdacht hatte, daß er ihn ermorden wolle, zu dem Grafen Athol, ſeinem nunmehrigen Freunde, geflohen und dann zu den Verbündeten übergegangen. Endlich konnte man an die Ausführung denken[3]).

Die Königin und ihr Mann hatten Anfangs auf das Bündniß wenig geachtet. Hatten ſie nun mit ſich ſelbſt genug zu thun — ſchon in den erſten Tagen nach der Verheirathung begannen ſie, einander mit Eiferſüchteleien zu quälen[4]) — oder war es das böſe Gewiſſen, das ſich in Sicherheit einwiegte, kurz, ſie nahmen von dem Bündniß ebenſo wenig Notiz, wie davon, daß die Barone vom Hofe fortblieben und dieſer mehr und mehr verödete. Am Ende aber erfuhren ſie doch, daß die Verſchworenen mehr zu fürchten ſeien, als ſie geglaubt hatten. Deßhalb hielt es Maria für gerathen, Edin-

1) Tytler, VII, 99 ff.
2) Vgl. über das Alles Tytler, VII, 102 ff. Mignet, I, 348 ff. Meyer, II, 3 ff.
3) Tytler, VII, 100.
4) Mignet, I, 34 f. Meyer, II, 1.

burg zu verlaſſen und ſich in das feſte Schloß Borthwick, etwa 10 Meilen von der Hauptſtadt entfernt, zurückzuziehen[1]).

Hier dachten die Verbündeten ſie zu überfallen. Mit 2000 Mann rückten ſie gegen Borthwick vor, und zwar war es Lord Hume, der mit 800 Mann zuerſt eintraf (10. Juni). Aber Bothwell hatte von dem Heranrücken der Lords Wind bekommen und ſich deßhalb davon gemacht, wie denn auch die Königin, in Mannskleidern und zu Pferde, ihm gefolgt war. Beide trafen ſich, ihrer Verabredung gemäß, in Dunbar wieder und verſammelten hier ihre Truppen, die ſich auch wirklich innerhalb weniger Tage auf 2500 Mann beliefen.

So in ihrem Unternehmen geſcheitert, zogen die Verbündeten zuvörderſt nach Edinburg, jetzt ſchon auf 3000 Mann angewachſen. Hier fanden ſie die bereitwilligſte Aufnahme. Die römiſchen Prälaten, die in der Stadt wohnten, namentlich der Erzbiſchof von St. Andrews, der Abt von Kilwinning und der Biſchof von Roß, flüchteten nach dem Schloſſe, aber ſelbſt der ehemalige Genoſſe Bothwells, Jakob Balfour, dem die Vertheidigung der Burg übergeben war, machte mit dem Verbündeten gemeinſame Sache, indem er ſie ruhig in die von ſeinen Kanonen beherrſchte Stadt einziehen ließ. Sofort erließen ſie eine Proclamation, in welcher ſie ſagten, ihr Unternehmen gehe dahin, die Königin zu befreien, den Prinzen zu ſchützen und die Ermordung ſeines Vaters zu rächen, und um recht augenſcheinlich zu machen, um was es ſich handle, ließen ſie ein Banner malen, auf welchem Darnley abgebildet war, wie man ihn nach dem Morde gefunden hatte, und der Prinz neben ihm knieend und die Hände, wie um Rache flehend, erhoben[2]). Am nächſten Morgen beſchloſſen ſie dann, weiter gegen Bothwell vorzurücken, der, „nachdem er den König ermordet und eine unehrbare Verbindung mit der Königin erzwungen habe, jetzt daran denke, auch den Prinzen um's Leben zu bringen."

Bothwell, wie geſagt, hatte raſch eine Armee zuſammengebracht, und die Königin erklärte nun von Dunbar aus die Verbündeten für Verräther. In einer Proclamation an die Truppen ſagte ſie, die Vorgeben der Lords ſeien Nichts, als leere Erfindungen, denn der Herzog von Orkney, ihr jetziger Gemahl, habe ſich längſt von allem Verdachte der Schuld gereinigt. Auch ſei ſie ſelbſt ſo frei, als ſie zu ſein wünſche, und, daß ſie ſich zu Beſchützern des Kronprinzen aufwürfen, ſei ungereimt, da ſie ja vielmehr darauf hinausgingen, das ganze königliche Haus zu vernichten, um alles im Königreiche nach ihrem Belieben und unumſchränkt leiten zu können. Zugleich verſprach ſie, die Güter der Rebellen unter ihre Soldaten vertheilen zu wollen, ſo daß jeder einen ſeiner Treue und Tapferkeit angemeſſenen Theil empfinge.

1) Tytler, VII, 105 ff., wo auch das Folgende. Vgl. Mignet, I, 352 ff.

2) Darunter ſtanden die Worte: „Judge and avenge my cause, O Lord!"

Sich ſelbſt ſtellte ſie dann an die Spitze ihrer Mannſchaften, zu Pferde und mit einem rothen Rocke bekleidet, und führte ſie bis zu dem Hügel von Carberry, etwa 6 Meilen oſtwärts von Edinburg, wo ſie ein Lager bezog [1]).

Der Ausgang war jedoch ganz auf Seiten ihrer Gegner. Als ſich beide Armeen gegenüber ſtanden, verſuchte De Croc, der Geſandte Frankreichs, eine Ausſöhnung. Auch erklärten ihm die Lords, ſie ſeien bereit, Maria als ihre Königin anzuerkennen und die getreuen Unterthanen derſelben zu ſein, wenn ſie ſich „von dem Unglücklichen, der ſie verführt habe," trennen wolle, und Bothwell ließen ſie ſagen, wenn er es wagen wolle, hervorzutreten, ſo werde er ſchon Einen finden, der ihm in's Angeſicht behaupte, daß er der Mörder Darnley's ſei. Dazu ließ ſich denn Bothwell auch bereitwillig finden, und nur die Königin wollte den Zweikampf nicht zugeben. Sie erbot ſich vielmehr, den Lords zu verzeihen, wenn ſie zu ihrer Pflicht zurückkehren und die Waffen niederlegen wollten. Aber ſchon hatte ſich die Armee der Verbündeten in Bewegung geſetzt, und Morton und Glencairn erklärten auf das Anerbieten der Königin: „ſie ſeien nicht gekommen, um Verzeihung zu erbitten, ſondern höchſtens ſie denen zu bewilligen, welche ſie beleidigt hätten." Doch fügten ſie auch jetzt noch hinzu: „nicht gegen die Königin ſeien ſie in Waffen, ſondern gegen Bothwell, den Mörder ihres Gatten; wenn ſie den ausliefere oder aus ihrer Nähe entferne, ſo würden ſie ihr gehorſam ſein." Damit ſetzten ſie ihre Helme auf und wollten Nichts mehr hören.

Aber die königlichen Truppen hatten wenig Luſt zum Kämpfen. Auch auf ihnen mochte der Bann des Verbrechens laſten, das ihr Anführer begangen hatte. Als daher die Verbündeten anrückten, erhob ſich aus der Mitte Jener das Geſchrei, man müſſe einen Ausweg finden, um die Schlacht zu vermeiden. Das ſetzte Maria in Schrecken und brach ihren Muth. Es wurde verlangt, daß der Herzog allein den Kampf ausfechte und Bothwell erklärte ſich bereit, jetzt von Maria nicht mehr zurückgehalten, wie denn auch von Seiten der Verbündeten der Laird von Tullibardine ſofort die Herausforderung annahm. Aber die Königin wies dieſen als unebenbürdig zurück und Bothwell verlangte Morton zum Gegner. Morton ſchickte ſich ſchon zum Zweikampfe an, doch da trat Lindſay hervor und verlangte die Ehre für ſich, da er als ehemaliger Freund des Königs das Recht und die Pflicht habe, ſeine Ermordung zu rächen. Er fiel vor dem Heere auf die Kniee, rief Gott um Sieg an und flehte mit lauter Stimme, daß es „ſeiner Barmherzigkeit gefallen möge, den Unſchuldigen zu beſchützen, und ſeiner Gerechtigkeit, den laſterhaften Mörder, der das Blut des Königs vergoſſen habe, unterliegen zu laſſen."

Es kam jedoch nicht zu dem Zweikampfe. Die Königin mochte ihren

1) Tytler, VII, 107. Vgl. Mignet, I, 355 ff. und Meyer, II, 9., wo auch das Folgende. Vgl. auch Knox, hist., 404. Buchanan, XVIII, 362 f. Melvil, Memoirs, 82 ff.

Günſtling doch wieder nicht ausſetzen und zögerte, die Erlaubniß zu geben, und — ſchon war auch ihr Heer in Unordnung gerathen, ja, in der Auflöſung begriffen, indem die Soldaten zu dem Feinde übergingen. Dazu hatte der Laird von Grange den Hügel bereits umgangen, auf welchem die Königlichen ſtanden, und drohte mit einer ſtarken Mannſchaft den Rückzug abzuſchneiden. Es entſtand am Ende allgemeine Flucht, und die Königin ſah ſich zuletzt nur noch von 60 Edelleuten und ihrer Garde umgeben. Da blieb nichts Anderes übrig, als an Nachgeben zu denken. Die Königin war troſtlos. Nur den Günſtling zu retten, lag ihr noch am Herzen. Sie begann deßhalb mit Kirkaldy von Grange zu unterhandeln, und als ihr der verſprach, daß man ihr wieder gehorchen werde, wenn ſie Bothwell von ſich ließe, willigte ſie endlich ein. Die Verbündeten ſagten ihr dann neue Treue zu, und nachdem ſie mit dem Herzoge noch eine Unterredung gehabt hatte, trennten ſich Beide von einander auf Nimmerwiederſehen. Der „Herzog," erzählt ein Augenzeuge, „fragte am Ende die Königin, ob ſie ihm das Verſprechen der Treue, das ſie ihm gegeben habe, halten wolle, und als ſie das bejate, gab er ihr die Hand und ſprengte im Galopp nach Dunbar zu." Bothwell fand ſpäter als Seeräuber ſeinen Tod, die Königin aber — überlieferte ſich ihrem empörten Volke.

Sie ging zunächſt zu dem Laird von Grange, der ihr die Hand ehrfurchtsvoll küßte und dann, ihr Pferd am Zügel nehmend, ſie in das Lager der Verbündeten führte. Man empfing ſie mit allen Zeichen der Ergebenheit. Sie ſagte, daß ſie nicht aus Furcht komme, ſondern nur, weil ſie verabſcheue, chriſtliches Blut zu vergießen, und daß ſie nun bereit ſei, den Rathſchlägen der Lords zu folgen, zugleich vertrauend, daß man ihr mit der Achtung begegnen werde, auf die ſie als Königin Anſpruch habe. Alle ließen ſich darauf auf die Kniee nieder, und Morton redete ſie mit den Worten an: „Hier, Madame, iſt der rechte Platz, wo man Eure Gnaden finden ſoll, hier ſind wir bereit, euch zu vertheidigen und euch treu zu gehorchen." So ſchien ſich noch Alles für ſie zum Guten zu wenden. Aber doch zeigten ſich auch jetzt ſchon Vorboten ſchlimmer Art. Die Soldaten nahmen eine ganz andere Haltung an, als die Lords, indem ſie Schmähungen und Verwünſchungen gegen die Königin laut werden ließen, und nur durch die Drohungen Kirkaldy's, der ſein Schwert zog, konnten ſie zum Schweigen gebracht werden. Zu ſehr war Maria in Verachtung gerathen, als daß ſie noch auf wirkliche Anhänglichkeit hätte rechnen können.

Und bald änderte ſich auch die Stimmung der Barone. Die Hamiltons hatten ſich bisher neutral gehalten; als aber der Sieg auf die Seite der Verbündeten ſich neigte, zogen ſie zum Schutze der Königin in's Feld und rückten bis Linlithgow vor[1]). Hier nun wollte Maria mit ihnen verhandeln,

1) Chatelherault hatte jedoch nur ſein Intereſſe im Auge: er dachte durch

aber hier zeigte ſich auch, wie wenig ihr die Verbündeten trauten. Man ſchlug ihr Begehren geradezu ab, und ſie ſah, daß ſie nicht ſowohl Souveränin, als vielmehr Gefangene der Lords ſei. Heftig, wie ſie von Natur war, brach ſie deßhalb in Klagen über die Treuloſigkeit derer aus, die ihr Gehorſam gelobt hätten und nun ihr Wort nicht hielten, ja, in der Hitze ihres Zornes die Hand Lindſay's ergreifend, ſagte ſie: „So gewiß meine Hand in der Eurigen liegt, ſo gewiß werde ich Euren Kopf dafür haben!" In gleicher Weiſe bedrohte ſie Morton und Athol, und führte ſo nur ſelbſt es herbei, wenn die Lords meinten, ſich vor ihren argen Plänen hüten und ſie nicht aus den Händen geben zu dürfen. Von jetzt an wurde ſie wirklich als Gefangene behandelt.

Zuvörderſt brachte man ſie nach Edinburg, das Banner, auf welchem der ermordete Darnley abgebildet war, wurde ihr voran getragen, und ſie ſah ſich von den Verwünſchungen des Volks empfangen. Die Weiber der Straße ſelbſt beſchuldigten ſie laut des Ehebruchs und gaben ihr allerlei ſchimpfliche Namen. Man übergab ſie dann dem Provoſt, der ihr eine Wohnung im Tolbooth anwies, wo ſie, von ihren Dienerinnen getrennt, allein die Nacht zubrachte. Sie war der vollen Verzweiflung nahe und geberdete ſich wie eine Wahnſinnige, indem ſie während der Nacht ihre Kleider vom Leibe riß und halb nackend zum Fenſter hinaus um Hülfe rief. Als nun der Morgen kam, erblickte ſie jenes Banner, mit dem Bilde des Ermordeten ihrem Zimmer gegenüber aufgeſtellt, und auch da ſtürzte ſie wieder an's Fenſter und bat das Volk, um Gottes Barmherzigkeit willen ſie den Händen ihrer Feinde zu entreißen. Aber wer mochte ſich für die regen, die das Gewiſſen des Volks gerichtet hatte, für die Feindin des Evangeliums, die ihren Gemahl hatte erſchlagen helfen und hernach den Mörder, nachdem auch er die Ehe gebrochen, geheirathet hatte?

Und Maria verſchlimmerte ihre Lage auch noch auf andre Weiſe. In derſelben Nacht hatte ſie einen Brief an Bothwell geſchrieben, an „ihr liebes Schätzchen," wie ſie ihn noch immer nannte, und dieſen Brief einem ihrer Wärter anvertraut mit dem Verſprechen reicher Belohnung, wenn er ihn nach Dunbar brächte. Dieſer Brief war den Lords in die Hände gefallen, und ſie ſagte darin, daß ſie den Mann nie aufgeben werde, und bat ihn, auf ſeiner Hut zu ſein. Auch gegen Lethington und andre Lords hatte ſie unter bitteren Vorwürfen, die ſie ihnen machte, verrathen, daß die Leidenſchaft für Bothwell noch nicht in ihrem Herzen erſtorben war, daß ſie noch keineswegs auf ihn verzichtet hätte, daß ſie vielmehr hoffe, er werde noch wieder zum Siege gelangen. Dazu kamen die wiederholten Drohungen, daß

Maria zu herrſchen. Vgl. Knox, hist., 410: „The Hamiltons thinking now they had a fair Occasioun fallen unto them to have all agane in their Hands etc."

ſie die Lords werde „hängen oder köpfen“ laſſen, wenn ſie die Macht dazu haben werde. Man ſah, wie man vor ihr durchaus nicht ſicher ſei, ſo lange man ſie überhaupt nicht in eine Lage gebracht hätte, wo ſie nicht mehr ſchaden könnte, und — man beſchloß deßhalb, ſie zu entthronen und einzuſperren[1]).

In einer Verſammlung, welche die Lords hielten, kam dieſer Beſchluß zur Reife. Eine Proclamation ward aufgeſetzt, in welcher man die Gründe darlegte, die dieſen letzten, äußerſten Schritt nothwendig machten. Man habe, ſagte man, die Waffen ergriffen, um den Mord des Königs zu rächen, den Kronprinzen zu ſchützen, ſo wie auch dem tieferen Falle Maria's vorzubeugen und den Staat vor dem Untergange zu retten, doch ſei man nun gezwungen, weiter zu gehen. Die Königin ſetze noch immer der Beſtrafung der Mörder hartnäckigen Widerſtand entgegen, woraus ihre Mitſchuld erhelle, und es ſei zu fürchten, daß, wenn ſie ihre Macht behalte, ihre ungezügelten Leidenſchaften zur ſchließlichen Verwirrung und zum Untergange des ganzen Staates führen würden. „Deßhalb,“ hieß es, „iſt nach reiflicher Berathung und durch gemeinſames Erachten beſchloſſen und entſchieden worden, daß die Perſon ihrer Majeſtät von jeder Verbindung mit dem genannten Bothwell abzuſchließen und eben ſo von Allen, die mit ihm im Einverſtändniſſe ſein könnten, um ihn der gerechten Beſtrafung ſeiner Verbrechen zu entziehen, entfernt zu halten iſt, und da wir keinen paſſenderen und bequemeren Aufenthalt für Ihre Majeſtät gefunden haben, als das Schloß Lochleven, ſo gebieten und befehlen wir den Lords Patrick Lindſay von Byres, Wilhelm Ruthven und Wilhelm Douglas von Lochlevin, Ihre Majeſtät dorthin zu bringen, einzuſperren und ſtreng zu bewachen, weder ausgehen zu laſſen, noch zu erlauben, daß ſie mit irgend Jemandem Einverſtändniſſe unterhalte oder Berichte an eine lebende Perſon ſende, außer in Gegenwart der genannten Lords oder auf deren Befehl oder auf den der Abgeſandten des Staatsraths zu Edinburg. Sie ſind dafür Gott und dem Volke dieſes Landes verantwortlich und erhalten Gegenwärtiges als Vollmacht.“ (Unterzeichnet von Athol', Glencairn, Morton, Mar, Graham, Sanquhar, Symryle und Ochiltree.)[2])

So war über das Schickſal der Königin entſchieden. Aus Holyroodhouſe, wohin man ſie geführt hatte, wurde ſie in der Nacht vom 16. bis 17. Juni abgeholt und auf einem elenden Pferde, von Lindſay und Ruthven begleitet, nach Lochleven gebracht, das, mitten in einem See gelegen und rings eine halbe Meile breit von Waſſer umgeben, allerdings Sicherheit genug zu bieten ſchien. Hier wurde Maria verwahrt und zwar von einer Perſon, welche ihr ihr Leben lang Haß nachgetragen hatte, von der Marga-

1) Knox, hist., 410. Vgl. Buchanan, 364.
2) Mignet, I, 372 f. Meyer, II, 15 f. Keith, hist., 404 ff.

rethe Erskine, der Mutter des Grafen Murray. Dieſe behauptete, mit Jakob V. verheirathet geweſen zu ſein und daß deßhalb ihr Sohn der rechtmäßige Erbe der Krone ſei. Um der Mutter Maria's willen hatte ſie Jakob verlaſſen, und ſie haßte deßhalb die Tochter als Diejenige, die ihren Sohn um ſein Erbe gebracht habe. Dazu war ſie eine eifrige Presbyterianerin, was ſie gegen die Papiſtin Maria nicht liebenswürdiger machte. Da hatte die Königin keine freundlichen Tage, die Sünden ihres Vaters ſtanden neben ihren eigenen unmittelbar vor ihr, und was mochte ihr Gewiſſen empfinden? Dazu hatte ſie von keiner Seite auf Troſt zu hoffen. Selbſt die fremden Monarchen, Spanien und Frankreich, nahmen ſich ihrer nicht an, da ſie mit ihren dem Evangelium zugethanen Völkern, der eine in den Niederlanden, der andre in Frankreich ſelbſt, genug zu thun hatten und wohl auch nicht wagten, die Verirrungen Maria's zu beſchützen. Nur ein kühles Beileidsſchreiben empfing ſie von ihrer Feindin, der Königin Eliſabeth.

Und es ſollte ihre Lage noch ungünſtiger werden. Bisher hatten ſich die Lords doch geſcheut, ihre Abſetzung geradezu auszuſprechen, aber nun traten Dinge an's Licht, durch die ſie auch zu dem äußerſten Schritte berechtigt zu ſein glaubten. Ein Diener Bothwells, Dalgleiſh, wurde verhaftet und bei ihm fand man ein von Maria ihrem Günſtlinge geſchenktes Käſtchen, in welchem dieſer die von ihr vor und nach der Ermordung Darnley's an ihn geſchriebenen Briefe verwahrt hatte[1]). Aus ihnen ging augenſcheinlich hervor, daß die Königin um die Pläne Bothwells gegen ihren Gemahl gewußt, daß ſie dieſelben gebilligt, daß ſie dazu mit gewirkt hatte, das Opfer nach Edinburg zu locken und es durch verſtellte Freundlichkeit ſicher zu machen. Eben ſo fand ſich in dem Käſtchen ein von Maria unterzeichneter Heirathsvertrag mit Bothwell, der ſchon vor ihrer Entführung ausgeſtellt worden war. Das waren Beweiſe, welche auf die ganze entſetzliche Begebenheit ein noch entſetzlicheres Licht warfen, zumal durch die Diener Bothwells, die man verhaftet hatte, die Schuld Maria's bezeugt wurde. Der Geheime Rath erließ deßhalb ſofort einen Befehl, den Mörder zu fangen und vor Gericht zu ziehen, aber auch die Königin büßte jetzt den letzten Reſt der Schonung ein, den man ihr noch bewieſen hatte. Ihre Schuld lag jetzt offen zu Tage, und konnte Diejenige, die ſich des ſchwerſten Verbrechens mitſchuldig gemacht hatte, noch länger das Schwert tragen an Gottes Statt „zur Strafe der Uebelthäter und zum Schutze der Frommen?" durfte ſie auch nur dem Namen nach Königin ſein, da ſie, ſo lange ihr dieſer Name blieb, auch immer noch darauf hinaus gehen werde, auch die Gewalt, die der Name bezeichnet, wieder zu gewinnen zur Verwirrung des Reiches? ja,

1) Knox, hist., 400 ſagt: they wer in Frenche, with some Sonnats of his own making." S. Auszüge daraus bei Mignet, I, 287 ff. Tytler, VII, 115, bezweifelt die Aechtheit, doch ohne ſchlagende Gründe.

da ſogar bei den eigenthümlichen Verhältniſſen Schottlands die Gefahr da war, daß ſie, ſo lange ſie lebte, auch dieſe Gewalt einmal wieder erlangen könnte, um dann ihren zügelloſen Leidenſchaften und unverſtellten Rachegelüſten freien Lauf zu laſſen, durfte ſie deßhalb am Leben bleiben? und war es nicht auch Unrecht, daß eine Königin ſtraflos ſein ſollte, wenn ſie die Verbrechen beging, die andre Menſchenkinder unfehlbar zum Tode geführt haben würden?

Solche und ähnliche Fragen wurden jetzt überall auf das Lebhafteſte erörtert, und zwar nicht blos vom Volke, das im tiefſten Grunde ſeines ſittlichen Gefühls verletzt war und damals, wie zu allen Zeiten, nur von dieſem auch bei ſeiner Beurtheilung politiſcher Dinge ſich leiten ließ, ſondern auch von den Baronen ſelbſt und nicht weniger von den Predigern und denen, deren vorzüglichſtes Intereſſe das Evangelium war, ja, es muß geſagt werden, daß gerade von Seiten der reformirten Kirche die allerſtrengſten Maßregeln gegen Maria angerathen und gefordert wurden, daß aus dem Schooße der kirchlichen Verſammlungen vor Allem das Verlangen kam, daß die Königin auch nach ihren Thaten behandelt und, wie es der Verbrecherin zukomme, vor Gericht gezogen und mit der Strafe belegt werde, welche das göttliche und bürgerliche Geſetz einmüthig dem Mörder zuerkenne.

Es war auch durchaus nicht zu verwundern, daß gerade die Kirche in dieſem Sinne ſich ausſprach und zwar öffentlich von den Kanzeln herab. Zunächſt war die Lehre von der Unverletzlichkeit des Staatsoberhauptes, wie ſie der neuere Staatsbegriff mit ſich bringt und heut' zu Tage auch als eine allgemein anerkannte und geſetzlich begründete bezeichnet werden darf, damals noch keineswegs zur allgemeinen Anerkennung gekommen, vielmehr hatte ja die römiſche Kirche nicht nur ihr höheres Recht auch über Fürſten und Könige fortwährend behauptet und, wo ſie konnte, auch geltend gemacht, ſondern es war, und namentlich in Schottland, die Auflehnung gegen den König Seitens der kleineren Feudalherren in all den Fällen, wo er das Geſetz verletzte, eine althergebrachte Sitte, welche durch die Uebung als geheiligt und durch die Natur des Feudalſtaates als berechtigt angeſehen wurde, ſo daß damals wirklich der Grundſatz galt, es ſtehe der Monarch eben ſo gut unter den Geſetzen des Staates, als der Unterthan, und ſo daß der Gedanke durchaus nicht fern lag, daß der König, wenn er geradezu die Sicherheit des Reiches gefährde, auch entfernt, und im Fall er ein Verbrechen beginge, auch nach den Geſetzen des Staates beſtraft werden könne. Dazu kam, daß man in der Schrift, welche man als das Grundbuch auch alles politiſchen Rechtes betrachtete, einen ſolchen Fall, wo das Staatsoberhaupt ſelbſt Geſetz und Recht mit Füßen träte, nicht vorgeſehen fand. Das normale Verhältniß, wo der König wirklich die Guten ſchütze und die Böſen beſtrafe, ſah man in der Stelle Römer 13. ausgedrückt, und in dieſem Falle war man auch zu ſchuldigem Gehorſam von Herzen erbötig, aber wie, wenn der

König nun nicht wäre und sein wollte, was er nach Gottes Willen sein soll, wie, wenn er — und das hatte Maria wirklich gethan — seine Macht zu dem Gegentheil mißbrauchte, dazu, dem Uebelthäter Strafloſigkeit zu gewähren und dagegen die „Guten" der Verfolgung Preis zu geben oder wohl gar selbſt zu verfolgen? Knox ſagt deßhalb nicht blos geradezu[1]), „daß die Unterthanen das Recht hätten, ihren Fürſten Widerſtand zu thun, wenn dieſe Etwas thäten, das gegen die Geſetze und heiligen Ordnungen Gottes wäre," ſondern er hält auch dafür, daß jenes 13. Capitel des Römerbriefes durchaus nicht von verbrecheriſchen Fürſten zu verſtehen ſei[2]). Zwiſchen der „Gewalt," die von Gott geordnet ſei, um Recht und Gerechtigkeit aufrecht zu erhalten, meint er, und den Perſonen, welche mit dieſer Gewalt bekleidet ſeien, ſei wohl zu unterſcheiden, und wenn die Perſonen das nicht erfüllten, was Gott mit der Einſetzung der Obrigkeiten im Sinne gehabt habe, ſondern geradezu dagegen handelten, ſo ſei ihnen nicht zu gehorchen, vielmehr ſei es dann Recht, dieſe Perſonen zu entfernen und nach Gottes Wort zu beſtrafen. Dagegen fand man im Worte Gottes eine große Anzahl von Beiſpielen[3]), welche vor Augen ſtellten, wie wirklich auch verbrecheriſche und gotteslästerliche Könige abgeſetzt und ſelbſt mit dem Tode beſtraft ſeien, ja, man fand Ausſprüche in den Propheten, in denen offenbar eine ſolche Strafe gedroht wurde — was Wunder alſo, wenn Diejenigen, die von ſolchen Grundſätzen ausgingen, auch vor dem Gedanken nicht zurückbebten, daß dieſer Maria ein gleiches Schickſal bereitet werde, wie den götzendieneriſchen und blutdürſtigen Königen von Iſrael, mit denen ſie ſo Manches gemein hatte, wie die Verfolgung der Frommen, ſo auch — wenigſtens nach ihrer Meinung — den Götzendienſt und nun auch Blutthat und Ehebruch im reichlichſten Maße? Endlich mochte man die ſtrengſte Behandlung der Königin als eine Sache der Nothwehr betrachten, wodurch man nicht nur das eigene Leben, ſondern auch das, was mehr werth war, als dieß, das Theuerſte und Heiligſte, das Vaterland und das Evangelium vertheidigte. Einer Frau, die ſich bereits ſolcher Verbrechen ſchuldig gemacht hatte, war Alles zuzutrauen, und Maria hatte es ja auch nicht an ſich fehlen laſſen, zu zeigen, worauf ſie hinausging. Vaterland und Reich Gottes gingen aber dieſen Leuten über Alles, ja, das Letztere ging ihnen ſelbſt noch über das Vaterland, und — ſo verlangten ſie denn die Entfernung Maria's und ein öffentliches ordentliches Gericht über ſie nach dem Herkommen des Landes. Schonungslos wurde Maria und ihr Thun auf der Kanzel von St. Giles beurtheilt, und — man kann verſtehen, wie die Prediger zu dieſem Verfahren kamen, man kann aber auch nicht umhin, ihnen wenigſtens das Zeugniß zu geben,

1) Vgl. Knox, hist., 361.
2) Ebendaſ. 354 f.
3) Ebendaſ. 355 ff., wo Knox dieſe Beiſpiele anführt.

daß ihre ſittliche Entrüſtung über die letzten Vorgänge eine berechtigte war, und daß, was ſie auch ſagten und forderten, lediglich aus den lauteren Beweggründen der treuen Anhänglichkeit an Dasjenige kam, was dem Menſchen über Alles heilig ſein ſoll. Man hat ſie wegen ihres Verhaltens in dieſer ſchweren Zeit oft ſchwer getadelt und es mag ſein, daß ſie in ihrem Eifer zu weit gegangen ſind, aber — dazu waren ſie Menſchen, und wie es auf der einen Seite ſchwer ſein würde, zu ſagen, welches andre Verhalten ſie hätte beobachten ſollen, ſo muß man auch auf der andern Seite zugeſtehen, daß ſie wenigſtens von keinen perſönlichen Nebenintereſſen geleitet worden ſind [1]).

Namentlich war es Knox, der ſich bei dieſer Gelegenheit zwar wieder in der ganzen Kraft ſeines rückſichtsloſen Eifers, aber auch in jener reinen Liebe zu der Sache des Evangeliums bewährte, in der er ſtets unerſchütterlich geſtanden hatte. Aus England war er zu der ihm von der General-Synode beſtimmten Zeit zurückgekehrt, freilich ohne dort ausgerichtet zu haben, was ihn wohl hauptſächlich mit zu der Reiſe bewogen hatte. Seine Denkſchrift zu Gunſten der Diſſenters war ohne Erfolg geblieben, und ſelbſt der Wunſch, zu Berwick, der alten Stätte ſeines Wirkens, predigen zu dürfen [2]), war ihm abgeſchlagen worden. Eliſabeth verabſcheute die Selbſtſtändigkeit der Presbyterianer mehr, als ſelbſt die Abhängigkeit von Rom, und nicht ohne Grund mochte ſie der Beredtſamkeit eines Mannes mißtrauen, der durchaus nicht gewohnt war, ſeine Worte nach den Liebhabereien der Menſchen einzurichten. Nach Schottland kehrte er jedoch eben zu der Zeit zurück, als die Verbündeten Bothwell und die Königin im Schloß Borthwick zu fangen gedachten, und er traf dieſelben dann bei ihrem erſten Einzuge in Edinburg [3]). Ob er ſchon in England in ihre Pläne eingeweiht geweſen iſt, muß dahin geſtellt bleiben. Wenigſtens hat man ihn nicht, wie früher, zum Unterhändler mit dem Londoner Hofe gebraucht, und das Zuſammentreffen ſeiner Rückkehr mit dem Unternehmen der Lords mag zufällig geweſen ſein, zumal ihm dieſe Friſt von der General-Synode geſtellt war. Jedenfalls aber hat er das Vorgehen der Verbündeten gebilligt — es lag das durchaus in ſeinen Grundſätzen — und wie er früher ſich nicht ſcheute, das Evangelium und die reformirte Kirche der Königin gegenüber zu vertreten, als dieſe das Beſtehen der Reformation zu untergraben ſuchte, ſo war er es auch jetzt, der das kirchliche Intereſſe in der gegenwärtigen Bewegung vertrat und ſich bemühte, wenn wir ſo ſagen dürfen, ſie in dieſem Sinne auszubeuten.

1) Gerade als die Heirath mit Bothwell im Gange war, hatte ſich Maria der Kirche günſtiger gezeigt und den Predigern ein beſſeres Einkommen bewilligt, aber — dieſe ließen ſich dadurch nicht ködern. Vgl. Tytler, VII, 84. Tytler meint, die Kirche hätte noch mehr erlangen können, hätte ſie zu Darnley's Ermordung ſchweigen wollen.

2) Tytler, VII, 121.

3) M'Crie, II, 155. Tytler, VII, 119.

Urſprünglich hatte das Unternehmen der Lords ohne Zweifel weniger religiöſe, als politiſche Zwecke im Auge gehabt. Die Uebermacht Bothwells ſollte gebrochen werden, und das Evangelium kam dabei nicht in Frage. Wenn auch Einzelne der Verbündeten mit daran gedacht haben mochten — wie denn z. B. Kirkaldy von Grange gleich bei dem erſten Einzuge in Edinburg die Meßgeräthe aus der königlichen Capelle fortſchaffen ließ [1]) — ſo galt doch die Sicherung der reformirten Kirche nicht als Zweck des Unternehmens und in keiner Proklamation wird der religiöſen Angelegenheiten erwähnt. Auch würden in dem Falle die römiſch geſinnten Lords, wie Athol, Huntley u. A. nicht daran Theil genommen haben. Aber der Sieg der Barone war von ſelbſt eine Befreiung der reformirten Kirche, wie der Sieg Maria's ohne Zweifel ihr Untergang geweſen ſein würde, und — Knox wußte die Intereſſen ſeiner Kirche auch geſchickt genug zu vertreten.

Die Lords, wenn ſie überhaupt gegen die Königin auf die Dauer das Feld behalten wollten, bedurften der Unterſtützung der Prediger durchaus. Niemand hatte auf das Volk ſo großen Einfluß, als gerade dieſe, wie denn das religiöſe Intereſſe bei den Bewohnern der Städte das vorwiegende war. Schon bei der Empörung Murray's hatte ſich das gezeigt. Der Graf mochte damals guten Grund haben, durch die Verheirathung der Königin mit Darnley ſein eigenes, wie das Intereſſe des Staates gefährdet zu ſehen, aber ſo lange die Königin noch nicht *offen* gegen die Reformation einſchritt, ſtanden die Einwohner der Hauptſtadt auf ihrer Seite, und Murray mußte das Feld räumen. Darauf, daß auch die unteren Stände ſich für die Lords erklärten und ihnen Beiſtand leiſteten, kam jedoch Alles an, und — beſonders Knox war der Mann, deſſen Worte bei den Bürgern von unberechenbarem Einfluß waren. Seine glühende, überzeugungsvolle und populaire Beredtſamkeit riß die Maſſen unwiderſtehlich mit ſich fort, wie dieß von dem engliſchen Botſchafter Randolph bezeugt wird, der von ihm ſagt: er vermöge die Leute mehr in Bewegung zu bringen, als 600 Trompeter, die ununterbrochen bliſen [2]). Deßhalb bemühten ſich die Lords denn auch, Knox, der ſo auch eine Macht im Lande war, mächtig, wie Einer, auf ihre Seite zu ziehen, aber nun ſtellte er ihnen auch ſeine Bedingungen. Schuldig war die Königin in ſeinen Augen ohne Frage, aber — ihre größte Schuld beſtand in ihrem „Götzendienſt," in ihrem Widerſtande gegen das Evangelium — dieſer hatte ſie nur auf der Bahn weiter geführt, auf der ſie in ſolche Abgründe gerathen war, und — der „Götzendienſt" mußte deßhalb vor allen Dingen aus dem Lande geſchafft werden. Blos politiſchen und am Ende gar den blos perſönlichen Intereſſen der Lords zu dienen, hatte der Reformator durchaus keine Luſt. Er verlangte deßhalb vollſtändige

1) Knox, hist., 410. Vgl. jedoch Cook, III, 278 f.
2) M'Crie, II, 41.

Sicherſtellung der reformirten Kirche, ſo wie auch daß die Prediger in ihrem Auskommen geſichert und die Güter der Kirche, welche theils zu Gunſten der Krone, theils von den Lords ſelbſt eingezogen waren, zur Gründung von Predigerſtellen, Schulen, Seminarien, Univerſitäten und zur Unterſtützung der Armen zurückgegeben würden, und als man ihm das zugeſtand, machte er mit den Verbündeten gemeinſame Sache.

Zuvörderſt fiel ihm eine politiſche Aufgabe zu, die denn freilich mißglückte. Die Hamiltons, wie ſchon erwähnt, hatten die Waffen ergriffen, wohl weniger, wie ſie vorgaben, um Maria zu ſchützen, als um ihre eigenen Intereſſen wahrzunehmen. Vielleicht wäre es ihnen ganz Recht geweſen, wenn Maria Stuart nebſt ihrem Sohne aus dem Wege geräumt worden wäre, da ſie alsdann die nächſte Anwartſchaft auf die Krone von Schottland gehabt hätten[1]). Auch hatte ſich der Herzog von Chatelherault, der bei dem Proteſtantismus ſeine Rechnung nicht gefunden hatte, längſt wieder mit ſeinem Halbbruder, dem Erzbiſchof von St. Andrews, vertragen, und Beide hatten kaum etwas Andres, als den Vortheil ihres Hauſes im Auge. Zu ihnen hatten ſich dann auch noch Einzelne der römiſch Geſinnten geſchlagen, wie der Graf Huntley, der dem Bündniß der Lords ungetreu geworden war, wahrſcheinlich als er ſah, daß er auch der reformirten Kirche dienen ſolle. Dieſe zu verſöhnen, lag durchaus im Intereſſe der Verbündeten, und Knox ſollte es verſuchen. Zugleich ſollte er auch andre Lords in den weſtlichen Grafſchaften, die ſich dem Aufſtande nicht angeſchloſſen hatten, zu bewegen ſuchen, daß ſie nach Edinburg kämen, um mit den Verbündeten gemeinſame Sache zu machen und an der „Aufrichtung der Kirche" ſich zu betheiligen. Dieſer letztere Auftrag wurde ihm von der am 25. Juni zuſammengetretenen General-Synode ertheilt, und die Prediger Row, Douglas und Craig begleiteten ihn. Doch war der Erfolg nicht der gewünſchte. Nicht blos die Hamiltons, ſondern auch die übrigen Lords, an die ſie ſich wendeten, verweigerten die ihnen angeſonnene Hülfeleiſtung gegen die Königin, die letzteren, indem ſie ſagten, ſie könnten nicht an der General-Synode Theil nehmen, weil ihnen das von den verbündeten Lords beſetzte Edinburg nicht die nöthige Sicherheit böte, doch ſeien ſie mit den zu Gunſten der Kirche zu machenden Anordnungen einverſtanden und würden dazu thun, was in ihren Kräften ſtände[2]).

Die General-Verſammlung, welche ſich vertagt hatte, kam jedoch am 20. Juli wieder zuſammen, freilich ohne die Abgeordneten der Kirche des Weſtens, und die anweſenden Barone und Deputirten unterzeichneten eine Reihe von Artikeln, in denen zugeſtanden wurde, was Knox gefordert hatte: die Beſchlüſſe des Parlamentes von 1560, welche Maria bekanntlich nie hatte gelten laſſen wollen, wurden auf's Neue beſtätigt; der Papismus wurde für abgeſchafft

1) Tytler, VII, 117, 144.
2) Knox, hist., 410. Vgl. Cook, III, 280 f. 283 ff.

erklärt; die Zehnten ſollten zum dritten Theile (oder, wenn nöthig, auch mehr) den Predigern zu ihrem Lebensunterhalte angewieſen und Sorge getragen werden, daß die „armen Arbeiter" durch Beitreibung derſelben nicht zu ſehr gedrückt würden; als Lehrer auf Univerſitäten, in den Collegen und Volksſchulen ſollte Niemand ohne vorhergehende Prüfung ſeiner Fähigkeit und Rechtſchaffenheit zugelaſſen werden; alle Verbrechen und Beleidigungen gegen Gott werden mit unnachſichtigen Strafen bedroht; wenn die Papiſterei wieder aufgerichtet werden ſollte, verhießen die Lords, es mit aller Macht zu wehren; auch ſollte in Zukunft kein König zugelaſſen werden, der „nicht vor ſeiner Krönung eidlich verſpräche, die wahre Religion, welche jetzt von der Kirche Schottlands bekannt werde, zu ſchützen und Alles, was ihr entgegen ſei oder nicht mit ihr übereinſtimme, zu unterdrücken; Bothwell, als Mörder Darnley's, ſollte zur Strafe gezogen werden, und eben ſo alle Perſonen, die an dem Verbrechen mitſchuldig ſeien; endlich verhieß man, den Kronprinzen gegen jegliche Verletzung zu ſchützen, und beſchloß, ihn „vier weiſen und frommen Männern" zu übergeben, damit „ſie ihn gut erzögen und er fähig würde für den hohen Beruf, den er einſt werde auszuüben haben." Morton, Glencairn, Mar, Hume, Ruthven, Sanquhar, Lindſay, Ochiltree und viele andre Barone unterzeichneten dieſe Artikel, welche dem demnächſt zu berufenden Parlamente zur Beſtätigung vorgelegt werden ſollten [1]).

Die Abſetzung Maria's war beſchloſſen und eben ſo, daß der Kronprinz an ihrer Stelle zum Könige eingeſetzt und für ihn eine Regentſchaft unter dem Grafen Murray, „wenn derſelbe es annehmen wolle," beſtellt werden ſollte. Zwar wurde dem von Seiten der Königin von England entgegengewirkt, doch vergeblich. Sie hatte Anfangs durch Robert Melvil den Lords ſagen laſſen, daß ſie mit „ihrem löblichen Unternehmen" und namentlich auch mit dem beabſichtigten Thronwechſel einverſtanden ſei, aber bald war ſie doch andrer Meinung geworden, und kurz nach Melvil erſchien ihr Geſandter Throckmorton, um die Freilaſſung Maria's und ihre bedingungsweiſe Wiedereinſetzung zu fordern [2]). Eliſabeth gab den Lords zu bedenken, daß es Unterthanen niemals erlaubt ſein könne, die Richter über ihre Fürſten zu ſein, doch mochte ſie auch ihr Intereſſe dabei finden, wenn der Kampf zwiſchen Maria und ihren Baronen verlängert würde und ſie dann Gelegenheit behielte, ſich fortwährend in die Angelegenheiten Schottlands einzumiſchen, während eine kräftige Regentſchaft unter Murray ihren Einfluß nothwendig ſchwächen mußte. Aber die Lords waren nicht gewillt, auf dieß Begehren einzugehen. Sie hatten die Königin einmal in ihrer Gewalt, und dieſe zeigte ſich auch noch fortwährend in einer Weiſe, die wenig Vertrauen

1) Knox, hist., 411, wo die Artikel mitgetheilt ſind.
2) Tytler, VII, 127.

erweckend war. Von Bothwell zu laſſen, lehnte ſie auch jetzt noch auf das Entſchiedenſte ab, ſie ſuchte ſogar einen Briefwechſel mit ihm anzuknüpfen[1]), und verhielt ſich überhaupt ſo, daß die Lords wohl einſehen mußten, wie ſie nur ihren Kopf auf's Spiel ſetzten, wenn ſie der Königin die Möglichkeit ließen, wieder zur Macht zu gelangen. Schon um der eigenen Sicherheit willen mußten ſie ſich Maria's entledigen, und es war klar, daß das Unternehmen zum Aeußerſten geführt werden müſſe, wenn es die Unternehmer ſelbſt nicht verſchlingen ſollte.

Aber was mit der Unglücklichen anfangen? Darüber waren die Meinungen ſehr getheilt, und die Frage war ſchwierig genug. Es galt, ſie unſchädlich zu machen, und wie das bewerkſtelligen, ohne ihr die Möglichkeit zu laſſen, ſich wieder einen Anhang zu bilden, durch den ſie auf's Neue empor kommen könnte? Die Einen riethen, ſie des Landes zu verweiſen, die Anderen ſie lebenslänglich einzuſperren, doch wer ſtand dafür, daß nicht Bothwell neue Kräfte ſammeln könnte, daß nicht auch unter den Lords, die ſich den Verbündeten nicht angeſchloſſen, ſich eine mächtige Partei für die Königin erheben würde, ſo lange ſie überhaupt am Leben war? Dergleichen Wechſelfälle waren in der Geſchichte Schottlands zu häufig vorgekommen, als daß man ſie nicht hätte fürchten ſollen. Faſt hätte deßhalb die dritte Partei ihre Meinung durchgeſetzt, welche verlangte, daß Maria vor Gericht geſtellt und im Fall ſie ſchuldig befunden werde, die Strafe erleiden ſolle, die nach göttlichem Geſetze auf Mord und Ehebruch ſtände.

Dieß war die Meinung des gewöhnlichen Volkes und, wie geſagt werden muß, auch der Kirche. Das Volk fragte geradezu, ob denn einer Königin mehr erlaubt ſein ſollte, Verbrechen zu begehen, als einem gewöhnlichen Menſchen, und wie Throckmorton ſchreibt[2]): „Die Weiber waren auf's Höchſte wüthend und unverſchämt gegen die Königin und die Männer toll genug.“ Aber auch die Prediger hielten die Todesſtrafe für gerechtfertigt, nicht zwar etwa aus politiſchen Gründen, wie es ſpäter wohl vorgekommen, und weil die öffentliche Sicherheit es fordere, ſondern — weil das Geſetz Gottes befehle, Mörder und Ehebrecher mit dem Tode zu beſtrafen, ein Befehl, von dem Niemand ausgenommen ſei. Knox ſelbſt trug kein Bedenken, ſolche Grundſätze auf offener Kanzel zu verkündigen[3]), und obgleich der engliſche Geſandte ſich bemühte, ſeinen Eifer zu mäßigen, ſo war es doch vergeblich: Knox zeigte ſich auch in dieſem Stücke unbeugſam, wie immer, weil er ſeine Anſicht im Worte Gottes gegründet glaubte. Selbſt als ein anderes Verfahren eingeſchlagen wurde, unterwarf er ſich wohl dem

1) Tytler, VII, 126 f. Mignet, I, 387 ff. Meyer, II, 21 f.

2) Vgl. M'Crie, II, 157.

3) Throckmorton ſchreibt von ihm: „he thundered out cannon-hot against her.“ Tytler, VII, 127.

Beſchluſſe der Lords, aber als Maria ſpäter aus ihrem Gefängniſſe entkam und neue gefährliche Unruhen dadurch entſtanden, ſprach er ſich dahin aus, daß das Alles nur die gerechte Strafe für eine ſchuldvolle Nachſicht ſei, die man dem Befehle Gottes gegenüber an der Königin geübt habe[1]). In der ganzen Härte ſeines Charakters ſteht der Mann hier da, aber — was wäre aus der Reformation in Schottland geworden, wäre er geſchmeidiger geweſen?

Auf der General-Synode, wo dieſe Angelegenheit verhandelt wurde, war es deßhalb zu den allerheftigſten Debatten gekommen. Endlich ſiegte jedoch die mildere Partei, namentlich durch Hülfe Throckmortons, der mit der Rache Eliſabeths drohte[2]). Maria hatte ſich in der letzten Zeit verlauten laſſen, ſie ſei bereit, zu Gunſten ihres Sohnes zu verzichten und Murray zum Regenten zu ernennen. Man beſchloß, dieſen Plan zu adoptiren, und Lindſay und Ruthven wurden abgeſchickt, der Königin dieß anzuzeigen und ihr zwei Actenſtücke vorzulegen, eins, welches die Abdankung enthielt, und das andre, welches Murray mit der Regentſchaft betraute. Beide Schriftſtücke waren ſo gefaßt, daß Maria freiwillig die Krone niederzulegen bezeugen mußte, als eine Laſt, der ſie längſt überdrüſſig ſei; wenn ſie jedoch ſich weigerte, ſollten die beiden Lords ſie von einem andern Beſchluß in Kenntniß ſetzen: daß man ſie in dieſem Falle vor Gericht ziehen und durch ihre eigenen Briefe, die man in Händen habe, überführen werde[3]).

Es war am 25. Juli, als die beiden Lords, von Melvil begleitet, in Lochleven eintrafen. Melvil begab ſich zuerſt zur Königin und bereitete ſie vor. Doch ſie erklärte, ſie wolle lieber das Leben verlieren, als aufhören Königin zu ſein. Als dann aber Lindſay eintrat, entſank ihr der Muth. Der Lord legte die beiden Urkunden ſchweigend auf den Tiſch, und — ſie nahm die Feder und unterſchrieb mit zitternder Hand und unter vielen Thränen. Es war doch immer der mildere Weg. Lindſay ließ dann durch Thomas Sinclair das Staatsſiegel neben die Unterſchrift drücken, doch erklärte dieſer die Urkunden für ungiltig, weil die Unterſchrift erzwungen ſei. Maria mochte eben ſo denken, nur daß ſie jetzt kein andres Rettungsmittel ſah. Sie war jedoch noch keineswegs Willens, ihre Anſprüche aufzugeben.

Die Lords eilten nun, das königliche Kind zu krönen. Man berief den geſammten Adel auf den 29. Juli nach Stirling, um bei der Ceremonie zugegen zu ſein und dem neuen Könige Gehorſam zu ſchwören. Auch die Hamiltons und die übrigen gegneriſchen Barone wurden geladen. Aber dieſe weigerten ſich zu kommen. Sie hatten vielmehr zu Dunbarton ein Gegenbündniß geſchloſſen, um die Königin zu befreien. Man nahm aber keine Rückſicht auf ſie, eben ſo wenig, wie auf die erneuten Remonſtrationen

1) Bannatyne, Journal, 113. Vgl. auch Keith, hist., 421 ff.
2) Tytler, VI, 135 f.
3) Ebendaſ. 136. Auch das Folgende.

Seitens Eliſabeths; die Verbündeten führten vielmehr ihr Unternehmen keck zu Ende, indem man alle mögliche Feierlichkeit beobachtete. Mar hielt den Knaben auf den Armen, und Morton leiſtete für ihn den Eid auf das Evangelium[1]), während der Biſchof von Orkney die Krönung vollzog und Knox eine Predigt hielt. Knox hatte die Salbung als einen veralteten jüdiſchen Brauch widerrathen, doch meinten die Lords, unter den gegenwärtigen Umſtänden auch dieſe hergebrachte Ceremonie beibehalten zu müſſen[2]). Der neue König hieß Jakob VI.

Siebenundzwanzigſtes Kapitel.

Murray als Regent.

An dem Tage der Krönung des königlichen Kindes zündeten die Schotten Freudenfeuer an, und eben ſo empfingen ſie Murray, als er in ſein Vaterland zurückkehrte, mit heller Begeiſterung. Der Regent ſollte das Vertrauen rechtfertigen, das man in ihn ſetzte.

Er hatte ſich kurz nach der Ermordung Darnley's nach Frankreich begeben. Es mochte ihm zuwider ſein, ein Zeuge alles deſſen zu ſein, was er kommen ſah und nicht hindern konnte. Wie er vordem ſeiner Schweſter ſtets zum Beſten gerathen und ihren wahren Vortheil mit Aufrichtigkeit zu fördern geſucht hatte, ſo war ſeine Erhebung gegen die Heirath mit Darnley auch nicht allein aus perſönlichem Intereſſe, ſondern eben ſowohl auch aus der Abſicht hervorgegangen, Maria vor einem Schritte zu bewahren, den er für ſie und für das Land für verderblich anſah. Nachdem dieß Unternehmen mißlungen war und die Königin zeigte, wie ſie entſchloſſen ſei, auf dem einmal betretenen Wege fortzugehen, hatte ſich Murray, auch nach erhaltener Verzeihung vom Hofe fern gehalten, und — das Verbrechen Bothwells trieb ihn vollends aus Schottland. Bothwell war ſeit lange ſein perſönlicher Feind, hatte ihm ſchon früher nach dem Leben getrachtet, was Wunder, wenn Murray nach ſolchen Vorgängen ſich auch nicht mehr für ſicher hielt, und wenn er, der an der Schweſter einen wirklich brüderlichen Antheil nahm, es vorzog, lieber nicht mit anzuſehen, das er nicht hindern zu können überzeugt ſein durfte? Aus dieſen Gründen erklärt ſich ſein Weggehen aus Schottland vollkommen, daß man kaum noch nach andern zu ſuchen brauchte, und die Beſchuldigungen Derer, welche ihn als Mitverſchwornen Both-

1) S. oben.
2) Knox, hist., 412. Buchanan, Op. I, 360.

wells darſtellen möchten, ſind durch keine Beweiſe geſtützt. Da die Schuld des Einen erwieſen iſt, ſo folgt daraus, daß der Andre, der der ſtete Gegner des Erſteren war, nicht der Mitſchuldige ſein konnte.

Ob Murray dann an dem Bündniſſe der Lords gegen Bothwell und Maria Theil genommen habe, iſt ebenfalls zweifelhaft. Erfahren hatte er davon, aber — es wahrſcheinlich auch gemißbilligt[1]), wenigſtens die ſtrengen Maßregeln gegen Maria waren nicht nach ſeinem Sinne. Er ſelbſt hatte einen Vertrauten an Eliſabeth geſandt, um bei dieſer ſich für ſeine Schweſter zu verwenden. Als er dann freilich hernach genau erfuhr, wie die Sachen in Schottland ſtanden und namentlich daß Maria an Darnley's Tode mit ſchuldig ſei, erkannte er auch, daß ihre Wiederherſtellung unmöglich ſei, und ſprach dieß auch, als er nach Schottland auf die erhaltene Nachricht von ſeiner Ernennung zurückkehrte und ſeine Reiſe über London nahm, offen gegen Eliſabeth aus[2]). Er wies deßhalb die Regentſchaft nicht zurück, was bei der Lage der Dinge eine Unklugheit geweſen ſein würde, zumal es der Königin doch Nichts genützt haben würde, da die Verbündeten im Fall ſeiner Weigerung bereits eine anderweitige Anordnung getroffen hatten, die für Maria noch ungünſtiger war[3]). In dieſem Falle ſollte der Herzog von Chatelherault und ein ihm beigeordneter Regentſchaftsrath die Angelegenheiten des Landes wahrnehmen, und der Herzog, der noch dazu wieder mit der römiſchen Partei ſich vereinigt hatte, kannte nur den Vortheil ſeines Hauſes, ſo daß es ſelbſt das Leben des Kronprinzen in Gefahr bringen hieß, wollte man ihn an die Spitze ſtellen. Es blieb dem Grafen Nichts übrig, als der an ihn ergangenen Aufforderung nachzukommen, und wenn er die Königin nach angetretener Regentſchaft in ihrem Gewahrſam ließ, ſo war auch das ein nothwendiger Schritt. Als Regent war er für die Sicherheit des Landes verantwortlich, und er kannte die Leidenſchaften ſeiner Schweſter zu gut, als daß er nicht hätte überzeugt ſein dürfen, ſie werde die erhaltene Freiheit benutzen, um das Land auf's Neue in unheilvolle Verwirrungen zu ſtürzen, die am Ende die allerverderblichſten Folgen auch für ſie ſelbſt haben würden. Kaum war ſie ja der allerſtrengſten Behandlung von Seiten ihres Volks entgangen, und noch immer war man entſchloſſen, für den Nothfall von den gegen ſie vorliegenden Zeugniſſen Gebrauch zu machen: Maria in Lochleven bewachen laſſen, hieß deßhalb auch nur für ihre eigene Sicherheit ſorgen. Endlich waren dem Regenten durch die Partei, die ihn erhoben hatte, auch die Hände gebunden: Die Lords würden nie zugegeben haben, eine Frau auf freien Fuß zu ſetzen, vor

1) Tytler, VII, 145 f. „Die einzige Botſchaft, welche Murray an die Lords ſandte, war ihnen feindlich."
2) Tytler, VII, 146 ff.
3) Knox, hist., 411 f.

deren Rache sie nur durch das Wasser von Lochleven geschützt zu sein glaubten. —

Murray ergriff die ihm gestellte Aufgabe sofort mit voller Kraft. Nachdem er sich in der Regentschaft durch Maria hatte bestätigen lassen[1]) — er hatte eine eigene Zusammenkunft mit ihr, in welcher sie erklärte, daß sie ihn freiwillig zum Stellvertreter ihres Sohnes ernennt habe[2]) — dachte er daran, die verwirrten Zustände des Reichs wieder in Ordnung zu bringen. Mit der größten Entschiedenheit trat er den eingerissenen Ungesetzlichkeiten entgegen. In manchen Theilen des Landes herrschte vollständige Anarchie, und Räubereien und Gewaltthaten hatten überhand genommen. Er sorgte deßhalb für die Aufrechthaltung der Gesetze und für die Unterdrückung der Uebelthäter, und eben so gelang es ihm bald, die gegnerischen Barone durch sein Betragen entweder mit sich auszusöhnen oder doch ihnen eine solche Achtung einzuflößen, daß sie nicht wagten, Etwas zu seinem Sturze zu unternehmen. Wie sehr man in ihm eine angemessene Wahl getroffen hat, beweis't der Name, mit dem er noch jetzt benannt wird: „Der gute Regent[3])."

Die hauptsächliche Sorge Murray's wendete sich jedoch den religiösen Angelegenheiten zu. Er hatte eine Zeit lang mit Lethington Knox und der reformirten Kirche gegenüber auf Seiten Maria's gestanden, so lange er meinte, daß er die Versicherungen der Königin, das Evangelium nicht angreifen zu wollen, für aufrichtig halten dürfe, und ein Zerwürfniß schmerzlicher Art war dadurch mit dem Reformator hervorgerufen worden, aber er war nicht, wie Lethington, der um seines persönlichen Vortheils willen geschmeidig von dem Einen zum Andern sich wandte. Der evangelische Glaube war für ihn wirklich Sache des innern Lebens, und auch das mochte ein Grund mit sein, weßhalb er gegen Maria sich erhob und dann später das Land verließ, daß er einsah, wohin die Königin ziele, ohne daß er am Ende sich in der Lage sah, es hindern zu können. Jetzt hatte er die Macht, die reformirte Kirche fest zu begründen, und sollte Frieden in's Land kommen, so muß der Grund dazu hier gelegt werden. Knox aber war es, dem nun von selbst der größte Theil der Arbeit zufiel, die jetzt gethan werden mußte.

Der Regent berief auf Mitte Decembers (1567) ein Parlament zusammen[4]) und ernannte mit Zustimmung des geheimen Raths eine Anzahl

1) Tytler, VII, 151 ff.

2) Wegen seines hier beobachteten Verfahrens hat man ihn wohl einer unberechtigten Hinterlist angeklagt, und allerdings verfuhr er mit kluger Berechnung, doch aber wohl nicht anders, als wie es nöthig war, um die noch immer widerstrebende Königin zu einem Schritte zu bewegen, den ihr die Verhältnisse geboten. Er suchte sie durch offene Vorhaltung ihrer Verbrechen zu überzeugen.

3) M'Crie, II, 169 ff.

4) Ebendas. 158.

von Baronen und Abgeordneten der Städte, welche vorläufig die den Ständen zu machenden Vorlagen berathen sollten. Für die kirchlichen Angelegenheiten wurde Knox nebst noch vier andern Predigern, nämlich Spottswood, Craig, Row und Lindsay, in diese Commission berufen, die schon im Anfang Decembers zusammentrat. Es ist kaum zu bezweifeln, daß der Reformator auf die Arbeiten dieser Commission den größten Einfluß hatte. Manche von den Vorschlägen, welche sie dem Parlamente machte, tragen durchaus seinen Stempel, nicht blos die die kirchlichen Angelegenheiten betreffenden, sondern auch manche, die sich auf das Staatswesen bezogen. So drang die Commission darauf, daß, wie es Knox bereits in dem „Trompetenstoß" verlangt hatte, in Zukunft keine Frau wieder in Schottland zur Regierung zugelassen werden solle [1]), ein Vorschlag, der freilich, wie manche andre, auf Abschaffung der den Lords zu Gute kommenden Mißbräuche hinausgehende, vom Parlament nicht angenommen wurde.

Das Parlament wurde am 15. December eröffnet. Knox hielt zuvor eine Predigt, in welcher er den Ständen vor allen Dingen die kirchlichen Angelegenheiten an's Herz legte. Mit diesen, ermahnte er, zu beginnen, dann würden auch ihre andern Geschäfte nicht ohne Erfolg sein. Ebenso wies auch Lethington, der nun wieder ganz auf Seiten der Evangelischen stand, in der Rede, mit welcher er als Staatssecretair das Parlament eröffnete, auf die Wichtigkeit der die Kirche betreffenden Vorlagen hin, indem er, was in seinem Munde freilich eigenthümlich klang, darauf hindeutete, wie sehr sie Gott und dem Regenten für die Ruhe zu danken Ursache hätten, der sie sich jetzt in dieser Beziehung erfreuten. Der Erfolg war denn auch für die reformirte Kirche der günstigste. Die Bestimmungen des Parlaments von 1560 wurden einfach bestätigt und zugleich auch das genehmigt, was zwischen den verbündeten Lords und der Generalversammlung vom letzten Sommer vereinbart war: Im ganzen Königreiche sollte nur die reformirte Kirche zu Recht bestehen und aller römische Gottesdienst bei schweren Strafen verboten sein, und wie man beschloß, daß in Zukunft jeder König beim Antritt seiner Regierung sich zur Aufrechterhaltung der gesetzlich bestehenden Kirche eidlich verpflichten solle, so wurde auch bestimmt, daß nur Protestanten mit den Staatsämtern betraut werden dürften. Eben so erkannte man die Jurisdiction der kirchlichen Versammlungen an und setzte eine Commission nieder, welche den Kreis dieser Befugnisse näher ermitteln und festsetzen sollte. So war die Kirche des Evangeliums und zwar in der Weise, wie Knox ihre Gestalt sich vorgezeichnet hatte, denn endlich durch die gesetzlichen Gewalten des Staates fest gegründet. Zwar erlangte der Reformator nicht Alles, was er und seine Mitprediger zum Wohlergehen

1) Knox erklärte freilich später, er habe seit seiner Rückkehr nach Schottland über diesen Gegenstand nicht mehr gesprochen. (M'Crie, l. c. II, 332.

der Kirche für nothwendig hielten. Ein Drittel ſollte freilich aus den kirchlichen Einkünften den Predigern zu ihrem Unterhalte angewieſen werden, und es wurde auch feſtgeſetzt, daß Seitens der Kirche eine Commiſſion zu ernennen ſei, welche dieſe Bezüge zu erheben und die etwaigen Ueberſchüſſe zu verwalten habe, aber daß das ganze Kirchengut auch dem Dienſte der Kirche verbleiben ſolle, wurde verweigert; nur einzelne Fonds wurden zur Unterhaltung der Schulen und gelehrten Anſtalten ausgeworfen, in Betreff welcher dann auch noch die Beſtimmung getroffen wurde, daß Niemand als Lehrer bei ihnen angeſtellt werden könne, der nicht vorher von der Kirche geprüft und gebilligt ſei. Endlich drang man auch mit der Abſchaffung des Patronatsweſens nicht durch: den bisherigen Patronen ſollte bei Entledigung einer kirchlichen Stelle vielmehr das Präſentationsrecht verbleiben, doch ſo, daß die Kirche den zu Ernennenden zu prüfen habe und nöthigen Falls zurückweiſen könne.

Aber wenn ſo auch manche Wünſche des Reformators nicht erfüllt wurden und wenn die Prediger auch noch her ach oft genug in drückender Lage ſich befanden, da ſich bald zeigte, daß das ausgeworfene Drittel keineswegs hinreichte, um die vorhandenen Bedürfniſſe zu decken[1]), die Hauptſache: die geſetzliche Anerkennung der reformirten Kirche als der allein zu Recht beſtehenden, war gleichwohl endlich erreicht, und Knox konnte nun mit Befriedigung auf das Werk blicken, das ihm durch die Gnade Gottes gelungen war. Nicht ohne ſchwere Kämpfe war es freilich hinausgeführt worden, und namentlich der Reformator hatte ſich oft in Lagen verſetzt geſehen, in denen es ſo ſchwer war, aus dem Widerſtreit der verſchiedenen Pflichten mit reinem Gewiſſen hervorzugehen; er hatte nicht blos alle Energie und Feſtigkeit ſeines Charakters aufbieten müſſen, um den mancherlei Bedrohungen von Seiten der weltlichen Macht gegenüber das unbeweglich zu vertreten, wovon er ſich ſagen durfte, daß es ihm anvertraut ſei, ſondern ſein Leben ſelbſt war gar häufig darüber in Gefahr gerathen. Jetzt ſah er ſich für alle ſeine Mühen und für alle Beängſtigungen ſeines Herzens belohnt. Die Kirche war jetzt frei von den Laſten, unter denen ſie bisher geſeufzt hatte, und wenn auch nicht Alles erreicht war, was nöthig ſchien, ſo war doch ein Boden gewonnen, auf welchem ſich weiter bauen ließ. Namentlich freute ſich Knox jetzt auch in dem Gedanken, daß er nun von aller Einmiſchung in die politiſchen Händel, wie er ſie bisher ſo oft nicht hatte vermeiden können, erledigt ſein dürfte, um ſich lediglich mit den Angelegenheiten des Reiches Gottes zu beſchäftigen und mit der Vorbereitung auf den Zeitpunkt, an den ſein vorgerücktes Alter und ſeine mehr und mehr unter all den Anſtrengungen geſchwächte Geſundheit ihn gemahnten. Selbſt daran dachte er, ſich jetzt nach gethaner Arbeit von Edinburg in eine kleinere und weniger anſtrengende

1) Vgl. Robertſon, hist. of Scotl., II, 250, 312.

Stelle zurückzuziehen, wie er dieß in einem Briefe an Johann Wood (d. d. 14. Febr. 1568) ausſpricht. Der Gemeinde zu Genf, der er früher als Prediger gedient hatte, gedenkend, ſagte er: „Gott behüte die zerſtreute kleine Heerde, unter welcher ich mit Frieden im Gewiſſen und Ruhe im Herzen gelebt habe und in deren Mitte ich ſo gern meine Tage beſchließen möchte, wenn es ſo in dem Willen Gottes wäre. Denn da es Seiner Majeſtät gefallen hat, ſo über aller Menſchen Erwarten das Werk zu fördern, um deſſentwillen ich jene Gemeinſchaft verlaſſen habe, ſo würde ich jetzt mit Freuden zu ihnen zurückkehren, wenn ſie meiner Arbeit bedürften, wie ich immer ſo gerne der Wuth meiner Feinde aus dem Wege gegangen wäre. Ich kann Euch keinen Grund angeben, weßhalb ich das wünſche, außer dem, daß mein Herz danach verlangt[1])."

Doch ſollte dieſe Ruhe auch jetzt noch nicht lange währen und neue Verwirrungen entſtanden, die ſeine Thätigkeit wieder in hohem Grade in Anſpruch nahmen und ihn um ſo mehr erſchüttern und ſchmerzen mochten, als es die Führer der Evangeliſchen ſelbſt waren, die unter einander in blutige Streitigkeiten geriethen. Die Lords hatten zwar das Evangelium bekannt und anerkannt, aber es fehlte doch noch viel, daß der Geiſt des Evangeliums ihre Leidenſchaften gezügelt und ihre Selbſtſucht ausgetrieben hätte: es war ja erſt der Grund gelegt, auf welchem ein Leben im Sinne des Herrn in Schottland erblühen konnte.

Zuvörderſt war es Maria, die das Land wieder in Verwirrung ſtürzen ſollte[2]). Wenn ſie auch auf die Regierung Verzicht zu leiſten verſprochen hatte, ſo lag das doch keineswegs in ihrem Sinne, und es waren die Verhältniſſe auch durchaus nicht der Art, daß ſie aller Hoffnung auf Wiedererhebung ſich hätte entſchlagen müſſen. Zwar waren die Anordnungen ihrer Gegner durch das Parlament beſtätigt und Jakob VI. ebenſowohl als König, wie Murray als Regent anerkannt worden, aber gleichwohl ſtand noch eine mächtige Partei dem Allen entgegen, die auch nicht an den Verhandlungen des Parlamentes Theil genommen hatte. Da waren die Hamiltons, die ſchon deßhalb nicht zuſtimmten, weil Murray und nicht der Herzog von Chatelherault, wie er als nächſter Agnat ſich für berechtigt hielt, zum Regenten ernannt worden war, und die, wenn ſie auch rein perſönliche Zwecke verfolgten, doch bereit waren, der Königin zu helfen und ihre Rechte gegen den Regenten zu vertheidigen; da war ferner die ganze Anzahl von römiſch geſinnten Lords, welche auf Seiten Maria's ſtanden, und ſelbſt von den evangeliſchen Baronen ſtimmten nicht alle mit den letzten Vorgängen überein. Maria war alſo durchaus noch nicht ohne Freunde und deßhalb auch nicht ohne Hoffnung; ſelbſt mit Bothwell, obgleich derſelbe bereits aus dem

1) S. den Brief bei M'Crie, l. c. II, 162.
2) Tytler, VII, 147 f.

Lande geflohen war[1]), um in einem norwegiſchen Gefängniſſe zu ſterben, hoffte ſie noch wieder vereinigt zu werden, und liſtig und verführeriſch wie ſie war, fand ſie auch Mittel, um mit ihren Freunden in Verbindung zu treten und endlich auch aus Lochleven zu entkommen.

Es war ein jüngerer Bruder des Lords Douglas von Lochleven, Georg Douglas, den ſie für ſich zu gewinnen gewußt hatte und der ihr nun als Unterhändler und Werkzeug für ihre Pläne diente. Er vermittelte ihre Verbindung mit den Hamiltons und der römiſchen Partei, die ſich im Stillen für ſie rüſtete, und ihm gelang es auch, ihr aus der ſo ſchwer zugänglichen Feſtung zu helfen. Ein Fluchtverſuch, bei welchem Maria, als Magd verkleidet, bereits in den Kahn gelangt war, der ſie an's Land bringen ſollte, wurde zwar vereitelt, aber ein Page ihres Kerkermeiſters wußte bei einer andern Gelegenheit ſich der Schlüſſel zu den Thoren zu bemächtigen und ſo entkam die Königin, indem Georg Douglas ſie über den See ruderte und die Hamiltons ſie am Ufer in Empfang nahmen. Es war am 2. Mai 1568. Maria begab ſich nun zuvörderſt nach Nidry in Weſt-Lothian, dem Sitze der auf ihrer Seite ſtehenden Seatons, und ſodann nach dem ſtark befeſtigten Schloſſe Hamilton. Von hieraus erließ ſie eine Proclamation, in welcher ſie ihre Gegner für Rebellen erklärte und das Volk zu den Waffen rief. Zugleich wandte ſie ſich an Frankreich um Hilfe, und — der kaum beendete Kampf ſollte auf's Neue beginnen.

Für die neue Ordnung der Dinge war das Alles nicht ohne Gefahr. Der Regent hatte ſich durch die Entſchiedenheit, mit welcher er den im Lande eingeriſſenen Unordnungen zu wehren ſuchte, außer den alten auch neue Feinde genug zugezogen, und ein großer Theil des Adels ſtrömte zu den Fahnen Maria's[2]). Bald ſtand ſie an der Spitze von 6000 Mann, und nicht blos Frankreich erklärte ſich für ſie, ſondern auch Eliſabeth ſchickte, in Folge ihrer zweideutigen Politik, einen Geſandten zu ihr, der ihr zu ihrer Befreiung Glück wünſchen und zugleich anbieten mußte, daß die Königin von England bereit ſei, die Schotten zur Unterwerfung zu zwingen, wenn Maria die Angelegenheit in ihre Hand legen wolle[3]). Doch Murray entwickelte in dieſer gefahrvollen Lage die größte Energie. Jetzt galt es, namentlich die reformirte Kirche zu vertheidigen, denn ein Sieg der Königin würde der Untergang der Kirche geweſen ſein. In aller Eile berief auch er deßhalb die Freunde unter die Fahnen, und nach 10 Tagen hatte auch er wieder eine Armee von 4000 Mann auf den Beinen, die entſchloſſen waren, Alles daran zu ſetzen, um ihr Leben und ihren Glauben zu vertheidigen.

1) Tytler, VII, 161.

2) Die Grafen Argyle, Caſſilis, Eglinton und Rothes, die Lords Sommerville, Yeſter, Livingſton, Herries, Flemming, Roß, Borthwick und viele Andere. Vgl. Tytler, VII, 175.

3) Mignet, I, 424. Meyer, II, 34.

Ohne Aufſchub beſchloß der Regent deßhalb, die Königin anzugreifen, bevor ſie noch mehr Verſtärkungen an ſich gezogen hätte, und — bei Langſide kam es zur Schlacht, deren Erfolg, ungeachtet ihrer größeren Anzahl, die vollſtändige Niederlage der Königlichen war. Maria floh ohne Aufenthalt bis an die engliſche Grenze und, im Vertrauen auf die ihr bewieſene Freundlichkeit Eliſabeths, begab ſie ſich auf deren Gebiet[1]), um hier — am Ende dem traurigen Schickſale zu erliegen, das bekannt genug iſt, das aber allein auch im Stande geweſen iſt, das Mitleid für ſie zu erregen und ſie deßhalb in einem milderen Lichte bei der Nachwelt erſcheinen zu laſſen. Wenn man auch zugeſtehen muß, daß ihr viel Unrecht von Seiten des ſchottiſchen Adels zugefügt worden iſt, ihr Verfahren in Schottland iſt durchaus nicht zu rechtfertigen, und bei Anerkennung aller Schuld ihrer Gegner muß man doch ſagen: es war ein Gericht Gottes, dem ſie erlag. Mit römiſchen Anſchauungen und mit der ihr von den Guiſen dictirten Abſicht, das Papſtthum wieder herzuſtellen, nach Schottland kommend, war ſie nicht blos nicht unbefangen, ſondern auch nicht demüthig genug, um ſich auch nur über den Glauben unterrichten zu laſſen, den die Mehrzahl ihres Volkes angenommen hatte, und indem ſie durch allerlei Liſt die reformirte Kirche zu untergraben ſuchte, ſtürzte ſie ſich ſelbſt in's Verderben. Es war freilich ihr Unglück, mitten in dieſen Kampf der Parteien geſtellt zu ſein, aber ihr Unglück ging doch zum großen Theile aus ihrer Schuld hervor, aus der Verhöhnung, die ſie an dem öffentlichen religiöſen und ſittlichen Geiſte des Volkes zu begehen ſich erdreiſtete[2]). — — —

Mit der Niederlage der Königin war jedoch die Ruhe im Lande noch keineswegs hergeſtellt. Murray, der wohl einſah, daß, wenn der Wohlſtand des Landes ebenſo, wie der evangeliſche Glaube ſicher geſtellt werden ſolle, Maria von Schottland fern gehalten werden müſſe, war, mit den Beweiſen von der Schuld derſelben in Händen, der Aufforderung Eliſabeths gefolgt und hatte dieſe als Schiedsrichterin zwiſchen der Königin von Schottland und ihrem Volke anerkannt. Er hatte ſich deßhalb ſelbſt nach England begeben, und lange Zeit hatten die Verhandlungen gedauert, die er mit der von Eliſabeth ernannten Commiſſion über dieſen Gegenſtand zu führen hatte[3]). Als er darauf, Ende Januars 1569 nach Schottland zurückkehrte, nicht ohne von der Partei, die ſich Maria auch unter den engliſchen Großen zu gewinnen gewußt hatte, mit Lebensgefahr bedroht zu ſein, fand er die Hamiltons und

1) Tytler, VII, 179 f. Mignet, I, 430 f. Meyer, II, 34.

2) Das weitere Schickſal Maria's darzuſtellen, liegt nicht im Plane dieſes Werkes, wir verweiſen daher auf die betreffenden Geſchichtsſchreiber, namentlich auf Tytler und Mignet.

3) Murray hatte bei dem Allen doch wohl weniger ſeinen Ehrgeiz, als das Wohl Schottlands im Auge, das es nöthig machte, Maria fern zu halten. Tytler leitet freilich Alles aus dem Ehrgeiz des Mannes her.

deren Anhang im Aufſtande. Maria hatte Mittel gefunden, auch mit dieſen von ihrem Gefängniß aus in Verbindung zu treten und ſie, die die Gelegenheit gern ergriffen, um unter dem Vorgeben, für die Königin zu ſtreiten, ihre eigenen Intereſſen zu verfolgen, hatten ſich nicht lange bitten laſſen, zumal ihnen von Seiten Maria's vorgeſpiegelt war, es ſolle Schottland durch Murray an Eliſabeth verrathen werden. Es ſei, hatte die gefangene Königin den Gegnern des Regenten mittheilen laſſen, zwiſchen dieſem und Eliſabeth die Verabredung getroffen, daß nicht nur verſchiedene Hauptfeſtungen Schottlands (Edinburg, Stirling und Dunbarton), ſondern auch der junge König ſelbſt an England ausgeliefert, und im Fall derſelbe ſtürbe, Murray zum Könige ernannt werden ſolle[1]). Auf dieß erdichtete Abkommen hin, das Maria auf die Beſchwerden Eliſabeths in England widerrufen mußte, erließen die Hamiltons eine flammende Proclamation und einen Aufruf zu den Waffen, indem ſich der Herzog von Chatelherault, der mit franzöſiſchem Gelde unterſtützt wurde, als „Leutnant der Königin" an die Spitze der Erhebung ſtellte. Doch ſie trafen auf energiſchen Widerſtand. Die Bevölkerung der Städte war durchaus auf Seiten des Regenten, zumal ſie in ihm, der mit aller Strenge die Gerechtigkeit handhabte und den Unordnungen des Adels ohne Rückſicht entgegen trat, einen Beſchützer gegen die mancherlei Unbilden fanden, die ſie Seitens der Barone zu erdulden hatten, und ebenſo wurde er von den Vertretern der reformirten Kirche, wie auch von denjenigen Lords auf das Kräftigſte unterſtützt, die ein Intereſſe daran hatten, daß die Königin nicht wieder auf den Thron gelange. Nachdem eine Verſammlung der Anhänger des Regenten zu Stirling am 12. Februar gehalten war, welche alle Schritte deſſelben gegen die Königin gebilligt hatte, marſchirte man ſofort gegen die Freunde Maria's, bevor ſich dieſe noch recht geſammelt hatten, und der Erfolg war auf Seiten des Regenten. Der Herzog von Chatelherault und der Lord Herries wurden überraſcht und zu Unterhandlungen gezwungen. Ebenſo mußte Graf Huntley und diejenigen Barone aus den nördlichen Gegenden, die mit ihm waren, ſich unterwerfen. Am 10. Mai erkannten ſie zu St. Andrews die Regierung Jakobs VI. an, gaben ihre Artillerie in die Hände Murray's und ſtellten Geißeln für ihr künftiges Wohlverhalten[2]).

So war die neue Ordnung der Dinge in Schottland denn allgemein anerkannt, freilich aber von den Gegnern derſelben nur wider Willen, und ſie waren auch keineswegs entſchloſſen, den Regenten auf die Dauer zu ertragen. Da ſie aber mit Gewalt Nichts vermochten, ſo ſuchten ſie andere Wege. Schon im Jahre 1568 war ein Mordanſchlag auf den Regenten gemacht, aber entdeckt und vereitelt worden — jetzt ſollten dergleichen Unternehmungen beſſeren Erfolg haben.

---

1) Mignet, II, 74 f. Meyer, II, 62.
2) Mignet, II, 76 f. Meyer, II, 63.

Einer der Hamiltons, Jakob Hamilton von Bothwell-Haugh[1]), ein Neffe des Erzbiſchofs von St. Andrews, unternahm es, den Regenten aus dem Wege zu ſchaffen. Man ſagt, er ſei dazu durch die Strenge, mit welcher ihn Murray für ſeine Betheiligung an dem Aufſtande zu Gunſten Maria's beſtraft habe, bewogen worden und erzählt, wie ſeine Güter eingezogen und ſelbſt ſeine Frau aus ihren Beſitzungen vertrieben ſei. Die letztere ſei darüber wahnſinnig geworden, und eben das habe den Lord zur Rache gegen den Regenten entflammt[2]). Allerdings mag ſich das alſo verhalten, aber gewiß iſt auch, daß die Partei der Hamiltons an dem Unternehmen betheiligt war. Der Erzbiſchof von St. Andrews hat dieß ſelbſt vor ſeinem Tode bekannt. Uebrigens erſcheint das Beginnen des Mörders in einem um ſo ungünſtigeren Lichte, als ihm Murray, nachdem er wegen ſeiner Betheiligung an dem Aufſtande zum Tode verurtheilt war, zum Theil mit auf die Fürſprache Knox' hin, das Leben geſchenkt hatte.

Der Regent ſollte dieſen Nachſtellungen erliegen. Er machte eine Reiſe durch das Land und war eben im Begriff über Linlithgow nach Edinburg zurückzukehren, als er in der erſteren Stadt durch Hamilton erſchoſſen wurde. Der Mörder hatte ſich in einem Hauſe, das dem Erzbiſchofe gehörte, aufgeſtellt, und ſeinem Opfer im Vorbeireiten vier Kugeln durch den Leib gejagt. Dann warf er ſich auf ein an der Hinterpforte bereit ſtehendes Pferd und entkam ſo den Nachſtellungen des herbeiſtürmenden Volkes nach dem Schloſſe Hamilton, wo er mit heller Freude empfangen wurde[3]).

Die Wunde war tödtlich, und Murray ſtarb noch an demſelben Abend, 23. Januar 1570. Als ſeine Freunde, die ſein Bett umgaben, ſeine Milde beklagten, mit welcher er die Gegner und namentlich auch den Mörder behandelt habe, erwiderte er, es ſei Nichts im Stande, ihn bereuen zu laſſen, wenn er Thaten der Barmherzigkeit ausgeübt habe. In ihm verlor die reformirte Kirche ihren mächtigſten, aufrichtigſten und uneigennützigſten Beſchützer. Man hat ihn oft des Ehrgeizes angeklagt und namentlich iſt dieß von Seiten der Anhänger und Vertheidiger Maria's geſchehen[4]), aber wenn er meinte, ſeiner Schweſter entgegen treten und ſein Vaterland, wie ſeinen Glauben gegen deren Gelüſte vertheidigen zu müſſen, ſo hatte das ſeinen Grund eben ſowohl in der Treue, mit welcher er an ſeinem Vaterlande, als auch an ſeinem Glauben hing Daß er ſich nicht auch mancherlei Mißgriffe habe zu Schulden kommen laſſen, ſoll nicht geſagt werden, aber ſeine Schweſter hat er erſt da aufgegeben, als ſie, jeder beſſeren Berathung unzugänglich, ſich auf jene Bahnen begab, die für ſie ſelbſt, für Schottland und für

1) Vgl. M'Crie, II, 165 ff. Tytler, VII, 250 ff.
2) S. die Literatur darüber bei M'Crie, l. c.
3) Tytler, VII, 253.
4) Vgl. Tytler, VII, 254. Doch ließe ſich, was Tytler ihm vorwirft, auch wohl anders deuten.

die reformirte Kirche zum Verderben führen mußten und als eine höhere Pflicht ihm gebot, ihr entgegen zu treten[1]). Während er von den Gewaltſamkeiten, in welche die Meiſten der übrigen Barone ſich verwickeln ließen, fern blieb, ſteht er unter Allen auch als Derjenige da, der ohne Nebenintereſſe die Freiheiten des Landes, wie den evangeliſchen Glauben aufrecht zu erhalten ſuchte, wie er denn ja eine Zeit lang auch bereit war, ſeiner Schweſter wieder zu weichen, als Ausſicht vorhanden zu ſein ſchien, daß ſie Garantieen gäbe für den Schutz und die Aufrechthaltung, wie des Evangeliums, ſo auch des Friedens und der Landesfreiheit[2]). —

Der Tod des Regenten erregte allgemeine Beſtürzung im Lande. Schien er doch die Loſung zu neuen Verwirrungen zu ſein, während man durch ihn den bisherigen kaum entgangen war. Mochte deßhalb auch ein Theil des Adels ſeines Falles ſich freuen, das Volk nahm die Kunde nur mit Schrecken und tiefer Trauer auf. Die kurze Zeit ſeiner Regierung hatte gezeigt, *was* das heiße, wenn ein rechtſchaffener und wohlmeinender Mann an der Spitze des Staates ſtehe, und laut verlangte man deßhalb die Beſtrafung des Mörders. Selbſt Solche, die dem Regenten bisher entgegen geweſen waren, ließen ſeinen Verdienſten jetzt Gerechtigkeit widerfahren, und die Hamiltons hüteten ſich wohl, ihre Freude öffentlich zu zeigen. Sie thaten vielmehr Alles, um ſich von dem Verdachte der Mitſchuld an dem Verbrechen zu reinigen, und der Mörder, von ihnen Preis gegeben, konnte froh ſein, daß er in das Ausland entkam und dort ſeine Tage beſchließen konnte. Selbſt der Erzbiſchof von St. Andrews bekannte bei ſeinem Tode, daß er bereue, an der That Theil genommen zu haben, und daß er Gott deßhalb um Vergebung bitte[3]). Selbſt auch in England wurde der Schlag allgemein mit dem tiefſten Bedauern empfunden.

Namentlich aber war es die reformirte Kirche und vor allen Dingen Knox, der von dem Verluſte auf das Tiefſte erſchüttert wurde. Mit dem Reformator war der Regent von früh her in Verbindung geſtanden, und wenn auch eine Zeit lang — damals, als Murray noch von ſeiner Schweſter das Beſte hoffte und ſie deßhalb gegen die Angriffe des weiter blickenden Knox vertheidigen zu müſſen meinte — eine Mißhelligkeit zwiſchen Beiden entſtanden war, ſo waren ſie doch ſtets von ihrer beiderſeitigen Redlichkeit überzeugt. Während Knox in ſeiner Geſchichte über die übrigen evangeliſchen Barone oft die bitterſten Klagen führt, ſagt er doch von dem Grafen Murray, und zwar zu einer Zeit, wo die Mißhelligkeit zwiſchen Beiden noch

1) Maria war doch noch aus einem andern Geſichtspunkte zu betrachten, als dem einer „miserable princess,“ auch wenn ſie unſer ganzes Mitleid deshalb in Anſpruch nimmt, daß ſie auf Wege gerieth, auf denen ſie ſich ſelbſt in das Licht dieſes anderen Geſichtspunktes ſtellte.

2) Mignet, II, 93 ff. Meyer, II, 66—68, namentlich 68.

3) M'Crie, II, 168. Anm.

nicht geſchlichtet war, daß „das Ebenbild Gottes in ihm auf das Herrlichſte hervorgeleuchtet“ habe[1]), und hernach war es Knox, der dem Regenten ſtets berathend zur Seite ſtand. Dem guten Willen Murray's vornehmlich verdankte die reformirte Kirche ſo manche Vortheile, welche ſie in der letzten Zeit gewonnen hatte, und eben in ihm erkannte der Reformator die größte Stütze für das Evangelium.

Knox wurde bei der Nachricht von der Ermordung des Regenten deßhalb auch mit dem tiefſten Schmerze erfüllt. Er ſelbſt hatte den Grafen bewogen, jenem Hamilton das Leben zu ſchenken, deßhalb klagte er ſich nun auch an, das Werkzeug ſeines Todes geweſen zu ſein, und nur mit ſchweren Sorgen ſah er in die Zukunft, wo Leute an der Spitze des Staates ſtehen würden, die mehr nur ihren eigenen Vortheil ſuchten, als den Vortheil des Landes und die Ehre des Herrn. „O Herr!“ rief er in der Predigt aus, die er an dem nämlichen Tage, wo der Tod Murray's in Edinburg bekannt wurde, hielt: „O Herr, in welchem Elende und in welcher Verwirrung fand er doch dieß Reich! und zu welcher Ruhe und Ordnung iſt es nun durch ſeine Bemühungen in ſo kurzer Zeit gebracht worden! Alle Stände, aber namentlich das arme Volk kann es bezeugen, dein Bild, o Herr, leuchtete ſo klar aus dem Manne hervor, daß es ſelbſt der Teufel und die Gottloſen, deren Fürſt er iſt, nicht verkennen konnten. Und ſo haſt du, um unſre Sünden und unſre Undankbarkeit zu beſtrafen (welche eine ſolche Gabe nicht recht zu würdigen wußten), zugelaſſen, daß er, zu unſerm größten Kummer, in die Hände grauſamer und verrätheriſcher Mörder fallen mußte. Er iſt jetzt im Frieden, o Herr, aber wir ſind nun dem äußerſten Elende Preis gegeben[2]).“

Einige Tage vor dem Morde hatte der Abt von Kilwinning, Gavin Hamilton, ſich an den Reformator gewandt mit der Bitte, er möge doch bei dem Regenten um Nachſicht für ſeine Verwandten wegen des Aufſtandes bitten, und Knox war auch bereit geweſen, das Seinige zu thun, wenn ſie nur die Autorität des Königs anerkennen und Nichts wieder gegen den Regenten unternehmen wollten, denn, hatte er geſagt: „ich verſichere vor Gott, welcher jetzt der einzige Zeuge zwiſchen uns iſt, wenn Jemand von den Hamiltons gegen die Perſon des Regenten Etwas unternehmen würde, ſo würde ich mich für immer von Euch und ihnen losſagen.“ Jetzt war das Mißtrauen, das Knox in dieſe Parteigänger ſetzte, leider bald genug beſtätigt worden, und als der Abt ſich bei ihm zu rechtfertigen ſuchte und deßhalb eine Unterredung mit ihm begehrte, ließ er ihm ſagen: „Ich habe jetzt bei dem Regenten für die Hamiltons nicht mehr zu bitten!“ Er wies den Abt mit Verachtung zurück[3]).

1) Knox, hist., 311.
2) M'Crie, II, 173.
3) Ebendaſ. 147 f. Auch das Folgende daſelbſt.

Unter der Hand ſuchte nun aber die gegneriſche Partei das Andenken des Regenten durch allerlei üble Gerüchte zu verdunkeln, die man über ihn zu verbreiten ſuchte. Man griff die alten Beſchuldigungen wieder auf, als ob er ſelbſt nach der Krone geſtrebt habe und als ob deßhalb das Leben des königlichen Kindes von ihm bedroht geweſen ſei. Dieß geſchah namentlich in einem Libell, welches angeblich einen Bericht über eine Berathung enthielt, welche zwiſchen dem Regenten, dem Lord Lindſay, dem Laird von Pittarow, dem Erzieher des Königs, Jakob Macqill und Knox gehalten und deren Gegenſtand die Beſeitigung Jakobs VI. zu Gunſten Murray's geweſen ſein ſollte. Es war in dieſem Berichte der Charakter der einzelnen Perſonen, ſowie überhaupt die ihnen eigenthümliche Art ſich auszudrücken in ſehr geſchickter Weiſe nachgeahmt, aber es wurde doch allgemein als eine Fälſchung und boshafte Verleumdung bald erkannt, deren Zweck nur ſein konnte, das Gehäſſige des Mords zu mildern und den Regenten herabzuſetzen. Verfaſſer war ein Bruder des Secretair Lethington, auf welchem der Verdacht ruhte, daß er ſelbſt an der That Hamiltons nicht unbetheiligt ſei. Er hatte ſich in der letzten Zeit wieder zu der Partei der Königin geſchlagen.

Dieſer ſelbe Maitland erlaubte ſich dann auch noch andre Schritte. An dem Tage, an welchem die „wöchentliche Verſammlung" gehalten wurde[1]), legte er einen Zettel auf die Kanzel, auf welchen er geſchrieben hatte: „Betrachtet nun den Mann, den ihr für einen halben Gott gehalten habt, und bedenkt das Ende, zu welchem ihn ſein Ehrgeiz gebracht hat." Es war das offenbar auf den Regenten gemünzt, und Knox, der an dem Tage zu predigen hatte und den Zettel fand, deutete es auch ſo. Er legte das Papier jedoch Anfangs bei Seite und hielt ruhig ſeine Predigt, aber am Ende, nachdem er den Verluſt, den die Kirche und das Gemeinweſen erlitten hatte, beklagt und jenen Bericht von der angeblich abgehaltenen Berathung für falſch und verleumderiſch erklärt hatte, ſagte er, es gebe Perſonen, welche ſich über dieſen verrätheriſchen Mord freuten und kein Bedenken trügen, ihn zum Gegenſtande ihres Spottes zu machen, namentlich ſei da Einer, den er freilich nicht kenne, der es aber gewagt habe, auf die Kanzel ein Blatt zu legen, welches über ein Ereigniß läſtre, das die Urſache des Kummers für alle gute Menſchen ſei. „Jener gottloſe Menſch," fuhr er dann fort, „wer er auch ſein mag, wird nicht ungeſtraft bleiben und ſterben, wo Niemand da ſein wird, um ihn zu beklagen!"

Maitland war ſelbſt zugegen geweſen, und als er nach Hauſe kam, erzählte er ſeiner Schweſter, was der Prediger geſagt habe, indem er ſich darüber luſtig machte, daß Knox ſich anmaße, ein Prophet ſein und ſogar die Schickſale eines Menſchen vorausſagen zu wollen, den er gar nicht kenne.

1) S. oben.

Die Schweſter aber nahm die Sache ſehr ernſthaft, und als ſie erfuhr, daß ihr Bruder ſelbſt der Verfaſſer jenes Zettels ſei, mißbilligte ſie ſein Thun nicht nur, ſondern ſagte auch mit Thränen, es ſei noch keine von den Weiſſagungen des Reformators unerfüllt geblieben. Wirklich verſichert auch Spottswood, der die Sache von jener Dame ſelbſt gehört haben will, in ſeiner Geſchichte der Reformation, daß Maitland bald darauf in Italien geſtorben ſei, ohne eine bekannte Perſon um ſich zu haben [1]).

Die Leiche Murray's wurde am 14. Februar in der Kirche zu St. Giles beerdigt, und Knox hielt die Grabrede über den Text aus der Offenbarung: „Selig ſind die Todten, die in dem Herrn ſterben." Dreitauſend Menſchen waren ſeine Zuhörer und vergoſſen reichliche Thränen, während der Prediger die Verdienſte und Tugenden des Regenten darſtellte und ſeinen Verluſt beklagte. Buchanan aber, einer der bedeutendſten Gelehrten Schottlands in damaliger Zeit, verfaßte die Grabſchrift, welche in einfachen und kurzen Worten dem Gemordeten den Kummer ſeines Vaterlandes nachrief [2]), und verherrlichte ſein Andenken durch ein ſinnvolles lateiniſches Gedicht. Nach der Beerdigung hielten die Freunde Murray's eine Berathung, in welcher ſie beſchloſſen, ſeinen Tod nicht ungeſtraft zu laſſen, aber man wurde nicht darüber einig, wie dieß geſchehen könnte, zumal das Werkzeug der blutigen That entkommen war, und das Volk hatte bald genug Urſache, über die Läſſigkeit zu klagen, mit welcher dieſer Beſchluß ausgeführt wurde. Die General-Synode bezeugte jedoch bei ihrer nächſten Zuſammenkunft ihren Abſcheu über das Verbrechen und ſchloß den Mörder von der Kirchengemeinſchaft aus, ein Beſchluß, der in allen Kirchen des Königreichs verkündigt werden ſollte. Dieſelbe Strafe ſollte Jeder erleiden, der künftighin als Mitſchuldiger der Blutthat überführt werden möchte [3]).

Knox erhielt während dieſer Zeit manches Troſtſchreiben von auswär-

1) Vgl. M'Crie, II, 176.

2) „Jacobo Stuarto Morariae Comiti Scotiae Proregi viro aetatis suae longe optimo ab inimicis omnis memoriae deterrimis ex insidiis extincto ceu patri communi patria moerens posuit." — Buchanan hat den Regenten auch noch in Verſen verherrlicht. — Vgl. M'Crie, II, 342, wo auch die folgenden Verſe:

„Ter tua dicturus cum dicere singula conor,
Ter numeri, et numeros destituere soni.
Nobilitas, animus, probitas, sapientia, virtus,
Consilium, imperium, pectora sancta, fides,
Cuncta mihi simul haec instant certamine magno:
Ut sibi, sic certant viribus ista meis,
Ipsi adeo Aonides cum vellent dicere, cedunt
Sponte sua numeris, haec, Buchanane, tuis."

Vgl. über Murray's Charakter denſelben II, 332 ff.

3) Spottswood, hist., 235. Vgl. M'Crie, II, 178.

tigen Freunden, beſonders aus England, die alle den Tod des „guten Regenten“ bitter beklagten. So unter Andern von Goodmann und Willock, welche ſich Beide damals in England aufhielten. Einer von den Bekannten des Reformators, Dr. Laurence Humphrey[1]), forderte ihn auf, ein Buch zum Andenken des Ermordeten zu verfaſſen, und es iſt zu beklagen, daß er durch ſeinen wankenden Geſundheitszuſtand daran verhindert worden iſt, ſo wie auch, daß er ſeine Geſchichte der Reformation nicht weiter, als bis zu dem Zeitpunkte geführt hat, wo Murray zum Regenten ernannt wird.

Wir haben von der Kränklichkeit Knox' ſchon mehrfach geredet — der Kummer über das letzte traurige Ereigniß warf ihn nun vollends nieder. Im Monat October wurde er von einem Schlaganfalle getroffen, der ihn ſogar für eine Zeit lang ſprachlos machte, ſo daß er gänzlich vom Predigen abſtehen mußte. Das war für ſeine Gegner denn ein großer Triumph, und allerlei Gerüchte, welche die Sache nicht nur vergrößerten, ſondern ſie mit dem Aberglauben der damaligen Zeit ausſchmückten, wurden verbreitet. Durch Schottland, wie durch England hieß es, ſein Geſicht ſei ihm in den Rücken gedreht, und er ſei ſo entſtellt, daß man kaum mehr eine menſchliche Geſtalt in ihm erkennen könnte. Einige ſagten ſogar, daß er todt ſei, und — daß eben der Böſe bei dem Allen ſeine Hand im Spiele habe, galt bei den römiſch Geſinnten für ausgemacht. Sie hatten ihn ja ſchon längſt allerlei ſchwarzer Künſte beſchuldigt, durch die er ſeinen Einfluß auf die Seelen der Menſchen gewonnen habe[2]), da ſie nicht begreifen konnten, daß das Evangelium doch auch eine Macht in der Welt ſei. — Zum Glück währte die Freude der Römiſchen nicht lange. Dem Reformator kehrte die Sprache wieder und er war im Stande, ſchon am nächſten Sonntag die Kanzel wieder zu beſteigen. Gelitten hatte ſeine Geſundheit aber freilich, und er mußte ſich deßhalb damit begnügen, nur noch Sonntags das Wort des Herrn zu verkündigen. Auch finden wir, wie er ſich jetzt mehr und mehr auf den Tag vorbereitete, wo er eingehen ſollte zu dem Herrn, dem er ſein Leben lang gedient hatte[3]).

1) Professor of divinity and Head of one of the colleges, in the University of Oxford — ein Puritaner. Vgl. Strype, Annals, I, 421, 430 ff.

2) S. oben das erſte Geſpräch mit Maria.

3) Vgl. den Brief an Wood bei M'Crie, II, 389 ff.

Achtundzwanzigſtes Kapitel.

Neue Verwirrungen.

Es konnte nicht fehlen, daß der Tod Murray's die größten Verwirrungen in Schottland hervorrufen mußte. Die Regentſchaft war vacant geworden, und die verſchiedenen Parteien ſuchten ſich derſelben zu bemächtigen. Namentlich waren es zwei Männer, welche auf die oberſte Leitung der Angelegenheiten in Schottland Anſpruch erhoben: der Herzog von Chatelherault und der Graf Lennox, Beide aus königlichem Geblüt. Lennox wurde von Eliſabeth begünſtigt, aber der Herzog von Chatelherault gebot noch immer über bedeutende Streitkräfte, und der Tod Murray's war überhaupt für die Partei der Königin und der römiſchen Kirche nur das Zeichen, um einen neuen Aufſtand zu verſuchen. Nicht blos in Schottland, ſondern auch in den nördlichen Theilen von England, wo die römiſche Kirche noch immer viele Anhänger zählte, griff man zu den Waffen[1]), und ſo entbrannte der Bürgerkrieg von allen Seiten, ſo daß die Befürchtungen, mit welchen den Reformator die Nachricht von den an dem Regenten verübten Verbrechen erfüllt hatten, ſich als durchaus begründet erwieſen und neue Sorgen hinzukamen. Wieder ſchien das Beſtehen der reformirten Kirche bedroht und dem Kampfe der Parteien und ihrer politiſchen Herrſchſucht Preis gegeben zu ſein. Der Reformator ſah ſich in neue Verwicklungen geriſſen, und mußte das um ſo ſchmerzlicher empfinden, als ſein Körper die früheren unſäglichen Anſtrengungen nicht mehr ertragen konnte. Es kam deßhalb gewiß aus ſeinem Herzen, wenn er jetzt in ſeinen Gebeten Gott klagte, wie ſie „eine Heerde ohne Hirten und ein Schiff ohne Ruder ſeien mitten in einem Sturme."

Dazu kam, daß er ſehen mußte, wie ſo Manche, die es früher mit der Reformation gehalten, jetzt in das Lager der Gegner übergingen. Lethington hatte längſt wieder die Farbe gewechſelt und unterſtützte die Hamiltons mit aller ſeiner Verſchlagenheit, aber auch Kirkaldy von Grange, der von dem Regenten zum Gouverneur des Schloſſes von Edinburg gemacht war, hielt ſich Anfangs neutral und erklärte ſich dann öffentlich für Maria und deren Parteigänger, indem er jetzt Alles daran ſetzte, die Sache der Königin zu fördern. Da die Einwohner von Edinburg, wie überhaupt die Städte, auf Seiten der neuen Ordnung der Dinge ſtanden, ſo quälte er ſie von ſeinem feſten Schloſſe aus auf jegliche Weiſe[2]).

Knox ertrug den Abfall gerade dieſes Mannes gar ſchwer. Er hatte auf denſelben bisher große Stücke gehalten, zumal Kirkaldy der Reforma-

1) Mignet, II, 112 ff. Meyer, II, 79.

2) Vgl. auch über das Folgende M'Crie, II, 181 ff.

tion manche wichtige Dienſte geleiſtet hatte, und wenn er auch Manchem der übrigen Lords zutrauen mochte, daß ihre Anhänglichkeit an das Evangelium zuletzt doch blos in politiſchen Intereſſen wurzele, ſo hatte er von dieſem doch eine beſſere Meinung gehegt. Jetzt fiel auch er ab und ſchlug ſich zu Denen, deren Sieg nichts Anderes, als neue Drangſale für die reformirte Kirche, wenn nicht deren Untergang, bedeuten mußte. Knox verſuchte deßhalb, den Laird wieder auf andre Gedanken zu bringen und ihn bei der Partei des Königs feſtzuhalten — jetzt, wo Murray dahin war, galt es ja beſonders, dieſelbe um des Evangeliums willen zu ſtützen — aber alle ſeine Bemühungen waren vergeblich. Am Ende gerieth er ſogar in einen perſönlichen Streit mit dem ehemaligen Freunde, der unerquicklich genug war. (Ende 1570.) Die Sache war folgende:

Einer von den Soldaten des Schloſſes war von dem Magiſtrat der Stadt gefänglich eingezogen worden, weil er einen Mord begangen haben ſollte, aber der Gouverneur fand ſich dadurch beleidigt und machte kurzen Prozeß: Er ſchickte einen Theil der Garniſon in die Stadt, ließ das Gefängniß im Tolbooth erbrechen und den Gefangenen befreien. Dieſe Gewaltthat glaubte nun Knox nicht ungerügt hingehen laſſen zu dürfen und, wie es damals überhaupt Sitte war, öffentliche Vorgänge auch öffentlich auf der Kanzel zu beſprechen und unter das Licht des Evangeliums zu ſtellen, ſo redete er am folgenden Sonntage auch von dieſem und tadelte es ſchwer, daß das Haus der Gerechtigkeit gewaltſam erbrochen ſei. Er erinnerte dabei an das Benehmen Kirkaldy's in früheren Zeiten, wo er mit Knox in der franzöſiſchen Gefangenſchaft geweſen ſei [1]), und ſagte: „wäre dieſe Gewaltthat auf Befehl eines blutdürſtigen Mannes verübt worden und eines Solchen, der keine Furcht Gottes kennte, ſo würde er dadurch nicht ſo ſehr entrüſtet worden ſein, aber es ſei ihm ſchmerzlich zu denken, daß Einer, auf den alle Frommen ſo große Hoffnungen gebaut hätten, ſo tief gefallen ſein ſollte, um eine ſolche That zu begehen, noch dazu Einer, der, als er vordem ſelbſt gefangen geweſen wäre, ſich geweigert hätte, ſeine Freiheit durch Blutvergießen zu erkaufen."

Dieſe Rede wurde nun aber mit vielen Uebertreibungen dem getadelten Laird wieder erzählt, und derſelbe gerieth dadurch in den größten Zorn. Zuerſt beklagte er ſich bei Craig, dem Mitprediger Knox', und brachte die Angelegenheit alsdann vor die Aelteſten der Kirche, angebend, er ſei von dem Reformator verleumdet worden, als ob er ein Mörder ſei, verlangend, daß Knox öffentlich widerrufen ſolle. Knox ſah ein, daß ſeine Worte falſch hinterbracht ſein müßten, und am nächſten Sonntage ſuchte er deßhalb das, was er geſagt hatte, weiter zu erläutern und es aufrecht zu erhalten. Aber das hieß nur neues Oel in's Feuer gießen. Kirkaldy war ſeit einem Jahre

1) S. oben Kap. VI.

nicht mehr zur Kirche gekommen, jetzt aber erſchien er, begleitet mit einer Anzahl von Denjenigen, welche an der Gewaltſamkeit Theil genommen hatten, und Knox, unerſchrocken, wie er war, ergriff dieſe Gelegenheit, dem Laird ſelbſt die Wahrheit zu ſagen. Er ſetzte daher auseinander, eine wie große Sünde es ſei, die Wohlthaten Gottes zu vergeſſen, und warnte ſeine Zuhörer, auf die Gnade Gottes zu pochen, während ſie offenkundig ſeine Gebote überträten und wohl gar noch ſich heraus nähmen, dieſe Uebertretung zu rechtfertigen. Daß Kirkaldy gemeint ſei, war allerdings nicht zu verkennen, und derſelbe war deßhalb über dieſen neuen Angriff abermals erbittert. Er ſtieß Drohungen gegen den Prediger aus, ſo oft er von ihm ſprach, und es hieß deßhalb ſogar, er ſei nicht blos ſein geſchworner Feind geworden, ſondern ſuche ihn ſogar zu tödten, weßhalb denn auch eine Anzahl von Edelleuten aus Kyle und Cunningham einen Brief an Kirkaldy ſandten, in welchem ſie ihn an ſeine frühere Anhänglichkeit an den evangeliſchen Glauben erinnerten und ihn warnten, dem Reformator ein Leid zuzufügen. „Ihn habe Gott," ſagten ſie, „zu Demjenigen gemacht, der ſeine Kirche zuerſt unter ihnen gepflanzt und hauptſächlich bewäſſert habe, und ſein Leben ſei ihnen ſo theuer, als ihr eigenes," der Laird ſolle ſich deßhalb hüten[1]).

Knox war durch ſolche Drohungen nicht ſo leicht einzuſchüchtern, ſobald es galt, zu thun, was er für ſeine Pflicht hielt. Er blieb dabei, ſeine Zuhörer vor aller Gemeinſchaft mit Solchen zu warnen, welche die Beſtrafung verbrecheriſcher Handlungen zu verhindern ſuchten, indem ſie die unrechtmäßigen Angriffe der Königin unterſtützten, und welche die reformirte Kirche der äußerſten Gefahr dadurch ausſetzten, daß ſie die Autorität des Königs zu ſtürzen ſuchten. So aber kam denn natürlich kein Frieden zwiſchen ihm und dem Gouverneur des Schloſſes, und als im März 1571 die General-Synode zuſammenkam, brach auch dort der Streit aus. Anonyme Schriften wurden in dem Lokale der Verſammlung gefunden und Plakate an die Kirchthüre geheftet, in denen der Reformator angeklagt wurde, daß er aufrühriſche Reden gegen die Königin führe und ſich weigere, für ihr Wohlergehen und ihre Bekehrung zu bitten, indem er ſie als eine „Verworfene" darſtelle, deren Reue ohne Hoffnung ſei, ja, daß er ſogar Gebete gegen ſie geſprochen habe. Eins von dieſen Plakaten ſchloß ſogar mit der Drohung, daß, wenn die Synode ihm nicht unterſagte, eine ſolche Sprache zu führen, die Ankläger ſelbſt ſchon ein Mittel finden würden, um ihn zum Schweigen zu bringen. Die Synode ließ daher die Ankläger öffentlich auffordern, vor ihr zu erſcheinen und ihre Beſchuldigungen zu begründen, aber da erſchien eine andre anonyme Schrift, welche verhieß, bei der nächſten Synode werde es ſchon nicht an Anklägern fehlen, wenn der Prediger in ſeinen beleidigenden Reden fortfahre und wenn „er dann ſich der Anklage ſtellen und

1) Bannatyne, Journal, 67 ff.

nicht, wie er es zu thun pflege, ſich bei Zeiten aus dem Staube machen werde." Bis dahin mochte man darauf rechnen, daß die Sache der Königin geſiegt haben werde.

Knox meinte nun, auch dieſe Angriffe nicht mit Stillſchweigen übergehen zu dürfen, obwohl einige ſeiner Freunde dazu riethen; er fürchtete, ſein Amt möchte darunter leiden, wenn er dazu ſchwiege. Er las die Libells deßhalb auf offener Kanzel vor und gab eine umſtändliche Antwort auf die in ihnen enthaltenen Beſchuldigungen, indem er ſein Verfahren gegen die Königin zu rechtfertigen ſuchte. Daß er Maria der Laſter und Verbrechen angeklagt habe, deren ſie anerkannter Maßen ſchuldig ſei, leugnete er keineswegs, aber daß er Aufruhr gegen ſie gepredigt habe, ſtellte er eben ſo entſchieden in Abrede. Auch meinte er, es werde Niemand im Stande ſein, ihm eine ſolche Beſchuldigung nachzuweiſen, ohne zu gleicher Zeit zu behaupten, daß auch Jeſaias, Jeremias und andre inſpirirte Schriftſteller Empörer geweſen ſeien. Von denen habe er gelernt, offen und frei die Sünde beim rechten Namen zu nennen. Er habe jedoch niemals die Königin als eine „Verworfene" dargeſtellt, noch geſagt, daß ihre Bekehrung unmöglich ſei, aber er habe behauptet, daß Stolz und Reue niemals lange zuſammen in demſelben Herzen herbergen könnten. Er habe gebeten, daß Gott, zum Troſt und Heil ſeiner Kirche, ſeine Macht ihrem Hochmuthe entgegen ſetzen und ſie und ihre Parteigänger in ihrer Gottloſigkeit zu Schanden machen möge, und allerdings habe dieß Gebet, möchten ſie es nun eine Fürbitte oder eine Verwünſchung (imprecation or execration) nennen, alle Diejenigen getroffen und treffe ſie noch, die ihr beiſtänden. Was aber die Anklage betreffe, daß er nicht für ſie bete, ſo antwortete er: „Ich bin nicht verpflichtet, für ſie an dieſem Platze zu bitten, denn meine Oberherrin iſt ſie nicht, und meine Ankläger mögen bedenken, daß ich nicht ein Advokat bin, deſſen Zunge für Silber oder für die Gunſt der Welt feil iſt[1])." Welches Recht ſie jetzt habe oder jemals gehabt habe, in Schottland zu regieren, wolle er nicht erörtern; die Stände hätten ſie der Krone für verluſtig erklärt und denen komme es zu, ſich deßhalb zu verantworten; er aber habe bisher aller geſetzlichen Obrigkeit im Königreiche Gehorſam geleiſtet. Die Drohungen gegen ſein Leben aber und die hämiſche Aufforderung betreffend, daß er bei der nächſten Synode Stand halten und nicht ausreißen möge, ſo erwidere er, daß ſein Leben unter dem Schutze Deſſen ſtehe, der ihn bisher aus ſo vielen Gefahren errettet habe, ſo daß er jetzt in ein Alter gelangt ſei, wo er nicht mehr weit fliehen könne, noch könne ihn auch Jemand beſchuldigen,

1) Crawford hat in ſeinen Memoirs of Scotl. behauptet, die Reformatoren hätten bei dieſer Gelegenheit geſagt, für Feinde zu bitten oder ihnen zu vergeben, gehöre nicht zur Pflicht eines Chriſten. M'Crie ſagt, die Manuſcripte, auf die ſich Crawford bezöge, enthielten kein Wort davon. M'Crie, II, 186.

daß er die ihm anvertraute Gemeinde verlassen habe, ohne auf deren ausdrücklichen Wunsch.

Aber seine Feinde waren auch mit dieser Verantwortung noch nicht zufrieden gestellt, vielmehr zogen sie jetzt seinen „Trompetenstoß" hervor und klagten ihn an, daß er in seinen Meinungen höchst wankelmüthig sei, da er das eine Mal gegen das „Weiberregiment" geschrieben habe und nun doch für die Königin Elisabeth bitte und deren Hülfe gegen sein eigenes Vaterland nachsuche. Auch auf diese Anschuldigung antwortete er von der Kanzel herab und wies sie mit großer Entrüstung zurück. Nachdem er versichert hatte, daß er seine Meinung über diesen Gegenstand nie geändert habe, schloß er mit folgenden Worten: „Eins mag ich doch am Ende nicht übergehen, nämlich, dem eine Lüge an den Hals zu werfen, der zu sagen wagt, daß ich jemals Hülfe gegen mein Vaterland gesucht habe. Was ich meinem Vaterlande gewesen bin, wenn es auch dieß undankbare Zeitalter nicht anerkennen will, so werden doch die künftigen Zeiten gezwungen sein, die Wahrheit zu bezeugen. Und so schließe ich, indem ich einem Jeden, der Etwas gegen mich vorzubringen hat, auffordere, es zu sagen, und zwar eben so offen, wie ich selbst Alles, was ich thue, die Welt wissen lasse; denn mir scheint es Etwas durchaus Unvernünftiges zu sein, daß ich in meinem schwachen Alter noch gezwungen sein soll, gegen Schatten zu kämpfen und gegen Gespenster, welche das Licht scheuen[1])." —

Noch immer, wie wir sehen, war es derselbe Eifer für die von ihm vertretene Sache, der den Reformator beseelte, und obgleich der Leib durch die unausgesetzten Anstrengungen seines kampfvollen Lebens bis zum höchsten Grade hinfällig geworden war, so war der Geist doch noch frisch und gesund. Er mußte freilich jetzt auf seinen Körper sorgfältig Rücksicht nehmen und sah sich deßhalb an das Haus gefesselt. Nur Sonntags ging er aus, um die Predigt des Vormittags zu halten, was er sich durchaus nicht nehmen ließ, wie viele Schmerzen es ihm auch verursachte[2]), aber an den übrigen kirchlichen Versammlungen konnte er nicht mehr Theil nehmen, und eben so hatte er es auch aufgegeben, sich mit politischen Dingen zu befassen. Doch aber bekümmerte er sich noch um Alles, was geschah, und wenn „diejenigen Betrachtungen, durch die er sich auf sein Abscheiden vorbereitete," ihn auch viel beschäftigte, so ließ er sich durch die Briefe seiner Freunde doch auch über alle Angelegenheiten unterrichten, welche den Staat oder die Religion betrafen. Vollends aber, wenn er die Kirche oder das Gemeinwohl bedroht sah, vergaß er alle seine Schwäche und war wieder der rüstige, unerschrockene Streiter, wie in den Jahren seiner Kraft. Immer war er da bereit, den Feinden entgegen zu treten und das Werk

1) Bannatyne, Journal, p. 99—120.
2) Ebendas. 77.

zu vertheidigen, das der Herr durch seine Hülfe in Schottland begründet hatte.

Freilich sollte er noch viel Trübes erleben von Feinden, wie von Freunden, und Edinburg selbst mußte er wieder in die Hände der Partei Maria's gerathen sehen. Lennox, von Elisabeth unterstützt, war zwar nach Schottland gekommen, um die Zügel der Regierung zu ergreifen, aber die Hamiltons behaupteten ihm gegenüber das Feld, und der Bürgerkrieg wüthete in Schottland auf schreckliche Weise. Am Ende öffnete[1]) Kirkaldy dem Herzoge von Chatelherault die Thore von Edinburg, und die angesehensten Bürger flohen aus der Stadt, theils um ihr Leben zu retten, theils um nicht dafür angesehen zu werden, daß sie durch ihr Stillschweigen die Wiedererhebung Maria's gebilligt hätten. Sie zogen sich nach Leith zurück, welches von Lennox besetzt gehalten wurde.

Unter solchen Umständen schien das Leben des Reformators bedroht zu sein. Er war nicht geflohen, sondern hatte es für seine Pflicht gehalten, zu bleiben und die ihm anvertraute Heerde nicht zu verlassen. Deßhalb dachten auch seine Freunde daran, ihn zu schützen. Des Nachts hielten sie Wache vor seiner Thür, und wenn er Sonntags zur Kirche ging, bildeten sie seine Bedeckung. Doch eben das war Kirkaldy nicht recht. Das heiße, meinte er, einen Verdacht auf ihn werfen, und er erbot sich, einen seiner Officiere zu schicken, der Knox begleiten könne. Zugleich wandte er sich an Chatelherault und bat um Schutz für den Reformator. Der Herzog aber lehnte es ab, dem Manne, der so wenig geneigt war, ihn anzuerkennen, irgend welche Sicherheit zu gewähren. Er könne für Nichts einstehen, sagte er, denn da seien so viele „Schufte" und andere Leute unter seinen Truppen, die Knox nicht liebten, und die könnten ihm ein Leid anthun, ohne daß er selbst davon wisse. Und wirklich fand auch ein Angriff auf das Leben des Reformators statt. Eines Abends wurde nach seinem Fenster geschossen, so daß die Kugel in's Zimmer schlug, und er würde sicher getroffen sein, hätte er sich nicht gerade an einem andren Platze befunden, als wo er gewöhnlich zu sitzen pflegte[2]).

Sein Leben war also wirklich bedroht, und seine Entfernung von Edinburg dringend geboten, zumal jene Weigerung Chatelheraults, ihm Sicherheit zu gewähren, nur zu Angriffen gegen ihn aufmuntern mußte. Seine Freunde drangen deßhalb abermals in ihn, sich an einen sicherern Ort zurück zu ziehen. Es kam eine Deputation der Stadt, begleitet von seinem Mitprediger Craig, und stellte ihm die Nothwendigkeit, die Hauptstadt zu verlassen, bis die Partei der Hamiltons wieder abgezogen sein werde, auf das Dringendste vor. Aber auch da weigerte er sich noch zu fliehen. Er fürchtete, seine Feinde hätten

1) Im April 1571. M'Crie, II, 188.

2) Vgl. die seiner History vorgedruckte Lebensbeschreibung, 31.

mit ihren Drohungen lediglich im Sinne, ihn einzuſchüchtern, um nach ſeiner Entfernung um ſo unangefochtener wirthſchaften zu können und ihn dann der Feigheit anzuklagen. Erſt als man ihm ſagte, wenn er angegriffen werde, ſo ſeien ſeine Freunde bereit, ihr Leben für ihn zu wagen, und wenn dann, was doch höchſt wahrſcheinlich ſei, Blut vergoſſen werde, ſo ſei er daran ſchuldig, willigte er ein, wenn auch „ſehr wider ſeinen Willen[1])". Er wandte ſich nach St. Andrews, wo freilich die Hamiltons auch eine ſtarke Partei hatten, wo aber doch wenigſtens noch mehr Sicherheit für ihn war, weil die Partei der Regentſchaft vorherrſchte. Am 5. Mai 1571 kam er in der Stadt an, wo er zum Predigtamte berufen worden war, und in der Abtei ſeine Wohnung nehmend, begann er auch hier ſofort wieder das Evangelium zu verkündigen. Obgleich er ſo ſchwach geworden war, daß er ſich auf die Kanzel führen laſſen mußte, ſo wäre es ihm doch unmöglich geweſen, „zu ſchweigen, ſo lange er noch eine Zunge hatte."

Zu Edinburg wurde ſtatt ſeiner jedoch der Biſchof von Galloway, Alexander Gordon, angeſtellt, der freilich zum Evangelium übergetreten war, es aber doch mehr mit der Partei der Königin hielt, zu der auch ſeine Verwandten, die Huntley's, gehörten. Er blieb deßhalb auch unangefochten, freilich ohne auch bei den Einwohnern die Gunſt erlangen zu können, in welcher ſein Vorgänger geſtanden hatte. Da, wie ſchon geſagt, ein großer Theil der beſſern Bürger die Stadt verlaſſen hatte, und Gordon nun auch nicht im Stande war, den Zurückgebliebenen zu genügen, ſo ſchien es eine Zeit lang, als ob die ganze Gemeinde ſich auflöſen ſolle. Das Abendmahl wurde nicht mehr gefeiert, und während früher kaum ein Tag verging, wo nicht ein öffentlicher Gottesdienſt, Gebet oder Predigt, gehalten worden wäre, ſo kam jetzt höchſtens an den Sonntagen eine geringe Anzahl in St. Giles zuſammen, während der ganzen Woche aber war, „weder eine Predigt noch ein öffentliches Gebet zu hören, noch auch irgend ein Geläute in der ganzen Stadt, mit Ausnahme des Abendläutens."

Und im Lande wüthete der Bürgerkrieg fort. Faſt an allen Orten des Königreichs ſtanden ſich die Parteien gegenüber, einander mit Drohungen und Gewaltſamkeiten anfeindend. Der Regent befeſtigte Leith, während die Partei der Königin die Hauptſtadt und deren Burg inne hatte, Beide gleich ſtark und deßhalb keiner wagend, den Andern mit Nachdruck anzugreifen. So lagen beide Armeen lange Zeit einander gegenüber, in täglichen Scharmützeln ſich neckend und aufreibend, aber beide ſich ſcheuend, im offenen Felde zu kämpfen. Wer am Ende der Sieger bleiben werde, war kaum voraus zu ſehen, und an Frieden war um ſo weniger zu denken, als es hier beiden Theilen mehr um die Behauptung der eigenen perſönlichen Anſprüche ſich handelte, als um die Verfechtung der Sache, der ſie zu dienen vorgaben.

1) Vgl. Bannatyne, p. 144 ff.

Während dieſer Zeit trat es aber auch recht an's Licht, wie wohl der Reformator gethan hatte, ſich zurückzuziehen. Die Leute der Hamiltons lauerten ihm überall auf und übten Gewaltthaten an Solchen, die mit ihm in näherer Verbindung geſtanden hatten. So begegnete eines Tages ein Diener Craigs einer Patrouille, und als er gefragt wurde, wem er diene, antwortete er in Verwirrung: „Johann Knox", worauf er ſofort ergriffen wurde. Hinterdrein wollte er die eigentliche Sachlage aufklären, aber da ſagte man ihm, „er ſolle nur bei ſeinem erſten Herrn bleiben", und nahm ihn als Gefangenen mit ſich fort. Noch ſchlimmer erging es einem Einwohner von Leith, der unglücklicher Weiſe denſelben Namen mit dem Reformator führte. Von den feindſeligen Soldaten aufgegriffen, wurde er ohne Weiteres verſtümmelt. Auf dem Thurme von St. Giles hatte der Herzog Kanonen aufpflanzen laſſen, um von da aus die Stadt um ſo beſſer beherrſchen zu können, und die Soldaten tauften eins der Geſchütze mit dem Namen Knox, gerade dieſes ſich nun ſpottweiſe bedienend, um auf die Stadt loszufeuern. Doch ſollte ihnen das ſchlecht bekommen. Da ſie es überladen hatten, barſt es und zwei von der Mannſchaft wurden getödtet, während Andre Wunden davon trugen. Außerdem ſuchte man in St. Andrews auch allerlei lächerliche Gerüchte über die Aufführung des Reformators zu verbreiten. Bannatyne[1]) erzählt, als einſt der Briefbote von St. Andrews nach Edinburg kam, „behauptete ihm Lady Hume und Andre ins Angeſicht, Knox ſei aus der Stadt verbannt, weil er auf dem Kirchhof eine Anzahl von Heiligen aufgerichtet habe, und da ſei der Teufel mit Hörnern herbei gekommen, ſo daß ſein Diener Richart, als er das geſehen habe, davon gelaufen und vor Schreck geſtorben ſei," und das, berichtet Bannatyne[2]), „ſei nicht die erſte Lüge geweſen, die ſie erfunden hätten[1])" — kurz, der Reformator war, wie aus Allem hervorging, der hauptſächlichſte Gegenſtand des Haſſes für alle diejenigen, die unter der Fahne der Königin ihre eigenen Intereſſen zu fördern ſuchten und nach dem Evangelium nicht fragten.

Und Ruhe fand er ſelbſt in St. Andrews nicht. Freunde Kirkaldy's und jenes Jakob Balfour, der an dem Morde Darnley's ſo großen Antheil hatte und jetzt auf Seiten der Königin ſtand, wohnten in der Nachbarſchaft, und die Hamiltons hatten ſowohl an der Univerſität, als auch unter den Predigern der Stadt ihre Verwandten und Anhänger, welche nicht aufhörten, den Reformator mit allerlei Feindſeligkeiten zu beläſtigen, ſo lange er überhaupt in St. Andrews war. Freilich konnte auch er ſich nicht enthalten, noch immer fort offen ſeine Meinung über diejenigen zu ſagen, welche er als Feinde der reformirten Kirche betrachtete. Offen nahm er auch in St. Andrews die Partei gegen die Hamiltons, und die Predigten, welche er über das 11. Kapitel

1) p. 309 f.
2) p. 310.

des Daniel hielt, waren voll von Angriffen auf dieſelben. Er ſprach da von dem Abfall vom Glauben, wovon die Gegenwart Zeuge ſei, und zog auch den Mord des Königs, wie des Regenten herbei, indem er wiederholt ſeine Entrüſtung darüber äußerte.

Das aber war für die Anhänger und Verwandten der Hamiltons durchaus nicht angenehm, namentlich dem Robert und Archibald Hamilton nicht, von denen der erſtere Prediger in der Stadt war und der andere Profeſſor an einem der Collegien der Univerſität. Sie ſuchten dem Reformator ſeine Angriffe gegen ihre Verwandten deßhalb zu vergelten, und Robert Hamilton verbreitete heimlich, wie Der, der ſo laut gegen den Mord redete, ſelbſt zugleich mit Murray in die Ermordung Darnley's mit eingewilligt und wie er, Robert Hamilton, das von Knox unterzeichnete Papier ſelbſt geſehen habe, in welchem dies geſchehen ſei. Knox, als er davon erfuhr, wurde im höchſten Grade aufgebracht. Er ſchrieb deßhalb ſofort an Hamilton und forderte ihn auf, ihm zu ſagen, ob er wirklich der Urheber einer ſolchen Verläumdung ſei, und da er keine genügende Antwort empfing, ſo brachte er die Sache vor den Rector der Univerſität, Johann Douglas, und den Vorſteher des St. Salvator-Collegs, Rutherford, ſie bittend, mit Hamilton zu reden und ihm zu ſagen, wenn er die Beſchuldigung nicht öffentlich widerrufe, ſo werde die Sache vor die Kirche gebracht werden. Hamilton hielt es jetzt für das Beſte, nachzugeben, und er kam deßhalb zu dem Reformator und leugnete, jemals ein ſolches Gerücht in Umlauf geſetzt zu haben, wie er denn auch zugeſtand, daß Knox niemals Etwas gethan habe, das einen ſolchen Verdacht rechtfertigen könne. Knox verzieh die Beleidigung, da er ſich ſo von der Beſchuldigung gereinigt glaubte, die ihm freilich unerträglich dünken mußte[1]). Hätte er gedacht, daß ſpätere Schriftſteller[2]) gerade dieß ſein Verzeihen benutzen würden, um dieſelbe Anklage wieder gegen ihn zu erheben, er würde doch höchſt wahrſcheinlich die Sache nicht ſo haben ruhen laſſen[3]). Aber wer denkt an ſolche Dinge, der ein gutes Gewiſſen hat?

Auch mit Archibald Hamilton entſtand Streit. Derſelbe blieb nicht nur von den Predigten Knox' fort, ſondern beſchuldigte ihn auch, daß er Aufruhr predige, und brachte die Sache am Ende ſelbſt vor die Univerſität, unter deren Mitgliedern er ſeine Freunde hatte. Knox wurde aufgefordert, ſich zu verantworten, und that dieß auch in einer Weiſe, daß man ihm Nichts anhaben konnte. Zugleich aber erhob er Proteſt dagegen, daß die Kanzel unter die Cenſur der Univerſität geſtellt werde. Vor der Kirche in ihren ordentlichen Verſammlungen, ſagte er, ſeien die Prediger verantwortlich, eben ſo wie

1) Bannatyne, 380 f.

2) Vgl. M'Crie, II, 193.

3) Dieſe von Robert Hamilton verbreitete Anſchuldigung iſt der einzige Grund, der Knox in den Ruf gebracht hat, als ſei auch er an Darnley's Tode nicht unbetheiligt geweſen.

die Doctoren der Lehranſtalten, ein Grundſatz, den der Reformator unter allen Bedingungen aufrecht erhalten wiſſen wollte. Er brachte die Sache in einem Schreiben vor die General-Synode und forderte dieſe auf, die Kirche unter allen Umſtänden vor der Knechtſchaft unter die Univerſitäten zu bewahren und dieſen nicht das Vorrecht zu geben, daß ſie von der kirchlichen Jurisdiction ausgenommen wären. Nur die Kirche, nicht die Doctoren hätten Richter über die Prediger und ihre Lehren zu ſein. Es handelte ſich für ihn auch hier um ſeinen oberſten Grundſatz, daß die Kirche von aller menſchlichen Autorität frei ſein müßte, von Keinem regiert, als von dem Herrn durch ſein Wort und durch ſeinen heiligen Geiſt. „Kein ſterblicher Menſch dürfe der Herr der Kirche ſein[1])."

Um dieſe Zeit ſollte nun aber auch einer der hauptſächlichſten Gegner der Reformation ſeinem Schickſale erliegen. Das Schloß Dunbarton wurde am 2. April 1571 von der Partei des Regenten unter Anführung des Hauptmanns Crawford von Jordanhill eingenommen, und bei der Gelegenheit fiel der Erzbiſchof Hamilton von St. Andrews, der geiſtige Urheber des größten Theiles aller Verwirrungen, in die Hände der Sieger. Man hielt Gericht über ihn und er wurde zum Tode durch den Strang verurtheilt, um allerlei Verbrechen willen, unter denen die Theilnahme an der Ermordung des Grafen Murray, die er ſelbſt vor ſeinem Tode bekannte, oben an ſtand. Wie er ſelbſt niemals Erbarmen gekannt hatte, ſo fand er auch keins: die Exekution wurde vollzogen. Leider ſind die Acten, das Gericht betreffend, verloren gegangen, doch ſtarb der Mann gewiß nicht unverdient. „Von allen Anhängern der Königin", ſagte M'Crie[2]), „ſcheint er, was ſeine Beweggründe betrifft, der Unwürdigſte geweſen zu ſein, und ſeine Talente, ſo wie ſeine Stellung in der Kirche ſind nicht geeignet, die Laſter, mit denen ſein Privatcharakter befleckt war, oder die Verbrechen, welche er begangen hatte, in einem milderen Lichte erſcheinen zu laſſen."

Schmerzlich mochte dieſe That jedoch namentlich von dem Herzoge empfunden werden, der in ſeinem Halbbruder eigentlich ſeine geiſtige Stütze verlor. Selbſt durchaus unſelbſtändigen Charakters, war er ſtets den Rathſchlägen dieſes liſtigen Prälaten gefolgt, und auch wo ihm ſein Vortheil gebot, es zeitweilig mit den Evangeliſchen zu halten, blieb er doch in Verbindung mit dem Prälaten[3]). Doch ſollte ihm wenigſtens für dieſen Schlag bald Vergeltung zu Theil werden. Am 3. September führte Kirkaldy einen plötzlichen Ueberfall auf Stirling aus, wo eben der Regent Lennox ein Parlament

1) Bannatyne, 364. — Archibald Hamilton ging bald darauf nach Frankreich, wo er zur römiſchen Kirche übertrat. Er ſchrieb dann: „De Confusione Calvinianae Sectae apud Scotos Dialogus," worauf Thom. Smeton eine Responsio gab.

2) l. c. II, 195.

3) Vgl. Knox, hist., 361.

hielt, das eine große Anzahl von Edelleuten verſammelt hatte. Seine Abſicht war keine andre, als die ganze gegneriſche Partei mit einem Schlage gefangen zu nehmen, und ſchon hatte er ſich des Regenten nebſt den übrigen Baronen bemächtigt, als der Graf Mar, der in der Feſtung befehligte, hervor brach und die Edelleute wieder befreite. Aber wenn ſo Kirkaldy's Abſicht auch größten Theils vereitelt wurde, ſo — blieb doch der Regent Lennox in dem Scharmützel. Claudius Hamilton ließ ihn zu Boden ſchlagen, um Rache für den Tod des Erzbiſchofs zu nehmen. So war die Regentſchaft wiederum erledigt, und Graf Mar ſelbſt wurde der Nachfolger des Getödteten, „ein Mann von großer Mäßigung, der während der kurzen Zeit, daß er regierte, ſich alle Mühe gab, den Frieden im Reiche herzuſtellen," und dem es auch beinahe gelungen wäre [1]).

Neunundzwanzigſtes Kapitel.

Die Tulchan-Biſchöfe.

Die Lage des neuen Regenten war eine äußerſt ſchwierige. In der Stellung der Parteien zu einander hatte ſeine Wahl durchaus Nichts geändert. Die Hamiltons hielten die Hauptſtadt nach wie vor beſetzt, und in den nördlichen Theilen namentlich gewann Adam Gordon, Einer der Huntley, einen Sieg nach dem andern im Namen der Königin und der römiſchen Kirche. Daß die Verhandlungen zum Frieden führen würden, war kaum zu hoffen, beſonders weil das perſönliche Intereſſe der Parteihäupter zu ſehr mit ihrer Parteiſtellung verflochten war. Dem Herzoge von Chatelherault war jede Regentſchaft, alſo auch die des Grafen Mar, verhaßt, es ſei denn, daß ſie ihm ſelbſt übertragen worden wäre, und kaum ſchien auch jetzt noch Etwas übrig zu bleiben, als die Vernichtuug der einen oder der anderen Partei, zumal auch die Gegner Maria's ihrer perſönlichen Sicherheit wegen in keinen Frieden willigen mochten, der die Königin zurück geführt hätte. Die beiderſeitigen Armeen ſtanden ſich deßhalb, die eine in Edinburg, die andre in Leith gegenüber, keine entſchloſſen, der andern das Feld zu räumen.

Dazu kamen dann auch noch allerlei Gegenſätze innerhalb der eigenen Partei des Regenten, welche ſeine Lage ſchwierig machten. Beſonders war es Graf Morton, das Haupt der Douglas, der ſelbſt gern die Regentſchaft übernommen hätte und deßhalb dem Grafen Mar Schwierigkeiten mancher Art bereitete. Morton war überhaupt ein Mann von wilden, ungebändigten Leidenſchaften, trotzig, herrſchſüchtig und gewiſſenlos, dem Evangelium zwar

1) M'Crie, II, 197. Vgl. Tytler, VII, 300.

zugethan, aber doch nur, weil er ſeinen Vortheil dabei zu finden hoffte, und vor keiner That zurückſchreckend, ſobald ſie ihm durch ſein Intereſſe geboten ſchien. Er war es deßhalb auch hauptſächlich, der alle Unterhandlungen, die auf den Frieden hinausgingen, vereitelte und den Regenten, „deſſen Charakter, was die Rechtſchaffenheit anbetrifft, in dieſen ſchlimmen Zeiten beſſer war, als der irgend eines andern der Barone[1])", unabläſſig anſtachelte, mit der größten Gewaltſamkeit vorzugehen, ſo daß der Krieg jetzt mehr und mehr den Charakter einer ſelten dageweſenen Grauſamkeit annahm.

Es ſah überhaupt jetzt in Schottland gar traurig aus. „Viele Monate hindurch bot das arme Land einen Anblick dar, der auch das härteſte Herz hätte erbarmen mögen: ſeine Söhne gegen einander von Wuth entbrannt und ſich gegenſeitig zerfleiſchend, jedes friedliche und nützliche Gewerbe gänzlich darnieder liegend, der Ackerbau, der Handel, das Handwerk vernachläſſigt, Nichts zu hören von einem Ende des Landes bis zum andern, als der Lärm der Waffen und das Gebrüll der Kanonen, Nichts zu ſehen, als brennende Dörfer, belagerte Städte, Frauen und Kinder aus ihren Hütten fliehend, wo ihre Väter und Ehegatten erſchlagen worden waren, und ſelbſt die Kanzel und der Tiſch des Herrn von einer gepanzerten Gemeinde umgeben, welche zuhörte, indem ſie mit ihren Händen die Waffen ſchüttelte. Gefangene wurden mit kaltem Blute gequält und erſchlagen oder bei vierzig und fünfzig auf einmal erhängt; Landleute, welche ihre Karren führten und verſuchten, für ihre Producte in der Stadt Geld zu bekommen, wurden aufgehängt oder mit heißen Eiſen gebrannt; Frauen, die zum Markte kamen, ſah man ergreifen und peitſchen[2])". Es war eben ein Bürger- und Religionskrieg, der auf beiden Seiten alle die ſchrecklichen Leidenſchaften entzündete, deren der Menſch fähig iſt und mit denen man ſo oft vorgegeben hat, für das Heilige zu ſtreiten. — —

Knox lebte während dieſer Zeit zu St. Andrews, „der Welt müde, wie ſie ſeiner müde ſei," und körperlich auf das Aeußerſte geſchwächt, aber doch auch noch immer Antheil nehmend an den Schickſalen ſeines Vaterlandes und nicht müde werdend, das Wort des Herrn zu verkündigen. „Er iſt jetzt ſo ſchwach," ſchreibt der engliſche Geſandte Killigoln über ihn[3])," daß er kaum allein ſtehen oder ſo laut ſprechen kann, um wirklich von einer Verſammlung gehört zu werden, doch läßt er ſich jeden Sonntag an einen Ort führen, wo eine Anzahl Zuhörer verſammelt iſt, und predigt dort mit demſelben Eifer, wie jemals. Er dankt Gott dafür, daß er es ihm hat gelingen laſſen, daß das Evangelium Jeſu Chriſti jetzt rein und einfältig in ganz Schottland verkündigt wird, und das, ſagt er, ſei ihm ein großer Troſt."

1) Tytler, VII, 300.
2) Ebendaſ. 304 f.
3) Ebendaſ. 316.

Auch ſollte der Reformator mit mancherlei Händeln noch immer nicht verſchont bleiben, nicht blos mit ſolchen, die ihm die Anhänger Roms bereiteten, ſondern auch mit Streitigkeiten, die er mit den evangeliſchen Lords zu führen hatte. Wir haben ſchon öfters von den geiſtlichen Gütern und davon geredet, wie ſie nur zu einem geringen Theile der reformirten Kirche zu Gute kamen. Der Mehrzahl derſelben hatten ſich die Barone bemächtigt, in deren Gebieten ſie lagen, und wenn Murray während ſeiner Regentſchaft ſich auch bemüht hatte, der Habſucht der Lords zu ſteuern, ſo ließen ſeine Nachfolger doch geſchehen, was ſie nicht hindern konnten oder wollten. Nun waren während der Regentſchaft Mars mehre Prälaturen in Schottland theils durch den Tod, theils durch die Verbannung der römiſchen Geiſtlichen, welche die Einkünfte derſelben bisher noch genoſſen hatten, vacant geworden, ſo beſonders der erzbiſchöfliche Stuhl von St. Andrews durch die Hinrichtung ſeines letzten Inhabers, und es fragte ſich deßhalb, was in Zukunft mit dieſen Pfründen zu machen ſei. Die Kirche verlangte, daß ihr die Einkünfte überlaſſen blieben und zur Unterhaltung der Prediger wie der Schulen verwendet würden, aber die Barone wollten dieſe Beute durchaus nicht aus den Händen geben, und — man fand denn auch bald ein Mittel, wie man ſich dieſe Revenüen ſichern könne. Sie gänzlich in weltlichen Beſitz umzuwandeln und ſo an ſich zu ziehen, wagte man freilich nicht, und eben ſo ging es nicht an, daß „Laien" mit dieſen Gütern beliehen wurden, die ja geſetzlich den kirchlichen Perſonen zukamen, aber man half ſich damit, daß man beſchloß, die Biſchofsſtühle und übrigen Prälaturen Predigern der reformirten Kirche zu übertragen, jedoch unter der Bedingung, daß dieſe vorher verſprächen, den größten Theil der Einkünfte denjenigen Baronen zu überlaſſen, durch welche ſie zu dieſen Beneficien präſentirt worden ſeien, das Patronatsrecht über die verſchiedenen geiſtlichen Stellen ſollte dann aber unter den Baronen vertheilt werden. Schon unter der Regentſchaft des Grafen Lennox war dieſer jedenfalls höchſt unredliche Plan zur Sprache gekommen, und unter der Mars ſollte er zur Ausführung gelangen, vor Allen jedoch war es Graf Morton, der die Sache betrieb, um ſeinen Vortheil dabei wahrzunehmen.

Er hatte denn auch erlangt, daß ihm der erledigte Stuhl von St. Andrews zur neuen Beſetzung mit einem reformirten Erzbiſchofe überlaſſen worden war, und präſentirte nun den Rector der Univerſität, Johann Douglas, nachdem er mit demſelben über die Einkünfte ein Abkommen getroffen hatte. Douglas war freilich durchaus evangeliſch geſinnt, aber ein eitler und ehrgeiziger Mann, dem der Titel eines Erzbiſchofs in die Ohren klang, und ſo war er denn leicht zu gewinnen geweſen. Aber der Kirche war dieſer Handel im höchſten Grade ärgerlich. Nicht blos, daß man an der Unredlichkeit des ganzen Handels und an der ſo offen zu Tage liegenden Simonie Anſtoß nahm, ſchon der Titel eines „Erzbiſchofs" war den Predigern verhaßt, und wenn ſie auch nicht die Gefahr in Anſchlag brachten, daß durch ſolchen

Stellenverkauf die unwürdigſten Subjecte in den Dienſt der Kirche gelangen möchten, ſo hielten ſie doch mit ſolcher Strenge auf die Gleichheit aller Diener am Wort, daß ſie ſchon um deß willen nicht dulden mochten, daß Einer von ihnen einen Namen annähme, aus dem er ein oberherrliches Recht über die Anderen herleiten könnte. Als daher das Parlament im Auguſt 1571 zu Stirling zuſammen kam, proteſtirte die General-Synode ganz entſchieden gegen ein ſolches Verfahren, darauf beſtehend, daß in der reformirten Kirche keine Biſchöfe ſein ſollten.

Doch der Einfluß Mortons und die Habſucht der meiſten übrigen Barone war zu mächtig, als daß auf dieſen Proteſt gehört worden wäre, eben ſo wenig, wie auf den Widerſtand einzelner Edelleute, welche redlicher waren und das Gedeihen des kirchlichen Lebens mehr im Auge hatten. Douglas wurde als Erzbiſchof von St. Andrews zu dem dieſem zukommenden Sitze im Parlamente zugelaſſen, und die Mehrzahl billigte das Verfahren durchaus. Biſchofsſitze und andere Beneficien wurden jetzt offen an Edelleute vergeben, und es riß bald ein Handel mit denſelben ein, der nicht ärgerlicher ſein konnte, indem Perſonen, die zum kirchlichen Dienſte gänzlich untauglich waren, in dieſe Stellen befördert wurden. Ueberhaupt brachte dieß Verfahren Verwirrung in das ganze kirchliche Leben und zerſtörte die Verfaſſung, wie ſie im „Disciplinbuche" aufgeſtellt und demſelben gemäß bereits in's Leben getreten war. Die kirchlichen Verſammlungen (Presbyterien und Synoden) wurden in der Ausübung ihrer Befugniſſe gehindert, ſelbſt das Einſammeln des den Predigern zugeſtandenen dritten Theils von den geiſtlichen Einkünften wurde unterſagt; erſt, ſagte man, müßten die Bedürfniſſe des Hofes, die freilich um dieſe Zeit des Krieges wegen groß genug waren, befriedigt ſein [1]).

Aber es konnte nun doch nicht fehlen, daß ein ſolches Verfahren Aufregung im Volke verurſachte. Man hatte die Gewaltthätigkeiten der römiſchen Biſchöfe noch zu friſch im Gedächtniß, um es ruhig hin zu nehmen, daß ihnen Nachfolger, wenn auch unter evangeliſchem Namen, gegeben werden ſollten, und überhaupt war die von Knox errichtete, auf der Theilnahme der Gemeinden an der kirchlichen Verwaltung beruhende und der römiſchen Prieſterherrſchaft ſo durchaus entgegengeſetzte Kirchenverfaſſung bereits dem Volke zu lieb geworden, als daß man nicht über die Wiederaufrichtung einer neuen Hierarchie, nachdem man der alten ſich ſo mühſam entledigt hatte, unwillig geworden wäre. Hier ſtießen wirklich zwei Principien auf einander, die einen völligen Gegenſatz bildeten, wie dieſe Errichtung reformirter Bisthümer in Schottland ja auch der Anfang eines Streites innerhalb der Kirche jenes Landes geworden iſt, der länger als ein Jahrhundert gedauert und zuletzt mit dem Siege des Presbyterianismus geendet hat.

1) Vgl. Bannatyne, 246—285 an verſchiedenen Stellen.

Graf Mar hielt es deßhalb für nöthig, eine außerordentliche Verſammlung von Superintendenten und andern Predigern nach Leith zu berufen (Januar 1572), um mit dieſer die Angelegenheiten zu berathen, womöglich auch um ſie zum Nachgeben zu bewegen, und wirklich zeigte ſich dieſe Verſammlung auch in manchen Stücken gefügig genug. Sie ſtand eben unter dem Einfluſſe des Hofes und erklärte ſich deßhalb ihrer Mehrzahl nach damit einverſtanden, daß die Titel von Erzbiſchöfen und andrer kirchlicher Würdenträger auch in der reformirten Kirche beibehalten werden ſollten, ſo wie auch, daß die Grenzen der alten biſchöflichen Diöceſen während der Minderjährigkeit des Königs nicht ſollten verändert werden; zu dieſen Stellen aber ſollten qualificirte Perſonen aus der Zahl der Prediger ernannt werden. Freilich ſtellte man dabei die Bedingung, daß den Biſchöfen keine größere Macht eingeräumt werde, als ſie die Superintendenten hätten, und daß ſie auch, gleich den übrigen Predigern, der Jurisdiction der Synoden ſollten unterworfen ſein[1]), aber — die Barone hatten doch damit erlangt, was ſie wollten: es war ihnen auf dieſe Weiſe möglich, die Einkünfte von den Pfründen auf dem angegebenen Wege in ihre Taſchen zu ſpielen.

Doch war damit die Zuſtimmung der Kirche noch keineswegs erlangt, und — dieſe ließ ſich auch nicht ſo leicht überreden. Als man der General-Synode, welche im Auguſt 1572 zuſammenkam, die Beſchlüſſe von Leith vorlegte, um ihre Beſtätigung zu erlangen, wies ſie dieſelben auf das Entſchiedenſte zurück. Sie beſchloß vielmehr, daß gewiſſe Titel, als Erzbiſchof, Dekan, Erzdekan, Kanzler und Kanonikus, welche aus dem Papſtthum ſtammten, ihren Ohren ärgerlich und widerwärtig ſeien, und die ganze Verſammlung, mit Einſchluß derer, die zu Leith verſammelt geweſen waren, bezeugte einſtimmig, daß ſie jene Namen nicht billigen und auf die Dauer nicht zulaſſen könne, daß ſie ſich den Verordnungen darüber nur aus Zwang und ad interim unterwürfe, und daß ſie ſich bemühen würde, von dem Regenten und ſeinem geheimen Rathe eine beſſere Ordnung der kirchlichen Angelegenheiten zu erlangen.

Dennoch aber blieben die Barone bei ihrem Verfahren, nicht freilich, weil ſie für die Hierarchie eine Vorliebe gehabt hätten — es war nur die gemeine Habſucht, die ſie nach den Gütern der ehemaligen Hierarchen lüſtern machte, was ſie dazu trieb. Das Volk ſah das auch ſehr wohl ein, und nannte die neuen Würdenträger deßhalb ſpottweiſe Tulchan-Biſchöfe, von dem Worte Tulchan, womit ein ausgeſtopftes Kalb bezeichnet wurde, das man beim Melken unter die Kuh zu ſtellen pflegte, damit dieſe die Milch leichter hergebe[2]). Aber das änderte in der Sache Nichts. Bald gab es wieder eine Reihe von Biſchöfen innerhalb der reformirten Kirche, die denn

1) Vgl. das der History vorgedruckte Leben Knox', p. 32.
2) Leben Knox' l. c. 32.

auch auf den alten Sitzen der Hierarchie von hierarchiſchem Geiſte genugſam angeſteckt wurden, und die Kirche von Schottland hat an dieſer Laſt lange genug zu tragen gehabt, ſo daß ſie darunter wohl hätte erdrückt werden mögen, hätte ihr der Herr nicht ſeinen Geiſt der Geduld und der Standhaftigkeit verliehen. —

Knox nun nahm an dieſen Streitigkeiten von Anfang an den lebhafteſten Antheil, und das Wächteramt, das er ſo lange geübt hatte, verſah er auch dieß Mal. Er erkannte zu gut, welche Gefahren mit dieſen Erfindungen der Habſucht verbunden waren, und wie ihm Nichts am Herzen lag, als nur das Gedeihen der Kirche, ſo ſcheute er ſich auch jetzt nicht, den Leitern des Staates entgegen zu treten. War es früher nicht Maria geweſen, die er bekämpft hatte, ſondern nur ihre Maßregeln zum Sturze des Evangeliums, ſo konnte er jetzt dieſe ebenſo gefährlichen Maßregeln nicht billigen, obgleich ſie von Leuten ausgingen, die ſich zum Evangelium bekannten.

Zwar an den Verſammlungen der Kirche ſich zu betheiligen, verſtattete ihm ſeine Geſundheit nicht mehr, aber um ſo weniger ließ er es an ſchriftlichen Ermahnungen und Berathungen fehlen. Der Synode von Stirling (Auguſt 1571), welcher zuerſt dieſe Angelegenheit vorlag, ſandte er einen Brief, in welchem er ſie vor den Folgen einer ſolchen Maßregel warnte und ſie zu Treue und Muth ermahnte. „Und nun, Brüder," ſchreibt er, „weil die tägliche Abnahme meiner Körperkräfte mir vor Augen ſtellt, daß ich bald aus dieſem Leben voll Elend ſcheiden muß, ſo ermahne ich Euch um der Liebe und des Gewiſſens willen, ja, aus Furcht vor Gott bitte und befehle ich Euch, daß Ihr Acht habt auf Euch ſelbſt und auf die Heerde, über welche Euch Gott als Hirten geſetzt hat. Ungläubige und Verräther der Heerde werdet Ihr vor dem Herrn Jeſu Chriſto ſein, wenn Ihr mit ausdrücklicher Zuſtimmung duldet, daß unwürdige Leute mit dem Dienſt der Kirche beauftragt werden, unter was irgend für einem Vorwande es auch geſchehen mag. Bedenkt und habt vor Augen, vor wem Ihr einſt Rechenſchaft geben müßt, und widerſtehet jener Tyrannei, wie Ihr dem hölliſchen Feuer entgehen wollt. Dieſer Kampf wird ſchwer ſein, aber der andre wäre doch noch ſchwerer, deßhalb müßt Ihr mit der gleichen Offenheit und in der Kraft Gottes den unbarmherzigen Verſchlingern des Eigenthums der Kirche Widerſtand leiſten. Wenn die Leute rauben wollen, laßt ſie es thun auf ihre eigene Gefahr, aber habt Ihr keinen Theil an ihren Sünden (weß Standes ſie auch ſein mögen) weder durch Zuſtimmung, noch durch Schweigen, ſondern durch öffentliches Zeugniß thut der Welt kund, daß Ihr an dem Raube unſchuldig ſeid, gegen den Ihr bei Gott und Menſchen Hülfe ſuchen müßt. Gott gebe Euch Weisheit und feſten Muth in einer ſo gerechten Sache und — mir ein ſelig Ende[1])."

1) Buik of the Universal Kirk, 53. Spottswood, hist., 258. M'Crie, II, 210.

In gleicher Weiſe wandte er ſich auch bald darauf an den Laird von Pittarrow, der ſchon unter der Königin, wo er Zahlmeiſter war, den Predigern ihre Einkünfte ſo vielfach vorenthalten hatte und dieſe neue Art von Episkopat ſehr eifrig zu fördern ſuchte. „Von Einem," ſchreibt er dieſem, „bin ich feſt überzeugt, daß Gott nach ſeiner Gnade die Seinen nicht wird verſuchen laſſen über Vermögen, noch daß er die Unredlichkeit unbeſtraft laſſen wird. Von mir könnt Ihr keinen andern Rath erwarten, als den Ihr ſeit dem Beginn unſrer Bekanntſchaft gehört habt, nämlich, daß nicht blos die Thaten vor Gott ſchuldig machen, ſondern auch die Zuſtimmung des Herzens und die Gemeinſchaft mit dem Böſen. Aus dem Bette und von meinem Buche komme ich nur einmal in der Woche und ſo erfahre ich wenig Neuigkeiten. Was Gott den Mächtigen in das Herz geben wird, um in den gegenwärtigen Verwirrungen Ordnung zu ſchaffen, weiß ich nicht, aber immer fürchtet mein thörichtes Herz noch das Schlimmſte und zwar, weil ich keine rechte Bekehrung zu Gott ſehe, ſondern beide Parteien ſtehen da, als ob es gälte, mit Gott zu ſtreiten wegen der Rechtfertigung ihrer eigenen Gottloſigkeit. Die Mörder, welche in der Burg von Edinburg verſammelt ſind, und ihre Helfershelfer rechtfertigen Alles, was ſie gethan haben, als ob es recht und wohlgethan wäre, und die Gegenpartei bereut ſo wenig die Verwirrungen, in welche ſie die arme Kirche Gottes bringt, und die ihr angethane Bedrückung, wie ſie es immer gethan hat; denn wenn ſie die Kirchengüter in ihre eigenen Hände bekommen können, ſo kümmern ſie ſich ſo wenig um die Unterweiſung der Unwiſſenden und um die Beſorgung der Heerde Chriſti, wie es die Papiſten thun, die wir doch verdammt haben, ja, wir ſind in dieſer Beziehung noch ſchlimmer, als dieſe, denn ſie in ihrem blinden Eifer ſparten Nichts, das dazu dienen konnte, aufrecht zu halten und zu ſchützen, was ſie für einen Dienſt Gottes hielten, aber wir, ach! vergeſſen mitten am Tiſche Gottes den Himmel und wenden uns zur Erde[1])."

Freilich mochte der Reformator ſich bald überzeugen, daß die Barone von ihrem Beginnen nicht abzubringen wären, und deßhalb ſuchte er für die Kirche wenigſtens zu retten, was möglich ſei. Daher ermahnte er die Synode vom Auguſt 1572 in einer Reihe von Artikeln, die er ihr überſandte, wenigſtens daran feſt zu halten, daß die Biſchöfe der Ordnung der reformirten Kirche gemäß gewählt und nicht anders zugelaſſen würden, als wenn ſie die vorgeſchriebene Prüfung beſtanden hätten. Zugleich verlangte er, daß die Biſchöfe, wie der Jurisdiction der Synoden unterworfen, ſo auch gehalten ſein ſollten, von den Einkünften ihrer Stellen Rechnung abzulegen, damit die Prediger davon unterhalten würden und der Ueberſchuß in den Fonds der Kirche zu fließen habe. Er wollte alſo die Biſchöfe blos zu Verwaltern der geiſtlichen Güter im Intereſſe der Kirche gemacht ſehen

1) M'Crie, II, 394 f. Appendix, Nr. XIII.

und war bereit, ſie ſich in dieſem Sinne gefallen zu laſſen, weil dadurch die Möglichkeit geboten wurde, die Beſitzungen wirklich bei der Kirche zu erhalten. Gewiß würde dieſe Maßregel auch ihren Zweck erfüllt und namentlich auch jenem ſimoniſtiſchen Handel mit den Prälaturen vorgebeugt haben, aber — die Barone waren begreiflicher Weiſe durchaus dagegen und leider fanden ſich auch Prediger, die, ſei es durch ihre Eitelkeit, ſei es durch ihre Armuth bewogen, ſich dem Willen der Lords fügten und die biſchöflichen Stellen unter den von dieſen geſtellten Bedingungen übernahmen. Der Vorſchlag des Reformators kam nicht zur Ausführung [1]).

Gegen eine oberherrliche Stellung des einen Dieners am Worte über den andern war der Reformator jedoch durchaus. Wenn er auch im Anfange ſelbſt jene Superintendenten hatte erwählen helfen, welche einen ganzen Bezirk unter ihrer Aufſicht haben ſollten, ſo war dieſe Maßregel doch damals lediglich durch den Mangel an Predigern hervorgerufen und auch nur ſo gemeint, daß ſie blos zeitweilig ſein ſollte, bis alle Kirchſpiele auch mit eigenen Predigern beſetzt ſein würden. Die Superintendenten waren eben Nichts, als die Prediger für den ihnen angewieſenen Bezirk, aber daß ihnen eine biſchöfliche Gewalt über Mitprediger zuſtehen ſollte, daran war kein Gedanke. Eben deßhalb war der Reformator auch gegen die engliſche Hochkirche ſo eingenommen, weil dort die Biſchöfe beibehalten waren, und wie er bis in ſeine letzten Tage hinein an der reinen Presbyterial-Verfaſſung der Kirche feſthielt, das geht aus Briefen aus dieſer Zeit deutlich hervor. So ſchrieb er an John Wood, den Staatsſecretair des Regenten Murray, der ſich damals in England befand, am 14. Februar 1568, „wie er Gott danke, daß es ſeiner Gnade gefallen habe, ihn nicht zu einem Lord Biſchof, ſondern zu einem mühſeligen Prediger ſeines heiligen Evangeliums zu machen [2])“ und an Cecil ließ er durch den Geſandten Killigrew beſtellen [3]): „es habe ſeiner Lordſchaft freilich nicht gefallen, ihn zu einem großen Biſchofe in England zu machen, aber der Erfolg, den er in Schottland als ein Werkzeug Gottes davon getragen, ſei ihm auch viel lieber.“ Er blieb eben dabei, daß „kein ſterblicher Menſch“ in der Kirche zu herrſchen habe, ſondern allein der Herr durch ſein Wort und ſeinen Geiſt, ein Gedanke, der ja überhaupt der presbyterialen Kirchenordnung der reformirten Kirche zum Grunde liegt.

Deßhalb weigerte er ſich denn aber auch, an der Aufrichtung von Biſchöfen im Sinne der Barone ſich irgend wie zu betheiligen. Morton hielt die Ernennung Douglas' zum Erzbiſchof von St. Andrews aufrecht,

1) M'Crie, II, 203, erwähnt ein Beiſpiel, wo ein Biſchof verſprochen habe, die Einkünfte ſeiner Stelle in der von Knox vorgeſchlagenen Weiſe zu verwenden.

2) M'Crie, II, 390. Appendix, Nr. X.

3) Tytler, VII, 316.

und verlangte von Knox, daß er die Weihe desselben verrichte, gewiß in der Absicht, dadurch der ganzen Maßregel eine Sanktion zu verleihen. Aber der Reformator ließ sich durchaus nicht darauf ein. Graf Morton war selbst am 10. Februar 1572 nach St. Andrews gekommen, um bei der Einsetzung seines Erzbischofs gegenwärtig zu sein, und als Knox seine gewöhnliche Sonntagspredigt gehalten hatte, forderte ihn der Graf auf, den Akt zu verrichten. Aber anstatt sich willig zu zeigen, drückte der Reformator vielmehr seine entschiedenste Mißbilligung über das ganze Verfahren aus, indem er sowohl über den Verleiher, als auch über den Empfänger ein Anathem aussprach, und als ihm der Vorsteher des St. Salvator-Collegs nachzureden wagte, er habe die Inauguration Douglas' nur deßhalb verweigert, weil das Erzbisthum nicht ihm selbst verliehen worden sei, redete er am nächsten Sonntag eben von dieser Verleumdung, indem er ihre Grundlosigkeit darstellte. Er habe, sagte er, bereits ein größeres Bisthum ausgeschlagen, als das von St. Andrews[1]), welches er auch durch die Gunst eines größeren Mannes, als Morton sei, habe erlangen können, und was er am letzten Sonntage gesagt habe, das sei zur Erledigung seines Gewissens geschehen, damit die Kirche von Schottland einer solchen Ordnung nicht unterworfen würde, zumal eine durchaus andre in dem Disciplinbuche aufgerichtet sei, welches der Adel unterzeichnet und das Parlament bestätigt habe. Zugleich beklagte er, daß eine solche Last, welche zwanzig der fähigsten Männer nicht zu tragen vermöchten, auf die Schultern eines alten Mannes gelegt werden sollte[2]), und — als die General-Versammlung im nächsten Monat zu St. Andrews zusammentrat, legte er nicht blos gegen die Wahl des Douglas, sondern auch dagegen Protest ein, daß überhaupt Bisthümer in der Kirche wieder errichtet würden.

Täglich nahmen jedoch seine Kräfte mehr ab, und wenn ihn auch die Streitigkeiten des Tages, wo es noth war, noch bewogen, seine Stimme hören zu lassen, so waren seine Gedanken doch meistens nicht mehr in dieser Welt. Fast in allen seinen Briefen aus dieser Zeit spricht er es aus, wie er Lust habe, abzuscheiden, und bereit sei, vor seinem Herrn zu erscheinen. So sagt er in dem bereits erwähnten Briefe an Pittarrow[3]), „er erwarte täglich sein Ende," und schließt mit den Worten: „Der Herr Jesus, der uns einst erlöset hat und hat uns auch gegeben das Licht seines heiligen Evangeliums, bewahre uns nun auch in dem Lichte, das wir von ihm empfangen haben und mache nach seinem Wohlgefallen ein Ende all' den Trübsalen seiner Braut, der Kirche, welche jetzt wieder seufzt und schreit. Komm, Herr Jesu! ja, komm, Herr Jesu! Sein allmächtiger Geist leite Euch zu

1) Vgl. oben S. 87.
2) Bannatyne, 331. Leben Knox', l. c. 32 f.
3) M'Crie, II, 395.

einem guten Ende." Und an Goodmann ſchreibt er nach England[1]), wie „er nicht mehr hoffen dürfe ihn wieder zu ſehen und wie er der Welt müde ſei."

Einen intereſſanten Bericht von dem Leben des Reformators zu St. Andrews hat uns Jakob Melville, der ſpäter ſo glaubensſtarke Prediger zu Anſtruther, hinterlaſſen. Melville war damals Student zu St. Andrews und einer von den eifrigſten Zuhörern Knox'. „Von allen Wohlthaten, welche ich in dem Jahre (1571) empfangen habe," ſchreibt er, „war die größte die Ankunft jenes vortrefflichen Propheten und Apoſtels unſers Gottes, des Joh. Knox, in St. Andrews, welcher, von der Partei der Königin, die Schloß und Stadt Edinburg inne hatte, gezwungen worden war, ſich mit einer Anzahl der Beſten von da zurückzuziehen, und der nun nach St. Andrews kam. Ich hörte ihn dort die Weiſſagungen des Daniel auslegen während des Sommers und des darauf folgenden Winters. Ich hatte meine Feder und mein kleines Buch bei mir und ſchrieb auf, was ich faſſen konnte. Bei der Auseinanderlegung ſeines Textes ging er ruhig zu Werke, faſt eine halbe Stunde lang, aber wenn er zur Anwendung desſelben kam, machte er mich ſo zittern und ſchaudern, daß ich die Feder nicht mehr halten konnte. Er war ſehr ſchwach. Ich ſah ihn, wie er an jedem Tage, wo er predigte, langſam und vorſichtig dahin ging, mit einem Pelzmantel um die Schultern, einem Stabe in der einen Hand und an dem andern Arme von dem guten frommen Richard Bellenden, ſeinem Diener, unterſtützt. Von der Abtei ging er ſo nach der Pfarrkirche und wurde dann von dem genannten Richard und einem andern Diener auf die Kanzel geführt, wo er beim Anfange ſich aufzulehnen pflegte, aber wenn er im Fluſſe der Rede war, war er ſo lebendig und kräftig, daß es ſchien, als wolle er die Kanzel in Stücke ſchlagen und von ihr hinweg fliegen."

Verkehr hatte der Reformator zu St. Andrews vorzüglich mit den Profeſſoren vom St. Leonhards-Colleg, während, wie ſchon erwähnt, andre Collegen ihm entgegen waren. Jene aber beſuchten ihn oft in der Abtei, wo er wohnte, denn gerade ſie waren der Reformation von früh her ſchon zugethan geweſen. Oft ging Knox auch in dem Hofe des Leonhards-Collegiums ſpazieren, und dann erfreute er ſich gewöhnlich an den Studirenden, welche er als die aufblühende Hoffnung der Kirche betrachtete. Er rief ſie öfters zu ſich und ermahnte ſie, in ihren Studien fleißig zu ſein, auf die Unterweiſungen ihrer Lehrer zu hören und dem guten Beiſpiele zu folgen, das dieſe ihnen gäben, ſo wie auch ſich mit Gott und dem großen Werke, das derſelbe in Schottland jetzt habe gelingen laſſen, bekannt zu machen, und der guten Sache der Reformation treu zu bleiben. Er war gegen die Studenten überhaupt ſo freundlich geſinnt, daß er ſelbſt nicht verſchmähte, mit ihnen auch vergnügt zu ſein, wie er denn z. B. dem Schauſpiele bei-

1) M'Crie, II, 396.

wohnte, das sie einst zu Ehren ihres Vorstehers, der sich verheirathete, aufführten und in welchem sie die Eroberung Edinburgs darstellten[1]). —

Auch literarisch war Knox während seines Aufenthaltes in St. Andrews noch thätig. Ein schottischer Jesuit, Namens Tyrie, hatte einen Brief an ihn veröffentlicht, in welchem derselbe die Reformation anzugreifen gewagt hatte, und Knox konnte sich nicht enthalten, eine Antwort darauf zu geben. Er hatte an diesem Werke jedoch schon längere Zeit gearbeitet — schon 1568 war ein Theil desselben von ihm geschrieben worden —, jetzt ließ er es ausgehen, gewissermaßen als ein Abschiedswort an die Welt und als ein Zeugniß, daß er der Wahrheit, die er sein Leben lang gelehrt hatte, bis zum Ende treu geblieben sei. Zugleich damit veröffentlichte er dann auch einen von den Briefen an seine langjährige Vertraute, die Mutter seiner ersten Frau, welche kurz zuvor gestorben war. Er könne, sagte er, die Gelegenheit nicht vorüber gehen lassen, um die Welt mit dieser ausgezeichneten Frau bekannt zu machen, mit welcher er so lange Zeit in christlicher Freundschaft gestanden habe.

Auch in dieser Schrift tritt uns übrigens das Verlangen entgegen, das er fühlte, aus der Welt erlöst zu werden. Die Dedikation derselben ist überschrieben: „Johann Knox, der Diener Jesu Christi, jetzt der Welt müde und täglich die Auflösung dieser meiner irdischen Hülle erwartend, den Gläubigen, welche Gott berufen wird, nach mir zu kämpfen," und am Schluß sagt er: „Bittet für mich, theure Brüder, daß es Gott nach seiner Gnade gefallen möge, meinem langen und mühseligen Kampfe ein Ende zu machen, denn da ich jetzt unfähig bin, so zu kämpfen, wie sonst, als Gott Kraft gab, so verlangt mich nach dem Ende, bevor ich den Gläubigen noch beschwerlicher werde. Und doch, o Herr, mäßige du mein Begehren durch deinen heiligen Geist." Aehnlich dann auch in einem der Dedikation angefügten Gebete: „O Herr, dir befehle ich meinen Geist, denn mich verlangt, von diesem Leibe der Sünde erlöst zu werden, und ich bin gewiß, daß ich wieder auferstehen werde in Herrlichkeit, wenn es auch geschehen mag, daß die Gottlosen mich und Andre deiner Diener für eine Zeit lang unter die Füße treten. Sei gnädig, o Herr, gegen deine Kirche in diesem Reiche, und bewahre sie bei dem Lichte deines Evangeliums; vermehre auch die Anzahl seiner Prediger. Auch wolle deine gnädige Fürsehung auf meine arme Gattin hernieder sehen, auf das Kind an ihrer Brust und auf meine beiden Söhne Nathanael und Eleasar. Nun, Herr, mache ein Ende meinem Elende." Die Vorrede „an den gläubigen Leser," datirt St. Andrews, 12. Juli 1572, schließt in folgender Weise: „Ich grüße herzlich und nehme Abschied von allen Gläubigen in beiden Königreichen, indem ich sie dringend um ihre Fürbitte ersuche, damit ich, ohne irgend eine Verleug-

1) M'Crie, II, 207.

nung des Evangeliums Jesu Christi, meinen Kampf endigen möge, denn wie die Welt meiner, so bin ich der Welt müde[1])."

Wie in dieser Schrift von der Welt, so nahm er in einem eigenen Briefe auch von der General-Synode Abschied, welche im August 1572 zu Perth sich versammelt hatte, indem er derselben die bereits erwähnten Artikel in Betreff der Bischöfe übersandte. Die Synode billigte seine Vorschläge und schrieb ihm, wie sie von Herzen seine Genesung wünsche. Zugleich bat sie ihn, sein Gutachten über eine Predigt zu geben, welche David Ferguson, Prediger zu Dumfermline, bei Gelegenheit der letzten Synode zu Leith „vor dem Regenten und dem Adel" gehalten hatte, und — das war der letzte Dienst, den er auf Verlangen der Synode leistete. Er schrieb unter diese Predigt: „Joh. Knox, mit todter Hand, aber freudigem Herzen, preist Gott, daß er nach seiner Gnade solches Licht der Kirche in ihrem kummervollen Zustande gegeben hat[2])." —

Doch wie sehr es auch den Anschein hatte, daß der Reformator zu St. Andrews, von wo er ausgegangen, auch die ersehnte Ruhe finden sollte: Gott hatte es anders beschlossen. Er wurde vielmehr noch einmal seiner Gemeinde in Edinburg zurückgegeben und konnte dort, wo die hauptsächlichste Stätte seiner Wirksamkeit gewesen war, in Frieden zum Herrn eingehen.

Dreißigstes Kapitel.

Die letzten Tage in Edinburg.

Nach manchen vergeblichen Versuchen, wie von Seiten des Regenten, so auch von Seiten der Anhänger der Königin, die Gegenpartei zur Unterwerfung zu zwingen — der Erfolg der Waffen war bald bei den Einen, bald bei den Andern, und der Krieg schien sich unverhältnißmäßig in die Länge ziehen zu sollen — war es im Juli 1572, sowohl durch Vermittlung Englands, als durch die Frankreichs, zu einem vorläufigen Waffenstillstande zwischen beiden Theilen gekommen, welchem, wie es hieß, ein endlicher Frieden folgen sollte. Von Seiten der Regentschaft hatte man namentlich auch die Noth des Landes geltend gemacht und dadurch die auf der Gegenpartei befindlichen ehemaligen Genossen Kirkaldy und Lethington bewogen, dem

1) Tyrie veröffentlichte eine Antwort auf diese Antwort des Reformators, in welcher er darüber spottet, daß derselbe für Weib und Kinder gebetet hatte.

2) M'Crie, II, 210.

vorläufigen Aufhören der Feindſeligkeiten ihre Zuſtimmung zu geben. So verließ denn der Herzog von Chatelherault mit ſeinen Mannſchaften die Hauptſtadt und nur die Burg von Edinburg blieb, wie ſie es vorher geweſen war, in den Händen Kirkaldy's von Grange[1]), aber ſo war nun auch die Gefahr beſeitigt, von der der Reformator zuletzt in Edinburg bedroht geweſen war, zumal Kirkaldy verſprach, die Stadt nicht zu beläſtigen, und der Regent mit ſeinen Truppen von ihr Beſitz ergriff. Die geflohenen Einwohner kehrten von Leith und aus ihren ſonſtigen Zufluchtsörtern auch wieder in ihre Vaterſtadt zurück, und es war deßhalb wohl natürlich, daß man auch Knox wieder zurückverlangte.

Eine Deputation aus der Hauptſtadt erſchien deßhalb bei dem Reformator und überbrachte ihm den Wunſch ſeiner Gemeinde, daß „ſie doch noch einmal ſeine Stimme hören möchte," zugleich mit der Aufforderung, doch unverzüglich mit nach Edinburg zurückzukehren, wenn es irgend ſeine Geſundheit erlaubte[2]). Knox willigte ein, aber freilich doch auch nur unter einer Bedingung, wenn er nämlich nicht verpflichtet ſein ſollte, über die Aufführung Derer, welche das Schloß beſetzt hielten, Schweigen zu beobachten, denn „deren Thaten ſeien," wie er ſich ausdrückte, „ſo verrätheriſcher und gewaltthätiger Art, daß er gegen dieſelben laut zeugen werde, ſo lange er noch eine Zunge habe." Deßhalb verlangte er, daß man dieſe Bedingung auch vorher den Einwohnern von Edinburg mittheilen möge, damit dieſe ſich hernach nicht über ſeine Strenge beklagen und ihn ſelbſt am Ende übel behandeln könnten. Als ihm jedoch die Abgeordneten verſicherten, daß Niemand Willens ſei, ihm irgend welchen Zwang aufzulegen, daß man vielmehr von ihm wünſche, er möge ſeine Pflicht erfüllen, wie man es bisher von ihm gewohnt geweſen ſei, willigte er ein, ſogleich mit ihnen zu reiſen[3]).

Am 17. Auguſt nahm er deßhalb von St. Andrews Abſchied, zur Freude, wie es heißt, der dort vorhandenen Anhänger der Königin, denen er läſtig genug geweſen war, aber begleitet von einer Anzahl ſeiner Freunde aus der Stadt, denen der Abſchied um ſo ſchmerzlicher dünkte, als ſie ſich ſagen mußten, daß ſie ihn nicht wieder ſehen würden. Die Reiſe ging jedoch ſehr langſam von Statten, da ſeine Geſundheit keine langen Tagemärſche erlaubte. Erſt am 23. Auguſt kam er in Leith an[4]), und begab ſich dann, nachdem er hier einen oder zwei Tage ausgeruht hatte, nach der Hauptſtadt, wo er von den Einwohnern freudig empfangen wurde, aber auch ihnen ſogleich ſagte, daß er nicht Willens ſei, den Gegnern in der Burg auch nur durch ſein Schweigen irgend welche Zugeſtändniſſe zu machen, ein Begehren,

1) Tytler, VII, 306 f.

2) S. den Brief im Leben Knox', l. c. 33. Er iſt unterzeichnet: „Your Bredren and Children in God."

3) Bannatyne, 370 ff.

4) Leben Knox', l. c. 34.

mit welchem man in Edinburg um ſo mehr einverſtanden war, als der in der Stadt zurück gebliebene Craig ſehr leiſe aufgetreten und ſich dadurch das Mißfallen der Bürgerſchaft und den Verdacht zugezogen hatte, daß er es mit der Partei der Königin halte.

So begann Knox am nächſten Sonntag wieder zu predigen. Aber leider zeigte ſich jetzt, daß ſeine Stimme zu ſchwach geworden war, um die weiten Räume von St. Giles auszufüllen. Die Wenigſten in der Verſammlung konnten hören, was er ſagte, und Niemand empfand das ſchmerzlicher, als eben er ſelbſt. Er ſtellte deßhalb an den Kirchenvorſtand das Verlangen, daß man ihm ein kleineres Lokal herrichten möge, wo er im Stande ſei, ſich vernehmlich zu machen, denn, ſagte er, ſeine Stimme ſei ſelbſt in den Zeiten ſeiner Kraft nicht im Stande geweſen, die große Kirche zur Genüge auszufüllen, und wie viel weniger jetzt, wo er ſo elend ſei. Es wurde ihm dieß Verlangen bereitwilligſt gewährt und er hielt von nun an ſeine Vorträge in der kleinen Kirche des Tolbooth, die für ihn hergerichtet wurde und wo etwa hundert Perſonen ihn hören konnten[1]).

Seinen Collegen Craig ſollte er jedoch nicht mehr antreffen. Zwiſchen dieſem und der Gemeinde war aus den angegebenen Gründen ein ſolches Zerwürfniß entſtanden, daß beide Theile es für das Beſte hielten, von einander zu ſcheiden[2]). Craig begab ſich nach Montroſe, wo er zwei Jahre hindurch als Prediger wirkte, und wurde von da nach Aberdeen verſetzt als Superintendent über die Bezirke von Buchan und Mar. Zuletzt war er (ſeit 1580) Hofprediger des Königs und ſtarb in dieſer Eigenſchaft im Jahre 1600 in einem Alter von 88 Jahren. So aber war eine Neuwahl zu ſeinem Erſatze in Edinburg nöthig geworden, zumal vorauszuſehen war, daß Knox nicht mehr im Stande ſein werde, die Gemeinde zu verſorgen. Schon vor der Rückkehr des Reformators hatte ſich deßhalb der Kirchenvorſtand an die General-Synode zu Perth mit der Bitte um einen neuen Prediger gewandt, und es war von dieſer auch angeordnet worden, daß jeder Diener am Wort, mit Ausnahme derer von Perth und Dundee, der von Edinburg gewählt werden würde, auch gehalten ſein ſolle, die Wahl anzunehmen; zugleich ſollte Knox unter dem Beiſtande des Superintendenten von Lothian die Wahl leiten. Als dann die Abgeordneten der Stadt zu Knox in St. Andrews kamen, fanden ſie dort auch den Superintendenten bereits vor, und man beſchloß, den Subprincipal der Univerſität von Aberdeen, Jakob Lawſon, „einen frommen, gelehrten und beredten Mann," der Gemeinde zur Wahl zu empfehlen[3]). Knox gab ſich nach ſeiner Rückkehr in die Hauptſtadt, ſeiner eigenen Unfähigkeit eingedenk, denn auch alle Mühe, die Wiederbeſetzung der Pfarrſtelle

1) Leben Knox', l. c. 34.
2) Bannatyne, 150, 370.
3) Leben Knox', l. c. 33 f.

möglichſt zu beſchleunigen, damit, „wenn er abberufen würde, die Heerde nicht ganz ohne Hirten ſei.“ Zugleich mit dem Kirchenvorſtande und dem Superintendenten ſchrieb auch er an Lawſon und bat ihn, eiligſt in die Hauptſtadt zu kommen und dem Begehren der Gemeinde zu willfahren.

„Alle irdiſche Kraft,“ ſo ſchrieb er, „ja, ſelbſt in geiſtigen Dingen wird zuletzt hinfällig, nur das Werk Gottes ſoll niemals machtlos werden. Geliebter Bruder, da mich Gott in ſeiner Gnade über all' mein Erwarten wieder nach Edinburg gerufen hat, und da ich doch fühle, daß meine Kräfte ſo abgenommen haben und täglich abnehmen, daß ich vorausſehe, ich werde nicht lange mehr in dieſem Kampfe bleiben, ſo möchte ich gern mein Gewiſſen in Euren Buſen und in den Buſen Anderer entladen, von denen ich glaube, daß die Furcht Gottes in ihnen bleibt. Wenn ich noch Körperkraft genug hätte, ſo würde ich Euch nicht die Beſchwerde machen, um die ich Euch jetzt bitte, nämlich, mich zu beſuchen, damit wir mit einander die himmliſchen Dinge beſprechen können. Denn auf Erden iſt kein Beſtehen, mit Ausnahme der Kirche Chriſti, welche immer unter dem Kreuze kämpft, und deſſen allmächtigen Schutze ich Euch von Herzen befehle. Edinburg, 7. Sept. 1572. Joh. Knox. Eilt, ſonſt kommt Ihr zu ſpät[1])!“ Die Wiederbeſetzung der Predigerſtelle zu Edinburg ſollte in der That das letzte Geſchäft ſein, das der Reformator auf Erden vollbrachte.

Vorher ſollte er jedoch noch einen tiefen Kummer erleben: es kamen die Nachrichten von jenem Blutbade nach Schottland, das die Römiſchen in Frankreich über die Evangeliſchen verhängt hatten, und das mit dem Namen der „Bluthochzeit“ für alle Zeiten gebrandmarkt iſt[2]). Eine Trauerkunde nach der andern langte in Edinburg an[3]). Zuerſt hieß es unbeſtimmt, der Admiral Coligny ſei auf Befehl Karls IX. meuchlings getödtet worden, bald aber erfuhr man die ganze ſchreckliche Begebenheit: wie an 500 proteſtantiſche Edelleute und mehr als zehntauſend aus dem Volke mit kaltem Blute niedergemacht ſeien, der größte Theil in Paris ſelbſt, wo ſogar der König mit eigener Hand aus den Fenſtern ſeines Palaſtes auf die Unglücklichen geſchoſſen habe, die ſeinen Thoren ſich, Schutz ſuchend, genaht, und wie in den Provinzen noch immer Banden von Mordgeſellen umherzögen, um die unſchuldigen Anhänger des Evangeliums dem römiſchen Moloch zum Opfer zu ſchlachten. Daß dieſe Nachrichten auf den Reformator den erſchütterndſten Eindruck machen mußten, iſt nicht anders zu denken. Nicht nur, daß er überhaupt mit Allen, die den Herrn Jeſum Chriſtum aus lauterem Herzen bekannten, ſich eben ſo innig verbunden fühlte, wie er den Gegnern der Wahr-

1) Leben Knox', l. c. 34.

2) Polenz, Geſch. des franzöſiſchen Calvinismus II, 432 ff.

3) Nach dem Leben Knox' l. c. 35 hätte Killigrew die erſte Nachricht nach Schottland gebracht.

heit unter allen Umſtänden meinte entgegentreten zu müſſen: er hatte unter den Opfern der Bartholomäusnacht auch manche Bekannte von ſeinem Aufenthalte in Frankreich her, mit welchen er auch noch fortwährend in Briefwechſel geſtanden hatte. Und welch ein Schlaglicht warf dieß Ereigniß auch auf die Verhältniſſe in Schottland ſelbſt? Noch war die Partei der Königin mächtig genug, und dieſe ſtand mit Frankreich im Bunde; Maria ſelbſt war eine Nichte derer, die das Pariſer Blutbad hauptſächlich angerichtet hatten, ſie war eine blinde Anhängerin der Kirche, deren Oberhaupt die traurige That durch ein Tedeum zu feiern gewagt — was war da nicht zu fürchten? Knox erhob ſich deßhalb noch einmal in der ganzen Kraft jenes heiligen Zornes, von dem er ſtets ergriffen worden war, ſo oft der Papismus eine jener Barbareien ausgeübt hatte, mit denen gerade er dieß Jahrhundert gezeichnet hat. Auf die Kanzel geführt und die letzten Reſte ſeiner Kräfte zuſammen nehmend, donnerte er noch einmal gegen die grauſamen Mörder und rief die Rache des Himmels auf den König von Frankreich herab, den er als einen falſchen Verräther brandmarkte, der feierlich gegebene Verſprechen gebrochen habe, ja, er wandte ſich an den franzöſiſchen Geſandten De Croc perſönlich und forderte ihn auf, ſeinem Herrn zu ſagen, daß in Schottland das Gericht gegen ihn verkündigt worden ſei und daß der Zorn Gottes weder von ihm, noch von ſeinem Hauſe weichen werde, wenn nicht Reue erfolge wegen dieſer abſcheulichen That; ſein Name aber werde bei der Nachwelt ewig gebrandmarkt bleiben, und keiner ſeiner Nachkommen werde ſein Königreich in Frieden regieren[1]). Zwar beklagte ſich nun der Geſandte Frankreichs über dieſe ſeinem Herrn angethane Beleidigung und verlangte, daß man dem Prediger Schweigen auferlege, aber ſo groß war der Abſcheu, den man in Schottland über die Bluthochzeit empfand, daß der Regent den Geſandten nicht nur mit ſeinen Forderungen zurückwies, worauf dieſer abreiſte, ſondern daß er auch eine allgemeine Zuſammenkunft von Abgeordneten aus allen Theilen des Königreiches zuſammenberief, um zu berathen, „welche Maßregeln zu ergreifen ſeien, um ſich ſelbſt gegen die grauſame und verrätheriſche Verſchwörung der Papiſten zu ſchützen[2])." Man empfand eben überall dieſen Schlag als gegen das eigene Haupt geführt und fürchtete Aehnliches im eigenen Lande Seitens der Anhänger Roms erleben zu müſſen. Knox aber war in der That durch dieß Ereigniß, wenn auch auf die traurigſte Weiſe, wegen all des unbeugſamen Widerſtandes gerechtfertigt, den er der Nichte der Guiſen geleiſtet hatte[3]). —

Auch in England, wie überhaupt in allen proteſtantiſchen Ländern em-

1) Leben Knox', l. c. 35.

2) Bannatyne, 397—411.

3) Man braucht gewiß die Ankläger des Reformators nur an die Bluthochzeit zu erinnern und dann zu fragen: hatte er nicht Urſache, die Umtriebe und den böſen Willen der Papiſten zu fürchten?

pfand man die blutige Schlächterei von Paris auf das Schmerzlichſte und meinte zu allerlei Befürchtungen durch dieſelbe berechtigt zu ſein. Die Königin Eliſabeth empfing den franzöſiſchen Geſandten De la Mothe-Fenelon, als er zum erſten Male wieder zu ihr kam, mit allen Zeichen der Trauer. Sie ſelbſt, wie ihr ganzer Hof, war in Schwarz gekleidet, und der Geſandte mußte durch die Reihen der Hofleute gehen, die das tiefſte Schweigen beobachteten und von denen Niemand ihn anredete oder auch nur den Blick auf ihn wandte. Er ſelbſt ſagt, es ſei geweſen, als ob er in ein Haus des Todes gekommen ſei[1]). Und nicht blos die Theilnahme für die unglücklichen Schlachtopfer war es, was Eliſabeth erfüllte, ſie fürchtete auch für ihren Thron und ſelbſt für ihre Perſon. Auch in England war die Anzahl der Römiſch Geſinnten keineswegs gering, und gerade in dieſer Zeit waren Verſchwörungen unter denſelben entdeckt worden, von derjenigen angezettelt, die einſt Anſprüche auf die Krone von England erhoben hatte, und die auf Nichts Geringeres hinausgingen, als Maria Stuart nicht blos zu befreien, ſondern ſie auch auf den Thron Eliſabeths zu bringen. Wie mit den Römiſchen im eigenen Lande, ſo waren auch mit den auswärtigen Mächten, die dem Papſtthum anhingen, mit Frankreich, Spanien und mit dem Papſte ſelbſt Unterhandlungen gepflogen worden[2]). — Eliſabeth ſah ſich in der That nicht mehr ſicher, und nahm nun mit Schrecken wahr, bis wie weit es die Papiſten und namentlich die Verwandten Maria's zu treiben vermöchten.

Deßhalb faßte ſie jetzt auch den Plan, ſich der gefährlichen Nebenbuhlerin zu entledigen, und zwar dachte ſie daran, Maria ihren Gegnern in Schottland auszuliefern, wenn dieſe verſprächen, ſie vor Gericht zu ſtellen und ihr den Proceß zu machen. Daß Maria der Verbrechen ſchuldig war, die man ihr zur Laſt gelegt hatte und die bei einem gewöhnlichen Menſchen unfehlbar mit dem Tode beſtraft werden mußten, davon war ſie überzeugt, nachdem ſie mit den von derſelben an Bothwell geſchriebenen und einen vollen Beweis ihrer Mitſchuld an Darnley's Tode liefernden Briefen bekannt geworden war, aber — ſie mochte das Gericht nicht ſelbſt vollſtrecken. Killigrew wurde deßhalb nach Schottland geſandt, um den Regenten und den ihm anhängenden Baronen die betreffenden Vorſchläge zu machen, und Morton, wie auch, durch dieſen endlich überredet, der Regent ſelbſt, waren bereit, zu thun, was Eliſabeth wünſchte. Ob auch Knox den Plan gebilligt habe, muß dahin geſtellt bleiben. Killigrew hat allerdings mit ihm geſprochen, wie aus einem (bereits oben erwähnten[3]) Schreiben deſſelben an Cecil hervorgeht, aber — der Geſandte ſagt durchaus nicht, daß ihre Unterredung den Tod Maria's betroffen habe und noch viel weniger, daß der Plan von

1) Mignet, II, 189. Meyer, II, 96.
2) Mignet, II, Cp. VIII. Meyer, II, 84 ff.
3) S. oben.

dem Reformator gebilligt worden ſei. Später nur ſchreibt er, daß zwei der Prediger einverſtanden ſeien, und unter dieſen Zweien könnte wohl Knox ſich befunden haben, doch möchte man glauben, der Geſandte hätte ihn, als den ſo einflußreichen Mann, auch mit Namen genannt, wenn dieß wirklich der Fall geweſen wäre; Knox bedeutete doch wirklich mehr, als ein gewöhnlicher Prediger, auch wenn er ſelbſt nicht mehr ſein wollte[1]). Uebrigens war Knox ja allerdings der Meinung, daß in gewiſſen Fällen auch gekrönte Häupter mit dem Tode beſtraft werden könnten, wie er denn auch zu Denen gehört hatte, die nach Darnley's Ermordung verlangten, daß Maria vor Gericht geſtellt werden ſolle[2]). — Der plötzlich am 29. October erfolgte Tod des Grafen Mar vereitelte jedoch dieſe von Eliſabeth und ihrem Staatsſecretair geſponnenen Pläne, und die Königin von England vollbrachte ſelbſt, was ſie durch die Hände der Schotten hatte vollführen laſſen wollen. —

Knox fuhr während der Zeit fort, in der Tolbooth-Kirche zu predigen und zwar über die Kreuzigung Chriſti nach Matthäus 27, wie er ſchon oft gewünſcht hatte, damit ſeine Laufbahn zu beſchließen. Lawſon, der Subprincipal von Aberdeen, war im September bereits in Edinburg eingetroffen und auch nach gehaltener Probepredigt zum Collegen und Nachfolger des Reformators gewählt worden. Am Sonntag, 9. November, ſollte er dann eingeführt werden, und es war natürlich, daß Knox dieß Geſchäft übernahm. Nachdem er deßhalb ſeine Predigt im Tolbooth gehalten hatte, begab er ſich von ſeiner Zuhörerſchaft begleitet, nach St. Giles, wo er den Einführungsakt in der Weiſe verrichtete, wie er ſelbſt es mit Zuſtimmung der Generalſynode vorgeſchrieben hat[3]). Er ſtellte die üblichen Fragen an den Prediger und die Gemeinde, richtete an Beide eine Ermahnung und ſchloß mit einem Gebet um den Segen Gottes. Selten jedoch ſollen ſeine Worte ſo eindringlich geweſen ſein, wie bei dieſer Gelegenheit. Nachdem er die gegenſeitigen Pflichten des Predigers und der Gemeinde aus einander geſetzt hatte, bezeugte er, Den ſelbſt zum Zeugen anrufend, vor deſſen Richterſtuhle er nun bald erſcheinen müſſe, daß er unter ihnen mit gutem Gewiſſen gewandelt habe, indem er ihnen das Evangelium Chriſti treu und lauter verkündigt, nicht danach trachtend, den Menſchen zu gefallen, noch auch ſeinen eigenen Gelüſten Genüge zu thun. Er preiſe, ſagte er, Gott, daß es ihm gefallen habe, ihnen einen Hirten an ſeiner Stelle zu geben, da er jetzt unfähig ſei, ſie weiter zu unterweiſen; dann bat er eindringlich, daß Gott jede Gabe, die ihm etwa wäre zu Theil geworden, tauſendfältig ſeinem Nachfolger verleihen möge, und ermahnte in höchſt ernſtlicher und feierlicher Weiſe die ganze Verſammlung, treu in dem Glauben zu beharren, den ſie jetzt bekannt hätten. Nach-

1) Vgl. über dieß Alles Tytler, VII, 308—324.
2) S. oben S. 396.
3) S. die Ordnung in Knox, hist., 263 ff.

dem er ſo den Dienſt beendigt und den Segen mit herzlicher, aber matter Stimme geſprochen hatte, ſtieg er von der Kanzel herab und ſchlich, auf ſeinem Stab gelehnt, die Straße entlang durch die Reihen ſeiner Zuhörer, welche ſich dort aufgeſtellt hatten, begierig, noch einmal ihren geliebten Prediger zu ſehen, und ihm bis an das Haus folgend. — Er ſollte daſſelbe nicht lebendig wieder verlaſſen[1]).

Einunddreißigſtes Kapitel.

Des Reformators Tod[2]).

Am folgenden Dienſtag, den 11. November wurde er von einem ſtarken Huſten befallen, der ſeine Bruſt ſehr heftig angriff. Als ſeine Freunde, die ihn noch ſo gern ſich erhalten geſehen hätten, ihm vorſchlugen, einen Arzt zu Rathe zu ziehen, war er gern dazu bereit und ſagte, er wolle die natürlichen Heilmittel nicht zurückweiſen, obgleich er überzeugt ſei, daß der Herr bald all ſeinen Leiden ein Ende machen werde. Es war ſeine Gewohnheit geweſen, jeden Tag ein Paar Kapitel des Alten und Neuen Teſtamentes zu leſen, zugleich mit einer Anzahl Pſalmen, welche er gewöhnlich innerhalb eines Monats ganz durchlas. Am Donnerſtag den 13. November war er jedoch ſo ſchwach, daß er das Bett hüten mußte, und deßhalb ſich gezwungen ſah, von dieſer Gewohnheit abzuſtehen, aber er bat ſeine Frau und ſeinen Schreiber, Richart Bannatyne, daß Einer von ihnen ihm täglich vorleſen möge, und zwar das 17. Kapitel des Johannisevangeliums, das 53. des Jeſaias und ein Kapitel aus dem Briefe an die Epheſer. Dieß wurde denn auch pünktlich ausgeführt die ganze Zeit ſeiner Krankheit hindurch, und kaum verging eine Stunde, in welcher ihm nicht aus der Schrift wäre vorgeleſen worden. Außer den erwähnten Schriftſtücken gab er dann und wann einen Pſalm an oder eine von Calvins Predigten über den Epheſerbrief. Oft, wenn die Seinigen ihm vorlaſen, meinten ſie, er ſchlafe, aber, wenn ſie ihn fragten, ob er auch zuhöre, antwortete er: „Ich höre, Gott ſei Dank, und verſtehe es jetzt viel beſſer!“ welche Worte er noch zuletzt ſprach, etwa vier Stunden vor ſeinem Tode.

An demſelben Tage, an welchem er ſich legte, bat er ſeine Frau, ſei-

1) Das Haus des Reformators, an der Hochſtraße gelegen, wird noch jetzt gezeigt. Es trägt als Inſchrift die drei Worte: Θεος, Deus, God.

2) Wir folgen hier ganz der auf die Quellen geſtützten Darſtellung M'Crie's II, 218 ff. Vgl. auch das Leben Knox', l. c. 36 ff.

nen Dienern ihren Lohn zu geben, und er wünſchte am nächſten Tage, einen derſelben ſelbſt zu bezahlen. Dieſem gab er 20 Schillinge mehr, als ihm zukamen, indem er ſagte: „Du wirſt nie wieder Etwas von mir in dieſem Leben bekommen.“ An alle richtete er eindringliche Ermahnungen, in der Furcht Gottes zu wandeln und wie es Chriſten gezieme, die in ſeinem Hauſe gelebt hätten.

Am Freitag, den 14., ſtand er vom Bett auf und zwar früher, als er gewohnt war, und in der Meinung, es ſei Sonntag, ſagte er, er wolle zur Kirche gehen und über die Auferſtehung Chriſti predigen, über welche er die ganze Nacht hindurch nachgedacht habe. Dieß war allerdings der Gegenſtand, über welchen er hätte predigen müſſen ſeiner früheren Abſicht gemäß [1]). Aber er war ſo ſchwach, daß ihn zwei Männer vom Bette aufheben mußten und nur mit vieler Mühe konnte er auf einem Stuhle ſitzen.

Am nächſten Tage, Mittags, kamen Joh. Durie, einer von den Predigern zu Leith, und Archibald Stewart, welche zu ſeinen vertrauteſten Freunden gehörten, zu ihm. Als ſie ſahen, daß er ſehr krank war, wollten ſie bald wieder gehen, aber er beſtand darauf, daß ſie bleiben ſollten, und bewog ſie auch, zu Mittag mit ihm zu eſſen. Er ſtand vom Bett auf und ſetzte ſich mit zu Tiſche, und das war das letzte Mal, daß er überhaupt am Tiſche ſaß. Er befahl, daß ein Faß Wein, welches er im Keller hatte, für ſie angeſtochen würde, und mit einer Heiterkeit, wie er ſie unter ſeinen Freunden liebte, bat er Archibald Stewart, davon holen zu laſſen, ſo lange der Wein reichte, denn er habe keine Ruhe, bis das Faß leer ſei.

Am Sonntage, den 16., hütete er das Bette, und da er glaubte, es ſei dieß der erſte Tag des Faſtens, das wegen der Bluthochzeit ausgeſchrieben war, weigert er ſich, Etwas zu eſſen. Fairley von Braid, der zugegen war, ſagte ihm, daß das Faſten erſt am nächſten Sonntag beginne; zugleich ſetzte ſich derſelbe nieder und aß vor ſeinen Augen, wodurch er auch ihn bewog, ein wenig Nahrung zu ſich zu ſich zu nehmen.

Gern wäre er noch einmal mit ſeinem Kirchenvorſtande zuſammen gekommen, um dieſem ſeine letzten Aufträge zu geben und Abſchied von ihm zu nehmen. Um ihm dieſen Wunſch zu erfüllen, verſammelten ſich deßhalb ſein College, die Aelteſten und die Diakonen nebſt David Lindſay, einem der Prediger von Leith, am Montag den 17. in ſeinem Zimmer, und er redete ſie mit folgenden Worten an, welche einen tiefen und dauernden Eindruck auf ihrer Aller Herzen machten: „Der Tag naht und iſt ſchon vor der Thür, nach welchem mich ſo oft und ſo herzlich verlangt hat, wo ich von meinen ſchweren Arbeiten und unausſprechlichen Leiden erlöſt werden und bei Chriſto ſein ſoll — wohlan denn, Gott iſt mein Zeuge, welchem ich gedient habe im Geiſte des Evangeliums von ſeinem Sohne, daß ich Nichts

1) S. oben S. 446.

gelehrt habe, als die reine und lautere Lehre des Evangeliums von dem Sohne Gottes und habe mir allein angelegen ſein laſſen, darin die Unwiſſenden zu unterrichten, die Gläubigen zu ſtärken, die Schwachen, die Verzagten und Muthloſen durch die Verheißungen der Gnade zu tröſten und zu kämpfen gegen die Stolzen und Widerwärtigen mit den göttlichen Drohungen. Ich weiß, daß Manche ſich oft darüber beklagt haben und noch laut genug klagen, daß ich zu ſtrenge geweſen ſei, aber Gott weiß, daß mein Herz immer fern war vom Haß gegen die Perſonen, gegen welche ich die ſtrengſten Gerichte verkündigte (thunderet). Ich kann nicht leugnen, daß ich den größten Abſcheu gegen die Sünden empfand, die ſie begingen, aber ich hatte nur die eine Abſicht, ſie, wenn es möglich wäre, dem Herrn zu gewinnen. Was mich bewog, Dasjenige, was der Herr mir in den Mund gab, auch ſo kühn und ohne Anſehn der Perſon auszuſprechen, war nichts Andres, als die tiefſte Ehrfurcht vor Gott, der mich berufen und in ſeiner Gnade verordnet hatte, ein Haushalter über ſeine Geheimniſſe zu ſein, und der Glaube, daß er Rechenſchaft über das mir anvertraute Amt von mir fordern werde, wenn ich einſt vor ſeinem Richterſtuhle ſtände. Ich bekenne daher vor Gott und vor ſeinen heiligen Engeln, daß ich niemals aus dem heiligen Worte Gottes ein Gewerbe gemacht, noch auch geſucht habe, den Menſchen zu gefallen oder meine eigene Leidenſchaften eben ſo wenig, wie die Andrer zu dulden, ſondern daß ich gewiſſenhaft die mir verliehenen Gaben zur Erbauung der Kirche benutzt habe, über die ich zu wachen hatte. Welche üble Nachreden ſündige Menſchen in dieſer Beziehung auch auf mich werfen mögen, mein Troſt iſt der, daß ich ein gutes Gewiſſen habe. Nun aber, meine theuerſten Brüder, beharret auch Ihr in der ewigen Wahrheit des Evangeliums, habt fleißig Acht der Heerde, über welche der Herr Euch geſetzt und die er erlöſ't hat mit dem Blute ſeines eingebornen Sohnes. Und Du, mein theurer Bruder Lawſon, kämpfe den guten Kampf und richte das Werk des Herrn freudig und muthig aus. Der Herr aus der Höhe ſegne Euch und die ganze Kirche von Edinburg, welche, ſo lange ſie bei dem Worte der Wahrheit, das ſie von mir gehört hat, beharren wird, die Pforten der Hölle nicht überwältigen werden." Nachdem er ſie dann gewarnt hatte, es nicht mit Denen zu halten, welche die Autorität des Königs nicht anerkannten, machte er einige Bemerkungen über eine Anklage, welche Lethington gegen ihn bei dem Kirchenvorſtande angebracht hatte, dann aber war er ſo erſchöpft, daß er nicht weiter zu ſprechen vermochte. Diejenigen, welche zugegen waren, waren eben ſo erfreut, wie bekümmert über dieſe brüderliche Anſprache. Nachdem ſie ihn an die Mühſale erinnert, die er erduldet und an den Sieg, den er davon getragen, beteten ſie zuſammen, und nahmen dann Abſchied von ihm mit vielen Thränen.

Als ſie hinaus gingen, bat er ſeinen Collegen und Lindſay, noch da zu bleiben. „Da iſt Etwas, was mir ſchwer auf dem Herzen liegt," ſagte er zu ihnen: „Ihr ſeid Zeuge geweſen von dem früheren feſten Muthe des

Lairds von Grange in der Sache Gottes, aber jetzt, ach! in welchen Abgrund hat er ſich geſtürzt! Ich bitte Euch daher, mir die Bitte nicht abzuſchlagen, welche ich jetzt an Euch ſtelle: Geht auf das Schloß und ſagt ihm von mir, daß John Knox auch jetzt, wo er am Sterben iſt, noch derſelbe Menſch ſei, wie er ihn gekannt habe, als derſelbe noch geſunden Leibes war, und daß er ihn bitten läßt, doch zu bedenken, was auch er einſt war und was er jetzt iſt, welches einen großen Theil meines Kummers ausmache. Weder der rauhe Felſen, auf den er vertraue, noch die fleiſchliche Klugheit des Mannes (Lethington), den er für einen Halbgott halte, noch auch der Beiſtand der Fremden werde ihn ſchützen, ſondern er werde ohne Erbarmen aus ſeinem Felſenneſte zur Strafe geſchleppt und bei hellem Tage an einen Galgen gehängt werden, wenn er nicht ſchnell ſein Leben beſſere und zu der Gnade Gottes ſeine Zuflucht nehme. Des Mannes Seele, fügte er hinzu, iſt mir theuer, und ich möchte nicht, daß ſie verloren ginge, wenn ich ſie retten könnte." — Die Prediger übernahmen es, den Auftrag auszuführen. Sie gingen deßhalb nach der Burg hinauf, baten um eine Unterredung mit dem Befehlshaber und theilten ihm ihre Botſchaft mit. Anfangs ſchien Kirkaldy beſtürzt zu werden, aber nachdem er heimlich mit Lethington geredet hatte, kehrte er zu den Predigern zurück und gab ihnen eine unfreundliche Antwort. Als Knox dieſelbe erfuhr, wurde er ſehr bekümmert und ſagte: „er habe ernſtlich für den Mann gebetet und er vertraue auch noch, daß ſeine Seele werde gerettet werden, obgleich ſein Leib elend umkommen werde."

Nach dieſer Unterredung mit dem Kirchenvorſtande war er viel elender geworden. Seine Athembeſchwerden nahmen zu, und er konnte kein Wort ohne große Anſtrengung und heftige Schmerzen hervorbringen. Dennoch fuhr er fort, Leute jeden Ranges bei ſich zu empfangen, welche in großer Menge kamen, um ihn zu ſehen, und er duldete nicht, daß irgend Jemand fort ginge ohne Ermahnungen, welche er ſo eindringlich machte, daß alle erſtaunt waren, die ihn beſuchten. Lord Boyd kam herein und ſagte: „Ich weiß, Herr, daß ich Euch in vielen Stücken beleidigt habe, und ich bin nun gekommen, Euch um Vergebung zu bitten." Seine Antwort wurde nicht gehört, da die Anweſenden ſich zurück zogen und Beide allein ließen, aber der Lord kehrte am nächſten Tage wieder, zugleich mit dem Grafen Morton und dem Laird von Drumlaurig. Des Reformators geheime Unterredung mit Morton ging ſehr in's Einzelne, wie der Letztere ſpäter ſelbſt berichtet hat. Er fragte ihn, ob er vorher mit der Abſicht, den letzten König zu ermorden, bekannt geweſen ſei. Als Morton das leugnete[1]), ſagte er: „Wohl! Gott

1) Später bekannte Morton, um den Tod des Königs gewußt zu haben. Er entſchuldigte jedoch ſein Verſchweigen der Abſicht Bothwell's damit, daß die Königin ſelbſt den Mord beſchloſſen gehabt und daß der König ein ſolches Kind geweſen ſei, daß man ihm Nichts habe anvertrauen dürfen, ohne es an die Königin verrathen zu ſehen. Vgl. Bannatyne, 494 u. 497

hat Euch mit vielen Wohlthaten beſchenkt, welche er nicht Jedem gegeben hat, denn er hat Euch Reichthümer, Weisheit und Freunde verliehen und iſt nun im Begriff, Euch zur Regentſchaft in dieſem Reiche zu erheben[1]); und deßhalb, im Namen Gottes, bitte ich Euch, dieſe Gaben recht zu gebrauchen und zwar beſſer, als Ihr es bisher gethan habt: vor allen Dingen zur Ehre Gottes, zur Förderung ſeines Evangeliums, zur Aufrechterhaltung der Kirche Gottes und ſeines Dienſtes, aber ſodann auch zum Wohle des Königs, ſeines Reiches und ſeiner treuen Unterthanen. Wenn Ihr ſo thut, wird Gott Euch ſegnen und ehren, aber wenn Ihr es nicht thut, wird Gott Euch dieſer Gaben berauben und Euer Ende wird Schmach und Schande ſein[2])."

Am Donnerstage, 20. Nov., beſuchten ihn Lord Lindſay, der Biſchof von Caithneß und verſchiedene Edelleute. Er ermahnte ſie, bei der Wahrheit zu beharren, welche ſie gehört hätten, denn es gäbe kein ander Wort des Lebens, und er bat ſie, Nichts mit denen im Schloſſe zu thun zu haben. Der Graf von Glencairn, der ihn oft beſucht hatte, kam mit dem Lord Ruthven herein. Der Letztere, den Knox nur einmal anredete, fragte ihn, ob er irgend Etwas für ihn thun könne, dann möge er es doch nur ſagen. Seine Antwort war: „Ich bekümmre mich nicht um alle Gunſt und Freundſchaft der Welt!"

Eine fromme Dame aus ſeiner Bekanntſchaft forderte ihn auf, Gott für all' das Gute zu preiſen, das er gethan habe, und fing an, ihn ſelbſt zu loben, als er ſie unterbrach. „Still! ſtill!" ſagte er, „Fleiſch und Blut iſt an und für ſich ſelbſt überſtolz, es braucht nicht noch in ſeinem Hochmuthe genährt zu werden." Er erinnerte ſie an das, was er ihr ſchon längſt geſagt habe: „Lady, Lady, der Schwarze hat Euch nie auf den Fuß getreten!" und ermahnte ſie, den Stolz fahren zu laſſen und ſich mit Demuth zu ſchmücken. Dann ſagte er wie zu ſich ſelbſt, wie er es früher ſchon öfter gethan hatte, daß er ſich ganz auf die freie Gnade Gottes verlaſſe, welche den Menſchen durch ſeinen lieben Sohn Jeſus Chriſtus offenbar geworden ſei. Den allein wolle er ergreifen als ſeine Weisheit, Gerechtigkeit, Heiligung und Erlöſung. Als dann die Uebrigen von ihm Abſchied genommen hatten, ſagte er zu dem Laird von Braid: „Jeder wünſcht mir eine gute Nacht, aber wann wollt Ihr es thun! Ich bin gegen Euch in großer Schuld, welche ich Euch nie werde abtragen können, aber ich befehle Euch dem, der im Stande iſt, es zu thun, dem lebendigen Gott!"

Am Freitage, den 21., befahl er Richard Bannatyne, ſeinen Sarg zu beſtellen, und während des ganzen Tages verbrachte er in Betrachtungen

1) Mar war ſchon geſtorben.

2) Morton theilte den Inhalt dieſer Unterredung ſpäter den Predigern mit, welche bei ſeiner Hinrichtung ihn tröſteten, und er ſagte: „ich habe es in der That ſo gefunden." —

und Gebeten. Oft wiederholte er die Worte: „Komm Herr Jeſu! Lieber Jeſus, in deine Hände befehle ich meinen Geiſt! Sei gnädig, o Herr, deiner Kirche, welche du erlöſet haſt! Gieb Frieden dem bedrängten Volke! Erwecke gläubige Prediger, daß ſie das Amt in deiner Kirche übernehmen! Verleihe uns, Herr, daß wir die Sünde über Alles verabſcheuen, ſowohl um deines Zornes, als auch um deiner Gnade willen.“ Mitten in ſeinen Betrachtungen pflegte er ſich dann oft zu unterbrechen und Diejenigen, die bei ihm ſtanden, in folgender Weiſe anzureden: „O, bleibt dabei, dem Herrn in Ehrfurcht zu dienen, und der Tod wird Euch nicht ſchrecklich ſein! Nein! ſelig wird der Tod für Diejenigen ſein, welche die Kraft des Todes Chriſti gekoſtet haben!“

Am Sonntag, den 23., welches der erſte Tag des Faſtens war, rief er zur Zeit des Nachmittagsgottesdienſtes, nachdem er längere Zeit ruhig dagelegen hatte, plötzlich aus: „Wenn Jemand gegenwärtig iſt, ſo komme er und ſehe das Werk Gottes!“ Richard Bannatyne, der glaubte, es ſei ſein Abſcheiden nahe, ſchickte nach der Kirche und ließ Johnſton von Elphingſton holen. Als dieſer an das Bett des Kranken trat, brach derſelbe in folgende Worte aus: „Ich habe dieſe letzten beiden Nächte über den traurigen Zuſtand der Kirche Gottes nachgedacht, der Braut Jeſu Chriſti, die von der Welt verachtet, aber in Gottes Augen herrlich iſt. Ich habe Gott für ſie angerufen und ſie ihrem Haupte, Jeſu Chriſto, empfohlen. Ich habe gegen die geiſtliche Sünde in himmliſchen Dingen gekämpft und habe überwunden. Ich bin im Himmel geweſen und habe dort an der Herrlichkeit Theil gehabt. Ich habe die himmliſchen Freuden gekoſtet und bin auch noch dort.“ Er ſprach dann das Gebet des Herrn und den Glauben, indem er einzelne gottſelige Gedanken zwiſchen jeden Artikel einſchaltete.

Nach der Predigt kamen Manche, um ihn zu beſuchen. Als ſie ſahen, daß er nur ſchwer athmete, fragten ihn Einige, ob er viele Schmerzen leide? Er antwortete, er ſei bereit, Jahre lang ſo zu liegen, wenn es Gott ſo wolle und wenn er fortführe, in Chriſto ſeine Gnade ihm ſcheinen zu laſſen. Er ſchlief ſehr wenig, ſondern war faſt immer mit Nachdenken, Beten oder Ermahnen beſchäftigt. „Lebt in Chriſto! lebt in Chriſto! dann braucht das Fleiſch den Tod nicht zu fürchten! Herr, gieb deiner Kirche treue Hirten, damit die Reinheit der Lehre erhalten bleibe! Gieb dieſem Reiche den Frieden wieder, gieb ihm fromme Regenten und Obrigkeiten! Endlich, o Herr, mache meinem Leiden ein Ende!“ Seine Hand gen Himmel erhebend, ſagte er: „Herr, ich befehle meinen Geiſt ſammt Seele und Leib und Alles in deine Hände. Du kennſt, o Herr, meine Leiden, aber ich murre nicht wider dich!“ Seine frommen Ausrufungen waren ſo zahlreich, daß diejenigen, welche bei ihm waren, nur einen kleinen Theil derſelben behalten konnten, denn ſelten war er ſtill, wenn ſie ihm nicht gerade Etwas vorlaſen oder beteten. — Während der folgenden Nacht nahm ſeine Krankheit jedoch bedeutend zu. —

Montag, der 24. Nov., war der letzte Tag, den er auf Erden lebte. Am Morgen wollte er durchaus aus dem Bette, und obgleich er nicht im Stande war, allein zu ſtehen, ſo ſtand er doch zwiſchen neun und zehn Uhr auf und zog Strümpfe und Beinkleider an. Man führte ihn zu einem Stuhle, und dort ſaß er etwa eine halbe Stunde lang, worauf er wieder zu Bett ging. Im Laufe des Tags traten immermehr die Anzeichen hervor, daß ſein Ende nahe ſei. Außer ſeiner Frau und Richard Bannatyne, waren Campbell von Kinyeancleugh, Johnſton von Elphingſton und Dr. Preſton, drei ſeiner nächſten Freunde, bei ihm und ſaßen abwechſelnd an ſeinem Bette. Kinyeancleugh fragte ihn, ob er Schmerzen leide. „Es iſt kein ſchmerzvoller Schmerz, ſondern ein ſolcher, der, wie ich hoffe, dem Kampfe ein Ende machen wird," ſagte er. „Ich muß die Sorge für meine Frau und meine Kinder," ſetzte er dann hinzu, „nun Euch überlaſſen und bitte Euch, ihnen ſtatt meiner ein Gatte und Vater zu ſein!" Um drei Uhr Nachmittags wurde es ihm dunkel vor dem einen Auge und ſeine Sprache wurde ſehr ſchwach und unverſtändlich. Er bat ſeine Frau, ihm das 15. Kapitel des erſten Korintherbriefes vorzuleſen. „Iſt das nicht ein gar troſtreiches Kapitel?" fragte er, als ſie geendet hatte: „O, welch einen ſüßen und kräftigen Troſt hat mir der Herr in dem Kapitel gereicht!" Kurz darauf ſagte er: „Nun zum letzten Male befehle ich meine Seele, meinen Geiſt und Leib in deine Hände, o Herr!" Gegen fünf Uhr rief er dann ſeine Frau und bat ſie, noch Etwas zu leſen. „Lies, worauf ich meine ganze Zuverſicht ſetze!" worauf ſie das hoheprieſterliche Gebet (Joh. 17.) las und dann auch noch einen Theil aus Calvins Predigten.

Dann ſchien er in einen Schlummer zu verſinken, der jedoch von heftigen Seufzern unterbrochen wurde, und die Anweſenden erwarteten in jedem Augenblicke ſeine Auflöſung. Aber am Ende erwachte er wieder von dem Schlafe, und als man ihn fragte, weßhalb er ſo ſchwer geſeufzt habe, antwortete er: „Ich habe früher, während meiner geſunden Tage, viele Kämpfe beſtanden und viele Anläufe des Satans, aber jetzt hat mich der brüllende Löwe gar wüthend angegriffen und alle ſeine Kraft angewandt, mich zu verſchlingen und mich auch einmal zu verderben. Oft hat er auch vorher ſchon meine Sünden mir vor Augen geſtellt, oft verſucht, mich zur Verzweiflung zu bringen, oft Alles aufgeboten, mich durch die Reize der Welt zu verlocken, aber dieſe Waffen waren durch das Schwert des Geiſtes zerbrochen worden, welches iſt das Wort Gottes, und er konnte mir Nichts anhaben. Jetzt hat er mich auf andre Weiſe angefaßt: die liſtige Schlange bemühte ſich, mich zu überreden, daß ich den Himmel und die ewige Seligkeit durch die treue Verwaltung meines Amtes verdient hätte. Aber geſegnet ſei Gott, der mich fähig gemacht hat, dieſen feurigen Pfeil auszulöſchen, indem er mir Stellen der Schrift vor Augen führte, wie die folgenden: „Was haſt du, daß du nicht empfangen hätteſt? Durch Gottes Gnade bin ich, was ich bin! Nicht aber ich, ſon-

dern die Gnade Gottes in mir!" Als er ſo ſein Vornehmen vereitelt ſah, verließ er mich. Deßhalb danke ich Gott durch Jeſum Chriſtum, daß es ihm gefallen hat, mir den Sieg zu geben, und ich bin überzeugt, daß der Verſucher mich nicht wieder angreifen wird, ſondern in kurzer Zeit werde ich, ohne große körperliche Schmerzen und Angſt der Seele, dieß ſterbliche und elende Leben mit der ewigen Seligkeit vertauſchen durch Jeſum Chriſtum meinen Herrn!"

Dann lag er einige Stunden lang ruhig da, ausgenommen daß er dann und wann begehrte, ſeinen Mund mit etwas ſchwachem Bier zu benetzen. Um zehn Uhr laſen die Anweſenden den Abendſegen, was ſie über die gewöhnliche Stunde hinausgeſchoben hatten, weil ſie ihn im Schlafe nicht ſtören wollten. Als ſie damit fertig waren, fragte ihn Dr. Preſton, ob er das Gebet gehört habe. „Wollte Gott," erwiederte er, „daß Ihr und alle Menſchen es gehört hätten, wie ich es gehört habe! ich danke Gott für den himmliſchen Ton!" — Der Doctor ſtand auf und Kinyeancleugh nahm ſeinen Platz am Bette ein. Gegen elf Uhr ſeufzte der Kranke tief auf und ſprach: „Nun iſt es da!" Bannatyne kam ſogleich herbei und bat ihn, an die troſtreichen Verheißungen unſres Heilandes Jeſu Chriſti zu denken, welche er Anderen ja ſo oft verkündigt habe, und als er wahrnahm, daß Knox ſprachlos war, forderte er ihn auf, ihnen ein Zeichen zu geben, daß er in Frieden ſterbe. Darauf hob Knox eine ſeiner Hände zum Himmel empor und indem er das Zeichen zweimal wiederholte, entſchlief er ruhig und ohne allen Kampf.

Knox ſtarb im 67. Jahre ſeines Alters — die unausgeſetzten Anſtrengungen ſo viele Jahre hindurch hatten ſeine Kräfte vor der Zeit gebrochen. „Wenige Menſchen, ſagt M'Crie, ſind wohl jemals ſo vielen Gefahren ausgeſetzt geweſen und durch ſolche Trübſale hindurch gegangen. Von der Zeit an, wo er den reformirten Glauben ergriff, bis zu ſeinem letzten Athemzuge erfreute er ſich nur ſelten der Ruhe und tauchte vielmehr aus einer Gefahr nur auf, um in eine andre verwickelt zu werden, und oftmals in eine nur noch ſchlimmere. Gezwungen, von St. Andrews zu fliehen, um der Wuth des Cardinals Beaton zu entgehen, fand er eine Zuflucht in Oſt-Lothian, von wo er durch den Erzbiſchof Hamilton vertrieben wurde. Er lebte dann mehre Jahre hindurch als ein Geächteter, in täglicher Furcht, in die Hände derer zu fallen, welche ſo eifrig nach ſeinem Leben trachteten. Auf die wenigen Monate, während welcher er ſich des Schutzes in der Burg von St. Andrews erfreute, folgte eine lange und harte Gefangenſchaft. Nachdem er in England einige Ruhe gehabt hatte, wurde er wieder in die Verbannung getrieben und wanderte fünf Jahre auf dem Feſtlande als ein Heimathloſer umher. Als er dann nach ſeinem Vaterlande zurückkehrte, war es nur, um ſich in einen Kampf der gefährlichſten und ſchwierigſten Art zu ſtürzen. Als aber die Reformation durchgeführt und er in der Hauptſtadt angeſtellt war, ſah er ſich in einen fortwährenden Streit mit dem Hofe verwickelt, und als er end-

lich von dieſem Kampfe befreit wurde und dachte, nun ſeine Tage in Frieden zu beſchließen, wurde er doch bald auf's Neue in's Feld gerufen und, obgleich kaum im Stande zu gehen, ſah er ſich doch gezwungen, ſeine Heerde zu verlaſſen und der Wuth ſeiner Feinde dadurch zu entgehen, daß er auf's Neue die Verbannung ſuchte. Er wurde zu wiederholten Malen wegen Ketzerei verdammt und geächtet, dreimal war er wegen Hochverraths angeklagt und zweimal wurde er aus dieſem Grunde vor Gericht geſtellt. Ein Preis war öffentlich auf ſeinen Kopf geſetzt worden; man hatte Meuchelmörder gedungen, ihn zu tödten, und ſein Leben war bedroht worden mit dem Piſtol und mit dem Schwerte. Dennoch entkam er aus allen dieſen Gefahren und vollendete ſeinen Beruf in Frieden und ehrenvoll. Kein Wunder, daß er der Welt müde war, und „Luſt hatte, abzuſcheiden," und im eigentlichen Sinne konnte von ihm bei ſeinem Tode geſagt werden, „daß er ruhete von ſeiner Arbeit." Wir dürfen hinzuſetzen, daß er ſich, was doch die Hauptſache iſt, durch alle Gefahren nicht ſchrecken ließ, treu und unbeweglich für ſeinen Herrn und Heiland einzuſtehen, und daß er das Alles muthig und geduldig ertrug, nur um die Sache Deſſen zu fördern, von dem er wußte, daß „er allein der Herr ſei zur Ehre Gottes des Vaters."

Am Mittwoch, den 26. November, wurde er auf dem Kirchhofe von St. Giles begraben[1]). Es war damals gerade das Parlament in Edinburg verſammelt, welches an dem Tage, wo der Reformator ſtarb, dem Grafen Morton die Regentſchaft übertragen hatte, und Morton ſowohl, wie der ganze in der Hauptſtadt anweſende Adel nebſt einer großen Menge Volks folgte dem Leichenzuge. Als der Sarg in die Erde geſenkt war, ſprach der Regent die kurzen, aber den Charakter des Mannes bezeichnenden Worte „Da liegt der, der niemals das Antlitz eines Menſchen gefürchtet hat!" Er fürchtete die Menſchen nicht, weil er Den fürchtete, der der Herr iſt aller Menſchenkinder, und weil ihm in Chriſto die Welt und die Angſt der Welt überwunden war. Es war in der That ein „Großer in Iſrael" gefallen. —

Der Reformator war eingegangen zum Frieden Deſſen, dem er ſein Leben lang unter ſo viel Kämpfen gedient hatte, nicht aber durfte auch ſein Vaterland und die von ihm gegründete Kirche ſich ſchon des Friedens erfreuen. Schottland blieb vielmehr noch ein volles Jahrhundert hindurch der Schauplatz der heftigſten Streitigkeiten ſowohl um ſeine politiſche, als auch um ſeine kirchliche Freiheit, und erſt nachdem die Stuarts für immer den Thron beider Reiche der britiſchen Inſel verloren hatten, war es der reformirten Kirche Schottlands vergönnt, die Früchte der Gerechtigkeit, die in Chriſto iſt, in Frieden anzubauen.

Was zunächſt die politiſchen Händel anlangt, ſo kam bald nach dem Tode des Reformators, hauptſächlich durch Vermittlung des engliſchen Ge-

1) Die Stätte, wo er ruht, iſt, wie die Calvins, nicht mehr bekannt.

ſandten Killigrew, zwar eine Vereinigung beider Parteien zuſtande. Der Regent Morton und die Anhänger der Königin, die Hamiltons und Gordons, wurden zu Friedensverhandlungen vermocht und vertrugen ſich zu Perth dahin, daß eben ſowohl die Ermordung Darnley's, als auch die des Garfen Lennox vergeben und vergeſſen ſein und daß die Autorität des König Jakob VI. allgemein anerkannt werden ſollte. Aber wenn in dieſer Weiſe auch die großen Parteihäupter Frieden mit einander machten, ſo weigerten ſich doch diejenigen, welche das Schloß von Edinburg „im Namen der Königin" beſetzt hielten, Kirkaldy von Grange und Lethingthon, auf dieſen Vertrag einzugehen und die Feſtung dem Regenten zu überliefern, und nun erfüllte ſich an ihnen, was der ſterbende Knox vorausgeſagt hatte.

Von den Engländern unterſtützt, ließ der Regent die Belagerung des Schloſſes beginnen, unter Anführung des Gouverneurs von Berwick, Sir W. Drury, und als die „Caſtellaner" auf die Aufforderung, ſich zu ergeben, erklärten, ſie würden ſich lieber unter den Ruinen der Burg begraben laſſen, erfolgte der Sturm. Tapfer war allerdings die Gegenwehr der Angegriffenen, aber eine Baſtion nach der andern wurde in Trümmern gelegt, und da der Beſatzung am Ende auch die Munition ausging, ſah ſich Kirkaldy doch zuletzt gezwungen, Friedenserbietungen zu machen. Er verlangte freien Abzug ſowohl für ſich, als auch für Lethington und Lord Hume, ſo wie die Erlaubniß, daß die Letzteren ſich nach England begeben, er ſelbſt aber unangefochten auf ſeinen Gütern leben dürfe.

Morton war jedoch nicht geneigt, darauf einzugehen. Seine entſchiedenſten Gegner waren nahe daran, in ſeine Hände zu fallen, ſollte er ſie entſchlüpfen laſſen? Er verlangte deßhalb Seitens der Häupter der Beſatzung Unterwerfung auf Gnade und Ungnade, nur die Soldaten ſollten das Schloß ohne Waffen verlaſſen und ſich hin begeben dürfen, wohin ſie wollten: es war klar, daß der Regent keine Schonung üben werde. Deßhalb brachen die Belagerten auch die Verhandlungen ab, erklärend, daß ſie lieber mit den Waffen in der Hand ſterben wollten. Aber die Soldaten weigerten ſich jetzt, länger Widerſtand zu leiſten. Es entſtand ein Aufruhr unter der Beſatzung, und namentlich Lethington wurde bedroht, erhängt zu werden, wenn er nicht innerhalb ſechs Stunden den Laird von Grange dahin brächte, die Burg zu übergeben. So war Alles verloren, und als letztes Rettungsmittel ergriff Kirkaldy den Ausweg, daß er die Engländer in die Burg einließ und erklärte, ſich den Händen Drury's, nicht aber denen Mortons überliefern zu wollen.

Doch auch das ſollte ihm wenig helfen. Morton wollte ſich ſeine Beute nicht entgehen laſſen und forderte deßhalb, daß die Gefangenen, die die Hauptanſtifter aller Verwirrungen in Schottland geweſen ſeien, ihm zur Beſtrafung überlaſſen würden, ein Begehren, das Killigrew nach Kräften unterſtützte und das auch nach einigen Verhandlungen mit dem engliſchen Hofe

gewährt wurde. Zwar hatten sich auch Lethingthon und Kirkaldy an Cecil gewandt und dessen Schutz und Fürsprache angerufen, aber — vergeblich. Die Gefangenen wurden dem Regenten ausgeliefert und von diesem zum Tode durch den Strang verurtheilt. Lethington entging der Exekution nun zwar durch einen raschen, vermuthlich durch Gift herbeigeführten Tod, aber obgleich die Verwandten Kirkaldy's alle Anstrengung machten, diesen zu retten — sie boten dem Regenten eine jährliche Rente von 3000 Mark für das Leben des Mannes und verhießen, sich in ewige Dienstbarkeit des Hauses Douglas begeben zu wollen, wenn Morton Gnade ergehen lassen würde — so blieb der Regent doch unerbittlich. Der Laird von Grange nebst seinem Bruder Jakob Kirkaldy wurden am 3. August 1573 auf öffentlichem Markte zu Edinburg durch den Strang hingerichtet, als ein Warnungszeichen für Alle, die der Autorität des Königs noch fernerhin widerstreben würden, und so erfüllte sich, was Knox vorher gesagt hatte[1]).

Kirkaldy erinnerte sich dieser Weissagung vor seinem Tode, und namentlich, daß Knox hinzugefügt habe, „wie ihn der Herr versichere, daß für seine Seele noch Gnade sein werde." Er bat den Prediger Lindsay, der ihm vordem die Botschaft des Reformators überbracht hatte, ihn zum Richtplatze zu begleiten und ihm dort die Worte seines früheren Freundes zu wiederholen. „Ich hoffe," sagte er zu Lindsay, „daß wenn die Leute glauben, daß es mit mir zu Ende sei, es mir möglich sein wird, noch ein Zeichen zu geben, daß der Herr meiner Seele gnädig ist, wie jener Mann Gottes verkündigt hat." Und so geschah es auch. Als er gehängt war und Alle ihn schon todt glaubten, hob er plötzlich seine zusammengebundenen Hände auf und ließ sie langsam wieder sinken, als wolle er Gott preisen für die ihm widerfahrene Gnade[2]).

Die letzten Anhänger Maria's waren auf diese Weise in Schottland vernichtet, und Morton herrschte eine Zeitlang unangefochten im Namen des unmündigen Königs. Doch auch ihn sollte am Ende sein Schicksal ereilen. Habsüchtig und gewaltthätig, wie er war, brachte er bald den größten Theil des Adels gegen sich auf und wurde gezwungen (6. März 1578), die Regentschaft in die Hände des jungen, kaum 12 Jahre alten Königs niederzulegen. Er that diesen Schritt in der Form der Freiwilligkeit, um so seine Gegner, an deren Spitze die Grafen Argyle und Athol standen, zu beschwichtigen, und für den Augenblick rettete er sich auch dadurch, aber auch nur für den Augenblick. Jakob gerieth bald in die Hände von Günstlingen, besonders des Esme Stewart Lord d'Aubigné, den er zum Herzoge von Lennox, und des Jakob Stewart, eines mißrathenen Sohnes des Lords Ochiltree, den er zum Grafen Arran ernannte, und auf deren Anstiften wurde Morton

1) Vgl. über das Alles Mignet, II, 198 ff. Tytler, VII, 338 ff.
2) Vgl. J. Melville, Autobiography and Diary, 34 ff. M'Crie, II, 223 ff.

(1581) der Mitschuld an dem Tode Darnley's angeklagt und zum Tode verurtheilt. Er starb mit großem Muthe, aber auch „mit der Ergebung und Zuversicht eines gläubigen Christen", und bekannte dem ihm zum Tode vorbereitenden Geistlichen, daß er allerdings Kenntniß von dem Complotte gegen das Leben Darnley's gehabt, aber da er zugleich Gewißheit darüber erhalten, daß die Königin dasselbe billige und selbst Urheberin des Anschlags sei, keine Möglichkeit gesehen habe, den Mord zu hindern[1]). — Es sind in der That erschütternde Gerichte, welche wir da über die Gewaltthätigen ergehen sehen[2]). — —

Und die Kirche? Wir können die mancherlei Kämpfe, durch die sie auch nach des Reformators Tode noch hat hindurch gehen müssen, hier nicht weiter verfolgen, nur so viel sei gesagt, daß das Abscheiden Knox' in eine Zeit fiel, wo das Werk, das der Herr ihm anvertraut hatte, den größten Gefahren ausgesetzt war und daß man es mit Recht als eine ernste „Calamität" für die Kirche Schottlands bezeichnet hat[3]), ihres unerschütterlichen Wächters von nun an entbehren zu müssen. So lange Knox lebte und seine Stimme für die Selbstständigkeit des kirchlichen Wesens erheben konnte, war auch sein Ansehen zu groß, als daß nicht auch Morton selbst auf ihn hätte Rücksicht nehmen sollen, jetzt aber glaubte der Regent ohne Scheu seine hochkirchlichen und habsüchtigen Tendenzen gegenüber dem Presbyterialismus durchsetzen zu können. Er fuhr fort, Bischöfe und Prälaten nach seiner Weise einzusetzen und namentlich dadurch, daß er diese hohen Würdenträger der Kirche über die Autorität der Presbyterien und Synoden erhob, eine große Verwirrung in das kirchliche Wesen zu bringen. Zwar fand er auch jetzt noch bei den Predigern den lebhaftesten Widerstand, und besonders war es ein Mann, der jetzt gewissermaßen in die Stelle Knox' trat und die Absichten des Regenten mit allen gesetzlichen Mitteln zu vereiteln suchte: Andreas Melville[4]) — die Synoden erhoben, von ihm geleitet, fortwährend Protest gegen die ihnen aufgedrungene bischöfliche Gewalt — aber freilich vergeblich. Morton hielt seinen Willen aufrecht, und die Bischöfe blieben in der Kirche bestehen, so daß denn allerdings die Kirche von Schottland um diese Zeit einen seltsamen Anblick darbot mit dem ihr aufgedrungenen Bischofthume, während sie selbst doch presbyterianisch blieb. Und dieser Zustand dauerte auch noch fort, als Morton bereits gestürzt war, durch die ganze Zeit der Stuarts hindurch. Wenn es auch wohl für eine Zeit lang gelang, den Widerstand der Kirche gegen das in ihre Ordnungen hinein getragene bischöfliche Element zu brechen und zum Schweigen zu bringen, ein wirk-

1) Vgl. Robertson, hist., II, 70.
2) Vgl. Röm. 11, 22.
3) Vgl. Rudloff, I, 167.
4) Vgl. über denselben M'Crie, life of Andrew Melville, II Vol. Edinburg, 1824.

licher Frieden kam niemals zu Stande, und die Kirche als ſolche betrachtete die Biſchöfe ſtets nur ihre unrechtmäßigen Herren, deren Joch abzuwerfen ſie nicht nur bereit war, ſondern auch für ihre Pflicht erkannte. Schwere Leidensjahre ſind auf dieſe Weiſe über die ſchottiſchen Kirche gekommen, Jahre der Verfolgungen, wie ſie nur je eine Kirche erduldet hat, aber auch Jahre der Bewährung und die nur dazu dienten, die Anhänglichkeit an die auf das Wort Gottes gegründete Ordnung der Kirche, wie ſie von Knox feſtgeſtellt war, im Schottiſchen Volke zu befeſtigen. Als dann endlich der König Karl I. wagte, auch noch tiefer in das Leben der ſchottiſchen Kirche einzugreifen und ſeine mit allerlei römiſchen Irrthümern erfüllte Liturgie ihr aufzudrängen, brach der lange verhaltene Sturm los und die fremdartigen Elemente mußten weichen. Auf dem Grunde-presbyterialer und ſynodaler Ordnung iſt ſeit jenen Zeiten ein Leben in der Kirche von Schottland erblüht, das „als ein in der chriſtlichen Welt unerreichtes Muſter daſteht[1])", daß das aber geſchehen konnte, verdankt ſie dem, der mit nüchternem Geiſte und reinlicher Hand den Grund dazu gelegt hat: Johann Knox.

Zweiunddreißigſtes Kapitel.

Des Reformators Charakter.

Daß der Charakter eines Mannes, wie Knox, der ſo mitten in die Kämpfe ſeiner Zeit hinein geſtellt war, auch von den verſchiedenen Parteiſtandpunkten aus eine höchſt verſchiedene Beurtheilung erfahren hat, iſt durchaus nicht zu verwundern. Während die Einen mit hoher Bewunderung und Verehrung auf ihn blickten, ſeinen Muth, ſeine Treue, ſeine klare und unbeſtechliche Erkenntniß, wie ſeinen feſten, nimmer wankenden Glauben über Alles erhebend, haben dagegen die Andren nicht genug Schlimmes von ihm zu ſagen gewußt und ihn eben ſo in den Abgrund der Hölle verdammt, wie das Werk, deſſen hauptſächlichſter Förderer er war. Doch iſt dabei wohl zu bemerken, daß diejenigen, die ihm Uebles nachgeredet haben, im Anfang und auch noch die erſte Zeit nach ſeinem Tode nur die Römiſchen geweſen ſind, während ſelbſt ſeine Gegner in der engliſchen Kirche nicht umhin konnten, dem Charakter des Reformators ihre Hochachtung zu bezeugen, daß aber ſpäter, als unter den Stuarts der Kampf zwiſchen der engliſchen und ſchottiſchen Kirche entbrannt war, auch die Anhänger des Epiſkopalſyſtems ſich nicht geſcheut haben, das Andenken eines Mannes zu verunglimpfen, der der

1) Vgl. Gemberg, die ſchott. Nationalkirche u. ſ. w. S. 3 f.

entſchiedenſte Vertreter des Presbyterialismus geweſen war, und daß von daher auch ſo manche ungünſtige Urtheile in die Darſtellungen ſelbſt ſolcher Geſchichtsſchreiber gekommen ſind, die an dem Streite des 16. Jahrhunderts unbetheiligt waren. Wir laſſen eine geſchichtliche Ueberſicht der verſchiedenen Beurtheilungen des Reformators hier folgen, wie dieſelbe von M'Crie[1]) zuſammen geſtellt worden iſt und in mancher Beziehung von Intereſſe ſein dürfte.

Während der Lebenszeit des unerſchrockenen Zeugen von der Wahrheit und dem Heile in Chriſto waren es die Römiſchen, welche ihn auf alle Weiſe anzugreifen und deßhalb nicht blos ſeine Abſichten zu verdächtigen, ſondern auch die unwürdigſten Dinge von ihm, ſeinen Lebenswandel betreffend, zu verbreiten ſuchten. Wie man römiſcher Seits auf Luther und Calvin die abſcheulichſten Verläumdungen zu häufen ſich bemüht und ihr ganzes Beſtreben ſo dargeſtellt hat, als ſei es nur der Ausfluß ihrer zügelloſen Leidenſchaften und Gelüſte geweſen, die ſie getrieben hätten, die Feſſeln der römiſchen Kirche und namentlich des prieſterlichen Cölibats zu durchbrechen[2]), ſo hat auch Knox ſolchen Nachreden nicht entgehen können. Nicht nur, daß man ihn der Ketzerei und des Abfalles von der „wahren Kirche" beſchuldigt und ihm vorgeworfen hat, er ſei ein Menſch von unruhiger, gewaltthätiger Gemüthsart geweſen, der am Aufruhr gegen die beſtehenden Gewalten ſeine Freude gehabt habe, nicht nur, daß man es anſtößig gefunden, daß er, als ein geweihter Prieſter, zwei Mal in die Ehe getreten iſt: das allerabſcheulichſte Bild, wie es nur die unreinſte, durch Parteileidenſchaft angeſtachelte Phantaſie zu erfinden vermag, hat römiſche Läſterſucht von ſeinem Leben zu entwerfen geſucht. „Er iſt ſchamlos dargeſtellt worden", ſagt M'Crie, „als ein Mann oder vielmehr als ein Ungeheuer von ruchloſeſtem Charakter, der mit Nichtswürdigkeiten geprahlt und ohne Scheu ſich den größten Laſtern ergeben hätte." Namentlich waren es fleiſchliche Ausſchweifungen, die man ihm Schuld gab, und zwar in einem Grade, der alles denkbare Maß zu überſchreiten ſcheint, wie dann auch das hauptſächlich in dieſen Schmähſchriften hervor tritt, daß man ihn beſchuldigt, einen Bund mit dem Böſen gemacht und durch deſſen Hilfe den Einfluß gewonnen zu haben, deſſen er ſich auf ſeine Landsleute erfreute[3]). „Keines Menſchen Andenken iſt mehr

1) M'Crie, l. c. II, 234 ff. ff., doch geben wir nur einen Auszug, was für unſern Zweck hinreichen dürfte.

2) Bis in die neueſte Zeit kehren dieſe Beſchuldigungen ja bei römiſchen Schriftſtellern wieder.

3) Unter den römiſchen Schriftſtellern, welche in der angegebenen Weiſe das Andenken Knox' zu beſchimpfen geſucht haben, führt den Reigen an der ſchon erwähnte Arch. Hamilton in ſeinem Dialogus de Confusione Calvinianae Sectae etc. (Parisiis 1577), und in der Calvinianae Confusionis Demonstratio etc. (Par. 1581), womit er die Responsio Sme-

mit ſolchen Verläumdungen beſudelt worden, als das unſeres Reformators, aber — dieſe Erzählungen haben längſt allen Glauben verloren und dienen nur noch dazu, von dem Geiſte der Lüge und des frechen Betrugs ein Zeug-

---

toni ad Virulentum Dialogum Hamiltonii zu widerlegen ſuchte. Ihm folgte dann eine ganze Reihe ähnlicher Scribenten, die ſeine Verleumdungen, wo möglich, noch zu überbieten ſuchten: So Burne (Disputation concerning the Controversit Headdis of Religion, Par. 1581), James Laing (de Vita et Moribus atque Rebus Gestis Haereticorum nostri temporis, Par. 1581), John Hamilton (Facile Traictise, contenand ane infallible reul to discern trew from fals religion, Louvain, 1600) ein Ungenannter P. D. M. (the Image of bothe Churches, Jherusalem and Babell, Tornay 1623), Father Alex. Baillie (True Information of the Unhallowed Offspring, Progress, and Impoisond Fruits of our Scottish-Calvinian Gospel and Gospellers, Wirtsburgh 1628), u. A. Wir führen aus dieſen Schmähſchriften Beiſpiels halber nur einzelne Stellen an: 1) Arch. Hamilton, nachdem er erzählt hat, wie Knox nach dem Tode Eduards VI. mit einer edlen und reichen Dame „aus England geflohen ſei," fügt hinzu: „qua simul et filia matris pellice familiariter usus fuisse putabatur (Dial. p. 65). 2) Derſelbe ſagt (Demonstr. p. 253): „Pueritiam prematura venere et polluto insuper patris thoro infamem notavi. Jnde adolescentiam perpetuis assuetam adulteriis designavi. Post hanc maturioris aetatis apostasin etc. descripsi etc." und „Itane vero in maledictis ducitis, quae impurus homuncio non uno, aut paucis, sed multis, et fere dicam omnibus attestantibus, designavit? patris thorum infami incestu pollutum, et tot commissa adulteria, quot in aedibus, intra quas admittebatur, relicta vestigia etiam nunc recitant Laudonienses omnes nobiles, juxta et ignobiles." 3) Burne, Disput. p. 102: „Johne Kmnox your first apostel, quha caused ane young woman in my lord Ochiltrees place fal almaist dead, because sche saw his maister Satthan in ane black mannis likeness with him, throuche ane bore of the dure: quha was also ane manifest adultare bringand forth of Jngland baith the mother and the dochter whom he persuadit that it was lesum to leve her housband and adhere unto him, making ane flesche of himself, the mother, and the dochter, as if he wald conjoyne in and religione the auld synagoge of the Jeuis with the new fundat Kirk of the Gentiles." 4) Ibid. p. 143: „That renegat and perjurit priest schir Johane Kmnox, quha after the death of his first harlot, quhilk he mareit incurring eternal damnation be breking his vou and promise of chastitie, quhen his age requyrit rather that with tearis and lamentations he sould have chastised his flech and bewailit the breaking of his vou, as also the horribil incest with his godmother in ane killogie of Haddingtoun." 5) Laing (de vita etc. fol. 133 ff.): „Statim ab initio suae pueritiae omni genere turpissimi facinoris infectus fuit. Vix excesserat jam ex ephebis, cum patris sui uxorem violarat, suam novercam vitiarat, et cum ea, cui reverentia potissimum adhibenda fuerat, nefarium stuprum fecerat. — Deinde non modo cum profanis, sed etiam cum quibuscunque scelratissimis, perditissimis, et

niß abzulegen, von welchem jene Schriftſteller geleitet wurden, und von dem tiefen und tödtlichen Haſſe, welchen ſie gegen Knox empfanden, weil derſelbe durch ſeine unverdroſſenen und erfolgreichen Bemühungen dem Aberglauben und der Bedrückung des Papismus ein Ende gemacht hatte." Ohne Zweifel verdienen dieſe Anſchuldigungen keiner Widerlegung, da ſie doch eigentlich ſchon ſich ſelbſt widerlegen und nicht nur das Zeugniß derer, die dem Reformator nahe geſtanden haben, ſondern auch ſeine uns hinterlaſſenen Schriften und namentlich die zahlreichen, an ſeine Freunde gerichteten Briefe uns ein ganz anderes Bild von dem Manne vor die Augen ſtellen, den die Römiſchen hinſichtlich ſeines Lebenswandels mit Koth bewerfen mußten, weil ſie gegen ſeine Lehren und Grundſätze nicht aufzukommen vermochten.

Das Bild, das in außerrömiſchen Kreiſen von dem Reformator entworfen worden iſt, iſt ganz anderer Art. Nicht nur, daß diejenigen, die mit ihm der gleichen Ueberzeugung waren, ihn auch in hohen Ehren hielten — ſo Calvin, wie die an Knox gerichteten Briefe des Genfer Reformators bezeugen, Beza, der von ihm ſagt, daß ſein „unbeflecktes Leben durch einen ſeligen Tod gekrönt" worden ſei[1]), Smeton, deſſen Vertheidigung des Reformators durch die Verläumdungen des Arch. Hamilton hervorgerufen wurde[2]), und namentlich auch Bannatyne, der, als ſein Schreiber, ihm ſehr

potissimum omnium haereticis est versatus, et quo quisque erat immanior, sceleratior, crudelior, eo ei carior et gratior fuit. — Ne unum quidem diem scelratissimus haereticus sine una et item altera meretrice traducere potuit. — Continuo cum tribus meretricibus, quae videbantur posse sufficere uni sacerdoti, in Scotia convolat. — Ceterum hic lascivus caper, quem assidue sequebatur lasciva capella, partim perpetuis crapulis, partim vino, lustrisque ita confectus fuit, ut quotiescunque conscendere suggestum ad maledicendum, velim precandum (vel imprecandum) suis, opus erat illi duobus ant tribus viris, a quibus elevandus atque sustentandus erat." — Doch sapienti sat. Aus dieſem Tone reden alle die genannten Schmähſchriften. Vgl. M'Crie, II, Note S. — Ueber die verleumderiſchen Berichte römiſcher Schriftſteller in Betreff des Todes des Reformators vgl. M'Crie, II, Note AA. — Bedarf ſolch Zeug noch einer Widerlegung? —

1) Icones, Ee, iij.

2) Smeton (Responsio ad Hamilt. Dial. p, 95) ſagt: „Ich weiß nicht, ob jemals ſo viel Frömmigkeit und geiſtige Begabung in einem ſo ſchwächlichen und gebrechlichen Körper gewohnt haben. Gewiß aber bin ich, daß es ſchwer ſein würde, Jemanden zu finden, in welchem die Gaben des heil. Geiſtes ſo glänzend hervorleuchteten zur Erquickung der Kirche von Schottland. Niemand ſchonte ſich weniger im Ertragen von körperlichen und geiſtigen Anſtrengungen, Niemand war eifriger, die Pflichten zu erfüllen, welche die Vorſehung ihm auferlegt hatte." Und (p. 115) den Calumniater Hamilton anredend: „dieſen erleuchteten, ich ſage: erleuchteten Diener Gottes, Joh. Knox, will ich von euren erdichteten Anklagen und Schmähungen reinigen und zwar nicht ſowohl durch meine eigenen Behauptungen,

nahe ſtand und deßhalb Gelegenheit hatte, ihn in ſeinem ganzen öffentlichen und häuslichen Leben zu beobachten[1]) — auch die Zeitgenoſſen Knox' in der engliſchen Kirche und ſelbſt Diejenigen, welche die Kirche von England gegen die Ausſtellungen des ſchottiſchen Reformators vertheidigen zu müſſen meinten, haben nicht umhin gekonnt, der Reinheit ſeines Charakters ihre Achtung zu bezeugen und ihn zu den bedeutendſten ihrer eigenen Reformatoren zu rechnen. So widmete der Biſchof Bale, obwohl er einer der Gegner Knox' zu Frankfurt war, ihm und Alexander Aleß gleichwohl ſein Werk über die ſchottiſchen Schriftſteller und ſpricht ſich in jeder Weiſe anerkennend über ihn aus[2]), ſo bezeugt Aylmer in ſeiner gegen „den Trompetenſtoß" ver-

---

als durch das Zeugniß einer ehrwürdigen Verſammlung. Dieſe fromme Pflicht, als Lohn für ein wohl verbrachtes Leben, müſſen Alle gern übernehmen gegen ihren trefflichen Lehrer in Chriſto Jeſu. Dieß Zeugniß der Dankbarkeit ſind ihm Alle ſchuldig, ihm, von dem ſie wohl wiſſen, daß er bis zum letzten Athemzuge nicht aufgehört hat, ihnen Allen zu dienen. Erlöſt von einem in chriſtlichem Streit erſchöpften Körper und eingegangen zu ſeliger Ruhe, wo er den ſüßen Lohn ſeiner Arbeit empfangen hat, triumphirt er nun mit Chriſto. Aber hüte dich, Sykophant, ihn im Tode noch zu läſtern, denn er hat noch eben ſo viele Vertheidiger ſeiner Ehre zurückgelaſſen, als es Leute giebt, die durch ſeine lautere Predigt aus dem Abgrunde der Unwiſſenheit zur Kenntniß des Evangeliums gelangt ſind."

1) Bannatyne ſagt (Journal, p. 427 ff.) in dem Bericht über den Tod des Reformators: „So ſtarb dieſer Mann von Gott: das Licht Schottlands, der Troſt der Kirche in dieſem Lande, der Spiegel der Gottſeligkeit und ein Muſter und Vorbild für alle treuen Diener in Reinheit des Lebens, in Lauterkeit der Lehre, und in dem Muthe, die Böſen zu ſtrafen; Einer, den die Gunſt der Menſchen nicht kümmerte, wie groß ſie auch waren. Welche Gewalt des Predigens, welche Kühnheit im Strafen, welcher Haß der Sünde in ihm war, kann meine unwiſſende Schwachheit nicht gehörig darſtellen, und wenn ich das unternehmen ſollte, ſo wäre es, als wenn Einer ein Licht anzünden wollte, um den Leuten die Sonne zu zeigen. Doch ſind alle dieſe Tugenden der Welt ja auch tauſend Mal beſſer bekannt, als ich im Stande bin, ſie ins Licht zu ſtellen." Und Bannatyne iſt als Hausgenoſſe Knox' jedenfalls ein unverdächtiger Zeuge, zumal er keineswegs blindlings an dem Reformator hing. In einer an die General-Synode, 10. März 1571 gehaltenen Rede ſagt er: „Es hat Gott gefallen, mich zu einem Diener (d. h. Schreiber) jenes Mannes Joh. Knox zu machen, welchem ich diene, wie Gott mein Zeuge iſt, nicht ſowohl um weltlichen Nutzens willen, als wegen der Lauterkeit und Aufrichtigkeit, welche ich ſtets und auch jetzt noch bei ihm gefunden habe, namentlich was die Verwaltung ſeines Amtes und die Predigt des Wortes Gottes betrifft, und — wenn ich ſähe, daß er ein falſcher Lehrer, ein Verführer und Anſtifter von Aufruhr wäre, oder Einer, der in die Kirche Gottes Zwieſpalt brächte, wie er in früheren Anklagen beſchuldigt iſt, ſo würde ich ihm nicht dienen für alle Schätze in Edinburg. Vgl. Journal, p. 104 f.

2) Bale ſagt: „Te vero, Knoxe, frater amatissime, conjunxit mihi Anglia et Germania, imprimis autem doctrinae nostrae in Christo

öffentlichten Abhandlung ſeine Achtung ſowohl vor den Kenntniſſen, als auch vor der Sittenreinheit und Aufrichtigkeit ſeines Gegners[1]), und Ridley, der mehr, als einer ſeiner Zeitgenoſſen, an den Ceremonien der Hochkirche hing und über den Widerſtand, den Knox der Einführung des engliſchen Gebetbuches in Frankfurt entgegen ſetzte, ſehr unwillig war, nennt ihn gleichwohl „einen Mann von Verſtand, trefflichen Kenntniſſen und ernſtem Eifer[2])." Wie wenig auch die Würdenträger der engliſchen Kirche mit Knox über die Geſtalt, welche das kirchliche Weſen anzunehmen habe, einverſtanden ſein mochten, ſie ließen ſich nicht nur ſeine Wirkſamkeit während ſeines Aufenthaltes in England gern gefallen, ſondern hielten ihn auch in hohen Ehren, wie das Anerbieten eines Bisthums, das ſie ihm machten, hinreichend beweiſt, und wie namentlich auch aus der Zuneigung hervor geht, die König Eduard gegen ihn hegte[3]). Namentlich aber in hohem Anſehen hat Knox immer bei denen geſtanden, welche in England die Gegner der Hochkirche waren, bei den Puritanern. Wie er nicht blos mit den hauptſächlichſten Vertretern dieſer Richtung zur Zeit ſeines Lebens in perſönlichem Verkehr ſtand, ſondern als Einer von Denen zu betrachten iſt, welche den Grund zu derſelben in England gelegt haben, ſo haben die Puritaner auf ihn und ſeine Schriften auch ſtets große Stücke gehalten[4]).

Bald aber veränderte ſich die Stimmung gegen ihn in England bei den Männern der Hochkirche, namentlich ſeit der Zeit, als der Episkopalismus und Presbyterialismus ſowohl in dem einen, als in dem andern Reiche der britiſchen Inſel feindſelig auf einander ſtießen, und von dieſer Zeit an finden wir deßhalb auch mancherlei mißachtende und ſelbſt verleumderiſche Urtheile über Knox in den Schriften der Episkopalen. Der Erſte, der in dieſer Weiſe das Andenken des ſchottiſchen Reformators angriff, war Dr. Bancroft, der nachmalige Erzbiſchof von Canterbury[5]), und nach ihm wurde es Mode bei der hierar-

Domino fraterna consensio. Nemo est enim qui tuam fidem, constantiam, patientiam, tot erumnis, tanta persecutione, exilioque diuturno et grave testatam, non collaudet, non admiretur, non amplectatur." Scriptos. Illustr. Major. Britanniae poster. pars. p. 175 f.

1) Harborowe for Taithful and Frewe Subjects B. B. 2. C. C. 2. Life of Aylmer, 238.

2) Vgl. Strype, life of Grindal, 19 f.

3) S. oben S. 86 ff.

4) Gerade die engliſchen Puritaner haben ſich um die Sammlung der Schriften des Reformators große Verdienſte erworben. — John Field, der Herausgeber von Knox' Exposition of the Temptation of Christ, ſagt: „If ever God shall vouchsafe the church so great a benefite; when his infinite letters, and sundry other treatises shall be gathered thogether, it shall appear, what an excellent man he was, and what a wonderfull losse that church of Scotland susteined, when that worthie man was taken from them. Vgl. M'Crie, II, 240.

5) Bancroft griff Knox zuerſt in einer Predigt an, die er am 9. Febr. 1588 vor

chiſchen Partei, eben ſowohl die Ordnungen der Kirche von Schottland, als auch namentlich Denjenigen herabzuſetzen, der dieſe Ordnungen gegründet hatte, beſonders weil auch die Stuarts die von den Hochkirchenmännern gegen Knox geführten Streiche nicht nur billigten, ſondern dieſelben auch hervorzurufen ſuchten. Jakob VI. war zwar von Buchanan erzogen worden, aber er wurde doch bald ein erklärter Gegner jener kirchlichen Einrichtungen, durch welche Knox die Gemeinde des Herrn vor der Willkür der Gewalthaber zu ſichern geſucht hatte, und noch ehe er den Thron Eliſabeths beſtieg, trat er mit Bancroft in Verbindung, um mit dieſem die Einführung des Epiſkopalſyſtems in Schottland zu betreiben. Den presbyterianiſchen Predigern aber, welche das Andenken ihres Reformators den engliſchen Prälaten gegenüber zu vertheidigen geſucht hatten[1]), bezeugte er ſeinen höchſten Unwillen, indem er ihnen geradezu ſagte, „Knox, Buchanan und Murray könnten nicht anders, als von Verräthern und aufrühreriſchen Theologen vertheidigt werden[2])". Auch ließ er nicht nur die „Geſchichte der ſchottiſchen Reformation" von Bachanan durch einen Parlamentsbeſchluß unterdrücken, ſondern veranlaßte auch, daß Geſchichtswerke über die Reformation geſchrieben wurden, in denen die Männer, welche ſie zu Stande gebracht hatten, ſich nicht auf das Glimpflichſte behandelt ſahen[3]), wie denn auch ſeine Nachfolger ganz dieſelben Wege gegen den Presbyterianismus einſchlugen. „Während

dem Parlamente von England über 1. Joh. 4, 1, hielt. Später behandelte er denſelben Gegenſtand in zwei Abhandlungen: 1) Dangerous Positions; or Scottish Genevating, and English Scottising; und 2) A Survey of the Pretended Holy Discipline.

1) Bancroft empfing eine Antwort durch John Davidſon, Pfarrer zu Libberton und dann zu Preſtonpans: „Dr. Bancroft's Rashness in Railing against the Kirk of Scotland.

2) M'Crie, II, 242. Andr. Melville antwortete dem Könige, jene Männer ſeien diejenigen, die ihm die Krone aufgeſetzt hätten, und ſie hätten deßhalb eine beſſere Behandlung von ſeiner Seite verdient. Jakob dagegen beklagte ſich, daß Knox unehrerbietig von ſeiner Mutter geredet habe, worauf ihm Patrick Galloway, einer der Prediger Edinburgs, entgegnete: „Wenn ein König oder eine Königin Mörder ſind, warum ſollen ſie dann nicht ſo genannt werden?" Walter Balcanquhal, ein andrer Prediger der Hauptſtadt, hatte auf der Kanzel diejenigen zurückgewieſen, die das Andenken des Reformators beſchimpften. Jakob war darüber ſehr aufgebracht und rief dem Prediger zu: „er wolle ſeine Krone verlieren, oder Mr. Walter ſolle widerrufen!" worauf Balcanquhal „Gott bat, dem Könige die Krone zu bewahren," aber hinzuſetzte, „ſo lange er bei Verſtande ſei, wolle er lieber den Kopf verlieren, als Etwas von dem zurücknehmen, was er geſagt habe."

3) Hauptſächlich war es Campdens Geſchichte von Schottland, welche die Dinge nach dem Gefallen des Königs darſtellte. Auch ſuchte Jakob den franzöſiſchen Geſchichtsſchreiber de Thon, wiewohl vergeblich, zu gewinnen. M'Crie, II, 243.

der Regierungszeit Karls I. bildete paſſiver Gehorſam, Arminianismus und halbe Papiſterei die Religion des Hofes, Calvinismus dagegen und Presbyterialismus wurden auf das Höchſte verabſcheut und als politiſche und religiöſe Ketzereien verworfen" und „als der zweite Karl auf dem Throne ſaß, vereinigten ſich der Hof, die Gerichte, die Kanzel, die Preſſe und die Schaubühne darin, die Presbyterianer mit jeder Art von Vorwürfen zu überhäufen, indem man ſie als eine finſtere, ungeſellige, ungeſtüme und fanatiſche Sekte darſtellte und namentlich Knox zur Zielſcheibe ſolcher Schmähungen machte." Er, hieß es, habe die verderblichen „Grundſätze dieſer Sekte von Genf mitgebracht und ſie in ſein Vaterland verpflanzt, von wo ſie dann auch in England verbreitet worden ſeien."

Zwar fuhren die Landsleute Knox' nun doch, allen Schmähungen zum Trotz, fort, das Andenken ihres Reformators in Ehren zu halten. Wie ſie ihn gegen Jakob VI. und deſſen Hiſtoriographen in Schutz genommen hatten, ſo vergaßen ſie auch hernachmals nicht, was ſie ihm ſchuldig waren, und ſelbſt als bereits das Epiſkopalſyſtem in Schottland durchgeſetzt war, bekannten auch die Prälaten ſogar, daß ſie mit Dankbarkeit und Verehrung auf ihn zurückblickten. Noch lange Zeit nach der Revolution behandelten die ſchottiſchen Presbyterianer die Libells, welche die engliſchen Hochkirchler gegen Knox veröffentlicht hatten, mit Verachtung und hatten es gar kein Hehl, daß ſie einen Mann bewunderten, deſſen Bemühungen ſie ein Kirchenweſen zur verdanken hätten, das nicht blos freier, ſondern auch ſchriftmäßiger ſei, als dasjenige, deſſen ihre Nachbarn ſich rühmten. Aber allmälig drangen die ſchiefen Urtheile der Hochkirchlichen doch auch bis nach Schottland vor, namentlich ſeit der Zeit, wo eine Union zwiſchen beiden Reichen zu Stande gekommen war. „Die kurzlebige Eiferſucht," ſagt M'Crie[1]), „welche bei der Gelegenheit manche unſrer Landsleute über den Vorrang der Engländer empfanden, führte ſie dahin, daß ſie es unſern ſüdlichen Nachbarn in allen Stücken gleich zu thun ſich beeiferten, und ſo begierig waren wir geworden, ihre gute Meinung davon zu tragen, und ſo ängſtlich, uns dieſelbe zu bewahren, daß wir uns nicht weigerten, ihrem Geſchmacke und ihren Vorurtheilen die Gefühle zum Opfer zu bringen, welche die Wahrheit ſowohl, als auch die nationale Ehre uns hätte antreiben ſollen, auch fernerhin zu pflegen." Schottiſche Schriftſteller fingen jetzt an, in demſelben Tone mit den engliſchen Hochkirchlern über ihre Reformatoren zu reden und die Irrthümer und Verkehrtheiten nachzuerzählen, welche Dr. Bancroft und deſſen Nachfolger über Knox und ſeine Genoſſen verbreitet hatten.

Und dieſen Vorurtheilen gegen den Reformator Schottlands, wie ſie tendenziöſer Weiſe zuerſt von der Hochkirche herauf beſchworen ſind, begegnen wir ſeit der Zeit bis auf den heutigen Tag. Es kommen uns wenige Ge-

1) l. c. II, 245.

ſchichtsbücher in die Hände, in denen Knox und die Presbyterianer überhaupt nicht als rohe Fanatiker dargeſtellt würden, die in mißverſtandenem Eifer für das Wort Gottes jeder berechtigten Gewalt in Staat und Kirche entgegen getreten wären und weder Rückſichten gekannt, noch menſchliche Gefühle geachtet hätten. Als Aufrührer auf der einen, als Leute von engherziger und finſterer Gemüthsart auf der andren Seite werden ſie geſchildert, und zwar von Schriftſtellern, die den verſchiedenſten Parteiſtellungen angehören. Das freilich verſteht ſich von ſelbſt, daß Solche, deren Intereſſe die Vertheidigung rein willkürlicher Fürſtengewalt iſt, durch das Auftreten eines Mannes ſich nicht erbaut fühlen werden, der ſich nicht ſcheute, auch einer Königin gegenüber die Dinge beim rechten Namen zu nennen, und — wenn Andre es unternommen haben, Maria Stuart von allen ihren offenkundigen Vergehungen rein zu waſchen, ſo war das kaum anders möglich, als indem ſie „dem Gegenſtande ihrer Verehrung alle diejenigen Charaktere zum Opfer brachten, welche in jener Zeit durch Gelehrſamkeit, Patriotismus, Sittenreinheit und Frömmigkeit hervorragten[1]). Aber auch Leute von entgegengeſetzter Parteirichtung haben über Knox und ſeine Mitſtreiter kaum ein andres Urtheil gehabt, als daß ſie Nichts, als rohe Fanatiker geweſen ſeien, und — auch das kann uns nicht verwundern, wenn wir bedenken, daß wir ſeit länger als einem Jahrhundert in einem Zeitalter leben, wo jeder chriſtliche Ernſt in Leben und Denkungsart nicht Wenigen ſchon als ein Anachronismus gilt. So fällt Hume in ſeiner Geſchichte Englands über den ſchottiſchen Reformator kaum ein anderes Urtheil, als die Eifrigſten unter den Anhängern der Stuarts, aber Hume ſteht ja auf einem Standpunkte, auf welchem ihm die verſchiedenen Religionen und Glaubensrichtungen nur als eben ſo viele verſchiedene Formen des Irrthums und des Aberglaubens gelten, und wie hätte er da einen Mann verſtehen können, der um Chriſti Willen Alles auf das Spiel ſetzte? Er iſt von der Schuld Maria's durchaus überzeugt, aber doch hat er für das Verfahren Knox' ihr

1) „Am meiſten iſt Knox durch ſolche Scribenten verunglimpft, welche es unternommen haben, das „Unrecht, welches der unvergleichlichen und unbefleckten Maria, Königin von Schottland angethan iſt," zu beſtrafen und ihre Unſchuld in's Licht zu ſtellen. Nachdem ſie in ihrer Phantaſie das Bild einer idealen Göttin aufgerichtet haben, haben ſie demſelben alle die Charaktere geopfert, welche damals durch ihre Gelehrſamkeit, ihres Patriotismus, ihre Sittenreinheit und Frömmigkeit hervorragten. Als wenn die Sache, die ſie vertraten, ſie den gewöhnlichen Geſetzen wiſſenſchaftlichen Streites überhoben und ihnen das unbedingte und unantaſtbare Privilegium gegeben hätte, nach Gefallen zu verleumden und zu läſtern, haben ſie Jeden, der gegen die Königin geredet, geſchrieben oder gehandelt hat, als einen Heuchler oder einen Schuft verſchrieen" ꝛc. M'Crie, II, 246 f. — Dahin gehört unter den Neueren auch Tytler. Ihm iſt Knox nur ein Fanatiker und ein Feigling.

gegenüber keine andere Bezeichnung, als daß es roh und rückſichtslos geweſen wäre. Und in der gleichen Weiſe urtheilen heutiges Tages noch immer gar Viele, die Nichts weniger, als Lobredner der unglücklichen Königin ſind, die aber doch auch eigentlich keinen Sinn für dasjenige haben, was des Reformators Triebfeder war bei Allem, was er that[1]).

Was aber muß nun unſer Urtheil ſein? Wenn wir es kurz formuliren dürfen, ſo lautet es alſo: Knox hat ſich allerdings oft eine Verfahrungsweiſe erlaubt, die unter gewöhnlichen Verhältniſſen ohne Zweifel durchaus ungerechtfertigt ſein würde, aber er lebte eben auch nicht in gewöhnlichen Verhältniſſen, und wenn er da, wo das Evangelium durchaus auf dem Spiele ſtand, auch für das Evangelium Alles eingeſetzt hat und denen, die daſſelbe zu unterdrücken trachteten, mit aller Rückſichtsloſigkeit, weß Standes ſie auch waren, aber auch mit aller unverſtellten Offenheit entgegengetreten iſt, ſo hat er damit lediglich gethan, was unter den ihn umgebenden Verhältniſſen ſeine Schuldigkeit war. Damit ſoll freilich nicht geſagt werden, daß er in dem Eifer für die Sache ſeines Herrn nicht auch hier und da Mißgriffe begangen hätte, die beſſer unterlaſſen worden wären, aber daß es der reine Eifer für den Herrn war, was ihn trieb, auch da, wo uns ſeine Schritte bedenklich erſcheinen möchten, das ſollte doch Niemand verkennen, ſo wie auch daß in damaliger Zeit ein ſolcher Mann für Schottland nöthig war, wenn nicht die Papiſterei dort doch wieder die Oberhand gewinnen ſollte. Gedenken wir des weit um ſich greifenden Abfalles vom Evangelium, deſſen ſich die Edelleute, durch die Künſte Maria's verführt, ſchuldig machten, und daß eigentlich Knox damals der Einzige war, der ſich nicht verblenden ließ, ſondern immerfort als der unbeſtechliche Wächter der kirchlichen Freiheit daſtand, die auf das Evangelium allein ſich gründete, ſo haben wir gewiß alle Urſache, dem Herrn für dies ſein Rüſtzeug zu danken, und „diejenigen, welche ſo leichthin die Schmähungen aufgegriffen haben, die über den Reformator verbreitet worden ſind" mögen ſich doch hüten, daß „ſie nicht voreilig Maßregeln verdammen, von denen man bei näherer Prüfung doch finden muß, daß ſie nothwendig waren, um dem ſchottiſchen Volke die Segnungen zu verſchaffen und zu ſichern, deren es ſich jetzt erfreut." War Maria ſchuldig und gingen ihre Abſichten, wie Niemand im Ernſte bezweifeln kann, auf völlige Unterdrückung des Evangeliums in ihrem Reiche hinaus, dann mußte ihr Knox entgegen treten, und daß er es gethan hat auf alle Gefahren hin, mit denen ein ſolches

1) Auch Robertſon bringt dadurch die Reformationspartei in Schottland in ein ungünſtiges Licht, daß er, obwohl Maria's Verbrechen nicht verſchweigend, doch durch ſeine romantiſchen Schilderungen derſelben, namentlich ihres Todes, die Leſer für die Königin einnimmt. — Mignet zeigt für die Reformation und ihre Träger offenbar kein Verſtändniß. Knox iſt ihm nur der Fanatiker, wie ihm Murray nur der Ehrgeizige iſt. Mignet ſteht hier offenbar zu ſehr in Abhängigkeit von Tytler.

Verfahren bedroht war, macht ihn gewiß nicht verdammungswerth, zumal er, bei aller Entſchiedenheit und Offenheit, doch weder die übliche Höflichkeit gegen die Königin aus den Augen geſetzt, noch auch gemeint geweſen iſt, in politiſchen Dingen ihrer Gewalt zu nahe zu treten[1]), und zumal doch auch geſagt werden muß, daß Manches von dem Verfahren des Reformators, das uns jetzt anſtößig erſcheint, weil unſre Sitten andre geworden ſind, damals in der Ordnung war, weil es auf der allgemeinen Sitte beruhte[2])

Knox war jedenfalls ein ganz andrer Mann, als wie er ſo häufig dargeſtellt wird. Weit entfernt, in die Klaſſe jener beſchränkten und engherzigen Fanatiker zu gehören, die nur ihre Art gelten laſſen wollen, weil ſie für die Weiſe Anderer kein Verſtändniß haben, zeigt er ſich uns vielmehr zunächſt als einen der hellſten und für alles Wahre und Gute empfänglichſten Köpfe nicht blos ſeines Volkes, ſondern auch ſeines Jahrhunderts, der es wohl verdient, jenen großen Geiſtern an die Seite geſtellt zu werden, welche die gewaltige Umwälzung im Leben und Denken der Völker zu Wege gebracht haben, die wir die Reformation nennen. Er war eben ſowohl befähigt, der Wahrheit auf den Grund zu ſehen, als er ſich getrieben fühlte, ſie mit allem Eifer zu ergreifen und zu vertreten, und ſchon von früh an ragte er durch geiſtige Begabung und Drang nach Erkenntniß unter ſeinen Genoſſen hervor. Wie er als Student zu St. Andrews bald in alle Irrgänge der ſcholaſtiſchen Philoſophie eingedrungen war, ſo daß er die Aufmerkſamkeit nicht blos der Univerſität, ſondern auch der kirchlichen Würdenträger auf ſich zog[3]), ſo trieb ihn ſein Eifer nach voller Erkenntniß des Heiles auch bald über den durch die damalige kirchliche Wiſſenſchaft gezogenen Kreis hinaus, bis er zu einem durchgebildeten Verſtändniß rechter chriſtlicher Lehre gelangt war, und obwohl ſeine Jugendbildung mangelhaft genug ſein mochte und das unſtäte Leben, zu dem er ſich gezwungen ſah, ihm kaum die Muße gab, um die Lücken in ſeinem Wiſſen auszufüllen, ſo ſehen wir doch, daß er nicht blos bis in ſein höheres Alter hinein, und wo ſich ihm Gelegenheit dazu bot, ſeine Kenntniſſe zu vermehren ſuchte, ſondern

1) Wenigſtens ſo lange Maria nicht auf die Bahn der Verbrechen gerathen war, hören wir Knox wiederholt bezeugen, daß er ihre königliche Gewalt nicht anzutaſten gedenke, — und er war ein zu offener Charakter, als daß man in ſolche Verſicherungen Mißtrauen ſetzen dürfte.

2) Man bedenke doch, wie auch Luther mit Fürſten und Herren zu reden pflegte. Das war damals dem Bewußtſein dieſer Leute eingeprägt, daß es vor Gott und vor dem Worte Gottes kein Anſehen der Perſon gebe und daß die Höchſten, wie die Niedrigſten, ſich ihm unbedingt zu beugen hätten. Sie hatten nicht zweierlei Geſetz für die Einen und die Andren, und in dieſem Sinne redeten ſie deßhalb auch offen und geradezu, wo ſie ſahen, daß Redens Zeit war.

3) Vgl. oben Kap. III.

daß es ihm auch unter den ungünſtigſten Verhältniſſen gelungen iſt, ſich der Wiſſenſchaften ſeiner Zeit zu bemächtigen. Keiner von den Zweigen der Gelehrſamkeit, die damals von Theologen gepflegt wurden, iſt ihm fremd geblieben, und wenn er auch, ergriffen von dem Ernſte des Evangeliums und der Verhältniſſe, in die er ſich geſtellt ſah, ein Feind alles deſſen war, was in Wiſſenſchaft und Kunſt blos der Ueppigkeit diente, ſo war er doch einer edleren Bildung nicht abgeneigt. Wir vernehmen[1]), daß er während ſeines letzten Aufenthaltes zu St. Andrews ſogar bei einer dramatiſchen Aufführung Seitens der Studenten gegenwärtig geweſen iſt, und wenn er auch ſelbſt Anderes zu thun hatte, als z. B. die Dichtkunſt zu pflegen, ſo finden wir doch bei ihm kein Wort, mit welchem er auch ſolche Beſtrebungen getadelt hätte, vielmehr gehörten die Poeten jener Epoche, Buchanan und Lindſay, zu ſeinen vertrauteſten Freunden.

Freilich ging ſein Beſtreben durchaus in dem Kampfe für das Evangelium auf, und wie er mit ſeiner wiſſenſchaftlichen Befähigung auch den Drang verband, die erkannte Wahrheit auszubreiten, ſo ſetzte er, nachdem ihm das Heil in Chriſto aufgegangen war, auch alle ſeine Arbeit daran, ſeine Landsleute von den Irrthümern und Mißbräuchen des Papſtthums zu befreien. Dafür ſcheute er keine Mühe und keine Gefahr, vielmehr erkannte er das als die Aufgabe, die ihm von Gott geſtellt ſei, und in dieſer Beziehung ſteht er groß und bewundernswürdig da, wie nur irgend einer ſeiner Zeitgenoſſen. Aber wenn es denen, die über die Gegenſätze des 16. Jahrhunderts hinaus zu ſein meinen, auch wohl ſcheinen mag, daß Knox in durchaus einſeitiger Weiſe und rein rückſichtslos eben nur ſeine Meinungen habe zur Herrſchaft bringen wollen — auf dieſer Anſicht beruht doch allein der ihm gemachte Vorwurf des Fanatismus — ſo vergeſſen ſie, daß das, was ſie die beſonderen Meinungen des Knox nennen, doch nichts Andres, als die evangeliſche Wahrheit ſelbſt iſt, und daß diejenigen, gegen die er ſo rückſichtslos auftrat, Niemand, als die erklärten Feinde Jeſu Chriſti und ſeines Wortes waren. So durchaus war dieſer Mann in ſeinem ganzen Bewußtſein von Demjenigen beſtimmt, den er als den alleinigen Mittler zwiſchen Gott und Menſchen erkannt hatte, daß ihn auf der anderen Seite auch der tiefſte Abſcheu gegen Alles erfüllte, was ſich zwiſchen den Herrn und ſeine Kirche einzudrängen gewußt hatte, und — war das Fanatismus? Wir meinen, es ſei nur diejenige Beſtimmtheit des Glaubens geweſen, wie ſie dem Chriſten gezieme, wie ſie für Denjenigen vollends nöthig war, der den Kampf mit dem hergebrachten Weſen und Betruge der römiſchen Kirche auszukämpfen hatte, wir meinen, daß dieſe Klarheit und Unbeſtechlichkeit ſeines im Evangelium lebenden Bewußtſeins und dieſe Unbeweglichkeit, mit der er an der erkannten Wahrheit hing, ein Vorzug des

1) M'Crie, II, Note G.

Reformators war, der den verwaſchenen Seelen unſeres Zeitalters zum Muſter und zur Beſchämung dienen ſollte.

Knox, wie er Wahrheit und Irrthum auf das Nüchternſte zu unterſcheiden wußte, war eben ſo feſt gegenüber den Drohungen ſeiner Feinde, als den Verlockungen von Seiten derer, die zu ihm hielten, und wenn er auch bereit war, wie er das oft genug ausſpricht, für ſeinen Herrn ſein Leben einzuſetzen, ſo war er doch auch beſonnen genug, Gefahren, wo es ging, zu vermeiden, und alle die Vorſicht zu gebrauchen, die ohne Verleugnung der Wahrheit möglich war. Nicht wie ein Schwärmer ſuchte er blindlings die Gefahr, um darin unterzugehen, ſondern mit ſeinem Eifer verband er die klarſte Beſonnenheit, und wenn er durch ſeine begeiſterten Reden auch die Maſſen des Volkes mit ſich fortzureißen verſtand, ſo wußte er doch auch wieder den unzeitigen Drang ſeiner Anhänger zu zügeln und in die Bahnen der Beſonnenheit zu leiten, durch welche allein ein Gelingen möglich war. In dieſer Beziehung iſt es ein unvergleichliches Talent, die Bewegung im Volke nicht blos hervorzurufen, ſondern auch zu leiten und zu organiſiren, was uns in dem Reformator entgegen tritt, und dieſer Gabe verdankt er zum großen Theil ſeine Erfolge. „Wir müſſen ſagen," ſagt M. Crie[1]), „daß die von ihm angegebenen Maßregeln, das Evangelium zum Siege zu führen, eben ſo weiſe angelegt, als muthig ausgeführt worden ſind."

Sein Amt als Diener am Worte verwaltete er mit der größten Sorgfalt und Treue. Keine Verhinderung oder Kränklichkeit konnte ihn vom Predigen abhalten. Das Wort Gottes zu verkündigen war vielmehr ſeine liebſte Beſchäftigung, und er war dazu in jeder Weiſe auf das Höchſte befähigt, ſowohl durch ſeine ausgebreitete Kenntniß der Schrift, als auch durch die Geſchicklichkeit in Anwendung derſelben auf die obwaltenden Verhältniſſe der Kirche und der Zuhörer. Er verſtand es im höchſten Grade, die Gewiſſen zu ſchärfen und den Eifer wach zu rufen, aber er wußte auch den Troſt des Evangeliums den Seelen nahe zu bringen und die Angſt Derer zu ſtillen, welche von dem Bewußtſein ihrer Schuld gequält waren oder unter den gewöhnlichen Laſten des Lebens ſeufzten. Gerade in der Weiſe zeigte er ſich als einen Solchen, dem bei allem Ernſt und aller Strenge doch auch die Milde nicht fehlte, und während er die Laſter unnachſichtig ſtrafte, es ſei an Freunden oder an Feinden, wußte er doch auch Diejenigen aufzurichten, die zerſchlagenen Herzens waren. Namentlich die Briefe, die er an ſeine Bekannten geſchrieben hat, zeugen nicht blos von ſeiner tiefen Frömmigkeit, ſondern auch von der innigen Theilnahme, die er mit Menſchen und menſchlichen Schickſalen empfand; ſie zeigen uns, daß

1) l. c. II, 252.

das innerſte Herz dieſes unbeugſamen Mannes doch voll Wohlwollen und Menſchenfreundlichkeit war, wie er denn ja auch ſelbſt bezeugt, daß er „niemals Gefallen gehabt habe an den Schmerzen irgend einer Kreatur“ und daß er auch ſeine Strenge nur gebraucht habe, um die Seelen für Chriſtum zu gewinnen.

Ein ſehr ſchönes Verhältniß beſtand zwiſchen ihm und ſeinen Genoſſen im Amte. Wie er es ſtets ſorgfältig vermied, die ihm gegebene Stellung zur Ausübung einer Herrſchaft über die Kirche zu mißbrauchen — er wollte eben nur Diener ſein, arbeiten, nicht herrſchen — ſo lebte er auch ſtets mit ſeinen Collegen in Freundſchaft und Einigkeit. Wir leſen nirgend, bezeugt ſein Biograph, von den geringſten Irrungen zwiſchen ihm und ſeinen Brüdern im Amte, und während er von den Leichtfertigen und Ungläubigen bedroht und gehaßt wurde, weil er deren Laſter in keiner Weiſe ſchonte, fühlte dagegen der fromme und rechtſchaffene Theil ſeiner Landsleute eine Verehrung für ihn, welche eben ſowohl auf ſeine tadelloſe Redlichkeit, als auf ſeine Talente als volksthümlicher Prediger gegründet war. Im Privatleben war er von ſeinen Freunden und Hausgenoſſen geliebt und verehrt, und wenn er auch, in Folge ſeiner Kränklichkeit, wohl an Verſtimmungen litt, ſo that das doch dem guten Einvernehmen mit ſeinen Freunden keinen Eintrag. Er wußte auch fröhlich mit den Fröhlichen zu ſein und hatte Nichts gegen unſchuldige Vergnügungen, ja, er erging ſich in Freundeskreiſe nicht ſelten ſelbſt in Witz und Laune, wozu er bei all ſeinem Ernſt doch eine große Neigung hatte. „Diejenigen, welche ihn der Fühlloſigkeit angeklagt haben, ſind in einem großen Irrthum: er war ernſt, nicht gefühllos, rauh, nicht roh, heftig, nicht rachſüchtig,“ und wenn ihn ſein Eifer auch wohl fortriß, wo es noth war, ſo wußte er doch auch die Menſchen, wenn es ſein konnte, zu dulden und zu tragen.

Zwar hatte Knox — und das möchte ihm in den Augen Mancher in unſeren Tagen wohl hauptſächlich zum Vorwurfe gereichen — auch an den politiſchen Verwicklungen ſeiner Zeit ſeinen Antheil gehabt, und er betrachtete es ſogar als ſeine Pflicht, da ſeine Stimme zu erheben, wo er ſah, daß dem Staatsweſen Gefahr drohe. Aber — war's denn nicht in jenen Tagen überhaupt ſo, daß die Theologen auch zugleich Politiker waren? Auch die deutſchen und ſchweizeriſchen Reformatoreu ſind dem Staatsweſen nicht fern geblieben, und — das war damals auch nicht zu vermeiden. Die römiſche Kirche war zugleich auch eine weltliche Macht, und in Schottland zumal war das Kirchliche und Politiſche in einer Weiſe verflochten, daß derjenige, der auf dem Gebiete der Kirche thätig ſein wollte, auch die Staatsangelegenheiten nicht außer Acht laſſen durfte. Wo die Staatsgewalt ſo offen, wie es Maria von Guiſe und Maria Stuart that, für die Mißbräuche des römiſchen Weſens Partei ergriff, ja, wo die Prälaten, gegen welche der kirchliche Streit galt, zugleich die politiſche Gewalt kommandirten, da ſah ſich der Reformator in

die Nothwendigkeit verſetzt, auch ſelbſt Politiker zu ſein. Der Unbefangene muß urtheilen: Knox konnte nicht anders, wollte er die Sache des Herrn überhaupt vertreten, als auch mit den Waffen die Feinde des Evangeliums bekämpfen, die ſie ſelbſt in's Feld führten, und — wenn er es gethan hat, ſo hat er es doch ſtets gethan mit voller Offenheit und Ehrlichkeit und lediglich zu dem einen Zwecke, der Kirche Chriſti aufzuhelfen und ſie von ihren Drängern zu befreien. Auch was er als Politiker that, that er ſtets nur im Intereſſe der Reformation, ohne ſich auf die Irrwege der Politik verleiten zu laſſen und ohne irgend welche ſelbſtiſche Nebenabſicht, wie ſolche allerdings bei Manchen der Barone hervortreten. Der Vorwurf aber, daß er Schottland an England verrathen habe, weil er engliſche Hilfe in Anſpruch genommen hat[1]), wird durch die Thatſachen widerlegt. Eliſabeth hat eben keinen überwiegenden Einfluß auf den Gang der ſchottiſchen Angelegenheiten geübt, und Knox gebrauchte die engliſche Hilfe, ohne die Selbſtſtändigkeit ſeines Vaterlandes dadurch zu gefährden. Selbſt auf die Geſtaltung der Kirche in Schottland hat Eliſabeth nicht einzuwirken vermocht, ſondern in der Beziehung wußte der Reformator ſich und den Seinen ſehr wohl die vollſte Unabhängigkeit zu bewahren.

Endlich den oft erhobenen Vorwurf betreffend, als ſei Maria Stuart auf ihre unglückſeligen Bahnen eben durch den ihr von Knox geleiſteten rückſichtsloſen Widerſtand getrieben worden, ſo dürfte derſelbe doch auch wohl auf ſein gehöriges Maß zurückzubringen ſein. Maria kam nach Schottland, ganz unter dem Einfluſſe der Guiſen ſtehend und mit der auch dem Reformator gleich Anfangs erklärten Abſicht, die Reformation zu unterdrücken. Wenn da Knox das Seinige that, daß dieß nicht geſchehe, wenn er auf alle Weiſe Widerſtand that und namentlich bei dem Abfalle der Großen von der Sache des Herrn, der ſobald erfolgte, ſich bemühte, das Volk wach zu erhalten, mit einem Worte, wenn er ſich als den Wächter des bedrohten Evangeliums hinſtellte, immer und unermüdlich auf die Gefahren hinweiſend, die er vor Augen ſah, ſo that er, ſein Wirken im Ganzen betrachtet und einzelne Mißgriffe abgerechnet, lediglich ſeine Schuldigkeit. Die Königin hatte ſelbſt die Alternative geſtellt: „das Evangelium oder ich!“ und die Stellung, die da der Reformator einzunehmen hatte, konnte ihm nicht zweifelhaft ſein. Maria iſt zu Grunde gegangen theils durch ihre eigenen verderbten Neigungen, die ſie in Sünde und Verbrechen geſtürzt haben, und theils durch die unglückſelige Situation, in die ſie geſtellt war und die ſie in ihrer verblendeten Voreingenommenheit nicht zu überſehen vermochte. Hätte ſie auf die Warnungen des Predigers, anſtatt auf die Eingebungen ihrer Oheime gehört, ihr Schickſal würde ein beſſeres geweſen ſein. —

1) Oft wiederkehrend bei Tytler.

„Wenn wir," ſagt M' Crie[1]), „einen Charakter, wie den Knox', betrachten, ſo iſt es nicht ſowohl der Menſch, als vielmehr der Reformator, den wir in's Auge faſſen müſſen. Die Talente, welche für das eine Zeitalter und für dieſe beſtimmte Lebensſtellung geeignet ſind, möchten für andre Zeiten und Verhältniſſe vielleicht nicht paſſen, aber die Weisheit, welche die Vorſehung gebraucht, indem ſie Männer erweckt, die mit Eigenſchaften verſehen ſind, welche ſie für das ihnen beſchiedene Werk beſonders fähig machen, verlangt unſre beſondere Erwägung. Wir müſſen den ſtrengen und rauhen Reformator bewundern, deſſen Stimme einſt „in der Wüſte" von Judäa erklang, der „mit einem Rocke von Kameelshaaren bekleidet und um ſeine Lenden mit einem ledernen Riemen gegürtet war," der „weder aß noch trank", ſondern „die Axt an die Wurzeln der Bäume legte und ein Geſchlecht von Schlangen warnte, damit es dem zukünftigen Zorne entrinne", der dem Tyrannen auf dem Throne zurief: „es iſt nicht recht!" und wir müſſen ihn für geeignet halten, „den Willen Gottes zu thun unter ſeinem Geſchlechte." Denjenigen, welche ſich beklagen, daß ſie bei unſerm Reformator keine höfiſchen Sitten und keine gefälligen Manieren finden, möchten wir zurufen mit den Worten des Herrn: Was ſeid ihr hinausgegangen in die Wüſte, zu ſehen? Wolltet ihr ein Rohr ſehen, das vom Winde hin und her geweht wird? oder was ſeid ihr hinausgegangen, zu ſehen? einen Mann in weichen Kleidern? Siehe, die weiche Kleider tragen und üppig leben, ſind in der Könige Häuſern. Aber was ſeid ihr hinausgegangen, zu ſehen? einen Propheten? ja, ich ſage euch, und mehr als einen Propheten!" Auf die „Leute dieſes Geſchlechtes" möchte eben ſowohl, als auf die Juden zu jener Zeit das Gleichniß von den „Kindern" paſſen, „die auf dem Markte ſitzen und einander zurufen, ſprechend: wir haben euch gepfiffen, aber ihr habt nicht getanzt, wir haben euch geklagt, aber ihr habt nicht geweint." Der Unwille über ein Werk verbirgt ſich oft unter Angriffen gegen das Werkzeug, durch welches dies Werk zu Stande gekommen iſt, aber wäre Knox ſanft und zurückhaltend geweſen, ſo würde er durch dieſelben Leute, die jetzt ſeinen Eifer und ſeine Strenge in Anſpruch nahmen, als ungeeignet für das ihm beſchiedene Amt verſchrieen werden. „Aber die Weisheit wird gerechtfertigt von allen ihren Kindern!" Vor der Reformation in Schottland Aberglauben, geſtützt auf Unwiſſenheit und bewaffnet mit der Staatsgewalt, mit rieſenhafter Uebermacht aufrecht erhalten — Leute von milder Gemüthsart und gefälligem Benehmem würden eben ſo ungeeignet geweſen ſein, das Feld gegen den Feind zu behalten, als ein Kind oder Zwerg, um einen Rieſen zu überwinden. Was that Erasmus zu Luthers Zeit? was würde Lowth ausgerichtet haben in den Tagen Wicliffe's oder Blair in denen des Knox? Es iſt mit Recht darauf hingewieſen worden, daß dieſelben Eigenſchaften, welche jetzt unſern Reformator weniger liebenswürdig erſcheinen laſſen, ihn gerade

2) l, c. II, 257.

zu einem geeigneten Werkzeuge für die Vorsehung gemacht haben, um die Reformation unter einem trotzigen Volke zu Stande zu bringen. Gerade durch sie wurde er ausgerüstet, um den Gefahren zu trotzen und um einen Widerstand zu überwinden, vor welchem ein Mann von sanfterem Geiste zurückgeschreckt wäre. Wenn wir seinen Charakter in diesem Lichte betrachten, so halten wir ihn vielleicht nicht für einen liebenswürdigen Menschen, aber wir müssen ohne Zaudern sagen, daß er ein großer Reformator war." —

Wir schließen mit den Worten, die der Reformator selbst seinem Freunde, dem „guten Regenten", nachgerufen hat: „Selig sind die Todten, die in dem Herrn sterben von nun an! Ja der Geist spricht, daß sie ruhen von ihrer Arbeit und ihre Werke folgen ihnen nach!"

Anhang.

I.

Glaubensbekenntniß von 1560.

Glaubensbekenntniß, bekannt und geglaubt von den Proteſtanten im Königreiche von Schottland, verkündigt durch dieſelben im Parlament und von den Ständen desſelben genehmigt und gebilligt als heilſame und geſunde Lehre, gegründet auf die unfehlbare Wahrheit des Wortes Gottes.

Matthäus 24. Und es wird gepredigt werden das Evangelium vom Reich in der ganzen Welt, zu einem Zeugniß über alle Völker, und dann wird das Ende kommen.

Vorrede.

Die Stände von Schottland nebſt den Einwohnern desſelben, welche das heilige Evangelium Jeſu Chriſti bekennen, an ihre Landsleute und an alle anderen Reiche und Völker, welche den nämlichen Herrn Jeſum mit ihnen bekennen, Gnade, Barmherzigkeit und Friede von Gott, dem Vater unſers Herrn Jeſu Chriſti, nebſt dem Geiſte richtigen Urtheils zur Seligkeit.

Lange hat uns verlanget, theure Brüder, der Welt die Summe der Lehre bekannt zu machen, welche wir bekennen und für welche wir Schande und Gefahr erduldet haben. Aber ſo groß iſt die Wuth des Satans gegen uns geweſen und gegen die ewige Wahrheit Jeſu Chriſti, die jüngſt unter uns geboren iſt, daß bis auf dieſen Tag keine Zeit uns vergönnt war, unſre Ueberzeugung auszuſprechen, wie wir es ſo gern gethan hätten. Denn wie wir das ganze letzte Jahr hindurch heimgeſucht geweſen ſind, iſt, wie wir vermuthen, dem größten Theile von Europa bekannt. Aber nachdem wir durch die unendliche Güte unſers Gottes (der nie zuläßt, daß ſeine Verfolgten ganz unterdrückt werden) wider Erwarten ein wenig Ruhe und Freiheit erlangt haben, ſo haben wir nicht zögern wollen, dieß kurze und offene Bekenntniß der Lehre ausgehen zu laſſen, wie dieſelbe von uns bekannt wird und wie wir ſie glauben, theils zur Beruhigung unſrer Brüder, deren Herzen ohne Zweifel durch die ſchändlichen Verleumdungen ſolcher Menſchen verwundet worden ſind,

welche nicht gelernt haben, wohl zu reden, und theils, um den Mund der unverſchämten Läſterer zu ſtopfen, welche frech verdammen, was ſie weder gehört, noch verſtanden haben. Nicht daß wir meinten, die hartnäckige Bosheit Solcher ſei im Stande, durch dies einfache Bekenntniß geheilt zu werden: nein! wir wiſſen, daß der ſüße Geruch des Evangeliums den Söhnen des Verderbens zum Tode gereichen muß. Aber wir gedenken hauptſächlich unſrer ſchwachen und noch nicht hinlänglich befeſtigten Brüder, denen wir den Grund unſrer Herzen aufſchließen möchten, damit ſie durch die verſchiedenen Gerüchte, welche Satan gegen uns verbreitet, um unſer frommes Unternehmen zu vereiteln, nicht betrübt und irre gemacht werden. Wir erſuchen, daß wenn Jemand in dieſem Bekenntniß einen Artikel oder eine Meinung nachweiſen ſollte, die dem heiligen Worte Gottes widerſpricht, daß es ihm dann gefallen wolle, nach ſeiner guten Meinung und um der chriſtlichen Liebe willen uns darauf aufmerkſam zu machen, und wir verſprechen auf Ehre und Glauben, ihm entweder aus dem Munde Gottes, d. h. aus der heiligen Schrift das Gegentheil zu beweiſen oder im anderen Falle das zu verbeſſern, wovon er nachweiſen ſollte, daß es verkehrt ſei. Denn Gott rufen wir zum Zeugen an, daß wir von Herzensgrunde alle Secten und Ketzereien und alle Lehrer irrthümlicher Lehren verabſcheuen und daß wir mit aller Demuth Nichts ſuchen, als die Reinheit des Evangeliums Chriſti, welches die allein rechte Speiſe für unſre Seelen und uns deßhalb ſo theuer iſt, daß wir entſchloſſen ſind, das Aeußerſte von weltlicher Gefahr zu erleiden, ehe wir dulden wollen, daß wir desſelben beraubt werden. Davon ſind wir nämlich feſt überzeugt, daß wer Jeſus Chriſtus verleugnet oder ſich ſeiner ſchämt vor den Menſchen, daß der auch vor dem Vater und ſeinen heiligen Engeln verleugnet werden wird, und deßhalb, unter dem Beiſtande des allmächtigen Geiſtes Jeſu Chriſti, wollen wir feſt bis an's Ende in dem Bekenntniß dieſes unſers Glaubens beharren.

1. Von Gott.

Wir bekennen einen einigen Gott, dem wir allein anhängen und dienen müſſen und auf den wir allein unſre Zuverſicht ſetzen, welcher iſt ewig, unendlich, unermeßlich, unergründlich, allmächtig, unſichtbar, einer in ſeinem Weſen und doch unterſchieden in drei Perſonen, den Vater, den Sohn und den heiligen Geiſt, durch welchen, wie wir bekennen und glauben, alle Dinge im Himmel und auf Erden, ſo wohl die ſichtbaren, als auch die unſichtbaren geſchaffen ſind, in ihrem Daſein erhalten und nach ſeiner unergründlichen Vorſehung ſo geleitet und regiert werden, wie es ſeine ewige Weisheit, Güte und Gerechtigkeit beſchloſſen hat, zur Offenbarung ſeiner eigenen Herrlichkeit.

2. Von der Schöpfung des Menſchen.

Wir bekennen, daß dieſer unſer Gott den Menſchen geſchaffen hat, nämlich unſren erſten Vater Adam, von welchem Gott auch das Weib gebildet hat,

zu ſeinem Bilde und Gleichniß, welchem er gegeben hat Weisheit, Herrſchaft, Gerechtigkeit, freien Willen und klare Erkenntniß ſeiner ſelbſt (Gottes), ſo daß in der ganzen Natur des Menſchen keine Unvollkommenheit ſich fand, von welcher Ehre oder Vollkommenheit Beide, Mann und Weib, gefallen ſind, die Frau, indem die Schlange ſie betrog, der Mann, indem er dem Worte ſeines Weibes gehorchte, Beide aber ſich verſchwörend wider die oberſte Majeſtät Gottes, welcher in ausdrücklichen Worten vorher den Tod gedroht hatte, wenn ſie es wagten, von dem verbotenen Baume zu eſſen.

3. Von der Erbſünde.

Durch dieſe Uebertretung, gemeiniglich die Erbſünde genannt, wurde das Ebenbild Gottes im Menſchen auf das Aeußerſte verderbt, und er und ſeine Nachkommen wurden Feinde Gottes von Natur, Knechte des Satans und Diener der Sünde, in dem Grade, daß ewiger Tod Gewalt und Herrſchaft über alle Diejenigen gehabt hat und noch hat, welche nicht wiedergeboren worden ſind oder nicht in Zukunft noch wiedergeboren werden, welche Wiedergeburt durch die Kraft des heiligen Geiſtes vollbracht wird, indem dieſer in den Herzen der Erwählten Gottes einen feſten Glauben an Gottes Verheißungen wirkt, welche in ſeinem Worte uns geoffenbart ſind; durch welchen Glauben ſie Jeſum Chriſtum ergreifen nebſt der Gnade und den Wohlthaten, die in ihm verheißen ſind.

4. Von der Offenbarung der Verheißung.

Deßhalb glauben wir feſt, daß Gott, nach dem ſchrecklichen und abſcheulichen Abfall des Menſchen von ſeinem Gehorſam, Adam wieder geſucht, ihn gerufen, ihm ſeine Sünde vorgehalten, ihn von derſelben überführt und am Ende ihm ein freudiges Verſprechen gegeben hat, nämlich daß der Same des Weibes den Kopf der Schlange zertreten ſoll, d. h. daß er zerſtören ſoll die Werke des Teufels; welches Verſprechen, wie es von Zeit zu Zeit wiederholt und klarer gemacht, ſo auch mit Freude ergriffen und ſtandhaft feſtgehalten wurde von allen Gläubigen von Adam an bis auf Noah, von Noah bis auf Abraham, von Abraham bis auf David, und ſo weiter bis zur Fleiſchwerdung Jeſu Chriſti, welche Alle (wir meinen die gläubigen Väter unter dem Geſetz) die frohen Tage Jeſu Chriſti ſahen und ſich darüber freuten.

5. Die Fortdauer, das Wachsthum und die Erhaltung der Kirche.

Wir glauben feſt, daß Gott bewahrt, belehrt, vermehrt, geehrt, geſchmückt und vom Tode zum Leben gerufen hat ſeine Kirche zu allen Zeiten, von Adam an bis zur Erſcheinung Chriſti Jeſu im Fleiſch: denn Abraham rief er aus ſeines Vaters Lande, belehrte ihn, vermehrte ſeine Nachkommen, bewahrte dieſelben auf wunderſame Weiſe und befreite ſie noch wunderbarer

von den Händen Pharao's; ihnen gab er seine Gesetze, Ordnungen und Gebräuche, sie machte er im Lande Canaan ansässig, gab ihnen erst Richter, dann Saul und David zu Königen, welchem Letzteren er das Versprechen that, daß von der Frucht seiner Lenden Einer für immer auf dem königlichen Stuhle sitzen solle. Demselben Volke sandte er von Zeit zu Zeit Propheten, um sie auf den rechten Weg ihres Gottes zurückzuführen, von welchem sie oftmals zum Götzendienst abgewichen waren. Und wegen ihres hartnäckigen Verachtens der Gerechtigkeit wurde er bewogen, sie in die Hände ihrer Feinde zu geben, wie ihnen zuvor durch den Mund Mosis gedrohet war: so sehr, daß die ganze Stadt zerstört, der Tempel verbrannt und das ganze Land wüste gelassen wurde für die Zeit von 70 Jahren; doch aus Gnaden führte er sie wieder nach Jerusalem zurück, wo die Stadt und der Tempel wieder aufgebaut wurden und sie, gegen alle Versuchungen und Anläufe des Satans, blieben, bis der Messias kam, der Verheißung gemäß.

6. Von der Fleischwerdung Jesu Christi.

Als die Zeit erfüllet war, sandte Gott seinen Sohn, seine ewige Weisheit, das Wesen (the substance) seiner eigenen Herrlichkeit, in die Welt, welcher die Natur der Menschheit von dem Wesen (substance) eines Weibes annahm, nämlich einer Jungfrau und dies durch das Werk des heiligen Geistes; und so wurde er geboren, der rechte Samen Davids, der Verkündiger (angel) des großen Rathschlusses Gottes, der wahrhafte verheißene Messias, den wir bekennen und glauben, Emanuel, wahrer Gott und wahrer Mensch, zwei vollkommene Naturen vereinigt und verbunden in einer Person. Durch dieß unser Bekenntniß verdammen wir die verdammlichen und verderblichen Ketzereien des Arius, Martion, Eutiches, Nestorius und solcher Anderer, mögen sie nun die Ewigkeit seiner Gottheit oder die Wahrheit seiner Menschennatur leugnen oder beide vermischen oder auch beide trennen.

7. Warum der Mittler wahrer Gott und wahrer Mensch sein mußte.

Wir bekennen, daß diese wunderbare Verbindung zwischen der Gottheit und Menschheit in Christo Jesu hervorging aus dem ewigen und unveränderlichen Rathschlusse Gottes, wovon auch unsere Selig[illegible] abhängt und hervorgeht.

8. Von der Erwählung.

Denn derselbe ewige Gott und Vater, welcher aus lauter Gnade uns in Christo erwählet hat, bevor der Welt Grund gelegt ward, hat ihn verordnet, unser Haupt, unser Bruder, unser Hirt und der große Bischof unsrer Seelen zu sein; aber weil die Feindschaft zwischen der Gerechtigkeit Gottes und unsren

Sünden der Art war, daß kein Fleiſch durch ſich ſelbſt Gott gefallen haben würde, ſo geziemte es ſich, daß der Sohn Gottes zu uns herabſtiege und ſelbſt einen Leib von unſrem Leibe, Fleiſch von unſrem Fleiſche, Gebeine von unſren Gebeinen annähme und ſo der vollkommene Mittler zwiſchen Gott und den Menſchen würde, Macht gebend, wie Vielen ihm beliebte, Söhne Gottes zu werden, wie er ſelbſt es bezeugt: „Ich fahre auf zu meinem Vater und zu eurem Vater, zu meinem Gott und zu eurem Gott;“ durch dieſe heilige Bruderſchaft iſt uns Alles, was wir in Adam verloren haben, zurück gegeben, und deßhalb ſcheuen wir uns nicht, Gott unſern Vater zu nennen, nicht ſowohl deßhalb, weil er uns geſchaffen hat (was wir mit den Verworfenen gemein haben), ſondern weil er uns gegeben hat ſeinen eingeborenen Sohn, unſer Bruder zu ſein, und weil er uns hat Gnade gegeben, ihn als unſern einigen Mittler zu ergreifen, wie oben geſagt iſt. Es kam ferner dem Meſſias und Verſöhner zu, wahrer Gott und wahrer Menſch zu ſein, weil er die Strafe erdulden, die wir für unſre Uebertretung verdienten, und ſich ſelbſt dem Gerichte ſeines Vaters ſtatt unſer (as in our persone) darſtellen mußte, zu leiden für unſre Uebertretung und unſern Ungehorſam, damit er durch den Tod den überwände, der der Urheber des Todes war. Aber weil die Gottheit allein den Tod nicht erleiden, noch auch die Menſchheit allein ihn überwinden konnte, ſo vereinigte er Beide in einer Perſon, damit die Schwachheit der einen leiden und dem Tode (den wir verdient hätten) unterliegen, und die unendliche und unüberwindliche Kraft der andren, nämlich der Gottheit, den Sieg erlangen und uns Leben, Freiheit und immerwährenden Sieg erkaufen ſollte. Und ſo bekennen und glauben wir auf das Feſteſte,

9. Chriſti Tod, Leiden, Begräbniß u. ſ. w.

daß unſer Herr Jeſus Chriſtus ſich ſelbſt als ein freiwilliges Opfer ſeinem Vater für uns dargebracht, daß er gelitten hat das Widerſprechen der Sünder, daß er verwundet und geſchlagen worden iſt für unſre Uebertretungen, daß er, obwohl er das reine und unbefleckte Lamm Gottes war, doch von einem irdiſchen Richter verurtheilt iſt, damit wir vor dem Richterſtuhle Gottes losgeſprochen würden, daß er nicht allein den grauſamen Tod am Kreuze (der ihm durch den Rathſchluß Gottes verordnet war, ſondern auch für eine Zeit lang den Zorn ſeines Vaters, welchen die Sünder verdient hätten, erduldet hat. Und doch bekennen wir, daß er der allein geliebte und geſegnete Sohn ſeines Vaters geblieben iſt, ſelbſt mitten in ſeiner Angſt und ſeinen Qualen, welche er an Leib und Seele erlitt, um volle Genugthuung für die Sünden ſeines Volkes zu leiſten. Nach dieſem, bekennen und glauben wir, giebt es kein anderes Opfer mehr für die Sünden, und wenn das Einige behaupten, ſo bekennen wir dreiſt, daß ſie Läſterer des Todes Chriſti ſind und der ewigen Reinigung und Genugthuung, welche uns durch denſelben erworben iſt.

10. Auferstehung.

Wir glauben ganz zuversichtlich, daß, wie es unmöglich war, daß die Schmerzen des Todes den Urheber des Lebens in ihren Fesseln halten sollten, daß unser Herr Jesus Christus, gekreuzigt, gestorben, begraben und hinabgestiegen zur Hölle, wieder auferstanden ist zu unsrer Rechtfertigung und hat, indem er den, der des Todes Gewalt hatte, vernichtete, uns, die wir dem Tode und den Fesseln desselben verfallen waren, das Leben wieder gebracht. Wir wissen, daß seine Auferstehung durch das Zeugniß gerade seiner Feinde bestätigt worden ist, auch durch die Auferstehung der Todten, deren Gräber sich öffneten und welche hervorgingen und Vielen in der Stadt Jerusalem erschienen. Wir werden ebenfalls bestätigt durch das Zeugniß der Engel und durch die Augen und durch das Urtheil seiner Apostel und Anderer, welche mit ihm redeten und aßen und tranken nach seiner Auferstehung.

11. Himmelfahrt.

Wir zweifeln durchaus nicht, daß der nämliche Leib, welcher von der Jungfrau geboren, gekreuzigt, gestorben und begraben worden und welcher wieder auferstanden war, gen Himmel auffuhr, zur Erfüllung aller Dinge: wo er, in unserem Namen und zu unserem Troste, alle Gewalt im Himmel und auf Erden angenommen hat, wo er sitzt zur Rechten des Vaters, eingesetzt in seine Herrschaft, Fürsprecher und alleiniger Mittler für uns, welche Ehre, Ruhm und Vorrechte er allein unter den Brüdern besitzen wird, bis daß alle seine Feinde zum Schemel seiner Füße gelegt sein werden, wie wir unzweifelhaft glauben, daß sie es beim jüngsten Gerichte werden, zu dessen Ausübung, wie wir sicher glauben, unser Herr Jesus Christus sichtbarlich und offenbarlich wiederkommen wird, wie er gesehen wurde hinauffahrend. Und dann glauben wir fest, daß die Zeit der Erneuerung und der Wiederbringung aller Dinge kommen wird, so daß Diejenigen, welche von Anfang an Gewaltthat, Beleidigungen und Unrecht um der Gerechtigkeit willen gelitten haben, die ewige Seligkeit (the blessed Immortality) erwerben werden, welche von Anbeginn verheißen ist. Dagegen aber die verstockten, grausamen, ungehorsamen Unterdrücker, die schändlichen Leute, Ehebrecher und alle Arten von Ungläubigen werden in den Abgrund äußerster Finsterniß geworfen werden, wo ihr Wurm nicht sterben, noch ihr Feuer [illegible]en wird. Dies Gedächtniß an diesen Tag und an das Gericht, welches an [illegible]selben vollzogen werden wird, ist für uns nicht blos ein Zaum, der un[illegible]fleischlichen Lüste bändigt, sondern auch ein so unschätzbarer Trost, daß weder die Drohungen irdischer Fürsten, noch die Furcht vor dem leiblichen Tode und die größte Gefahr uns bewegen kann, die gesegnete Gemeinschaft aufzugeben und zu verleugnen, welche wir mit unserm Haupte und alleinigen Mittler Jesus Christus haben, von dem wir bekennen, daß er der verheißene Messias sei, das alleinige

Haupt der Kirche, unſer rechter Geſetzgeber, unſer einziger Hoherprieſter, Fürſprecher und Mittler. Wenn ein Menſch oder Engel ſich deſſen Ehren und Geſchäfte anmaßen wollte, ſo verabſcheuen und verwerfen wir Solche auf das Entſchiedenſte als läſterlich gegen unſern alleinigen und oberſten Herrn Jeſus Chriſtus.

12. Glaube an den heiligen Geiſt.

Dieſer unſer Glaube und die Gewißheit desſelben kommt nicht aus Fleiſch und Blut, d. h. aus den natürlichen Kräften in uns, ſondern iſt die Eingebung des heiligen Geiſtes, von dem wir bekennen, daß er Gott ſei, gleich dem Vater und dem Sohne, welcher uns heiligt und uns in alle Wahrheit leitet durch ſeine eigene Wirkſamkeit, ohne welche wir für immer Feinde Gottes bleiben und von ſeinem Sohne Jeſus Chriſtus Nichts wiſſen würden. Denn von Natur ſind wir ſo todt, ſo verkehrt und blind, daß wir das Licht weder fühlen, wenn wir davon getroffen werden, noch ſehen, wenn es ſcheint, noch auch dem Willen Gottes zuſtimmen können, wenn er offenbart wird. Nur der Geiſt Jeſu Chriſti belehrt den, der todt iſt, entfernt die Dunkelheit aus unſerm Streben und bringt unſere verſtockten Herzen zum Gehorſam gegen ſeinen heiligen Willen. Und wie wir bekennen, daß Gott der Vater uns geſchaffen hat, als wir noch nicht waren, und daß ſein Sohn, unſer Herr Jeſus Chriſtus, uns erlöſet hat, als wir ſeine Feinde waren, ſo bekennen wir auch, daß der heilige Geiſt uns heiligt und erneuert, ohne Rückſicht auf ein Verdienſt von unſerer Seite, ſei es vor, ſei es nach der Wiedergeburt. Um dieß noch deutlicher auszuſprechen: wie wir freiwillig auf alle Ehre und allen Ruhm in Betreff unſrer Schöpfung und Verſöhnung verzichten, ſo auch in Betreff unſrer Heiligung und Wiedergeburt, denn von uns ſelbſt aus ſind wir nicht im Stande, auf nur irgend etwas Gutes zu denken, ſondern der, der das gute Werk in uns angefangen hat, der iſt es auch allein, der es in uns vollendet, zum Preiſe und Lobe ſeiner unverdienten Gnade.

13. Die Urſache guter Werke.

Was die Urſache guter Werke anlangt, ſo bekennen wir, daß es nicht unſer freier Wille, ſondern der Geiſt des Herrn Jeſus iſt, welcher wohnt in unſeren Herzen durch treuen Glauben und gute Werke hervorbringt, wie ſie Gott uns bereitet hat, um in ihnen zu wandeln. Denn das behaupten wir auf das Dreiſteſte, daß es eine Läſterung iſt, zu ſagen, daß Jeſus Chriſtus in den Herzen Solcher wohnt, in denen kein Geiſt der Heiligung gefunden wird, und deßhalb fürchten wir nicht zu behaupten, daß Mörder, Unterdrücker, grauſame Verfolger, Ehebrecher, Kuppler, feile Geſellen, Götzendiener, Trunkenbolde, Diebe und Alle, die Unrecht thun, weder rechten Glauben haben, noch irgend Etwas von dem Geiſte der Heiligung, der kommt vom Herrn Jeſu, ſo lange als ſie hartnäckig in ihrer Schlechtigkeit beharren. Denn

ſobald immer der Geiſt des Herrn Jeſu, welchen Gottes erwählte Kinder durch treuen Glauben empfangen, Beſitz von dem Herzen eines Menſchen ergreift, ſo bald erneuert er den Menſchen und läßt ihn wiedergeboren werden, ſo daß er anfängt zu haſſen, was er vorher liebte, und zu lieben, was er vorher haßte, und daher kommt der fortwährende Kampf, welcher in Gottes Kindern zwiſchen dem Fleiſche und dem Geiſte beſteht, während das Fleiſch und der natürliche Menſch, ihrer eigenen Verderbniß zufolge, nach Dingen gelüſtet, die dem Gefühle gefallen und angenehm ſind, in Widerſtreit geräth, und jedem Augenblicke bereit iſt, die Majeſtät Gottes zu beleidigen. Aber der Geiſt Gottes, der unſerm Geiſte Zeugniß giebt, daß wir Gottes Kinder ſind, läßt uns dem Teufel widerſtehen, den elenden Vergnügungen abſagen, zu Gott um Befreiung von den Feſſeln der Verkehrtheit flehen, und endlich über die Sünde ſiegen, ſo daß ſie nicht herrſcht in unſerm ſterblichen Leibe. Dieſen Kampf hat der fleiſchliche Menſch nicht, da er von dem Geiſte Gottes verlaſſen iſt, ſondern er folgt und gehorcht der Sünde immer mehr und ohne Reue, ſelbſt wenn der Teufel und ſeine verdorbenen Lüſte ihn quälen. Aber die Söhne Gottes, wie ſchon geſagt, kämpften gegen die Sünde, ſeufzten und trauerten, wenn ſie wahrnehmen, daß ſie ſelbſt zum Böſen verſucht werden, und wenn ſie fallen, ſtehen ſie mit Ernſt wieder auf und mit ungeheuchelter Reue. Und dieß thun ſie nicht in eigener Kraft, ſondern die Kraft unſeres Herrn Jeſus, ohne welche ſie Nichts thun können, wirkt in ihnen Alles, was gut iſt.

14. Welche Werke gelten vor Gott als gute?

Wir bekennen und glauben, daß Gott den Menſchen ſein heiliges Geſetz gegeben hat, in welchem nicht allein alle ſolche Werke verboten ſind, welche ſeiner göttlichen Majeſtät mißfallen und ſie beleidigen, ſondern daß er auch ſolche geboten hat, welche ihm gefallen und die er verſprochen hat zu belohnen. Und dieſe Werke ſind zweierlei Art, die einen werden gethan zur Ehre Gottes, die andren zum Nutzen des Nächſten, und beide haben den geoffenbarten Willen Gottes zu ihrer Beſtätigung. Zu haben einen Gott, ihn zu ehren und anzubeten, in allen Trübſalen ihn anzurufen, ſeinen heiligen Namen zu verehren, ſein Wort zu hören, es zu lieben, ſein heiliges Sakrament zu gebrauchen, das ſind die Werke der erſten Tafel. Zu ehren Vater, Mutter, Fürſten, Regenten und Oberherren, ſie zu lieben, ſie zu unterſtützen, ja, ihren Geboten zu gehorchen (ſobald ſie den Befehlen Gottes nicht zuwider ſind), das Leben der Unſchuldigen zu retten, Tyrannei zu unterdrücken, die Bedrückten zu vertheidigen, unſre Leiber rein und heilig zu bewahren, in Nüchternheit und Mäßigkeit zu leben, gerecht zu handeln gegen alle Menſchen, ſowohl in Worten, als in Thaten, und endlich alle Begierde nach unſers Nächſten Beſitz zu unterdrücken, ſind die guten Werke der zweiten Tafel, welche Gott gefallen und ihm höchſt angenehm ſind, da dieſe Werke von ihm ſelbſt befohlen ſind. Das Gegentheil davon iſt die Sünde, Gott durchaus verhaßt,

welche ihm deßhalb ſtets mißfällt und ſeinen Zorn hervorruft, z. B. nicht ihn allein anzurufen, wenn wir in Noth ſind, nicht mehr zu hören ſein Wort mit Ehrfurcht, es zu verachteu und hintan zu ſetzen, Götzenbilder zu haben und anzubeten, den Götzendienſt aufrecht zu erhalten und zu vertheidigen, den ehrwürdigen Namen Gottes zu mißbrauchen, zu verunehren, zu mißbrauchen oder zu verachten die Sakramente Jeſu Chriſti, ungehorſam zu ſein oder Widerſtand zu leiſten gegen irgend eine Obrigkeit, die Gott eingeſetzt hat, (ſobald ſie die Gränzen ihrer Befugniß nicht überſchreitet), zu tödten und darein zu willigen, Haß im Herzen zu tragen oder zu leiden, daß unſchuldiges Blut vergoſſen werde, wenn wir es hindern können, und endlich, irgend ein anderes Gebot der erſten oder zweiten Tafel zu übertreten — wir bekennen und bezeugen, daß das Sünde ſei, durch welche Gottes heißer Zorn gegen die trotzige und undankbare Welt entflammt wird, ſo wie wir auch bekennen, daß gute Werke allein diejenigen ſind, welche im Glauben an Gottes Gebot gethan werden, welcher in ſeinem Worte geſagt hat, welches das ſei, das ihm gefällt. Und böſe Werke, bekennen wir, ſind nicht nur die, welche ausdrücklich gegen Gottes Gebot geſchehen, ſondern auch diejenigen, welche, in Anſehung der Religion und Verehrung Gottes, keine Gewißheit haben, ſondern die Erfindungen und Meinungen der Menſchen ſind, welche Gott von Anbeginn immer verworfen hat, wie durch den Propheten Jeſaias und durch unſern Meiſter Jeſus Chriſtus gelehrt wird in folgenden Worten: „Vergeblich ehren ſie mich, indem ſie Lehren vorbringen, die nur Menſchengebote ſind.“

15. Die Vollkommenheit des Geſetzes und die Unvollkommenheit des Menſchen.

Das Geſetz Gottes, bekennen wir, iſt durchaus gerecht, gut, heilig und vollkommen, indem es ſolche Dinge befiehlt, die, vollkommen erfüllt, im Stande wären, das Leben zu geben und den Menſchen ewig ſelig zu machen. Aber unſre Natur iſt ſo verderbt, ſo ſchwach und unvollkommen, daß wir niemals im Stande ſind, die Werke des Geſetzes vollkommen zu erfüllen, ja, wenn wir ſagen, wir haben keine Sünde (auch nachdem wir wiedergeboren ſind), ſo betrügen wir uns ſelbſt und die Wahrheit Gottes iſt nicht in uns. Und darum iſt es nöthig, daß wir Jeſum Chriſtum ergreifen mit ſeiner Gerechtigkeit und Genugthuung, welcher das Ende und die Erfüllung des Geſetzes iſt für Alle, die da glauben, durch welchen wir in Freiheit geſetzet ſind, daß der Fluch des Geſetzes nicht auf uns fällt, obgleich wir daſſelbe nicht in allen Stücken erfüllen. Denn Gott der Vater, uns anſehend in dem Leibe ſeines Sohnes Jeſu Chriſti, nimmt unſern unvollkommnen Gehorſam an, als ob er vollkommen wäre, und bedeckt unſre Werke, welche mit vielen Mängeln beladen ſind, mit der Gerechtigkeit ſeines Sohnes. Wir meinen nicht, daß wir ſo in Freiheit geſetzet ſind, daß wir dem Geſetze keinen Gehorſam ſchuldig ſeien (denn das haben wir oben offen bekannt), ſondern das behaupten wir,

daß kein Menſch auf Erden (Jeſus Chriſtus allein ausgenommen) geleiſtet hat, leiſten und leiſten wird den Gehorſam des Geſetzes, den das Geſetz erfordert, ſondern wenn wir Alles gethan haben, müſſen wir niederfallen und aufrichtig bekennen, daß wir unnütze Knechte ſind. Und deßhalb, welche ſtolz ſind auf das Verdienſt ihrer eigenen Werke, oder ihr Vertrauen auf die überſchüſſigen Werke (der Heiligen) ſetzen, die trotzen auf das, was nicht iſt, und ſetzen ihr Vertrauen auf fluchwürdigen Götzendienſt.

16. Von der Kirche.

Wie wir an einen Gott, Vater, Sohn und heiligen Geiſt glauben, ſo glauben wir auch auf das Feſteſte, daß von Anbeginn geweſen iſt, noch iſt, und bis zum Ende der Welt ſein wird eine Kirche, d. h. eine Geſellſchaft und Menge von durch Gott erwählter Menſchen, welche ihn recht verehren und lieben, durch treuen Glauben an Jeſum Chriſtum, der das alleinige Haupt dieſer ſelben Kirche iſt, welch auch der Leib und die Braut Chriſti iſt. Dieſe Kirche iſt katholiſch, d. h. allgemein, weil ſie enthält die Auserwählten aus allen Zeiten, allen Reichen, Völkern und Zungen, mögen ſie nun aus den Juden oder aus den Heiden ſein, welche Gemeinſchaft mit Gott dem Vater und mit ſeinem Sohne Jeſu Chriſto haben durch die Heiligung ſeines heiligen Geiſtes; und deßhalb wird ſie genannt die Gemeinſchaft nicht der Unheiligen, ſondern der Heiligen, welche Bürger des neuen Jeruſalems ſind, den Genuß der unſchätzbarſten Wohlthaten haben, nämlich eines Gottes, eines Herrn Jeſu, eines Glaubens und einer Taufe, außer welcher Kirche es weder Leben, noch ewige Seligkeit giebt. Und deßhalb verabſcheuen wir im höchſten Grade die Läſterung derer, welche behaupten, daß Menſchen, die der Gerechtigkeit und Tugend gemäß leben, ſelig werden würden, was für eine Religion ſie auch immer bekennen möchten. Denn wie außer Chriſto Jeſu kein Leben und Heil iſt, ſo ſoll daran auch Niemand Theil haben, es ſeien denn diejenigen, welche der Vater ſeinem Sohne Jeſum Chriſtum gegeben hat, und dieſe kommen in der Zeit zu ihm, bekennen ſeine Lehre, und glauben an ihn (wir meinen die Kinder mit den gläubigen Aeltern). Dieſe Kirche iſt unſichtbar, Gott allein bekannt, welcher allein die kennt, die er erwählt hat, und welcher allein auch (wie geſagt) die Erwählten bewahrt, die Geſtorbenen (gewöhnlich die triumphirende Kirche genannt) wie die, welche noch leben und gegen Sünde und Satan kämpfen und auch in Zukunft leben werden.

17. Die Unſterblichkeit der Seelen.

Die geſtorbenen Erwählten ſind im Frieden und ruhen von ihrer Arbeit; nicht daß ſie ſchlafen und in eine gewiſſe Vergeſſenheit verſinken (wie einige ſchwärmeriſche Köpfe behaupten), ſondern daß ſie befreit ſind von aller Furcht, aller Qual und aller Verſuchung, welcher wir und alle Erwählten Gottes in dieſem Leben unterworfen ſind, und deßhalb auch den Namen der ſtreitenden

Kirche tragen. Dahingegen die geſtorbenen Verworfenen und Ungläubigen alle Zeit Angſt, Qual und Pein haben, welche nicht ausgeſprochen werden kann; ſo daß weder die Einen, noch die Anderen in ſolchem Schlafe ſich befinden, daß ſie nicht fühlen ſollten die Freude oder die Qual, wie die Parabel Chriſti Lukas am 16., ſeine Worte zu dem Diebe und die Worte der Seelen unter dem Altar, welche rufen: „O Herr, Du, der Du biſt recht und gerecht, wie lange willſt Du nicht rächen unſer Blut an denen, welche auf der Erde wohnen," es auf das Deutlichſte bezeugen.

18. Von den Kennzeichen, durch welche die wahre Kirche von der falſchen ſich unterſcheidet, und wer der Richter über die Lehre ſein ſoll.

Weil Satan von Anbeginn ſich bemüht hat, ſeine verderbliche Synagoge unter dem Titel der Kirche Gottes zu verbergen, und hat entflammt die Herzen grauſamer Mörder, zu verfolgen, zu quälen und zu ängſtigen die wahre Kirche und die Glieder derſelben, wie Kain den Abel, Ismael den Iſaak, Eſau den Jakob und die ganze Prieſterſchaft der Juden Jeſum Chriſtum ſelbſt und ſeine Apoſtel nach ihm verfolgt haben, ſo iſt es durchaus nöthig, daß die wahre Kirche von der ſchändlichen Synagoge unterſchieden werde durch klare und vollkommen deutliche Kennzeichen, damit wir nicht betrogen werden und zu unſrer eigenen Verdammniß die eine für die andre nehmen und uns zu ihr halten. Die Kennzeichen, Merkmale und ſicheren Unterſcheidungszeichen, durch welche die unbefleckte Braut Jeſu Chriſti von der ſchrecklichen Hure, der Kirche der Uebelthäter, unterſchieden werden kann, ſind, wie wir bekennen, weder das Alter, angemaßter Titel, ununterbrochene Succeſſion, ein beſtimmter Ort, noch die Menge Derer, welche einen Irrthum billigen, denn Kain war durch Alter und Titel dem Abel und Seth voraus, Jeruſalem hatte Vorrechte vor allen Orten der Erde, wo auch die Prieſter waren, die in grader Linie von Aaron herkamen, und eine größere Menge folgte den Schriftgelehrten, Phariſäern und Prieſtern, als aufrichtig an Jeſum Chriſtum glaubten und ſeiner Lehre zuſtimmten, und doch, wie wir überzeugt ſind, wird kein Menſch von geſundem Urtheil behaupten, daß irgend welche von den eben Genannten die Kirche Gottes waren. Die Kennzeichen der wahren Kirche Gottes, glauben, bekennen und behaupten wir deßhalb, ſind zuerſt die lautere Predigt des Wortes Gottes, in welchem Gott ſich ſelbſt uns geoffenbart hat, wie es die Schriften der Apoſtel und Propheten bezeugen; zweitens die rechte Verwaltung der Sakramente Jeſu Chriſti, welche mit dem Worte und den Verheißungen Gottes verbunden ſind, um dieſelben in unſeren Herzen zu befeſtigen und zu beſtätigen, und endlich die recht verwaltete kirchliche Zucht, wie Gottes Wort ſie vorſchreibt, wodurch das Laſter unterdrückt und die Tugend gepflegt wird. Wo nun dieſe eben genannten Zeichen gefunden werden und in irgend einer Zeit fortdauern (mag die Anzahl auch nicht mehr als zwei

oder drei ſein), da iſt ohne allen Zweifel die wahre Kirche Chriſti, welcher ſeiner Verheißung nach mitten unter ihnen iſt, nicht unter dem großen Haufen im Allgemeinen (von welchem wir oben geſprochen haben), ſondern im Beſondren unter Solchen, wie ſie in Corinth, Galatien, Epheſos und anderen Orten ſich befanden, wo der Dienſt am Worte durch Paulus eingerichtet war und welche von ihm die wahre Kirche Gottes genannt wurden. Und ſolche Kirchen bekennen wir, die Einwohner des Königreiches Schottland, die wir Jeſum Chriſtum bekennen, in unſern Städten, Burgen und Ortſchaften hergeſtellt zu haben. Denn die Lehre, welche in unſern Kirchen gelehrt wird, iſt in dem geſchriebenen Worte Gottes enthalten, nämlich in den Büchern des Alten und Neuen Teſtamentes. Auf dieſe Bücher, welche von Alters her als kanoniſch betrachtet ſind, ſtützen wir uns und behaupten, daß Alles, was dem Menſchen zu ſeiner Seligkeit zu glauben nothwendig iſt, in ihnen ausgeſprochen iſt, die Auslegung derſelben bekennen wir, kommt weder einem Privatmanne, noch einer öffentlichen Perſon zu, noch auch irgend einer beſonderen Kirche, welche perſönliche oder örtliche Vorzüge und Vorrechte vor den anderen hätte, ſondern ſie gebührt allein dem heiligen Geiſte, durch welchen auch die Schrift geſchrieben iſt. Wenn daher Streit entſteht wegen des rechten Verſtändniſſes einer Stelle oder eines Ausſpruchs der Schrift oder wegen der Abſchaffung eines Mißbrauches in der Kirche Gottes, ſo müſſen wir nicht ſowohl darauf ſehen, was Menſchen vor uns gelehrt oder gethan haben, ſondern auf das, was der heilige Geiſt in dem Ganzen der Schrift einmüthig redet, und auf das, was Jeſus Chriſtus ſelbſt gethan und zu thun befohlen hat. Denn das wird allgemein anerkannt, daß der Geiſt Gottes, der ein Geiſt der Einheit iſt, in keinem Stücke ſich ſelbſt widerſpricht. Wenn daher die Auslegung, Aufſtellung und Meinung (sentence) eines Gelehrten, einer Kirche oder eines Concils mit dem klaren Worte Gottes ſtreitet, welches an einem andren Orte der Schrift geſchrieben ſteht, ſo iſt es gewiß, daß die Meinung jener nicht das rechte Verſtändniß und die Meinung des heiligen Geiſtes iſt, auch wenn Concilien, Königreiche und Völker jene Meinungen angenommen und gebilligt hätten. Denn wir dürfen keine Auslegung annehmen und zulaſſen, welche geradezu einem Hauptſtücke des Glaubens oder einem andren klaren Worte der Schrift oder auch der Regel der Liebe entgegen iſt.

19. Die Autorität der Schrift.

Wie wir glauben und bekennen, daß die Schriften Gottes hinreichend ſind, um die Menſchen Gottes zu belehren und vollkommen zu machen, ſo behaupten und bekennen wir auch, daß die Autorität derſelben von Gott ſei und weder von einem Menſchen noch von einem Engel abhängt. Wir bezeugen daher, daß diejenigen, welche vorgeben, die Schrift habe keine Autorität, ſondern das, was von der Kirche angenommen ſei, Gott läſtern und die wahre Kirche beleidigen, welche immer nur hört auf die Stimme ihres eigenen

Bräutigams und Hirten und ihr allein gehorcht, aber ſich nicht anmaßt, ſeine Herrin zu ſein.

20. Von den allgemeinen Kirchenverſammlungen, ihrer Macht, ihrem Anſehen, und weßhalb ſie zuſammen kommen.

Wie wir das nicht ohne Weiteres verdammen, was fromme Männer, welche auf allgemeinen Concilien in geſetzlicher Weiſe zuſammen gekommen ſind, uns gerathen haben, ſo dürfen wir ohne genaue Prüfung doch auch nicht annehmen, was den Menſchen auferlegt wird unter dem Namen von allgemeinen Concilien. Denn es iſt klar, daß, da ſie Menſchen waren, auch Einige von ihnen offenbar geirrt haben, und zwar in Sachen von höchſter Wichtigkeit und Bedeutung. In ſofern daher die Concilien die Beſtimmungen und Gebote billigen, welche in dem klaren Worte Gottes enthalten ſind, in ſofern ehren wir ſie und nehmen an, was ſie befehlen. Aber wenn Menſchen unter dem Namen eines Concils ſich anmaßen, uns neue Artikel des Glaubens vorzuſchreiben oder Geſetze zu erlaſſen, welche dem Worte Gottes widerſprechen, dann weiſen wir dieſelben entſchieden zurück, als eine Lehre des Teufels, welcher unſre Seelen von der Stimme unſres alleinigen Gottes hinweg locken will, um den Lehren und Befehlen der Menſchen zu folgen. Die Urſache daher, weßhalb ein Concil zuſammen gekommen iſt, war weder, ein immerwährendes Geſetz zu machen (welches Gott zuvor nicht gemacht hätte), noch neue Artikel des Glaubens aufzubringen, noch auch dem Worte Gottes Autorität zu verleihen, noch vielweniger zu machen, daß es das Wort Gottes ſei, oder auch die wahrhafte Auslegung derſelben zu geben, welche vorher nicht durch ſeinen heiligen Willen in ſeinem Worte wäre ausgeſprochen geweſen; ſondern die Urſache der Concilien (wir meinen ſolche, die den Namen von Concilien verdienen) war theils die Widerlegung der Ketzereien, theils ein öffentliches Bekenntniß ihres Glaubens für die Nachwelt abzulegen, welches Beides ſie thaten unter der Autorität des geſchriebenen Wortes Gottes, nicht unter dem Vorgeben und dem Vorrechte, daß ſie nicht irren könnten, weil ſie ein allgemeines Concil wären. Und dieß halten wir für die hauptſächlichſte Urſache der allgemeinen Concilien. Die andre war, daß gute Ordnung und Aufſicht in der Kirche eingeführt und gehandhabt werde, in welcher, als in dem Hauſe Gottes, es ſich geziemt, daß Alles ordentlich und ehrlich zugehe. Nicht daß wir dächten, eine Einrichtung und Ordnung der Gebräuche könne für alle Alter, Zeiten und Oerter feſtgeſetzt werden, denn was die Gebräuche betrifft (ſolche, die von Menſchen geordnet ſind), ſo ſind ſie blos zeitlich und dürfen und müſſen deshalb geändert werden, wenn ſie mehr den Aberglauben nähren, als daß ſie die Kirche, die ſich ihrer bedient, erbauten.

21. Von den Sakramenten.

Wie die Väter unter dem Geſetz, die Opfer abgerechnet, zwei haupt-

ſächliche Sakramente hatten, nämlich die Beſchneidung und das Paſſa, deren Verächter nicht zum Volke Gottes gerechnet wurden, ſo bekennen wir, daß wir jetzt, in der Zeit des Evangeliums, allein zwei Sakramente haben, eingeſetzt durch den Herrn Jeſus und befohlen, daß ſie von allen Denen gebraucht würden, welche als Glieder ſeines Leibes gelten wollen, nämlich die Taufe und das Abendmahl, oder der Tiſch des Herrn, genannt „die Gemeinſchaft ſeines Leibes und Blutes.“ Und dieſe Sakramente (ſowohl des A., als des N. Teſt.) ſind von Gott eingeſetzt, nicht allein um eine ſichtbare Unterſcheidung zwiſchen ſeinem Volke und denen zu machen, die außerhalb ſeines Bundes ſind, ſondern auch um den Glauben ſeiner Kinder zu üben, und durch die Theilnahme an dieſen Sacramenten in ihren Herzen die Gewißheit ſeiner Verheißung zu befeſtigen und die der geſegneten Verbindung, Gemeinſchaft und Einheit, welche die Erwählten mit ihrem Haupte Jeſus Chriſtus haben. Und ſo verdammen wir entſchieden die Eitelkeit derer, welche behaupten, die Sakramente ſeien Nichts als nackte und leere Zeichen. Nein, wir glauben feſt, daß wir durch die Taufe Jeſu Chriſto einverleibt werden, um Theilnehmer an ſeiner Gerechtigkeit zu ſein, durch welche unſre Sünden bedeckt und vergeben ſind, und ebenſo, daß im Abendmahl, recht gebraucht, ſich Jeſus Chriſtus ſo mit uns verbindet, daß er die wirkliche Nahrung und Speiſe für unſre Seelen wird. Nicht daß wir uns irgend eine Verwandlung des Brodes in Chriſti natürlichen Leib und des Weines in ſein natürliches Blut einbildeten (wie die Papiſten verderblicher Weiſe gelehrt und verdammlicher Weiſe geglaubt haben), ſondern dieſe Einheit und Gemeinſchaft, welche wir mit dem Leibe und Blute Chriſti beim rechten Gebrauche des Abendmahls haben, wird durch die Wirkung des heiligen Geiſtes zu Stande gebracht, welcher im rechten Glauben uns über alle Dinge erhebt, die ſichtbar und irdiſch ſind, und uns den Leib und das Blut Jeſu Chriſti zu genießen giebt, welches einſt für uns gebrochen und vergoſſen wurde, jetzt aber im Himmel iſt und dort vor dem Vater für uns erſcheint. Und doch, ungeachtet der Entfernung, welche zwiſchen ſeinem nun im Himmel befindlichen verklärten Leibe und uns Sterblichen auf der Erde iſt, doch glauben wir feſt, daß das Brod, das wir brechen, iſt die Gemeinſchaft des Leibes Chriſti und daß der Kelch, den wir ſegnen, iſt die Gemeinſchaft ſeines Blutes, ſo daß wir bekennen und zuverſichtlich glauben, daß die Gläubigen, beim rechten Gebrauch des Tiſches des Herrn, ſo den Leib Jeſu Chriſti eſſen und ſein Blut trinken, daß er in ihnen und ſie in ihm bleiben, ja, daß ſie ſo Fleiſch von ſeinem Fleiſch und Bein von ſeinem Gebein werden, daß, wie die ewige Gottheit dem Fleiſche Jeſu Chriſti (welches nach ſeiner eigenen Natur und Weſenheit ſterblich und verderbbar war) Leben und Unſterblichkeit verliehen hat, daß ſo das Fleiſch und Blut Jeſu Chriſti, von uns gegeſſen und getrunken, uns dieſelben Vorzüge giebt, von denen wir jedoch auch bekennen, daß ſie uns nicht gegeben werden allein für die Zeit (des Genießens), noch auch durch die eigenthümliche Kraft und Fähigkeit des Sakramentes ſelbſt, ſondern

wir bezeugen, daß der Gläubige beim rechten Gebrauch des Abendmahls eine ſolche Verbindung mit dem Herrn hat, wie ſie der ſterbliche Menſch nicht faſſen kann; ja, und ferner bezeugen wir, daß, wenn auch die Gläubigen wegen Nachläſſigkeit und menſchlicher Schwachheit aus der eben vorgehenden Handlung des Abendmahls nicht ſo viel Nutzen haben, als ſie wohl möchten, es doch ſpäter ſolche Früchte bringen wird, wie lebendiger Samen in einem guten Boden; denn der heilige Geiſt, welcher niemals von der rechten Einrichtung des Herrn Jeſus geſchieden werden kann, wird die Gläubigen der Frucht dieſer geheimnißvollen Handlung nicht berauben. Aber dieß Alles, ſagen wir, kommt durch treuen Glauben, welcher Jeſum Chriſtum ergreift, der allein ſein Sakrament in uns wirkſam macht, und daher, wer uns verleumdet, daß wir behaupteten oder glaubten, die Sakramente ſeien nur nackte und leere Zeichen, der beleidigt uns und redet gegen eine offenbare Wahrheit. Aber das müſſen wir frei und offen bekennen, daß wir einen Unterſchied machen zwiſchen Jeſus Chriſtus in ſeinem natürlichen Weſen (substance) und zwiſchen den Elementen in den ſacramentlichen Zeichen, ſo daß wir weder die Zeichen anbeten anſtatt deſſen, was durch ſie bezeichnet wird, noch auch ſie verachten und ſie als nutzlos und eitel bezeichnen, ſondern wir gebrauchen ſie mit aller Ehrfurcht, uns ſelbſt ſorgſam prüfend, bevor wir ſo thun, weil wir durch den Mund der Apoſtel verſichert werden, daß „Diejenigen, welche unwürdig von dem Brode eſſen und von dem Kelche trinken, des Leibes und Blutes Jeſu Chriſti ſchuldig ſind."

22. Von rechter Verwaltung der Sakramente.

Daß Sakramente recht verwaltet werden, dazu, meinen wir, gehören zwei Dinge: 1) daß ſie durch rechtmäßige Diener verwaltet werden, von denen wir behaupten, daß nur die es ſeien, welche zum Predigen des Worts ernannt ſind oder in deren Mund Gott eine Rede der Ermahnung gelegt hat, wenn es Leute ſind, die dazu ordnungsmäßig von einer Kirche erwählt ſind. 2) daß ſie mit ſolchen Elementen und auf ſolche Weiſe verwaltet werden wie es Gott verordnet hat. Sonſt behaupten wir, daß ſie aufhören, rechte Sakramente Jeſu Chriſti zu ſein. Und daher kommt es, daß wir die Genoſſenſchaft mit der papiſtiſchen Kirche fliehen und an ihren Sakramenten nicht Theil nehmen, 1) weil ihre Diener nicht Diener Jeſu Chriſti ſind, ja, was ſchrecklicher iſt, ſie leiden, daß Frauen taufen, von denen der heilige Geiſt doch nicht will, daß ſie in der Gemeinde lehren, und 2) weil ſie ſowohl das eine wie das andere Sakrament mit ihren eigenen Erfindungen verdorben haben, daß kein Theil der Handlung Chriſti in ſeiner urſprünglichen Reinheit geblieben iſt, denn Oel, Salz u. dergl. der Taufe ſind nur menſchliche Erfindungen, Anbetung, Verehrung, über die Straßen und durch die Städte tragen und das Brod in Büchſen aufbewahren ſind Entheiligungen des Sakramentes Chriſti und nicht ein Gebrauchen deſſelben, denn Jeſus Chriſtus ſagt:

„Nehmet und eßt u. ſ. w. und Solches thut zu meinem Gedächtniß", durch welche Worte und Befehl er Brod und Wein geweihet hat, das Sakrament ſeines Leibes und Blutes zu ſein, zu dem Zweck, daß das Eine gegeſſen und das Andere von Allen getrunken werden ſollte, und nicht, daß ſie ſollten aufbewahrt werden, um als Gott angebetet und verehrt zu werden, wie die blinden Papiſten bisher gethan haben, welche auch Kirchenraub begangen haben, indem ſie dem Volke einen Theil des Sakraments, nämlich den geſegneten Kelch, geſtohlen haben. Ferner wird, damit die Sakramente recht verwaltet werden, erfordert, daß die Abſicht und der Zweck, weßhalb die Sakramente eingeſetzt ſind, auch verſtanden und beachtet werde, ſowohl von dem Diener, als auch von dem Empfänger, denn wenn der Empfänger die Meinung verkennt, ſo hört der rechte Gebrauch auf, welches durch die Verwerfung der Opfer klar wird (eben ſo wie wenn der Lehrer falſche Lehre lehrt), welche Gott verhaßt und abſcheulich waren (obgleich ſie auf ſeiner eigenen Verordnung beruhten), weil die gottloſen Menſchen ſie zu einem andren Zwecke gebrauchten, als wozu ſie Gott verordnet hatte. Daſſelbe behaupten wir von den Sakramenten der päpſtlichen Kirche, in welcher, wie wir behaupten, die ganze Handlung Chriſti verändert iſt, ſowohl in der äußerlichen Form, als auch in Zweck und Abſicht. Was Jeſus Chriſtus that und zu thun befohlen hat, iſt offenbar durch die drei Evangelien, welche von dem Sakrament reden, und durch Paulus, was dagegen der Prieſter an ſeinem Altar that, brauchen wir nicht noch zu ſagen. Der Zweck und die Abſicht der Einrichtung Chriſti und weßhalb dieſelbe geübt werden ſoll, wird in dieſen Worten ausgedrückt: „Solches thut zu meinem Gedächtniß. So oft ihr von dieſem Brode eſſet und von dieſem Kelche trinket, ſollt ihr des Herrn Tod verkündigen" (d. h. erzählen, predigen, preiſen) „bis daß er kommt." Aber zu welchem Ende und in was für Meinung die Prieſter ihre Meſſe leſen, das mögen ihre Worte, wie ihrer eigenen Doctoren Schriften bezeugen, nämlich daß ſie als Mittler zwiſchen Chriſtus und ſeiner Kirche Gott dem Vater ein Sühnopfer für die Sünden der Lebendigen und der Todten darbringen, welche Lehre, als läſterlich für Chriſtus und ſein Opfer als ungenügend darſtellend, das zu einem Wohle für die Reinigung Aller, die geheiligt werden, dargebracht iſt, wir durchaus verabſcheuen, verwerfen und zurückweiſen.

23. Wem die Sakramente zugehören.

Wir bekennen, daß die Taufe ſowohl den Kindern der Gläubigen zukommt, als auch denen, welche ſchon bei Jahren ſind und Verſtändniß haben, und ſo verdammen wir die Irrthümer der Anabaptiſten, welche leugnen, daß die Taufe den Kindern zukomme, bevor ſie Glauben und Verſtändniß hätten. Aber des Herrn Abendmahl, bekennen wir, gehört nur denen zu, welche bereits im Glauben ſtehen (as have bein of the houshold of faith), ſich ſelbſt verſuchen und prüfen können, ſowohl was ihren Glauben, als auch ihre Pflichten

gegen den Nächſten betrifft. Die, welche an des Herrn Tiſche ohne Glauben eſſen oder in Streit und Zwietracht mit ihren Brüdern ſind, eſſen unwürdig, und deßhalb geſchieht es, daß in unſern Kirchen unſre Diener öffentliche oder geheime Prüfungen Betreffs der Kenntniß und der Aufführung derer halten, welche zum Tiſche des Herrn Jeſus hinzu gelaſſen werden wollen.

24. Von der bürgerlichen Obrigkeit.

Wir bekennen, daß Kaiſerthümer, Königreiche, Herrſchaften und Städte von Gott eingerichtet und verordnet ſind, daß die Gewalten und Obrigkeiten in denſelben (ſei es der Kaiſer in ihren Kaiſer-, der König in ihren Königreichen, der Herzöge und Fürſten in ihren Herrſchaften oder andrer Obrigkeiten in freien Städten) auf Gottes Ordnung beruhen, angeordnet zur Offenbarung ſeiner eigenen Herrlichkeit und zum beſondern Vortheil und Nutzen der Menſchen, ſo daß, wer den heiligen Stand der bürgerlichen Gewalt abſchaffen oder umſtürzen wollte, welcher nun ſchon lange aufgerichtet iſt, nicht allein, wir wir behaupten, ein Feind des Menſchengeſchlechts iſt, ſondern auch gegen Gottes ausdrücklichen Willen ſtreitet. Wir bekennen ferner, daß ſo diejenigen Perſonen, welche die Gewalt haben, geliebt, geehrt, gefürchtet und im höchſten Anſehn gehalten werden müſſen, weil ſie die Statthalter Gottes ſind, bei deren Berathungen Gott ſelbſt gegenwärtig iſt und urtheilt (ja, auch die Richter und Fürſten ſelbſt richtet) und denen von Gott das Schwert gegeben iſt zu Lob und Vertheidigung der Guten und zur Strafe über die Uebelthäter. Königen und noch mehr Fürſten, Regierern und Magiſtraten, behaupten wir, kommt hauptſächlich und vor allen Dingen die Verbeſſerung und Reinigung der Religion zu, ſo daß ſie nicht allein zur Handhabung der bürgerlichen Ordnung eingeſetzt ſind, ſondern auch zur Aufrechthaltung der wahren Religion und zur Unterdrückung des Götzendienſtes und Aberglaubens aller Art, wie an David, Joſaphat, Hiſkia, Joſia und andren, wegen ihres Eifers in dieſer Hinſicht hochberühmten Leute erſehen werden kann. Und deßhalb bekennen und bezeugen wir, daß diejenigen, welche der höheren Macht (ſobald dieſe thut, was ihres Amtes iſt) widerſtehen, Gottes Ordnung verletzen und deßhalb nicht geduldet werden können. Ferner bekennen wir, daß diejenigen, welche ihnen ihre Hilfe, Rath und Beiſtand verſagen, während die Fürſten und Regierer ſorgfältig ſich bemühen, ihre Pflicht zu thun, daß die ſelben Menſchen ihre Hilfe, Unterſtützung und Rath Gott ſelbſt verſagen, der durch ſeinen Statthalter ſie von ihnen fordert.

25. Die freien Gaben an die Kirche.

Obwohl das Wort Gottes lauter gepredigt, die Sakramente recht verwaltet und die Zucht gemäß dem Worte Gottes die ſicheren und untrüglichen Zeichen der wahren Kirche ſind, ſo meinen wir doch nicht, daß Jeder, der mit einer ſolchen Gemeinde verbunden iſt, ein erwähltes Glied Jeſu Chriſti

ſei. Denn wir bekennen, daß Dornen, Diefteln und Spreu mitten unter den Weizen geſäet werden, aufwachſen und in großem Ueberfluß daliegen mögen, d. h. der Verworfene mag wohl in die Geſellſchaft der Erwählten treten und äußerlich mit ihnen die Wohlthaten des Wortes und der Sakramente gebrauchen; aber da Solche nur für eine Zeit lang Bekenner mit dem Munde und nicht mit dem Herzen ſind, ſo fallen ſie zurück und beharren nicht bis ans Ende, und daher haben ſie keine Frucht des Todes, der Auferſtehung und Himmelfahrt Chriſti. Aber diejenigen, welche aufrichtig mit den Herzen glauben und mit dem Munde den Herrn Jeſus muthig bekennen (wie wir oben geſagt haben) werden auf das Zuverſichtlichſte folgende Gaben empfangen: 1) in dieſem Leben Vergebung der Sünden, und zwar allein durch den Glauben an das Blut Jeſu Chriſti, in der Art, daß, obgleich Sünde unaufhörlich zurückbleibt in unſerm ſterblichen Leibe, ſie uns doch nicht zugerechnet wird, ſondern vergeben und mit Chriſti Gerechtigkeit bedeckt iſt. 2) Im allgemeinen Gericht wird jedem Manne und jedem Weibe Auferſtehung des Fleiſches verliehen werden, denn das Meer wird ſeine Todten heraus geben und die Erde diejenigen, die in ihr liegen, ja, der Ewige, unſer Gott, wird ſeine Hand über den Staub ausſtrecken und die Todten werden hervorgehen unverweslich, und zwar in der Subſtanz deſſelben Fleiſches, das Jedermann jetzt hat, zu empfangen nach ihren Werken Herrlichkeit oder Strafe. Denn diejenigen, welche jetzt in Eitelkeit, Grauſamkeit, Schändlichkeit, Aberglauben oder Götzendienſt hinleben, werden zu unauslöſchlichem Feuer verurtheilt werden, in welchem ſie ewig gequält werden ſollen, ſowohl an ihren Leibern, als auch an ihren Seelen, welche ſie jetzt dem Teufel hingeben, ihm zu allen Schlechtigkeiten zu dienen. Aber was diejenigen betrifft, welche im Gutesthun verharren bis an's Ende, Jeſum Chriſtum muthig bekennen, ſo werden ſeinem verklärten Leibe alle ſeine Auserwählten ähnlich ſein, wenn er zum Gerichte wiederkommen und das Reich Gott dem Vater überantworten wird, welcher dann ſein und immer bleiben wird Alles in Allen Gott geſegnet in Ewigkeit. Ihm nebſt dem Sohne und dem heiligen Geiſte ſei Ehre und Preis jetzt und in Ewigkeit! Amen!

Mache Dich auf, o Herr, und ſchlage Deine Feinde! laß fliehen vor Deinem Angeſichte, die Deinen göttlichen Namen haſſen! Gieb aber Deinen Dienern Kraft, mit Muth zu reden Dein Wort, und laß alle Völker zu Deiner rechten Erkenntniß gelangen!

II.

Knox an seine geliebten Brüder, das Volk von Schottland.

Seinen geliebten Brüdern, dem Volke von Schottland, wünscht Johann Knox Gnade, Barmherzigkeit und Frieden, nebst dem Geiste richtigen Urtheils!

Was ich von der Königin, den Ständen und dem Adel, als den gegenwärtigen Häuptern des Reiches, gefordert habe, das kann ich nicht aufhören, auch von euch zu verlangen, geliebte Brüder, die ihr ja die Gemeinde und der Körper des Staates seid, nämlich daß es euch gefallen möge, ungeachtet des falschen und grausamen Urtheils, welches eure verkehrten Bischöfe gegen mich gefällt haben, mir die Gunst zu erweisen, unparteiisch meine gerechte Vertheidigung anzuhören. Wenn, daß ihr das thut, Gott eure Herzen ernstlich bewegt (wie ich denn nicht zweifle, daß euer Vornehmen zum Preise seines heiligen Namens ausschlagen werde), so bin ich gewiß, daß ihr sammt euren Nachkommen davon ganz besonderen Trost, Erbauung und Gewinn haben werdet. Denn wenn ihr hören werdet, um was es sich handelt, so werdet ihr leicht einsehen und erkennen, auf welchem Grunde der Glaube ruht, der jetzt unter euch mit Feuer und Schwert verfolgt wird. Was mich anbetrifft, so bin ich auf das Festeste überzeugt, daß Alles, was in der päpstlichen Kirche getrieben wird, mit Christi segensreicher Ordnung streitet und Nichts ist, als tödtliches Gift, und — wer davon trinket, der trinket sich, wie ich ebenfalls fest überzeugt bin, damit Tod und Verdammniß, es sei denn, daß er durch aufrichtige Umkehr zu Gott davon gereinigt wird. Aber weil nun durch das lange Stillschweigen des Wortes Gottes in allen Klassen der Menschen Unwissenheit eingerissen ist, und weil Unwissenheit, verbunden mit langer Gewohnheit, in Mancher Herzen den Aberglauben befestigt hat, deßhalb verlange ich im Namen unseres Herrn Jesu Christi, daß ich Gehör finde sowohl von eurer Seite, als des Volkes, meine Brüder, als auch von Seiten des Adels und der Stände des Reiches, damit ich für die öffentliche Predigt hinreichend Raum habe, um meine Meinung über alle religiösen Streitigkeiten in dieser Zeit aussprechen zu können. Und ferner wünsche ich, daß ihr mit dem Adel gemeinsame Sache machet und eure Bischöfe und Geistliche zwinget, ihre Tyrannei fahren zu lassen, und eben so, daß ihr, um bessere Zuversicht und Belehrung für eure Gewissen zu haben, eure besagten Bischöfe und falschen Lehrer zwingt, nach Gottes Wort auf diejenigen Beschuldigungen und Anklagen zu antworten, welche gegen ihre nichtige Religion, ihre falsche Lehre, ihr sündiges Leben und ihre lästerlichen Reden

erhoben werden. Ich weiß, daß mir der Vorwurf gemacht werden wird, ich fordre etwas Unvernünftiges von euch, nämlich eure Religion in Zweifel zu ziehen, welche durch ſo lange Dauer und die Zuſtimmung ſo vieler Menſchen vor euch beſtätigt und befeſtigt ſei. Aber darauf antworte ich kurz, daß weder die lange Dauer der Zeit, noch die Menge der Menſchen genügend iſt, um unſre Religion als vor Gott giltig zu beglaubigen. Denn wie einige der älteſten Schriftſteller bezeugen, kann weder die lange Folge der Zeit einen Irrthum rechtfertigen, noch kann durch die Menge derer, welche ihm anhangen, ſein Weſen verändert werden. Sondern wenn es ein Irrthum im Anfang war, ſo iſt's auch ein ſolcher am Ende, und je mehr ihn annehmen, deſto verderblicher iſt er und um ſo mehr muß man ihn fliehen. Denn wenn Alter oder die Menge der Menſchen eine Religion rechtfertigen könnte, ſo wäre der Götzendienſt der Heiden oder der Frevel der Türken eine gute Religion, denn das Alter billigt die einen und eine große Menge hat den andern angenommen und vertheidigt.

Aber es werden auch wohl fromme Menſchen ſich wundern, aus welcher Quelle die Meinung fließt, daß Niemand ſeinen Glauben und ſeine Religion an Gottes Wort prüfen dürfe, ſondern ruhig Alles glauben und annehmen müſſe, was Alter und eine große Menge gebilligt hat. Der Geiſt Gottes lehret es uns anders. Denn die Weisheit Gottes, Jeſus Chriſtus ſelbſt, verweiſt ſeine Gegner auf Moſes und die Propheten, um an ihnen zu prüfen, ob ſeine Lehre von Gott ſei oder nicht. Die Apoſtel Paulus und Petrus gebieten den Menſchen, die Religion, welche ſie bekennen, an Gottes klarem Worte zu unterſuchen, und preiſen Diejenigen, welche Solches thun. St. Johannes gebietet geradezu, daß wir nicht einem jeden Geiſte glauben ſollen, ſondern er will, daß wir die Geiſter prüfen, ob ſie aus Gott ſind oder nicht. Nun, weil dem ſo iſt, daß dieß klare Zeugniß des heiligen Geiſtes uns befielt, unſern Glauben und unſere Religion nach Gottes offenbarem Wort zu prüfen, ſo iſt es ein Wunder, daß die Papiſten nicht einwilligen wollen, daß ihre Religion und Lehre demſelben zur Prüfung unterworfen werde. Wenn der Ausſpruch Chriſti wahr iſt (und er iſt durchaus wahr, weil er aus der Wahrheit ſelbſt kommt), daß wer böſe iſt, das Licht haſſet, und nicht an das Licht kommt, damit ſeine böſen Werke nicht geoffenbaret und beſtraft werden, ſo verdammen unſere Papiſten durch ihre eigene Meinung ſich ſelbſt und ihre Religion. Denn in ſofern ſie eine Unterſuchung und Prüfung verweigern, erklären ſie, daß ſie wohl einige ihrer Fehler kennen, welche das Licht an den Tag bringen würde; dieß iſt die Urſache ihrer Furcht und weßhalb ſie an ihr Vorrecht ſich anklammern, daß Niemand über ihre Religion disputiren darf, die Wahrheit und Aufrichtigkeit, ähnlich dem feinen, geläuterten Golde, fürchtet nicht die Feuerprobe, aber die Stoppeln und die Spreu der Menſchenerfindungen, wie ihre Religion, können die Flammen des Feuers nicht aushalten. Es iſt wahr, daß Mahomet den Be-

fehl gegeben hat, daß Niemand bei Todesſtrafe über den Grund ſeiner Religion disputiren oder denſelben unterſuchen ſoll, und dieß Geſetz ward durch Satans Liſt bis auf den heutigen Tag von den Türken beobachtet, zu ihrer eigenen tödtlichen Verblendung und zu ſchrecklicher Läſterung Jeſu Chriſti und ſeiner wahren Religion. Und von Mahomet (oder vielmehr vom Satan, dem Vater aller Lügen) hat der Papſt und ſeine Geſindel dieß gelernt, nämlich daß über ihre Religion niemals disputirt werden darf, ſondern was die Väter geglaubt haben, das ſollen und müſſen die Kinder billigen. Und in ſolcher Liſt ermangelt der Satan der Vorſicht nicht. Denn Nichts hat mehr die Herrſchaft des römiſchen Antichriſten befeſtigt, als dieſe höchſt arge Verordnung, nämlich daß Niemandem erlaubt war, über ſeine Macht nachzudenken und ſeine Geſetze in Zweifel zu ziehen. Das iſt gewiß, daß, wenn jemals die päpſtliche Religion einer Prüfung unterzogen wird, daß ſie dann erfunden werden wird als eine ſolche, die keinen anderen Grund hat, als die Mahomets, nämlich menſchliche Erfindung, Liſt und Träumerei mit einem Firniß von Gottes Wort überſtreichen. Und deßhalb, Brüder, weil es mit der Religion iſt, wie ſich der Magen zum Körper verhält, daß, wenn dieſer verderbt iſt, er alle Glieder vergiftet, ſo iſt es nöthig, daß ſie geprüft werde, und wenn ſie erfunden wird als mit verderblichen Säften angefüllt, ich meine, mit Menſchenerfindungen, dann iſt es nothwendig, daß dieſelbe gereinigt werde, ſonſt wird Seele und Leib für immer verderben.

Dieſerhalb wollte ich, ihr wäret auf das Feſteſte überzeugt, daß eine verdorbene Religion das ganze Leben des Menſchen befleckt, ſcheine ſie noch ſo heilig zu ſein. Auch möchte ich nicht, daß ihr meintet, die Sorge für die Religion und ihre Verbeſſerung komme euch weniger zu, weil ihr weder Könige, Regierer, Richter, Adlige ſeid, noch Gewalt habt. Geliebte Brüder, ihr ſeid Gottes Geſchöpfe, geſchaffen und gemacht zu ſeinem eigenen Bilde und Gleichniß, für deren Errettung das theure Blut ſeines eingebornen geliebten Sohnes vergoſſen iſt, welchen er ſein Evangelium und frohe Botſchaft zu predigen befohlen und für die er die himmliſche Erbſchaft bereitet hat, möchtet ihr deßhalb doch ja die Mittel nicht halsſtarrig zurückweiſen und verachten, welche er verordnet hat, um das Erbe zu erlangen, nämlich ſein geſegnetes Evangelium, welches er euch jetzt anbietet, damit ihr gerettet werden möget. Denn das Evangelium und die frohe Botſchaft vom Reiche Gottes, lauter gepredigt, iſt die Kraft Gottes zur Seligkeit für Alle, ſo daran glauben, welche zu glauben und anzunehmen ihr, das Volk, nicht weniger berufen ſeid, als eure Regenten und Fürſten. Denn obwohl Gott einen Unterſchied zwiſchen dem Könige und den Unterthanen, den Regierenden und dem Volke angeordnet hat, was das Regiment und die Verwaltung der bürgerlichen Angelegenheiten betrifft, ſo hat er in der Berufung zum ewigen Leben doch Alle gleich gemacht. Denn ſo wie an Jeſus Chriſtus die Juden kein größeres Vorrecht haben, als die Heiden, der Mann als die Frau, der Gelehrte

als der Ungelehrte, der Herr als der Knecht, ſondern Alle eins in ihm ſind, ſo giebts auch nur einen Weg und ein Mittel, um zur Theilnahme an ſeinen Wohlthaten und geiſtlichen Gaben zu gelangen, nämlich ein lebendiger Glaube, der durch die Liebe thätig iſt. Und deßwegen ſage ich, geliebte Brüder, daß es nicht weniger euch zugehört, verſichert zu ſein, daß euer Glaube und eure Religion auf das wahre und unzweifelhafte Wort Gottes gegründet ſei, als euren Fürſten und Regierern. Denn wie euer Körper dem leiblichen Tode nicht entgehen kann, wenn ihr mit euren Fürſten und Regierern tödtliches Gift eſſet und trinket (ſei es aus Unwiſſenheit oder Nachläſſigkeit), ſo werdet ihr auch nicht dem ewigen Tode entgehen, wenn ihr mit ihnen eine verderbte Religion bekennet. Ja, ohne daß ihr im Herzen glaubt und mit dem Munde bekennet, daß Jeſus Chriſtus der einzige Erretter der Welt ſei, welches ihr nicht könnt, wenn ihr nicht das angebotene Evangelium annehmet, ſo könnt ihr dem Tode und der Verdammniß nicht entgehen. Denn ſo wie der Gerechte durch ſeinen eigenen Glauben lebt, ſo verdirbt der Ungläubige durch ſeinen Unglauben, und ſo wie der wahre Glaube durch die lautere Predigt des Evangeliums Chriſti in den Herzen von Gottes Auserwählten erweckt, genährt und unterhalten wird, ſo wird Untreue und Unglaube begünſtigt durch Verbergung und Unterdrückung derſelben. Und wenn ihr alſo das ewige Leben ſucht, ſo müßt ihr prüfen, ob ihr im Glauben ſeid, und wenn ihr eines wahren Glaubens ſicher ſein wollt, ſo muß euch nothwendig Jeſus Chriſtus wahr gepredigt werden. Und dieß iſt die Urſache, theure Brüder, weßhalb ich ſo oft wiederhole und ſtandhaft behaupte, daß es euch nicht weniger zugehört, als euren Königen oder Fürſten dafür zu ſorgen, daß Jeſus Chriſtus wahr unter euch gepredigt werde, weil ohne ſeine rechte Erkenntniß Keiner von euch Beiden zum Heile gelangen kann. Dieß iſt der Punkt, worin, ſage ich, alle Menſchen gleich ſind.

So wie Alle von Adam abſtammen und durch deſſen Sünde und Ungehorſam der Tod in die Welt gekommen iſt, ſo geziemt es Allen, welche das ewige Leben erhalten ſollen, einverleibt zu werden dem Einen, nämlich dem Herrn Jeſus, welcher, da er gerecht iſt, durch ſeine Erkenntniß Viele gerecht macht, nämlich Alle, die aufrichtig an ihn glauben.

Ueber dieſe Gleichheit, daß Gott von dem Unterthanen, ſei er noch ſo arm, in Sachen der Religion Nichts weniger fordert, als von dem Fürſten und reichen Leuten, hat er im Geſetze Moſis eine deutliche Erklärung gegeben. Als nämlich die Stiftshütte gebaut, eingerichtet und in Ordnung gebracht war, beſtimmte Gott, wie ſie und Alles, was zu ihr gehörte, erhalten werden ſolle, damit ſie nicht in Verfall gerathe. Und dieſe Unterhaltungskoſten (obſchon Himmel und Erde ſeinem Befehle gehorchen) wollte er nicht von den geheimen und verborgenen Schätzen nehmen, welche zerſtreut liegen in den Adern der Erde, noch wollte er ſie nehmen von den Reichen und Mächtigen ſeines Volkes, ſondern er befahl, daß Jedermann von den Söhnen Iſraels, ob reich oder arm, wenn er in das Alter von 20 Jahren und dar-

über käme, jährlich einen halben Säckel als Opfergabe für den Herrn zur Erinnerung an ihre Erlöſung und als Sühnopfer oder Löſegeld für ihre Seelen geben ſollte, welches Geld nach Gottes Befehl zum Schmuck und zu den Bedürfniſſen der Stiftshütte verwendet werden ſollte. Ferner gab er die Vorſchrift, daß die Reichen zu dieſem Behuf nicht mehr geben ſollten, als die Armen, noch daß die Armen in dieſer Hinſicht weniger darreichen ſollten, als die Reichen. Dieß Geſetz mag nach menſchlichem Urtheil ſehr unvernünftig erſcheinen. Denn einige Reiche hätten ja eher tauſend Säckel, ohne es zu fühlen, geben können, als ein Armer einen halben, aber Gott machte doch Alle gleich, und wollte, daß der Eine nicht mehr, als der Andre, der Arme nicht weniger, als der Reiche bezahlen ſollte. Dieß Geſetz, ſage ich, mag ſehr unbillig erſcheinen. Aber wenn wir den Grund, den Gott angiebt, in Erwägung ziehen, ſo müſſen wir darin die große Gnade und unſchätzbare Weisheit Gottes erkennen, dieſer Grund iſt in folgenden Worten enthalten:

„Dieß Geld, von den Kindern Iſraels empfangen, ſollſt du geben zum Dienſt der Hütte, auf daß es für die Kinder Iſraels eine Erinnerung an ihren Herrn ſei, daß er euren Seelen gnädig ſein will."

Dieſer Fall, ſage ich, beweist augenſcheinlich, daß, ſo wie das ganze Volk durch die Allmacht Gottes allein aus der Sklaverei Aegyptens befreit war, ſo war jedes Glied desſelben ohne Anſehn der Perſon durch ſeine Gnade geheiligt und in dieſer Hinſicht der Reiche dem Armen in Nichts vorgezogen, denn nicht das Verdienſt oder die Würdigkeit der Menſchen bewog ihn, ſie zu erwählen und ſeine Wohnung unter ihnen zu nehmen. All ihr Heil, ihr Vorzug und die Ehre vor allen andern Nationen entſprang allein aus dem Quell ſeiner ewigen Güte, welche ſie frei liebte, ſo daß er frei ſie aus allen Nationen der Erde erwählt hatte, ſein prieſterliches Königreich und heiliges Volk zu ſein. So ſie zu ehren, daß er in ihrer Mitte wohnen wollte, dazu war er, ſage ich, weder durch die Weisheit der Weiſen, noch durch den Reichthum der Mächtigen, noch durch die Tugend oder die Heiligkeit irgend eines Standes unter ihnen bewogen, ſondern aus lauter Gnade liebte er ſie und mit ſeiner Gegenwart ehrte er das ganze Volk, und deßhalb, um ihnen Allen ſeine allgemeine Liebe vor Augen zu ſtellen und jede Gelegenheit zu Streit und Gewiſſenszweifeln abzuſchneiden, wollte er zur Unterhaltung der Stifshütte, durch welche ſeine Gegenwart und Wohnung unter ihnen verſinnbildlicht würde, von den Reichen nicht mehr nehmen, als von den Armen. Denn wenn der Reiche dem Armen vorgezogen worden wäre, ſo würde Jener vor Stolz aufgebläht worden ſein, als wenn er durch ſeine reichere Gabe vor Gott angenehmer ſei, und eben ſo würde das Gewiſſen des Armen beunruhigt und geängſtigt worden ſein, in dem Gedanken, daß ſeine Armuth ein Hinderniß ſei, bei Gott in der völligen Gunſt zu ſtehen, wie der Reiche, weil er nicht fähig ſei, ſo viel zur Unterhaltung der Hütte zu geben, wie Jener. Aber er, der aus Gnade (wie geſagt) ſeine Wohnung

unter ihnen nahm und der am beſten weiß, was im Menſchen iſt, beſtimmte das Heil für den Einen, wie für den Anderen, in dieſer Beziehung ſie gleich machend, die doch in andern Dingen ſo ſehr ungleich waren. Denn wenn der Arme ſich durch die Taxe beſchwert gefühlt hätte und darüber, daß ihm ſo viel aufgelegt ſei, als dem Reichen, ſo hätte er doch nicht weniger Urſache zur Freude darüber gehabt, daß Gott ihm in Betreff der Unterhaltung der Stiftshütte mit den Reichſten und Mächtigſten in Iſrael gleich geachtet und gleich geſtellt hatte. Wenn nun dieſe Gleichheit bei der Unterhaltung der vergänglichen Stiftshütte von Gott befohlen worden iſt, die doch nur ein Schatten von dem Beſſeren war, das kommen ſollte, iſt nicht dieſelbe auch von uns gefordert, die wir jetzt das Weſen haben, nämlich Jeſus Chriſtus, welcher, angethan mit unſrer Natur, zum Immanuel gemacht worden iſt, d. i. Gott mit uns! Obgleich ſein natürlicher Leib in den Himmel aufgenommen iſt, wo er bleiben muß, bis Alles erfüllt iſt, was die Propheten geweiſſagt haben, ſo hat er doch verſprochen, bei uns zu ſein bis an das Ende der Welt.

Und zu dieſem Zwecke und zu größerer Verſicherung ſeines Verſprechens hat er unter uns hier auf Erden die Zeichen ſeiner eigenen Gegenwart bei uns aufgerichtet, ſeine geiſtliche Stiftshütte, nämlich die lautere Predigt ſeines Wortes und die rechte Verwaltung ſeiner Sakramente. Zu deren Aufrechterhaltung iſt der Unterthan nicht weniger verbunden, als der Fürſt, der Arme nicht weniger, als der Reiche. Denn wie der Preis, der für Vieler Erlöſung gegeben, derſelbe iſt, ſo fordert Gott von euch vor Allen, welche Theilhaber der Gnade ſein ſollen, dieſelbe Pflicht, nämlich das aufrichtige Bekenntniß, daß wir allein durch Jeſum Chriſtum wieder erlangt haben, was in Adam verloren gegangen iſt. Von dem Fürſten fordert Gott, daß er ſich ſelbſt verleugne und Chriſto nachfolge, und von den Unterthanen fordert er ganz dasſelbe. Von den Königen und Richtern wird verlangt, daß ſie „den Sohn küſſen," d. h. daß ſie ihm Ehre, Gehorſam und Unterwerfung zollen, aber von ſolcher Ehrerbietung nimmt Gott auch den Unterthanen nicht aus, der gerettet werden ſoll. Und dieß iſt die Gleichheit, die zwiſchen Königen und Unterthanen, zwiſchen den Reichſten oder Vornehmſten und den Aermſten und Leuten des niedrigſten Standes beſteht, nämlich ſo wie der Eine verpflichtet iſt, im Herzen zu glauben und mit dem Munde zu bekennen, daß Jeſus Chriſtus der Herr und der einzige Heiland der Welt iſt, alſo auch der Andre. Weder iſt Jemand von Gottes Kindern (wenn ſie die Jahre der Unterſcheidung erreicht haben) ſo arm, daß er nicht zur Erhaltung und zum Schmuck der geiſtlichen Stiftshütte beitragen ſollte, wenn es die Noth erfordert, noch Jemand ſo reich, daß Gott von ſeiner Hand mehr verlangt hätte. Denn obgleich David große Mittel ſammelte zum Bau des Tempels, obgleich Salomo mit großem Fleiß und unglaublichen Koſten denſelben aufrichtete und vollendete, obgleich Hiskia und Joſia die Religion

reinigten, welche vorher verunreinigt worden war, ſo war ihnen doch Gott mit ſeiner Gnade um deßwillen nicht näher, als dem Niedrigſten aus der gläubigen Nachkommenſchaft des gläubigen Abraham. Denn ihr Fleiß, ihr Eifer und ihre Werke legten vielmehr nur vor den Menſchen ein Zeugniß und Bekenntniß davon ab, welche Ehrfurcht ſie vor Gott hatten, welche Liebe zu ſeinem Worte und welche Verehrung für ſeine Religion, nicht aber daß eins der Werke, die ſie thaten, ihnen das Wohlgefallen und die Gnade Gottes verdient hätte, ſondern er liebte ſie frei in Chriſto ſeinem Sohne, ehe der Welt Grund geleget war. Wie nun jene eben Genannten durch ihre Werke ein Zeugniß ihres aufrichtigen Glaubens geben, ſo thut dasſelbe auch der Aermſte, der aufrichtig und offen Jeſus Chriſtus bekennt, ſeine fröhliche Botſchaft annimmt, Aberglauben aber und die Abgötterei verabſcheut und flieht.

Der Aermſte und Niedrigſte, der in dieſen Tagen ſchrecklicher Verfolgung feſt an Chriſtus glaubt und ihn vor dieſem argen Geſchlechte muthig bekennt, iſt nicht weniger angenehm vor Gott, noch hat er vor Gottes Angeſichte weniger gethan in Beförderung der Sache Chriſti, als der König, welcher durch das Schwert und die Macht, die er von Gott empfangen hat, den Götzendienſt ausrottet und ſo die Ehre Chriſti befördert. Doch um auf meine frühere Behauptung zurückzukommen, wird, ſage ich, von den Unterthanen nicht weniger gefordert, an Chriſtus zu glauben und ſeine wahre Religion zu bekennen, als von den Fürſten und Königen, und deßhalb behaupte ich, daß es euch vor Gottes Angeſicht nicht entſchuldigt, wenn ihr vorgebt, ihr ſeiet keine Häupter und Regenten und deßhalb komme auch die Sorge für die Religion und ihre Verbeſſerung euch nicht zu.

Ihr, theure Brüder, ſeid, wie geſagt, die Geſchöpfe Gottes, geſchaffen zu ſeinem Bilde und Gleichniß, welchen befohlen iſt, auf die Stimme eures himmliſchen Vaters zu hören, ſeinen Sohn Jeſus Chriſtus anzunehmen und dagegen alle Lehren und alle Religion zu fliehen, welche er nicht durch ſeinen eigenen, in ſeinem ſegensreichen Worte geoffenbarten Willen gebilligt hat. Nach ſeinem Willen und Befehle werdet ihr, wenn ihr als ungehorſam erfunden würdet, in eurer Bosheit umkommen, als widerſpänſtige und verſtockte Knechte, welche keine Luſt haben, dem heiligen Willen ihres oberſten Herrn zu gehorchen, der ſo liebevoll Gehorſam von ihnen fordert. Und deßhalb, Brüder, kommt es in dieſer Beziehung euch zu, wachſam und thätig zu ſein. Denn die Frage betrifft keine irdiſchen Dinge, welche, wenn ſie auch wohl mit Gefahren verbunden zu ſein ſcheinen, doch durch Fleiß und den Verlauf der Zeit wohl noch eine günſtige Wendung nehmen mögen, ſondern es handelt ſich um das Verderben eures Leibes und eurer Seele und um den Verluſt des ewigen Lebens, welches, einmal verloren, nie wieder erlangt werden kann. Und deßhalb, ſage ich, kommt es euch zu, achtſam und thätig in dieſer ſo wichtigen Sache zu ſein, damit ihr nicht, indem ihr die Gelegenheit, die Gott euch darbietet, vorüber gehen laßt, hernachmals mit Seufzern und

Thränen nach einer ähnlichen verlangt und ſie euch doch nicht zu Theil wird. Aber damit es euch nicht verborgen bleibe, welche Gelegenheit ich meine, ſo will ich es euch mit wenigen Worten ſagen.

Nicht ich allein, ſondern auch verſchiedene andre fromme und gelehrte Männer bieten euch unſre Dienſte an, euch treu in den Wegen unſres, des ewigen Gottes und in der Lauterkeit ſeines Evangeliums zu unterweiſen, welches zu dieſer Zeit durch das verfluchte Geſchlecht des Antichriſts (ich meine, durch den Papſt und ſeine gottloſen Prieſter) beinahe ganz vor den Augen der Leute verborgen gehalten wird. Wir bieten euch an, unſer Leben für das Heil eurer Seelen zu wagen und an dem offenbaren Gotteswerk, die Religion, welche unter euch jetzt mit Feuer und Schwert aufrecht erhalten wird, als nichtig, falſch und teufliſch darzuthun. Wir fordern Nichts von euch, als daß ihr geduldig unſre Lehre anhört, welche nicht die unſrige, ſondern die Lehre von der Seligkeit iſt, die durch den eingebornen Sohn Gottes iſt geoffenbaret worden, und daß ihr unſre Gründe unterſuchet, mit welchen wir uns zu beweiſen erbieten, daß die päpſtliche Religion vor Gott ein Gräuel iſt. Und endlich fordern wir, daß durch eure Macht dieſe ſchrecklichen Beſtien (ich meine, Prieſter und Mönche) gezügelt werden, bis wir unſre Meinung ausgeſprochen haben in Betreff aller in dieſer Zeit ſtreitigen Religionsſachen. Wenn ihr mir dieß in der Furcht Gottes bewilligt, und ebenſo es auch Anderen zugeſteht, welche mit lauterem Herzen es zu eurem Heile und zur Ehre Gottes fordern, ſo bin ich gewiß, daß ihr von Gott geſegnet werdet, was auch immer der Satan gegen euch erfinden möge. Aber wenn ihr Gott verachtet und den zurückweiſt, der euch ſo liebevoll Heil und Leben anbietet, ſo werdet ihr weder zeitlicher Plage entgehen, welche bald über euch kommen wird, noch auch der Qual, die dem Teufel und ſeinen Engeln bereitet iſt, es ſei denn, daß ihr durch ſchnelle Reue zu dem Herrn zurückkehrt, den ihr jetzt zurückweiſen würdet, wenn ihr die Boten ſeines Wortes im Stiche laßt.

Noch aber, glaube ich, zweifelt ihr, was ihr thun ſollt in einer ſo wichtigen Sache. Mit wenigen Worten will ich euch ſagen, was ich meine. Ihr müßt die Ehre Gottes, die Beförderung des Evangeliums Chriſti und die Errettung eurer Seelen allen irdiſchen Dingen vorziehen, und ihr dürft, obgleich ihr Unterthanen ſeid, geſetzlich von euren Vorgeſetzten, ſei es der König, ſeien es eure Herren, Regierer und Gewalthaber, fordern, daß ſie euch mit treuen Predigern verſorgen und ſolche entfernen, die unter dem Namen von Hirten die Heerde verſchlingen und zerſtreuen und nicht ſie weiden, wie Jeſus Chriſtus es befohlen hat. Und wenn in dieſem Falle eure Vorgeſetzten nachläſſig ſind oder ſogar verlangen, daß ihr Tyrannen in ihrer Tyrannei aufrecht erhalten ſollt, ſo mögt ihr gerechter Weiſe euch ſelbſt mit treuen Predigern verſorgen, ſei es in euren Flecken, Städten oder Dörfern, dieſelben unterhalten und ſie vertheidigen gegen Alle, welche ſie verfolgen und

ſich dadurch bemühen, euch um die troſtreiche Nahrung für eure Seelen, um die treue Predigt des Evangeliums Jeſu Chriſti zu betrügen.

Ihr mögt überdies die Zehnten und Einkünfte zurückhalten, welche eure falſchen Biſchöfe und Prieſter bisher ungerechter Weiſe von euch bezogen haben, bis zu der Zeit, wo ſie gezwungen werden, ihren Beruf und deſſen Pflichten gewiſſenhaft auszuüben, nämlich euch Jeſus Chriſtus lauter zu predigen, ſeine Sacramente recht zu verwalten, in Uebereinſtimmung mit ſeiner eigenen Einſetzung, und ſo für die Seligkeit eurer Seelen zu wachen, wie es von Jeſus Chriſtus ſelbſt und von ſeinen Apoſteln Paulus und Petrus gefordert wird. Wenn Gott eure Herzen antreibt, in ſeiner wahren Furcht dieß Alles zu beginnen und es von euren Vorgeſetzten zu fordern und zu begehren, was ihr mit vollem Rechte thun könnt, dann zweifle ich nicht, daß er in ſeiner großen Güte und freien Gnade die Augen eures Geiſtes erleuchten und daß ſeine unzweifelhafte Wahrheit eures Fußes Leuchte ſein wird, euch auf alle die Wege zu leiten, welche ſeine göttliche Weisheit billigt. Er wird eure Feinde zittern machen vor eurem Angeſichte, er wird aufrichten ſein geſegnetes Evangelium unter euch zur Seligkeit und zu ewigem Troſte für euch ſelbſt und eure Nachkommen. Aber wenn (was Gott verhüten möge) die Liebe der Freunde, die Furcht vor euren Fürſten, die Weisheit der Welt euch von Gott und ſeinem Sohne Jeſus Chriſtus abwenden ſollten, ſo ſeid feſt überzeugt, daß ihr den Becher ſeines Zornes trinken müßt, und zwar ſo Viele, fürwahr, als dieſen liebevollen Ruf unſeres himmliſchen Vaters verachten und verſchmähen. Es wird euch nicht entſchuldigen, theure Brüder, vor dem Angeſichte Gottes, noch auch wird es euch Etwas nützen in den Tagen ſeiner Heimſuchung, zu ſagen: „Wir waren nur einfache Unterthanen, wir konnten die Fehler und Laſter unſrer Oberen, Biſchöfe und Prieſter nicht beſſern; wir verlangten nach Beſſerung und wünſchten dieſelbe, aber die Brüder der Lords waren Biſchöfe, ihre Söhne waren Aebte und die Freunde der Großen waren im Beſitz der Kirche, und ſo waren wir gezwungen, Allem zu gehorchen, was ſie forderten". Dieſe leeren Entſchuldigungen ſage ich, werden euch vor dem Angeſichte Gottes Nichts nützen, welcher nicht weniger von den Unterthanen, als von den Regenten fordert, daß ſie von dem Böſen ablaſſen und Gutes thun, daß ſie entſagen dem Götzendienſt, dem Aberglauben, den Läſterungen, dem Morde und anderen ſolchen ſchrecklichen Laſtern, welche ſein Geſetz verbietet und die doch nichts deſto weniger öffentlich getrieben und hinterliſtig vertheidigt werden in dieſem beklagenswerthen Lande. Und wenn ihr denkt, ihr wäret unſchuldig, weil ihr nicht die Hauptanſtifter ſolcher Bosheiten ſeid, ſo ſeid ihr höchlichſt betrogen. Denn Gott beſtraft nicht blos die Hauptthäter, ſondern auch diejenigen, welche das Böſe billigen und Alle billigen daſſelbe, welche, wenn ſie die Gottloſigkeit vor Augen ſehen, nicht das Zeugniß ablegen, daß ihnen dieſelbe mißfällt. Um dieſe Sache recht in das Licht zu ſtellen: wenn eure Fürſten und Regenten mit euren Biſchöfen

mit schuldig sind an all der begangenen Abgötterei und dem unschuldigen Blute, welches um des Zeugnisses der Wahrheit Christi willen vergossen ist, weil sie dieselben in ihrer Tannei unterstützt haben, so seid ihr (ein Jeder von euch, der kein offenes Bekenntniß vom Gegentheil ablegt) derselben Verbrechen mit euren Fürsten und Regenten schuldig, weil ihr dieselben unterstützet und in ihrer blinden Wuth erhaltet und nicht erklärt, daß ihr ihre Tyrannei verachtet.

Diese Lehre, das weiß ich wohl, befremdet die blinde Welt, aber die Wahrheit derselben ist geoffenbart worden in allen ernsten Strafgerichten vom Anfang der Welt an. Wenn die erste Welt durch Wasser unterging, wenn Sodom und Gomorrha durch Feuer verzehrt, und endlich wenn Jerusalem auf schreckliche Weise zerstört wurde, meint da wohl Jemand, daß Alle gleich böse waren in den Augen der Welt? Es ist augenscheinlich, daß sie es nicht waren, wenn sie nach ihren äußerlichen Handlungen gerichtet wurden. Denn einige waren jung und konnten noch keine Grausamkeiten verüben, noch sich beflecken durch unnatürliche und viehische Lüste, Andre waren fromm und edel von Natur und dürsteten nicht nach dem Blute Christi, noch nach dem seiner Apostel. Aber entgingen wohl Einige der Strafe und Rache, welche über die Menge kam? Laßt die Schrift zeugen und betrachtet die Erzählungen, welche klar bezeugen, daß durch das Wasser alles Fleisch auf Erden umkam (Noah und seine Familie ausgenommen), daß Niemand in Sodom und den andern umliegenden Städten entrann, außer Lot und seinen beiden Töchtern. Und unzweifelhaft ist es, daß in der berüchtigten Stadt Jerusalem bei der letzten schrecklichen Zerstörung Niemand der Rache Gottes entkam, wenn nicht diejenigen, die schon vorher zerstreut worden waren. Und was ist die Ursache solcher Strenge, da doch nicht alle gleiche Uebelthäter waren? Laßt doch das Fleisch aufhören, mit Gott zu rechten! und möchten doch die Menschen an diesen Beispielen lernen, bei Zeiten die Gesellschaft und Gemeinschaft der stolzen Verächter Gottes zu fliehen, auf daß sie nicht am Ende mit in ihre Strafe gerathen. Der Grund ist klar, wenn wir uns ohne Murren dem Gerichte Gottes unterwerfen wollen, welches in sich selbst heilig und gerecht ist. Denn in der ersten Welt wurde Niemand gefunden, der der Tyrannei und Grausamkeit, welche allgemein geübt wurde, widerstanden, noch dieselbe ernstlich getadelt hätte. In Sodom gab es Keinen, der der wüthenden und viehischen Menge entgegen getreten wäre, welche das Haus Loth's umringte und belagerte. Doch wollte Loth nicht glauben, daß die Stadt zerstört werden würde. Und endlich in Jerusalem war Niemand, der sich bemüht hätte, die Tyrannei der Priester zu unterdrücken, welche sich gegen Christum und sein Evangelium verschworen hatten, sondern Alle verzagten (ich nehme immer Solche aus, welche durch ihr Blut oder ihre Flucht Zeugniß gaben, daß solche Gottlosigkeit ihnen mißfiel), Alle beobachteten Stillschweigen, durch welches sie die Bosheit billigten, und reichten ihre Hände den Tyrannen, und so vereinigte sich dann Alles zu einem